Die Gesellschaft

Digitized by Google

53 Portraits
C.

SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

A7
30
.G3

Hans G. Ludvigs.

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1892. Zweites Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

K. K. Hofbuchhändler.

Dunning
Heyer
12-9-35
31146

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Arent, Wilhelm, Mein alter ego 711
Avari, E., Im Dorf 593
Barſch, Paul, Wilhelm Arent 707
Bleibtreu, Karl, Die Wahrheit über den 18. Auguſt 1870 749
Conrad, M. G., Das lächerliche Berlin 403
Die Herrgottſchwätzer 549
Moderne Beſtrebungen 681
Aus dem Münchener Kunſtleben 635, 783
Dehmel, Richard, Die neue deutſche Alltagstragödie 475
Dichteralbum, Unſer (mit Beiträgen von Wilhelm Arent, Carl Buſſe, M. G. Conrad, Richard Dehmel, Georg Egeſtorff, Guſtav Falke, Hugo Grothe, Max Hoffmann, Detlev v. Liliencron, Julius Litten, G. Ludwigs, Peter Merwin, Joh. Öhquiſt, Heinz Oſſer, Heinrich v. Reder, Georg Barthel Roth, V. Rudloff, A. v. Sommerfeld, Günther Walling) 433, 583, 714
Du Prel, Karl, Deutſcher Schriftſteller und amerikaniſcher Flibuſtier 633
Frankenſtein, Dr. Kuno, Die Wohnungsnot der arbeitenden Klaſſen in den Großſtädten 554
George, Henry, Erſte Grundſätze 692
Grothe, Hugo, Berliner Theater 518, 638
Halbe, Max, Der Dramatiker Reinhold Lenz 568
Kritik: 521, 642, 793
Dramen 652, 798. — Franzöſiſche Litteratur 535, 669, 805. — Holländiſche Litteratur 539. — Kunſtwiſſenſchaftliches 661. — Litteraturgeſchichte 530, 660. — Lyriſche und epiſche Dichtungen 525, 649, 796. — Philoſophie und Geſchichte 662, 801. — Polniſche Litteratur 808. — Portugieſiſche Litteratur 540. — Romane und Novellen 521, 642, 793. — Skandinaviſche Litteratur 543, 676. — Soziale Litteratur 655. — Spaniſche Litteratur 673. — Theaterlitteratur 663. — Vermiſchte Schriften 532, 664, 804. — Vermiſchtes 547, 679, 809.
Langmann, Philipp, Die Hummel 607
Ludwigs, G., Erſtickt 447
Merian, Hans, Zu Liliencrons neuem Bild 565
Leipziger Theater 788

Digitized by Google

Seite

Real, Max, Eigenes Blut 731
Rodnagel, Ernſt Otto, Hans G. Ludwigs 424
Pfungſt, Arthur, Der Alchymiſt 614
Pilf, Traugott, Glück im Vorübergehen 723
Pudor, Dr. Heinrich, Der Erziehungswert der Muſik 512
Schupp, Falk, L'avenir est aux apathiques 417
Schwann, M.. Der hiſtoriſche Königsbau der Zukunft 618
Spencer, H. S., Es iſt das Geſetz Chriſti 408
Sturm, Ludwig, Frankfurter Theater 640
Troll-Borostyáni, Irma v., Die Feindinnen 701
Vedente, C., Psychopathia spiritualis 629

Portraits:

Hans G. Ludwigs.
Detlev Freiherr von Liliencron.
Wilhelm Arent.

Das lächerliche Berlin.

April-Stimmungsbild von M. G. Conrad.

(München.)

I.

„Nicht um Helgoland!“ rief Fantasio. „Helgoland wiegt doch schwer auf unserer neuesten Reichswage, nicht? Ungefähr wie ein halber Erdteil oder die ganze Zukunft unserer Kolonialunternehmungen?“

Dabei schlug er einen Purzelbaum über meine Bismarckstatuette, setzte sich rittlings auf die eiförmige Handhabe meines Briefbeschwerers und patschte sich auf die Schenkel. „Nicht um Helgoland!“

Ich hob den Kopf vom Manuskript und blickte ihn fragend an.

„Nicht um Helgoland geb' ich meine Entdeckung.“

„Entdeckung?“

„Nein,“ lachte er in sich hinein und schwang sich stracks auf seine schlanken Beinchen, ohne von meiner Frage Notiz zu nehmen, „da soll nun ein neuester Deutscher — so ein preußisches Angstprodukt — so ein Teufelsfürchter —“

Und er schüttelte sich vor Lachen.

„Willst Du Dir nicht die Ehre anthun, einen Augenblick ernsthaft vernünftig zu sein, mein Hausgeist Fantasio?“

„Ehre“ — er sprang herab und pflanzte sich auf dem weißen Bogen Schreibpapier vor mir auf, „Vernunft“ — er tippte mit seinem Finger auf eine Linie, „da schreib' die zwei Worte her und ich gieße das Tintenfaß darüber und zeige Dir, was es mit Ehre und Vernunft für eine Bewandtnis hat in unserem neuesten Reich.“

„Ist das Deine ganze Entdeckung, Fantasio? Die Mühe hättest Du Dir sparen können."

„Ich gieße das Tintenfaß darüber," wiederholte er mit leiserer Stimme, darin eine gewisse Traurigkeit zitterte, „und ersäufe in der schwarzen Sündflut, was an Ehre und Vernunft noch in Eurem trübseligen deutschen Reich allerneuesten Stils herumkreucht. Viel ist's ja nimmer —" Und mit einem schluchzenden Triller verschwand er in der blauen Wolke, die ich aus meiner Wiener Meerschaumpfeife über den Schreibtisch hinblies.

„Wo bist Du, Fantasio?"

Ich sah ihn nicht mehr, als sich der Rauch verzogen hatte. Aber plötzlich hörte ich seine Stimme wie aus weiter Ferne. Sie hatte etwas seltsam Feierliches.

„In der Urnacht. Da ist alles Licht gelöscht, wie im Gehirn eines preußisch-deutschen Centrumsmannes mit Schwert, Kreuz, Rosenkranz und Eichenlaub. Da hört man nur die Fittiche des schwarzen Adlers rauschen und seine Fänge wetzen, und darein mischen sich die Litaneien der orthodoxen Konfessionskäuzchen, die dichtgedrängt zusammenhocken und ihre Kopffedern sträuben vor Wonne, daß sie die lichte, blonde Welt deutschen Heldengeistes glücklich überwunden. Da ist die Luft dick, schwer, moderig, gruftkapellenartig, wie in den Berliner Parlamentskatakomben bei der Volksschulgesetzdebatte ewig unglückseligen Angedenkens. Da ist . . ."

„Ach, geht's aus dem Ton?" unterbrach ich ihn. „Laß' mich doch gefälligst in Ruhe mit dem lächerlichen Berlin und seinen dekadenten Unternehmungen. Was geht mich Berlin an! Vor meinem Fenster rauscht die wilde Isar und die freie Höhenluft der Alpen weht herein. Berlin ist nicht das Reich, und das Reich mit seinen paar Millionen Knechtsseelen, Muckern, Finsterlingen, Börsengaunern, Dummheitsspekulanten, Blutsaugern, Leuteschindern und anderem lumpigen Übergangsgetier ist nicht Deutschland, und das engere Deutschland mit seinem konfessionell-kirchlichen Moralkatzenjammer nach dem tollen Faschingslotterleben der industriellen Sünder und Zöllner und dem goldenen Kalbsveitstanz der herrschenden Kasten ist nicht die deutsche Welt und vor allem nicht die Vertretung des deutschen Geistes, der in ewigen, unantastbaren Werken des Genies in Kunst, Dichtung und Wissenschaft seine Kraft und Majestät bezeugt hat und noch bezeugen wird vor Gott und Menschen, auch wenn ganz Berlin an Gehirnschwund und Rückenmarksdarre den Weg Babylons oder Jerusalems wandelt und auf dem Hintern oder auf den Knieen oder auf dem Kopf zum Teufel fährt. Ich glaube an den heiligen, freien, wundermächtigen Geist der deutschen Rasse, die in 76 Millionen Menschen zerstreut auf dem weiten Erdenrunde wirkt und schafft, nach einem festen, natürlichen Gesetz, das in seiner welt-

geſchichtlichen Entfaltung wahrhaftig nicht abhängig iſt von dem lächerlichen Ding, das ſich Berlin nennt, dieſem Sammelfurium von Brutalität, Philiſtertum, Charakter- und Geſchmackloſigkeit, Impotenz und Größenwahn. Nun, Fantaſio?"

„Meine Entdeckung, meine Entdeckung," rief die Stimme heiter und immer näher kommend.

„Deine Entdeckung?"

„Wie ich neulich die ſogenannte deutſche Reichshauptſtadt aus der Perſpektive eines niederbayeriſchen Dorfes, eines ſchwarzen, frömmelnden, moraliſch verlumpten Protzenneſtes betrachtete, da . . ."

Plötzlich fühlte ich Fantaſios Geſtalt auf meiner rechten Schulter und ſeinen Mund an meinem Ohr. Und er ſchloß eine lange, gefährliche — natürlich höchſt ſtaats- und geſellſchaftsgefährliche! — Mitteilung mit dem harmloſeſten Worte von der Welt: „Berliner Mumpitz."

„Auf ſpaniſch: Todo es farsa."

„Oder Paranoia."

„Komödie thut's. Das langt, Fantaſio."

„Das lächerliche Berlin, was?"

Mit einemmale Raſſeln, Säbelklirren, Schnarrlaute: „Achtung! Präſentiert! Stellvertreter Gottes auf Erden!"

Fantaſio ſtand auf dem Deckel meines Meſſingtintenfaſſes, in Uniform, parademäßig, mit dem Knopf des Gefreiten am Kragen, in Haltung und Ausdruck der leibhaftige preußiſche Unteroffizier im Weſtentaſchenformat.

„Das lächerliche Berlin! Es verdirbt mir noch meinen beſten Hausgeiſt . . ."

„Nicht um Helgoland."

Und das brave Kerlchen fiel mir lachend an die Bruſt.

Dann richtete er die umgeworfene Bismarckſtatuette auf, ſalutierte vor ihr, blinzelte und rief: „Subtrahiert oder dividiert einmal den da aus der preußiſchen Staatsgeſchichte hinaus und ſagt mir, was dann von Berlin, Preußen und aller Herrlichkeit des allerneueſten Reiches übrig bleibt!"

II.

Pumpanella hatte ſich während dieſer Unterhaltung mit der Ordnung meiner Bücherei beſchäftigt, ohne auch nur mit einem Worte ſich an unſerem Geſpräche zu beteiligen.

Nun wurde ſie plötzlich laut: „Erlebtes, Erlauſchtes, Erlogenes." Sie ſtellte das letzte Buch in die Reihe.

„Was ſoll das?" fragte ich, mich nach ihr umwendend.

„Ein Stück Berliner Litteratur, nichts weiter. Der neueſte Sammelband von Baron Wolzogen, Ihr wißt ja, dem Verfaſſer der Berliner Komödie ‚Lumpengeſindel'. Der Mann erfindet immer ſo bezeichnende Titel."

Fantasio kicherte: „Bezeichnend für die neueste Berliner Kunst und Litteratur. Wenig Erlebtes, einiges Erlauschtes, am meisten Erlogenes —"

„Ach, nun kann ich doch nicht länger an mich halten, hört Ihr? Ich verstehe, wenn sich's um Berlin handelt, weder Euren Ernst noch Euren Spaß. Berlin ist nun doch einmal die Hauptstadt der deutschen Intelligenz ..."

„Historisch. Das heißt gewesen. Im Kritischen, Militärischen, Politischen. Und in einem sehr beschränkten Nüchterlings-Sinn," warf Fantasio ein. „Das hat der guten Berolina übrigens Mühe genug gekostet. Es ging fast über ihre Kräfte."

Köstlich, wie sich jetzt Pumpanella zu ihrem Fantasio in Positur stellte und mit dem sanftesten Ton ihre innere Erregung zu verschleiern suchte.

„Mein lieber Fantasio, Intelligenz heischt immer höchste Kraftanspannung . . ."

„Und wenn die Kräfte nachlassen, wendet man sich vom Denken zum Glauben, vom Forscher zum Dogmenpfaffen, man wird fromm und liefert die Kulturpolitik der Hierarchie aus. Eine impofante Hauptstadt der Intelligenz! Eine saubere Politik!"

„Ob das eine saubere Politik oder eine andere ist, weiß ich nicht. Aber ich fühle, daß es natürlich, daß es menschlich ist. Berlin befindet sich geistig erschöpft, es will sich in dieser ungeheuren Kulturhetze ein wenig Ruhe gönnen, es geht in die Kirche, seine Nerven zu beruhigen . . ."

Fantasio, ihren Ton nachahmend: „Es wird katholisch, Berlin und ganz Preußen wird katholisch, glaubenseinheitlich wie das schöne Land Tirol, weil der Katholizismus mannigfaltigere und wirksamere Nervenberuhigungsmittel anzubieten hat, als irgend eine andere Konfession. Dazu winkt noch ein seltener Ruhm: Berlin als die jüngste Tochter Roms, wird würdig und fähig, dem heiligen Vater einen gesicherten Unterschlupf zu bieten, wenn er sich im Vatikan nicht mehr halten kann; Berlin, als Hauptstadt der deutschen Intelligenz verloren, findet sich als zweites Rom, als Hauptstadt der katholischen Christenheit wieder."

Da lächelte die gute Pumpanella: „Das ist boshafte Zukunftsmusik, für die ich keine Ohren habe. Ich sehe nur soviel ein, Berlin ist müde, krank, ratlos, innerlich zerrüttet und zerfahren. Der Hauptstadt der Intelligenz ist vor ihrer Gottähnlichkeit und vor den Sozialdemokraten bange geworden, sie fürchtet sich vor der Entwicklung des neuen revolutionären Geistes . . ."

„Und in ihrer Furcht ist sie zu allem fähig, nur nicht zur Selbsthilfe, zur Erlösung aus eigener Kraft. Darum verschreibt sie sich den Mächten der ältesten Reaktion. Und die werden ihr am allerwenigsten helfen, sondern nur ihren eigenen Vorteil mit eiserner Zähigkeit im Auge behalten und verfechten."

„Aber Kinder," rief ich jetzt dazwischen, „ereifert Euch doch nicht um Berlin! Das kann uns sehr gleichgiltig sein. Es mag sich auf eigene Gefahr und Rechnung blamieren so viel es will. Es mag in seinen Schuleinrichtungen hinter Belgien und Spanien zurücktreten. Die deutsche Geisteskultur ist nicht an Berlin, die deutsche Volksseele nicht an Preußen gefesselt. Deutschland hat die goldene Epoche seiner Dichtung in Thüringen, seiner Kunst im bayerischen Süden erlebt. Das Theater auf dem Festspielhügel in Bayreuth, das die Reform des Dramas und der Oper in Fluß brachte und einen der idealsten Träume in der gesamten Kunstgeschichte verwirklichte, liegt nicht auf der preußischen Landkarte. Richard Wagner, der als größte Künstlerpersönlichkeit dieses Jahrhunderts dem deutschen Genius in aller Welt die glänzendsten Siege erstritt, ist nicht auf preußischem Boden gewachsen und Berlin hat seine Meisterwerke am spätesten von allen deutschen Hauptstädten kennen und würdigen gelernt. Bismarck hat sich bekanntlich niemals als Berliner gefühlt, er haßte die Großstadt als Kulturkloake, und die Schicksalswende am Lebensabend dieser größten deutschen staatsmännischen Kraft beweist neben anderen merkenswerten Dingen, daß Dankbarkeit und Pietät keine spezifisch preußischen Tugenden sind. Schopenhauer und Nietzsche, Deutschlands tiefste und kühnste Denker, Feuerbach und Strauß, die genialsten Kritiker der christlichen Mythologie, haben fern von Berlin ihre Großthaten gewirkt. Alle diese Männer bedeuten für sich allein eine ganze Kultur, die nicht vergehen wird, solange noch ein Fünkchen deutschen Geistes in der Menschheit lebt. Alle diese Männer sind im höchsten Sinne Erzieher der deutschen Nation. Was will daneben der preußische Unteroffizier oder der Berliner Kleriker in der Geschichte der künstlerischen, geistigen und ethischen Erziehung der germanischen Rasse vorstellen? Was will daneben der entwickeltste diplomatische und militärische Apparat bedeuten, der die Hilfe der Geistlichkeit anruft und sich in die Kirche flüchtet, um einer — wirtschaftlichen Bewegung Herr zu werden, deren stärkster Machtfaktor in der täglich wachsenden materiellen und persönlichen Lebensnot der großen Massen liegt? — Wenn die Berliner ihr Fin de Siècle haben wollen, laßt sie's haben. Wir anderen sind anspruchsvoller. Weil wir gesünder und mutiger und lebensgläubiger sind . . ."

Ich unterbreche mich und blicke über die Stuhllehne. Fantasio und Pumpanella sitzen einträchtiglich umschlungen auf dem dicksten Folianten meiner Bücherei — einer Beschreibung der Zerstörung Jerusalems in ältestem Straßburger Druck — und machen ein überlegen pfiffiges Gesicht, als wollten sie sagen: „Nun haben wir's ihm zum ersten April doch wieder gründlich angethan. Es lebe Bismarck!"

Das hat man von seinen Hausgeistern, wenn sie einem mit dem

lächerlichen Berlin die Zunge ziehen. Immerhin. Wenn das Waſſer faul und ſtinkig wird und die ganze Umgegend zu verpeſten droht, iſt es Gewiſſensſache, das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Ganz gleich, welcher Tag im Reichskalender ſteht.

Es iſt das Geſetz Chriſti.

Eine Predigt des Rev. S. H. Spencer.

(Henry, Illinois.)

„Alle aber die gläubig waren geworden, waren bei einander, und hatten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften ſie, und teilten ſie aus unter alle, nachdem jedermann not war. — Apoſtel-Geſchichte 2. 44, 45."

Dies iſt Kommunismus, eine Benennung, welche in der neueren Zeit eine ſehr unpopuläre Bedeutung bekommen hat. Wie lange und in welcher Ausdehnung dieſer Kommunismus unter den erſten Chriſten exiſtierte, können wir nicht mit Beſtimmtheit angeben. Was für weitere Schlußfolgerungen wir aber auch aus dem hier gegebenen Berichte ziehen mögen, dieſe freigebige Verteilung der Güter bekundete ſicherlich einen hohen Grad brüderlicher Liebe.

Ich habe dieſen Text gewählt, nicht weil ich denke, daß er den Weg bezeichnet, der allgemein eingeſchlagen werden ſollte, noch weil ich glaube, daß er das, was gewöhnlich jetzt Kommunismus oder Sozialismus genannt wird, gut heißt, Benennungen, welche andeuten, als ob Anarchie das Mittel und Ermutigung zum Müßiggang das Ziel der ſozialen Reform ſeien; ſondern darum, weil dieſe freigebige Teilung der Güter, obgleich unausführbar in der geſamten menſchlichen Geſellſchaft, doch andeutet, daß brüderliche Liebe, oder die goldene Regel das wahre Grundprinzip iſt. Und wenn dieſer Grundſatz dem bürgerlichen Geſetz einverleibt und zu gleicher Zeit eine genügende Anregung zu perſönlichem Streben geboten werden kann, ſo muß dies, wenn die chriſtliche Religion zuverläſſig iſt, die einzige Hoffnung der Menſchheit ſein zur Erlangung einer dauernden Wohlfahrt, des Friedens und der Erhöhung auf den erhabenen Standpunkt, der in der Abſicht dieſer Religion liegt.

Die Gesellschaft, wie sie jetzt besteht, ist nicht auf christlichen Grundsätzen basiert. Der Grundstein derselben ist nicht Christus, sondern die Selbstsucht. Wir haben zwar freie Institutionen, wie z. B. freie Volksvertretung in der Regierung, freie Konkurrenz in den Geschäften, freie Schulen, freie Kirchen und dergleichen; aber da sie einem Stamme entsprossen, dessen Rechte auf Eroberung beruhten, haben wir nur die Schößlinge desselben in einen frischen Boden und eine freiere Atmosphäre verpflanzt. Wir haben auch Wohlthätigkeitsanstalten — Asyle, Armen- und Krankenhäuser, geheime Brüderschaften und kirchliche Missionen der verschiedensten Art, welche auf Milderung der zeitweiligen Leiden hinwirken, um die Armut etwas erträglicher zu machen, aber alle diese mildthätigen Bestrebungen zusammen genommen können nur eine temporäre Erleichterung verschaffen, sie bringen keine gründliche Heilung der immer wieder aufbrechenden Wunden, die in dem unreinen Blut des ganzen sozialen Systems ihren Ursprung haben. Je tiefer diese Wunden eingreifen, um so notwendiger werden derartige Wohlthätigkeitsanstalten; sodaß eine Vervielfältigung derselben, anstatt den christlichen Charakter unserer Civilisation zu zeigen, Beweise vom Gegenteil sind. Die Theorie unseres sozialen Systems ist nicht die „goldene Regel". Sie ist Darwins „Das Recht des Stärkeren". Es heißt nur jeder für sich selbst. Während es für den Einzelnen nicht unmöglich ist, selbst in einem Lande, wo Monopole unter dem Schutze der Gesetze blühen, der goldenen Regel entsprechend zu leben, so muß man doch zugestehen, daß das „Spiel des Grabschens" der Verbreitung christlicher Grundsätze nicht gerade günstig ist, zumal wenn im Ernst gespielt und das ganze Land in den „Grabschsack" gesteckt wird. Alles, was Gott diesem Lande zur Erhaltung und zum Gedeihen seiner Kinder verliehen, wird als ein „Grabschspiel" betrachtet. Es ist gerade, als ob ein Vater, der viele Kinder, verschieden an Alter, Größe und Stärke besitzt, alltäglich deren Nahrungsmittel in einem Korbe heimbrächte, sowie deren Kleider und Spielsachen, denselben ausschüttete, und es den großen und kleinen, den schwachen und starken Kindern überließe, soviel davon an sich zu raffen als möglich. Einige würden mehr erhalten als sie verwenden können, andere würden nur ungenügend bekleidet und halbverhungert sein, während einige sogar vor Hunger und Entbehrung sterben müßten. Solche Handlungsweise unter den Kindern Gottes würde nicht zu deren Glück und Wohlfahrt beitragen, selbst nicht derjenigen, die im Streit erfolgreich wären, denn es würde in ihnen die Gefühle des Mitleids, der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, sowie alle anderen christlichen Eigenschaften vernichten.

Die richtige Theorie für die Bildung und Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft liegt zwischen der extremen Freigebigkeit, wie sie der Text zeigt,

und dem anderen Extrem, welches jetzt in so großartigem Maßstabe von den gierigen Monopolen der civilisierten Welt zur Schau getragen wird. Beide Extreme haben schlechte Resultate erzielt, wo sie angewandt wurden, und können nur mit dem Untergang der Nation oder des Gemeinwesens enden, die darauf gegründet werden.

Diese goldene Mittelstraße finden wir in den Theorien von Henry George. Der Grundton dieser Theorie, so weit ich wahrnehmen kann, ist eine Gemeinschaft der Wohlthaten, vermittelst auf natürliche Gerechtigkeit gegründeter Gesetze. Dagegen kann sicherlich kein Einwand erhoben werden, vorausgesetzt, die Theorie kann praktisch verwirklicht werden ohne gewaltsamen Wechsel. Anarchie mag mit Recht von einem Volke gefürchtet werden, und weise Köpfe sind nötig, um eine große Reform durchzuführen. Henry George ist kein Anarchist. Auch ist er kein Sozialist in der Bedeutung, die dieser Benennung gewöhnlich beigelegt wird. Daß er als solcher betrachtet wurde, weil ihn die Arbeiter New-Yorks als Kandidaten für das Mayorsamt unterstützten, ist nicht befremdend; denn wenn Leute gegen die Anarchisten erbittert sind, sind sie nicht sehr wählerisch in ihren Ausdrücken. Erregtes Vorurteil ist blind gegen gerechte Unterscheidungen. Ich finde seine Schriften durchdrungen von einem tiefen Gefühl für Recht und Gerechtigkeit. Sie bekunden eine aufrichtigere Verehrung Gottes und mehr wahre Menschenliebe, als ich in irgend welchen anderen Schriften über Nationalökonomie gefunden habe. Und da „die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist, und das Ablassen vom Bösen Verstand", so scheint er, vom Standpunkte seiner Achtung für die ewigen Gesetze Gottes, das Problem unserer nationalen Zukunft mit einer anderen unbekannten Klarheit zu durchschauen. Das Auge der Einfalt ist des Lichtes voll. Seine sorgfältige Rücksicht für bestehende Interessen zeigt uns ebenfalls, daß sein Ziel nur ein gutes ist, und sein Urteil nicht das eines wütenden oder aufgeregten Anarchisten. Er besitzt alle Eigenschaften, um ihn der aufrichtigen Berücksichtigung aller Christen und Menschenfreunde zu empfehlen. Wenn, was er in seinen Schriften und Reden sagt, die schon unter den Lohnarbeitern herrschende Unzufriedenheit vergrößert, so kontrolliert und leitet er diese Unzufriedenheit auch auf eine weise Art. Er ist den Gesetzen gehorsam, und dringt auf Reform durch konstitutionelle Mittel. Er appelliert nicht an zügellose Leidenschaften, sondern an die Vernunft und an das Gewissen.

Aber die Ideen dieses Mannes sind es, die ihr nötig habt, und dann braucht ihr nur noch zu wissen, wie dieselben die gesellschaftliche Lage verbessern werden.

Der Hauptpunkt dieser Reform bezieht sich auf den Besitz des Grund und Bodens. Wir sind so zu sagen Landtiere. Wir sind zur Bewohnung

des Landes erschaffen. Jedes menschliche Wesen hat also ein Geburtsrecht hier — ein Geburtsrecht am Grund und Boden — und zwar ein gleichmäßiges Recht. Der Boden ist eben so richtig eine natürliche Gabe Gottes an alle Menschen, wie es die Luft zum Atmen und das Wasser zum Trinken ist, und Niemand hat ein von Gott verliehenes Recht, welch andere Rechte er auch haben mag, sich ein Gemeingut anzueignen und für den eigenen Besitz zu behalten. Naturrecht steht über dem legalen Recht.

Das persönliche Besitzrecht am Boden hat seinen Ursprung in der Eroberung oder der Übermacht. Macht allein giebt kein Recht und kann kein Recht geben; aber das Recht, obgleich von den Menschen ignoriert und zurückgewiesen, und Jahrhunderte hindurch im Grabe der Vergessenheit verborgen, kann und wird endlich auferstehen und die Macht vernichten und zu Boden werfen; denn was vom Menschen ist, muß vergehen und nur, was Gottes ist, hat Bestand. So werden die Menschen zur Erkenntnis der göttlichen Gesetze gezwungen. „Weil das Urteil über eine böse That nicht eilig vollzogen wird, daher sind die Herzen der Menschenkinder ganz darauf versessen, das Böse zu thun;" dennoch wird kein Urteil Gottes unvollzogen bleiben. Weder ein Einzelner noch ein Volk kann die göttlichen Gesetze, ob geistig oder natürlich, ungestraft verletzen. Diese Gesetze sind in der Natur der Dinge geschrieben und müssen alle nicht damit übereinstimmenden menschlichen Gesetze nichtig machen. Es ist eine ebenso große Übertretung der göttlichen Gesetze, daß wenige Menschen, oder viele Menschen sich alles Land aneignen und es besitzen, als wenn sie sich die Körper der übrigen Menschheit aneigneten und im Besitz hielten. Dies kann man erläutern, wenn man sich ein auf einer Insel wohnendes Volk vorstellt, ohne Mittel, dieselbe zu verlassen. Wenn eine kleine Anzahl Menschen die ganze Insel eignen, sind sie dadurch auch Eigentümer aller anderen Bewohner, und haben Gewalt über Leben und Tod; denn wenn die Pächter sich den Bedingungen der Landbesitzer nicht fügen, dann werden sie ins Meer getrieben. Das Land ist die Basis allen Besitzes und aller Subsistenzmittel; und wer diese monopolisiert, monopolisiert die Freiheit und sogar die irdische Existenz. Es ist ein göttliches Gesetz, daß der Grund und Boden eines Landes dem ganzen Volke desselben zu gute kommt. Darin liegt die Gerechtigkeit der Georgeschen Theorie.

Betreffs der durch Arbeit erzeugten Güter ist es etwas ganz Anderes. Es ist gerecht, daß jeder Mensch die Produkte seiner Arbeit erhält. Güter, die durch Arbeit hervorgebracht wurden, können nicht rechtmäßiger Weise zum Gemeingut gerechnet werden. Sie können nicht gerechter Weise besteuert werden für öffentliche Zwecke. Nur das Land — das nackte Land — sollte besteuert werden, mögen es nun Farmen, städtische Bauplätze oder

Häfen sein — besteuert ohne Rücksicht auf die sich darauf befindlichen Verbesserungen, aber mit Berücksichtigung der Lage und solcher anderen Werte, die durch das ganze Volk erzeugt wurden. Es ist ungerecht, daß kleine oder große Spekulanten Land halten, um die durch das Wachstum der Bevölkerung erzeugten höheren Werte zu erlangen; und es gehört kein allzu skrupulöses Gewissen dazu, um dies einzusehen.

Hier werfen sich eine Anzahl Fragen auf und ich will versuchen, dieselben zu beantworten:

1. Was soll mit den Ländereien geschehen, die schon von Einzelnen oder Gesellschaften geeignet werden? Nichts weiter, als daß alle Steuern des Individuums oder der Gesellschaft auf den Grund und Boden und keine auf Verbesserungen oder persönliches Eigentum gelegt werden. Alle werden das Land, welches sie jetzt inne haben, behalten, so lange sie die Steuer entrichten, welches nur ein anderer Name für Rente sein würde, die dem Volke gezahlt wird.

2. Welche Vorteile würden daraus erwachsen? Es würde alle Landspekulanten, in Stadt und Land, veranlassen, allen Grund und Boden, den sie nicht mit Vorteil benutzen können, aufzugeben und nicht länger der Bebauung und Benutzung vorzuenthalten. Wenn ich z. B. ein Stück Land eigne, welches mir jährlich eine gewisse Summe an Rente oder Wertzunahme bringt, würde dasselbe aufhören, für mich eine profitable Anlage zu sein, wenn ich aus der Rente oder Wertzunahme nicht mehr erzielen könnte, als die Steuer beträgt, welche ich dem Staate oder der Regierung zahlen muß. Dann werde ich meine Verbesserungen, mit denen das Land geht, verkaufen, wenn ich es nicht nutzbar machen kann. Dies wird Heimstätten liefern für die Heimatlosen unter gleichen Bedingungen mit ihren glücklicheren Nachbarn. Es wird die Lohnarbeiter rar und gesucht machen; und die Fabrikanten und Kaufleute, welche keine anderen Steuern zu bezahlen haben, als die auf den von ihnen benutzten Boden, werden, was sie jetzt an anderen Steuern entrichten, in erhöhten Arbeitslöhnen zahlen. Ebenso wird mit der Zeit dadurch die Anhäufung von Zinsen tragendem Kapital gehemmt, durch Ausgleichung der Gelegenheit zum Verdienst und Verminderung der Gelegenheiten zur Spekulation und Monopolisierung; doch dieses schließt einige andere Fragen ein, die ich jetzt nicht erörtern kann. Es wird allen Menschen Gelegenheit zu nutzbringender Arbeit geben und mit der Zeit die künstlichen Klassenunterschiede verwischen, welche sich jetzt derartig erweitern, daß sie den Bestand unserer Republik gefährden.

3. Was wird mit den Steuern oder Renten geschehen, welche durch die Agenten des Volkes, die Steuereinnehmer, einkassiert werden? Sie werden zum allgemeinen Wohl verwendet. Außer den Regierungsausgaben, welche

bedeutend vermindert werden durch die Anregung, welche die Industrie erhält, werden diese Fonds auf nationale, staatliche und lokale Verbesserungen verwandt zur Beförderung der Bequemlichkeit, des Glückes und der Erziehung des Volkes, so daß Alle die daraus fließenden Wohlthaten genießen, und sogar für die Altersschwachen und Hilflosen wird aus diesen Fonds Fürsorge getroffen, ohne daß sie der Gedanke an ein Armenhaus zu demütigen braucht, denn sie erlangen das Gefühl, daß sie nur empfangen, was ihnen rechtmäßiger Weise zukommt.

4. Wie wird diese Reform andere Reformen beeinflussen? Sie ist das Fundament aller anderen Reformen. Wie alle Güter ursprünglich durch die Arbeit der Menschen der Erde entnommen werden, und der ganze Unterbau der Civilisation auf dem Grund und Boden ruht, so beginnt auch hier der Charakter der Civilisation. Wenn der Stein, den die Erbauer unserer Civilisation verworfen, der Eckstein geworden ist, „dann wird der ganze Bau geeignet zusammengefügt, zu einem heiligen Tempel des Herrn heranwachsen." Beseitigung des erzwungenen Müßigganges wird auch Verbrechen und Laster beseitigen. Was ist ein Tramp? Es ist ein Mann, der da, wo er sich befindet, keine lohnende Beschäftigung finden kann und sich auf die Wanderschaft begiebt, um anderswo Arbeit zu suchen; da er nirgends etwas Besseres findet, wird er entmutigt, bettelt, verliert die Selbstachtung, stiehlt aus Not und wird überall als gemeinschädlich behandelt, und endet seine Laufbahn durch den Tod im Elend, vielleicht in einem Gefängnisse der Civilisation! Von diesem unzufriedenen und leidenden Teile der Bevölkerung, ob nun aus wirklichen Tramps bestehend oder nicht, erhalten unsere Trinklokale keinen kleinen Teil ihrer Unterstützung. In der Bedrängnis suchen die Menschen zeitweiliges Vergessen ihrer Not im berauschenden Becher und allerlei sinnlichen Zerstreuungen.

Üppiger Reichtum ist die andere Wurzel des riesigen Giftbaumes der Unmäßigkeit, welchen wir vergeblich durch Stutzen der Zweige zu vernichten trachten. Gebt den Menschen Gelegenheit und sie werden höhere Stufen des Daseins ersteigen. Die Unterdrückten sind die Verbrecher. Gebt ihnen die Möglichkeit, sich ein Heim zu gründen und für Weib und Kind ein hinreichendes Auskommen zu finden und die natürlichen Gefühle im Menschen werden ihn veranlassen, die Gelegenheit zu benutzen. Wenn ihr sagt, daß es in diesem Lande eine Klasse gäbe, die, aus den Lasterhöhlen und Gefängnissen europäischer Städte kommend, nichts Menschliches mehr an sich habe, woran man appellieren könnte, so denkt daran, was sie in diese Lage gebracht hat, sogar in ihrem Heimatlande, auf dessen von Gott verliehenen Grund und Boden sie kein Anrecht haben. Unser gegenwärtiges Landsystem ist im Wesentlichen gerade so.

Wir haben jetzt eine ſtarke Strömung nach Californien. Landſpekulanten heimſen eine goldene Ernte ein, weil dieſe Flut der Bevölkerung dem unbebauten Lande einen erhöhten Wert verleiht. Aber was bedeutet dieſer als nationaler Fortſchritt betrachtete Aufſchwung für die große Armee der Lohnarbeiter dieſes Landes? Nationale Proſperität? Für ſie iſt es ein Hohn und ein Raub; und was wir auch dagegen ſagen mögen, wenn ſie dieſen Gefühlen Ausdruck verleihen, es iſt eine traurige und Beſorgnis erregende Thatſache, daß das Sternenbanner, während es über einem ſo einſeitigen Fortſchritt weht, nicht mächtig an ihren Patriotismus appellieren kann. Sie fühlen, daß ſowohl Staat als Kirche ſich gegen ſie wenden, und als wahrhaft Ausgeſtoßene werden ſie Ungläubige und Rebellen. Laßt die Reformatoren den Urſprung der Dinge betrachten — die Wurzel aller unſerer Übel — die Not, die Männer zu Verbrechen und zur Trunkenheit treibt und Frauen der Proſtitution entgegenführt, und dann laßt ſie die Axt an die Wurzel legen. Selbſtprüfung iſt ebenſo heilſam für Nationen, als ſie es für den Einzelnen iſt.

Außer der Erzeugung von Not, Laſter und Verbrechen und ſchließlich der Revolution hat das von allen civiliſierten Regierungen aufrecht erhaltene Landſyſtem auch noch die Malthus'ſche Theorie hervorgebracht, daß die Bevölkerung ſich naturgemäß ſchneller vermehre als die Unterhaltungsmittel; und daß es deshalb notwendig werde, daß Hungersnöte, Peſtilenzen, Unglücksfälle und Kriege von Zeit zu Zeit die überflüſſige Menſchheit hinwegraffen, damit der Reſt erhalten werden kann. Dieſe nicht bloß unchriſtliche, ſondern mörderiſche Theorie iſt die legitime Schlußfolgerung unſeres gegenwärtigen geſellſchaftlichen Syſtems. Unſer Chriſtentum und unſere Civiliſation ſind zwei gänzlich verſchiedene Dinge. Es wird zugegeben, daß Religion und Geſchäft ſich nicht mit einander vereinigen laſſen. Würden wir uns an Gott, den Vater Aller, wenden, um Erleuchtung zur Löſung aller unſerer nationalen Fragen zu erlangen, ſo glaube ich, deren Löſung würde eine einfache und leichte ſein.

Es giebt noch einige wichtige, obgleich untergeordnete Probleme, die Berückſichtigung verlangten in einer ſorgfältig bearbeiteten Abhandlung zur Erklärung dieſer Theorie. Probleme, deren Löſung das von mir Geſagte vollſtändiger machen würden. Auch ich muß mit den Grundprinzipien zufrieden ſein, und zeigen, daß dieſelben gerecht und göttlich ſind. Es ſind die Prinzipien des „Neuen Jeruſalem" erklärt in der bürgerlichen Regierung, und jeder, deſſen Empfindungsvermögen geſchärft wurde durch den höheren Sinn der heiligen Schrift, welcher das Kommen des Herrn bedeutet — kann, dünkt mir, mit vorurteilsfreiem Auge ſehen, daß die noch unpopulären und der Verfolgung ausgeſetzten Theorien von Henry George, Herbert

Spencer und Anderen, die Verkörperung der vom Himmel geoffenbarten Gerechtigkeit, Selbstlosigkeit, Barmherzigkeit und göttliche Absicht ist, welche die Prophezeiung nicht nur eines neuen Himmels, sondern auch einer neuen Erde bewahrheiten wird. Die Schriften von Henry George sind voll dieser himmlischen Gedanken und Gefühle, und dies ist der geheime Grund der bitteren Feindschaft, der sie ausgesetzt sind. Es ist der Drache als Gegner des neugeborenen Kindes der Kirche. „Die alte Schlange, welche die ganze Welt betrogen," gestört und sich windend unter dem ihr schmerzhaften Lichte des Himmels, wird in ihrem glitzernden Reichtum und Stolz dieses Kind des neuen Zeitalters verleumden und verhöhnen, und nichts unversucht lassen, um es zu verschlingen.

Um den Geist dieser Reform deutlicher zu machen, will ich Auszüge machen aus den Schriften des Autors:

„Alles, was wir zu thun haben, um eine gerechte Verteilung der Güter zu sichern, ist: das zu thun, worin alle Theorien übereinkommen, daß es die erste Funktion einer Regierung, jedem den freien Gebrauch seiner eigenen Kräfte zu sichern, beschränkt nur durch die gleiche Freiheit aller anderen; jedem den vollen Genuß seines eigenen Erwerbs zu sichern, beschränkt nur durch solche Beiträge, die man billiger Weise von ihm für allgemeine Zwecke fordern kann."

Er sagt ferner: „Diesen Punkt wünsche ich besonders zu betonen, denn es giebt Menschen, die fortwährend so sprechen und schreiben, als ob jeder, der die jetzige Verteilung der Güter mißbilligt, verlangte, daß die Reichen zum Vorteil der Armen geplündert werden, daß für den Müßiggänger auf Kosten des Fleißigen gesorgt werde und daß eine verkehrte und unmögliche Gleichheit hergestellt wird, indem alle auf dieselbe Stufe zurückgeführt, der Trieb nach Auszeichnung vernichtet und dem Fortschritt Einhalt geboten wird. In der Reaktion von der schreienden Ungerechtigkeit der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse wurden derartige wilde Pläne vorgeschlagen und finden auch noch Verteidiger. Meiner Denkweise erscheinen sie eben so unpraktisch und abstoßend, wie sie nur den lautesten Anklägern des Kommunismus erscheinen können."

Sprechend von den kommunistischen Gesellschaftszuständen unter den ersten Christen, sagt er weiter, daß ein derartiger Zustand nur erreicht werden könne durch etwas, was die wilden Pläneschmiede, die modernen Sozialisten vollständig ignorieren — „durch einen tiefen, bestimmten, intensiven religiösen Glauben, so klar und glühend, daß er jeden Gedanken von Selbstsucht hinwegschmilzt." „Aber die Möglichkeit eines derartigen Gesellschaftszustandes scheint mir," sagt er, „beim gegenwärtigen Stand menschlicher Entwickelung eine Spekulation zu sein, welche mehr in das höhere Reich

des religiösen Glaubens gehört, als in das praktischer Staatswissenschaft ... Dennoch ist es klar, daß der einzige Weg, auf welchem der Mensch zu höheren Dingen gelangen kann (als die, welche er jetzt genießt), ihn dahin führt, seinen Lebenswandel mit den Geboten in Einklang zu bringen, die in den Beziehungen zu seinen Mitmenschen so augenscheinlich hervortreten — als ob sie vom Finger der Allmacht eingezeichnet wären, auf unzerstörbare Tafeln von Stein. In der Reihenfolge moralischer Entwickelung kommt Moses vor Christus; — ‚Du sollst nicht töten' — ‚nicht ehebrechen' — ‚nicht stehlen' — kommt vor ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst'.... Daß Gerechtigkeit die höchste Eigenschaft der moralischen Hierarchie sei, will ich nicht sagen; aber es ist die erste. Alles was erhaben ist über Gerechtigkeit muß auf Gerechtigkeit beruhen und durch Gerechtigkeit erlangt werden. Es ist nicht bloß Zufall, daß die Erklärung im alten Testament „der Herr, dein Gott, ist ein gerechter Gott" der süßeren Offenbarung „Gott ist die Liebe" vorangeht. Bis die ewige Gerechtigkeit erkannt wird, muß die ewige Liebe verborgen bleiben. Wie der Einzelne erst gerecht sein muß, ehe er wahrhaft großmütig sein kann, so muß auch die menschliche Gesellschaft auf Gerechtigkeit basiert sein, ehe sie wohlthätig sein kann."

Solches sind die Gedanken, und derart ist die Theorie eines Mannes, den die Reichen und Parteigänger vereint als einen dem Pöbel angehörenden hinstellen wollten, als er Kandidat für das New-Yorker Bürgermeisteramt war. Derart ist der Mann, von dem, als er kürzlich in einer kleinen westlichen Stadt eine Rede hielt, gesagt wurde: „Unsere Leute sind nicht zahlreich hingegangen, um ihn zu hören, weil sie sich nicht dafür interessieren."

Was den Mann betrifft, so will ich keine Prophezeiung wagen. Zu dem schließlichen Triumph seiner Theorien habe ich großes Vertrauen, denn sie sind gegründet auf die ewigen und allmächtigen Prinzipien wahrer Religion. Es ist, wie mir scheint, die einzige Theorie, welche das größte und wichtigste Problem aller Zeiten auf eine dauernde und friedliche Weise zu lösen vermag. Sie ist das einzige Heilmittel für den inneren Zwist, der unsere Republik zu zerstören droht, und in Wirklichkeit den Frieden aller civilisierten Nationen gefährdet. In dieser Ansicht werde ich von der unpopulären Aufnahme derselben nicht beeinflußt. Es bedarf nur der Erwägung eines Augenblicks, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß jede auf eine radikale Reform abzielende Lehre einen derartigen Empfang zu erwarten hat. Es ist nur die sich immer und immer wiederholende Verfolgung des Kindleins zu Bethlehem. Wenn wir auf der Seite der Wahrheit sein wollen, werden wir dieselbe am wahrscheinlichsten auf der unpopulären Seite finden. Dem ungeachtet ist es die Pflicht des Wächters auf den Wällen Zions, zu wachen ob der Morgen kommt, so daß, wenn die Frager forschen:

„Hüter, ist die Nacht schier hin?“ er zur Antwort bereit sei: „Wenn der Morgen schon kommet, so wird es doch Nacht sein. Wenn ihr schon fraget, so werdet ihr wieder kommen und wieder fragen.“ — (Jes. 21. 12.) „O Land, Land! Höre des Herrn Wort!“ (Jer. 22. 29.)

L'avenir est aux apathiques!

Von Falk Schupp.

(Berlin.)

Diese Worte dämonischer Resignation, dereinst zuerst dem niederflackernden Thatenhirn des Guillotinenbeherrschers St. Just entflammt, beben mir durch die Lippen, als ich es schwarz auf weiß lese: G. Ludwigs in Darmstadt hat sich erschossen! Nicht als ob mich etwas undenkbar Grausiges, ein Blitz aus heiterem Himmel niedergeschmettert, mir war Ludwigs seit dem Augenblick, da ich ein Stück seiner geistigen Manifestation zu Gesicht bekam, eine Erscheinung, der das Blutzeichen der geistigen Todesgeweihtheit in leuchtender Rotschrift auf die Stirn geschrieben war! Das war ein Hirn zu saftig im üppigen Traubengelock des Weinberges, um nicht ausgedörrt zu werden von den mürben Strahlen und dem öden Boden, mit dem es im Daseinskampf zu ringen hatte. Ein offenes Buch liegt das geheimnisvolle Siebensiegelwerk seiner inneren Seelenkreuzigung vor mir offen, ich blättere darin. . . Aber da meine Augen über die Keilschriftkörper dieser Offenbarungen gleiten, durchzuckt mich das meckernde Koboldgeflüster der Erinnerung und weckt das hundertfältige Echo des Gemütes! Eine Stimme aber gackerte dazwischen, die feine, schneidende der weltverachtenden Ironie, die den Fährmann spielt über den Strom tragischen Mitgefühles, wenn ein Verzweifelter umkehrbedürftig „holüber“ schreit! Und was flüsterte sie? Die alte Mär von den beiden Einsiedlern, denen ein prophezeites Geschick vorauf gesagt war, daß sie von Mörderhand fallen sollen, welche einst unter ihrer Schlafstätte lauert. Der Eine ging ruhig zu Bett, wartend, ob das Geschick hereinbreche und eines Tages plötzlich fand ihn der Genosse, den Dolch im Herzen. Angsterfüllt nun leuchtete der Andere Abend für Abend unter die Ruhestätte. Jahre vergingen. Da eines Abends blickt er hinunter und in den Kerzenstrahlen funkelt ihn ein lauerndes Mörderaugenpaar an. „Endlich!“ als ob er darauf gewartet, entfährt es seinen Lippen, und im Nu streckt ihn ein geschleudertes Stilet nieder!

Ludwigs hat Nacht für Nacht die Räume seiner geistigen Behausung durchleuchtet, Nacht für Nacht dem Fatalismus bewußt getrotzt, bis er ihn unerwartet zu Boden schmetterte. Er wollte das Mahnwort nicht begreifen, welches diesen Worten vorsteht, er konnte es nicht begreifen, wie so viele von der jungen Geistgeneration es nicht vermögen! Niemand kann wider seine Natur handeln! Gewiß nicht! Niemand soll das auch! Aber der Selbsterhaltungstrieb ist so lange unser vornehmster und berechtigtster Willensinstinkt, als er nicht seine Entwicklungsbestimmung so weit erfüllt hat, daß er mit weltreifem Bewußtsein in die andere Form des Daseins ausgetauscht werden kann, welche da heißt Tod! Und Ludwigs war ein Anfänger in der Kunst des Lebens, ein junger Jäger, der kaum zum ersten Mal die Urwaldgefilde des Selbstdenkens betreten, und in stolzer Zuversicht nur mit der Keule ausgerüstet ist, mit der Keule des individuellen Kampfwillens. Er hört Riesenwipfel rauschen und ein tiefes Ahnen des Gemütes durchschauert ihn, er sieht Riesenstämme bersten, und die urgewaltige Vernichtungsidee durchzuckt seine Gedankenhöhlen, und seine Keule ruht! Dann sieht er das wogende Blutgedränge gieriger Bestien, die sich zerkrallen um eines Aases willen, so durchbraust ihn die ganze Macht seines Ichs, er hebt und schwingt die Keule und trifft! Aber wenn er dann sieht, daß der Sieg nichts bedeutet als neues Aas, und daß der Kampf ein Gewerbe ist, in dem Schakale und Wölfe den Rang ihm streitig machen und Füchse die Beute stehlen, da ekelt es ihn, er lehnt die Keule an und die Sehnsucht überkommt ihn zu bauen und zu schaffen, die Menschheitssehnsucht des Kulturberufes!

Die Zukunft gehört den Apathischen! Mehr noch die Gegenwart, die herumgeht wie ein brüllender Leu und ihre Opfer sucht! Wehe denen, die die Kunst der Selbsterhaltung nicht gelernt, die sich nicht tot stellen können, wenn das schnaubende Untier vorüberjagt. Die Lebenskunst verlangt, daß man seine Löwengroßmut kennt, die an Gefallenem abgewandten Blickes vorübergeht, und nur die trifft, die sich aufrichten! Wer ihn nicht kennt, den Lebensnerv der Schwachheit, der in der Ironie der Selbstverneinung pulst, der Größen zu erzeugen bestimmt ist und von der Tragik lebt, welche deren Sturz erschafft.

Dreiviertel des Modernitätsspektakels der letzten Jahre, das verkennt man heute nicht mehr, ist auf die Rechnung der Jugendrechte zu setzen. Die Zwanzigjährigen haben sich einmal aufgebäumt gegen das behagliche Litteratur- und Geisterpfründnertum, welches sich, besonders in Deutschland, so fest eingenistet hatte. Ein gut Teil dessen, was man in der Litteratur auf die Rechnung des „Idealismus" gesetzt hatte, ist im Grund nichts weiter als die solidierte und formal ausgereifte Gedanken-Gefühlsschicht der Vierzig- bis Sechzigjährigen gewesen, welcher die Zwanzigjährigen die ihre

gegenüber geworfen haben. Auch das Aufkommen der Weiberlitteratur, welche den allgemeinen Geistesstand so entsetzlich nivelliert hat, war nichts weiter als die Folge jener unbewußten litterarischen Alterskoterie der Vierzig- bis Sechzigjährigen, an die sie sich unbewußt ergänzend anlehnte. Darum auch dieser stupide Haß der „Alten" gegen die „Jungen", darum auch das im Unterdrücktenkampf oft bis zur grotesken Frechheit hinaufgeschraubte Selbstbewußtsein der letzteren. Und die Vertreter der Weiberlitteratur, jene Anarchisten der Mittelmäßigkeit, hatten ihren besonderen Grund, den Jungen gram zu sein. Sie spürten mit dem Auffassungsvermögen, welches die notwendige Knechtung ihnen angelernt, das immens Virile der jungen Bewegung heraus und zogen es daher — dank dem Schicksal — vor, zu den Alten zu halten, denn Schmeerbäuche und Glatzen sind leichter zu lenken, als Lockenhäupter und Feuerstirnen!

Ludwigs, dieser im ersten Lichtaufatmen hingetretene Schößling männlich-geistiger Thatkraft, trägt alle Merkmale seiner Generation an sich. Jede Fiber an ihm ist männlich, selbst aus dem wenigen, was Periodica von ihm gebracht haben, spricht eine so herbe, scharfe und verdichtete Männlichkeit, daß Männerverstand dazu gehört, ihn zu erfassen und Männernerven, ihn zu vertragen. Und seine Männlichkeit hat ihn erwürgt, sie hat ihn blind gemacht gegen die Zweiheit der geistigen Natur, sie hat Samen auf Samen in seinem Hirn gespeichert, der in wildem Drang den Schoß der ausgleichenden Harmonie suchte und nicht fand. Seine Fruchtnatur war zu stark, aber sein Gehirn noch zu sehr in Wachstumskrisen, um das letzte Geheimnis einer großen Gebernatur zu erfassen. Er gab und gab und war enttäuscht, wenn ihn die Geberwollust nicht befriedigte und er auf geistige Zinsen wartete, die nicht kommen wollten! Er bedachte nicht, daß schon im fleischlichen Geben neun Monate vergehen, ehe die passive Empfängerwelt das Geben lohnt! Und der geistige Geber, die geistige Vaterschaft wartet nicht neun Monate, oft neun Jahre, oft neunzig vergeblich!

So hat es sich denn aufgehäuft und aufgetürmt in dem jungen Hirn, und in einem gebemüden Augenblick sind die ungestümen Gedankenriesen über einander hergefallen und haben sich gegenseitig zerfetzt. Ludwigs war ein Gedankenromantiker der Harmonie, der im verzweifelten Ringen nach diesem Ideal mit seiner inneren Natur und der äußeren Umgebung in Konflikt kam, und darum wurde sein Schicksal tragisch. Er starb den harten Tod des virilen Genies, das am Felsen der Harmonielosigkeit zerschellt. Auch Kleist erlag ja einst derselben Psychose des Entwicklungsgenies!

Physisch wird Ludwigs als eine Natur geschildert, welche einen hohen Grad scharfer Nervendifferenzierung erreicht und daher er sich seiner Umgebung oft durch verwunderliche Excentricitäten bemerkbar machte, welche man heute

mit dem Stichwort dekadent zu belegen pflegt. Diese Art der Dekadenz, welche sehr leicht der Persönlichkeit den Anschein der Verweiblichung giebt, ist im innersten Grunde manifestär nichts weiter als eine Vertiefung des Genußfeldes. Oft ist es besonders der Riechsinn, welcher bei genial veranlagten Menschen dieser Ausgestaltung unterliegt (Schiller — Apfelfaulgeruch, Musset — Weiberschweiß, Maupassant — Äther), öfter der Geschmack (Heine — Mandeltorten, Grabbe — Alkohol), seltener das Gehör (Lenau — Geigen), am seltensten der Tastsinn (Platen, der Marmordenkmäler befühlt).

Bei Ludwigs soll gerade der Nasensinn in dieser Weise dekadisiziert sein und das mag auch wohl der Grund seiner Hinneigung zu Verlain, dem kühnsten lyrischen Sinnenußvermischungskünstler, gewesen sein. Diese Neigung jedoch war scheinbar eine unfruchtbare, denn Ludwigs' Lyrik, soweit sie mir bekannt wurde, ist schwach. Ihr Gebrechen liegt darin, daß jene genußwollüstigen Sinneseindrücke bei ihm unverhältnismäßig mehr gedanklich-assoziative, als überfließende Gemütsimponderabilien auslösten. Dann auch empfindet man eine gewisse Starrheit und Sprödigkeit des Wort- und Formbildungsvermögens, welches weniger individuellen, als mehr stammpsychologischen Gründen entspringt. Man findet es bei vergangenen und lebenden geistigen Höhenmenschen des ziemlich unvermischten Hessenstammes, ich erinnere an Georg Büchner, ferner an Kaberlin.

Als Ausdruck eines seltsamen Nervenlebens will ich seiner Lyrik ein gewisses Interesse nicht absprechen, doch halte ich die Lyrik im landläufigen Kunstsinne, welche nach einer vollendeten Übereinstimmung von Form und Gefühlsinhalt strebt, überhaupt in einer Zeit für minderwertig, in der die formelle Seite dieser Kunst so ziemlich ausgewirtschaftet und ein neuer Gefühlsinhalt erst gedanklich im Vorbau begriffen, aber noch nicht Wirklichkeit geworden ist.

Dem logischen Entwicklungsgang ist Ludwigs in jenem seltsamen Übergangsstadium entrissen worden, wo die Vollmondkraft einer fremdintellektualen Einflußmacht bei ihm erreicht war. Der Flutausdruck des geistigen Nietzscheanismus war bei ihm vollendet, das Tellurische reagierte gegen das Lunare, und jener ergiebige Ebbezustand begann, welcher Muscheln und seltene Perlen zu fördern pflegt. Eine sekundäre Geberrolle in Ludwigs' geistigem Keimdasein mag auch Wundt gespielt haben. Manche seiner ästhetischen Kombinationstypen sind nur aus einem formal-suggestiven Abhängigkeitsverhältnis heraus verständlich.

Damit ist die Reihe der allgemeinen Gesichtspunkte über Ludwigs erschöpft und ich glaube, es ist nicht ohne Interesse, nach diesen psychophysiognomischen Erörterungen in dem Buche zu blättern, welches seine erste abgeschlossene Produktivthat bedeutet, die Monographie Wilhelm Walloths. Ich muß

gestehen, der Eindruck, den diese Arbeit auf mich machte, war ein außerordentlicher, ein organisch belebender. Mag sein, daß da seelische Parallelmomente eine receptive Ahnungsbrücke schlugen, Thatsache jedoch ist, daß sie auf extrem anders organisierte Geistwesen einen lähmend-negativen Eindruck machte. Ein begabter Kritiker, dem außer der Basis des eigenen Produktivgefühles ein hoher Grad intellektuell-analysierender Adaptionsgabe zur Verfügung steht, erklärte mir, daß „er zu dumm sei, um diesen Mist zu begreifen". Und doch, als er nach einigen Tagen den toten Punkt des feindlichen Intellektextrems überwunden hatte, betonte er das außerordentliche Schwergewicht dieser Arbeit. Genau so wird es vielen und gerade feinorganisierten Naturen gehen, die Manifestation Ludwigs' kann nicht zu Unrecht physisch mit dem Säbelhieb über den Schädel eines Gegners, welcher ein Floret in der Hand hat, verglichen werden. So wenig er mit einem Floret eine erfolgreiche Parade macht, so sehr kann er dann mit jener unheimlichen Stoßwaffe verwunden, wenn er sich von dem Schlage erholt hat.

Der Wert dieser monographischen Biosynthese liegt im geistigen Vorstadium ihres Entstehens. Die Taine-Zolasche kritische Grundforderung ist für eine reifende subjektiv-synthetische Denkernatur so unendlich schwer zu erfüllen und doch ist sie jetzt gegenwärtig die einzige innerkulturell berechtigte. Darum anerkenne ich Ludwigs' Buch, weil ich die Größe der voraufgegangenen peinigenden Selbstentkleidung zu erfassen vermag.

Walloth ist für alle Zeit auf ein Piedestal gestellt, für das er noch ein gut Stück Daseinslänge Zeit gehabt hätte. Walloth ist glückhafter als Achilles, er fand seinen kritisch-synthetischen Homer noch als Lebender und brauchte nicht im quälenden Alexanderwunsch der Unverstandenheit dahinzusiechen. Ludwigs löste das Taine-Zolasche Idealrätsel, indem er das Ungestaltige dieser Forderungen in meßbare Ferne projicierte und sich den Maßstab aus dem Dreidimensionalsystem seines Gemüts- und Intellektbaues nahm. So faßte er die Forderung von der Kenntnis der Lebensunmittelbarkeit der kritischen zur kritisierten Person sehr glücklich dahin, daß er statt langatmischer Milieuschilderungen, wie es litterarische Packträger- und Unterhannaturen genau nach Regel und Concept vollziehen, es vorzog, Walloths Persönlichkeit in die Linse seiner Anschauungssynthese zu stecken und auf eine breite Leinwand zu werfen, die zwar Reflex und Schatten vergröbert, aber für fremde Intellekte verdeutlicht. Der Eindruck dieser Arbeit auf Walloth muß ein fundamentaler gewesen sein, denn es ist etwas moiraartig drückendes, zu sehen, welche gewaltigen Gedankentöne ein Dichtwerk bei einer solch reich besaiteten Natur ins Klingen bringt. Wenn im Schaffen des Geistmenschen etwas dämonisches liegt, so mag diese einzige Wirkung sein!

Ludwigs benutzte die Monographie über Walloth, um sich eine drückende Zahl originaler Gedankenreihen über Kunstphysiologie vom Leibe zu schreiben; die er nach eignem Vermerk nachdrücklicher behandelt, als die Aufgabe es verlangt, „um dies Schriftchen für meine Entwicklung fruchtbar zu machen." Diese Äußerung hat mich in innerster Seele erfreut, sie ist das Kanonensignal eines selbstbewußten Geistes, der Schulmeisternaturen an Herz und Leber erbeben machen kann. Es steckt in ihr eine volle Kanne federweiß schäumenden Größenwahnes, dessen gerade der produktive Geistmensch heute bedarf, um sich gegen die verneinenden Majoritäten behaupten zu können.

Obwohl der neuzeitige Leser daran gewöhnt ist, ein angezogenes Buch im kritisch-ausgelangten Gedankengang reproduziert zu finden, muß ich es hier ablehnen, da es mir wider die Natur geht und ich auch nicht den mindesten Vorteil dieser Methode einsehe. Genug, daß es ein bedeutsames Buch ist, dessen Ideenbarren noch ausgemünzt werden, wenn einst die Interpretennaturen das sinkende Schiff der ausgenagten Antike verlassen und plötzlich Augen dafür bekommen, daß es längst wieder neue Geistpyramiden giebt, in deren Katakomben sie nach Herzenslust wühlen können.

Was dem Buch ohne Zweifel bedeutenden Außerwert verleiht, ist die stilistische Besonderheit. Die eigentümliche Abstraktion der Ausdrucksweise, welche noch erhöht wird durch eine merkwürdige, der hessischen Umgangssprache entnommene Art, niedere Begriffsformen in die höchste der Subjekt-Objekt-Darstellung umzuwandeln, ist dahin zu rechnen. Ludwigs denkt im abstrakten, ins Schriftdeutsche übertragenen Dialekt seines Stammes. Diese Eigenart muß ihn auch für die philologischen Lexikographen von Wert machen, denn gerade die Richtung unserer Sprachumbildung liegt noch sehr im Trüben. Die Knappheit seiner abstrakten Wortformeln kontrastiert merkwürdig mit dem oft verschlungenen, oft scharf ineinander geschobenen Bau seiner Perioden. Trifft aber Knappheit der Abstraktform und des Satzbaues einmal zusammen, dann entstehen Absätze von monumentaler Architektur. Ich ziehe im nachfolgenden willkürlich einen derartigen Zwischenbau an: (Seite 10 unten): „Walloth aber ist kein Mensch der Kraft, sein Körper verträgt die Kraft nicht. Auch die Lyrika der ersten Periode, soweit sie seine Eigenart zeigten, machten das deutlich. Wenn die Kraft gleichsam von außen ihm angezwungen, wird eine Mischung entstehen. Und in der That sind die Gedichte des Hellenismus Kampfbilder. Ein Zischen, wie des Wasserstrahls im Brand, ein sprühendes Bewältigen füllt Zauberreize hinein. Das Charakteristische liegt in Zwiespalt mit dem Stimmungsvollen. Bedeutsamen Ausdruck findet das in der Form, und zwar besonders in der Bildform, im innerlichsten Faktor. Die Kraft hat das Bestreben, die Dinge im Bild zu meistern; das Leiden schmiegt sich an. Die Seelenform der

Kraft ist mitreißend, die des Leidens berauschend, nervös. Demzufolge hat das Produkt des Überschusses ein Expansionsbestreben des Bildes: der ganze Gedankengehalt des Gedichtes soll in ein Bild gefaßt werden. Andererseits will die zuckende Schönheit des Moments zu ihrem Recht kommen, durch eine gewisse Zusammenhangslosigkeit der Bilder, die ihre freiere, selbständigere Wirkung ermöglicht: Die ersten Spuren des Kampfes zwischen dem reichen Romantiker und dem Modernen sind das."

Noch einige Worte der Klärung. Ludwigs war eine geniale Natur, aber man kann meine Bemerkungen über ihn leicht dahin verstehen, als sei er kurz aber vollwertig hinweggegangen, eine Auffassung, die ich selbstverständlich nicht vertreten will. Ich will mit dem Gegenwert nicht zurückhalten. Der Zwiespalt zwischen seiner inneren Gemütsgedankenkompensation und seiner äußeren Erscheinung — Insasse einer methodischen Irrenanstalt, vulgär Gymnasium genannt — muß für den Philister eine unerschöpfliche Quelle lebenswarmer Komik gewesen sein. Um dessentwillen wünschte ich ein ausgewachsener Philister zu sein, denn in diesem selbstbehaglichen Zwerchfellkitzel muß ein Genußwert liegen, für den der empfindende Nervenmensch kein Organ und keine innerliche Freiheit hat. Und Ludwigs' geistige Erscheinung zeigt noch eine gesunde Menge Geburtsschleim, in dem er jugendlich tapfer die werdenden Organe des genialen Geistmenschen reckt.

Über die Tragik des Todesfalles weite Sentimentalitäten auszuspinnen, hat gar keinen Zweck. Innere Gründe waren seine tödliche Krankheit, äußere nur mitbestimmend, etwa wie eine falsche Medizin. Es liegt unglaublich viel vom Verstandeschielen des Philisters, der sich vorher so herzlich lustig machen konnte, darin, Personen seines Miliens an dem Todes-Motiv zu beteiligen. Wer Augen hat, zu sehen, der weiß, daß diese ganze Generation, die keine Väter haben *will*, um der Eitelkeit willen, es könnte der Impression ihrer Größe schaden, den Tuberkel-Bacillus der Ironotragik in sich trägt!

Wer an Ludwigs etwas zu betrauern hat, ist Conrad. Er hat einen ehrlichen Förderungsanteil; ihm hat daher das fatalistische Schicksal einen edlen Selbstsold genommen, noch ehe er Zahlkraft hatte. Ich sehe Conrad um eine schöne Hoffnung ärmer, ist es doch eines der wenigen wollüstigen Geheimrätsel einer wahren Gebernatur, andere zu entzünden und zu fördern. Gewiß wäre auch hier wieder der alte Weltkreislauf geschehen, Ludwigs, auf dem Wege aller Entwicklung gehend, hätte gewiß eine Zeit lang den großen Undankbarkeitsacteur gespielt, die eine Eisennatur wie Conrad lächelnd überdauert, um dann schließlich jenen immanenten Verhältniswert zurückzulassen, welcher alle Geistmenschen aneinander bindet. Gemütsfloskeln beiseite, es ist was thränenwert-erschütterndes um den Tod eines so saftgrünen Sproßgeistes!

Erſchauernd faß ich zur Schaufel und laß hinabrollen die dumpfen drei Erdorakelwürfe letzter Ehrung. Wie ich mitleidfeuchten Blickes hinabſtarre, iſt mir als murmele die gähnende Sargtiefe zurück: L'avenir est aux apathiques!

Hans G. Ludwigs (Paul Nodnagel).

Mitteilungen über ſein Leben und ſeinen litterariſchen Nachlaß

von Ernſt Otto Nodnagel.

(Berlin.)

Wohl keiner von denen, die ſeit zwei Jahren in der „Geſellſchaft“ und anderen moderne Litteratur vertretenden Zeitſchriften Aufſätze und Gedichte von G. Ludwigs geleſen oder ſich mit deſſen vergangenen Sommer bei W. Friedrich erſchienener litterarpſychologiſcher Broſchüre „Wilhelm Walloth“ beſchäftigt, mag geahnt haben, daß hinter jenem Decknamen ein Gymnaſiaſt, ein Knabe von 15 bezw. 16 Jahren ſich barg.

Paul Nodnagel iſt am 29. Oktober 1874 geboren, zu Bingen, wo ſein Vater damals Reallehrer war. Schon ſehr früh zeigte mein Bruder Spuren außergewöhnlicher Senſibilität, davon ſich beſonders ein Ausfluß mit großer Lebhaftigkeit meinem Gedächtnis eingeprägt hat: Von ſeinem zweiten Lebensjahre ab brach das Kind lange Zeit jedesmal in Thränen aus, wenn in ſeiner Gegenwart das Schubertſche Müllerlied „Trockne Blumen“ geſungen wurde. Überhaupt zeigte er ſich ſchon damals ungemein empfänglich für muſikaliſche „Senſationen“.

All die einzelnen kleinen feinen Züge zuſammenzutragen, die ſeiner Entwicklung die Richtung gegeben, würde hier zu weit führen. Ich beſchränke mich darauf, das Thatſachengerippe dieſes kurzen und doch ſo überreichen Menſchenlebens darzubieten.

In ſeinem fünften Jahre ſchwebte der Knabe mehrmals in äußerſter Lebensgefahr. Die Diphtherie rüttelte in zwei raſch nacheinanderfolgenden heftigen Anfällen an des Kindes ohnehin nicht großer Lebenskraft. Ein Bodenſatz von Kränklichkeit und Körperſchwäche blieb von dieſen beiden langwierigen Krankheitsperioden dauernd zurück. —

Mittlerweile war ſein Vater als Lehrer an die Realſchulen zu Darmſtadt verſetzt worden. Paul wurde bald darauf der Realvorſchule übergeben, wo er ſich von Anfang an durch Tüchtigkeit und Gewiſſenhaftigkeit aus-

zeichnete. Später bei der Neugründung einer Gymnasialvorschule trat er in diese über.

Als er damals einmal aus der Schule nach Hause kam, sah er sich im Besitze eines kleinen Schwesterchens. Bei diesem Anlaß that er eine Äußerung, in der man schon einen Embryo der nachmaligen nervösen Stimmungszerfaserung — eines Hauptcharakteristikums in Ludwigs' Kunst — erkennen kann. Er schilderte auf Befragen nach dem Eindruck, den ihm das freudige Familienereignis gemacht habe, sein Gefühl mit den Worten, ihm sei gewesen, als ob man ihm mit Bindfaden durch den Leib geschnitten.

Herbst 1882 wurde sein Vater Direktor der Realschule zu Groß-Umstadt im Odenwald. Über die Weiterentwicklung in den sieben Vierteljahren seines dortigen Aufenthalts fehlen mir, der ich inzwischen das Darmstädter Gymnasium weiter besuchte, fast alle Anhaltspunkte. Nur soviel weiß ich, daß er damals die bangen süßen Schauer „erster Liebe" erlebte.

Von großer Wichtigkeit für seine Entfaltung war eine neue, Sommer 1884 erfolgte Milieuveränderung. Sein Vater wurde an die Spitze des Realgymnasiums zu Gießen gestellt. In dieser Stadt fanden wir zahlreiche Verwandte vor. Im Verkehr mit diesen fühlte der Knabe sich vielfach hinter mich zurückgesetzt und fand das nicht, was ihm so notwendig gewesen wäre, Verständnis und liebevolles Eingehen auf seine Eigenart.

Diese zarte fein differenzierte Natur wußte man nicht zu behandeln. Es ist jetzt ein paar Monate her, daß er in einem Briefe gelegentlich auf jene Zeit zurückkam, wobei er sich mit einem feinen komplizierten Mechanismus verglich, der in plumpen unfähigen Händen sich befunden.

Bedeutungsvoll ist der Umstand, daß in jener Zeit der Vater mit dem Knaben eine intensive Lektüre deutscher Klassiker und Shakespeares begann. Ungefähr gleichzeitig hiermit entstanden die ersten dichterischen Versuche. Ein — noch vorhandenes — Drama: „Der Streit des Agamemnon und Achilles" wurde von unseren Vettern und Cousinen und mir mit großem Pomp und vor „zahlreichen" aus dem Freundeskreis zusammengetrommelten Zuschauern — zur Darstellung gebracht, allerdings zur Karrikatur à la Offenbach entstellt. Der Dichter war nichtsdestoweniger stolz auf die Ehre, deren man sein Werk würdigte, die Verballhornung amüsierte ihn selbst, und er spielte sogar — unter ganz besonderen Ovationen — die Rolle des Zeus in dem Stücke persönlich — freilich mit Hindernissen: Auswendiglernen ist seine Sache nie gewesen. —

Nun kam eine verhängnisvolle Zeit. Das unbeholfene Gestammel seiner lyrischen Erstlinge wurde von uns Älteren mit ironischer Begeisterung aufgenommen. Durch Apostrophierung als „Sonne des 19. Jahrhunderts" und alle möglichen Veranstaltungen „ihm zu Ehren" hetzten wir ihn, der

natürlich, naiv, wie er war, alles für bare Münze nahm, in einen Zustand eingebildeter Größe hinein, darin er blind dafür war, wie grausam wir ihn zum besten hielten. Er ließ sich auch durch keine Ermahnungen seiner Eltern in seinem Glauben an unsere Aufrichtigkeit erschüttern, bis — aus welchem Motiv, kann ich aus der Perspektive der Erinnerung nicht mehr kontrollieren, es wird aber wohl eine gewisse boshafte Schadenfreude ihre Rolle dabei gespielt haben — ich unseren Dummjungenhaftigkeiten dadurch die Krone aufsetzte, daß ich, wahrscheinlich in recht plumper ungeschickter Weise, ihn seinen Illusionen entweckte und ihm die Augen öffnete für das Spiel, das wir mit ihm getrieben.

Wie verhängnisvoll die Folgen unseres Sekundanerstreiches sein würden, konnten wir natürlich nicht ahnen. Aber auf dieses Erlebnis des Knaben glaube ich die herbe düstere Verschlossenheit zurückführen zu müssen, die mehr und mehr sein Gemüt umwölkte und sich allmählich zu einem wesentlichen Grundzug seines Charakters auswuchs. Dieser Verschlossenheit sind auch viele der Mißverständnisse entkeimt, die nachmals ihm zeitweilig selbst nächste Angehörige entfremdeten.

Mittlerweile scheint er unbeirrt weiter produziert zu haben, ließ jedoch niemandem etwas zu Gesichte kommen. Durch Zufall fielen mir — wohl im Frühjahr 1888 — drei kleine Erzählungen von ihm in die Hände, „Immenmärchen", die sich durch sehr anmutige und liebenswürdige Phantastik einschmeichelten. Im „Schillerbund", einem Vereine, der uns feuchtohrige Jünglinge um die Kaffeekanne zu „ästhetischen Thees" vereinigte, fanden die drei Märchen ehrliche Anerkennung, ja sie wurden sogar der Ehre gewürdigt, im „Kunstfreund", dem in einem Exemplar aufgelegten geschriebenen und reichillustrierten „Organ" des „Schillerbundes", zum „Abdruck" zu gelangen. Bei dieser Gelegenheit bediente der junge Dichter zum ersten Male sich des Decknamens „G. Ludwigs". Ursprünglich wollte er sich nach seines Vaters Vornamen einfach „G. Ludwigssohn" nennen; der unangenehme Beigeschmack dieser Bildung veranlaßte ihn jedoch, sich mit der Abkürzung zu begnügen, die er denn späterhin als Pseudonym weiterführte und zunächst bis zur Absolvierung des Gymnasiums beizubehalten gedachte.

Der Herbst verpflanzte ihn wieder in neuen Boden; sein Vater wurde Leiter des Gymnasiums und der Realschule zu Worms. Sicherlich ist es ein Moment von erheblicher Bedeutsamkeit für des Knaben Seelenentwickelung gewesen, daß es ihm nicht vergönnt war, an irgend einem Orte feste Wurzeln zu schlagen, daß er nie den Begriff Heimat kennen gelernt, daß mit seiner Entwickelung keine Örtlichkeit völlig verwachsen konnte. Man darf die Einwirkung dieses rein zufälligen Umstandes auf das Stimmungsleben nicht unterschätzen. Der beständige Wechsel der Umgebung — es war

jetzt die fünfte Schule, der er seit seinem sechsten Lebensjahre überantwortet wurde! — mag auch wesentlich dazu beigetragen haben, der Entwickelung des jugendlichen Geistes eine Richtung nach innen zu geben.

Schon damals begann es übrigens für diejenigen, die mit Paul verkehrten, bemerklich zu werden, daß er eine sogenannte „unglückliche Natur" habe. Jede leiseste Berührung der Außenwelt löste sehr starke und tiefgehende Reflexe aus und tönte noch lange in ihm nach. —

Von seiner Übersiedelung nach Worms ab fehlte mir die Möglichkeit, seine Weiterentwickelung mit eigenen Augen zu beobachten. Ich war auf das Spiegelbild, das seine Briefe boten, angewiesen und nur die Universitätsferien gaben mir Gelegenheit zu persönlichem Zusammensein mit ihm, und selbst diese spärlichen Fristen wurden durch Reisen auf ein noch knapperes Maß beschränkt. So war denn meine Überraschung außerordentlich groß, als er mir zu Beginn des Sommersemesters 1889 — ich hatte inzwischen mein Zelt in Heidelberg aufgeschlagen — ein gedrucktes Gedicht zusandte, das mir durch Ernst und Schönheit des Gedankens ebenso wie durch gewandte Handhabung der Form tiefen Eindruck machte. Es ist das für mich jetzt doppelt ergreifende „Mein Testament", das die Leser der „Gesellschaft", als Epitaph sozusagen, an der Spitze der in diesem Hefte abgedruckten Gedichte des Verstorbenen finden werden.

Begleitet war jenes erste Exemplar des Gedichtes von einem Brief in sehr launigen Knittelversen, darin eine Stelle lautete:

„Verzeih, wenn nicht im Testament
Als Erben Dich der Dichter nennt.
Ein Wort will ich ins Ohr Dir raunen:
Ein Dichtpoet hat seine Launen."

In rascher Folge brachten jetzt mehrere Zeitschriften zahlreiche Gedichte von ihm, die der überwiegenden Mehrzahl nach einen tiefernsten Grundton haben. Vereinzelt finden sich allerdings auch heitere und schalkhafte Strophen unter diesen Erstlingen; ebenso begegnet man in seinen Briefen aus jener Zeit ab und zu noch einem liebenswürdigen, tiefsinnigen Humor. —

Die obligate Römertragödie hatte er damals schon hinter sich. Sie ließ sich, anstatt der üblichen fünf Aufzüge an einem genügen — irre ich nicht, so war allerdings noch eine Vertiefung und Ausdehnung auf drei Akte geplant, ob sie jedoch zur Ausführung gekommen, weiß ich bis jetzt noch nicht. Die Handlung des „Ein Sieg des Kreuzes" betitelten Dramas war gut erfunden und wirkungsvoll, die Psychik wies gute Ansätze auf, während die Technik noch ganz im alten Fahrwasser plätscherte. Indeß legten die ziemlich gewandten Blankverse von eifrigem Streben nach Individualisierung Zeugnis ab. —

Ibsens Werke waren es, die dem Jüngling nun zuerst moderne Weltanschauung näherrückten. Gleichzeitig fing er an, seinen Vorurteilen gegen die deutschen „Jüngsten“ zu Leibe zu gehen und sie durch Urteile zu ersetzen. Über den Gang seiner ebenfalls damals begonnenen philosophischen Studien Rechenschaft abzulegen, bin ich augenblicklich außer Stande, da sich seine sehr gewissenhaften Aufzeichnungen über seine Lektüre, sowie seine Excerpte aus derselben zur Zeit nicht in meinen Händen befinden. Soviel mir erinnerlich, bildeten Eduard von Hartmanns Schriften, die ihn zuerst durch ihren schriftstellerischen Reiz bestachen, aber inhaltlich häufig seinen entschiedenen Widerspruch erregten, seine erste philosophische Nahrung.

Seine ganze bisherige Entwickelung drängte ihn zum Studium des Stimmungsphänomens, einem Gebiet, zu dessen Erforschung seine Umgebung ihm das denkbar günstigste Beobachtungsmaterial bot. Die Studien und Experimente am eigenen Leib beförderten eine immer schärfer in ihm hervortretende Zwiespältigkeit. Er war ein Zweiseelenmensch von einer gewissen Verwandtschaft mit Adam Mensch; die eine Hälfte seines Inneren „verhielt sich ruhig beobachtend, kühl experimentierend, während die andere in Stimmungen zerfloß“ — so ähnlich bezeichnete er selbst es einmal brieflich. —

Welch außerordentliche Kenntnis des menschlichen Seelenlebens er sich in kurzer Zeit aneignete, das beweist z. B. die Novelle „Erstickt“, die in ihrer ursprünglichen Form im Sommer 1890 entstanden ist.

Von außerordentlicher Wichtigkeit war für seine Entwicklung das genauere Studium der grundlegenden Werke von Wundt und Münsterberg. Besonders die Schriften des Letzteren, die ihm viele der Ergebnisse seiner selbständigen Untersuchungen bestätigten. — Im Herbst 1890 begann er dem gewaltigen und gefährlichen „Umwerter aller Werte“ näherzutreten, ohne sich jedoch von ihm überrumpeln zu lassen. Allerdings erklärte er nach mehrwöchentlicher intensiver Beschäftigung mit Nietzsche, er müsse eine Zeitlang pausieren. „Es strengt zu sehr an und macht ganz toll. Da fehlt alle Ausarbeit, nichts als berstende Probleme, Aphorismen, Deutefinger,“ schrieb er mir Weihnachten 1890, und dann: „Nietzsche gegenüber braucht man sich nicht zu genieren und kann verwerfen und tadeln nach Herzenslust. — Dem Manne gegenüber fühlt man sich nur sicher mit einem Bleistift in der Hand.“

Ein halbes Jahr danach schrieb er u. a.: „In mir hat der Mann vom November bis Februar Revolution gemacht. Ich glaube, ich bin nun so gut wie fertig. Lernen — jeden Tag. Doch nie mehr — glaub' ich — wird sich die Wegbahn, die Methode, die Weltperspektive für mich ändern.“

Von Oktober 1890 ab war sein Vater an das „Neue Gymnasium" zu Darmstadt versetzt worden und Paul fand endlich die heißersehnte Gelegenheit, mit Wilhelm Walloth, dem er sich nahe wesensverwandt fühlte, persönlich zu verkehren. Allerdings blieb, und leider, dieser Verkehr auf ein sehr geringes Maß beschränkt: immer mehr sah ja der Jüngling sich gezwungen, mit seiner Zeit zu geizen. Denn seine receptive und produktive litterarische Thätigkeit durfte er nicht vernachlässigen, weil sie ihm zur Lebens- und Glückseligkeitsbedingung geworden — und zwar in einem Maße, daß ihm jede Ruhepause, die er sich auf das Drängen seiner Freunde hin auferlegte, unerträglich war und ihn tief unglücklich machte; andererseits ließ aber sein Ehrgeiz nicht zu, daß er seine „Pflichten" als Schüler hintansetzte. Kam es einmal vor, daß er eine Antwort im Unterricht verfehlt hatte, so konnte man seinen Mienen noch stundenlang ansehen, wie sehr ihn das wurmte.

Überhaupt die Schule! — Sein größtes Unglück war der Schulzwang. Sich immer und immer gewaltsam auf einen inferioren Standpunkt zurückschrauben und seine kostbare Zeit auf doppeltes Durchackern — in häuslicher Vorbereitung und im Unterricht! — von Dingen verwenden zu müssen, die völlig außerhalb seiner Berufs- (jaja, ihr Philister!) und Interessensphäre lagen; sich in den Händen von psychologisch unfähigen, bloß auf Schablonennaturen abgerichteten pädagogischen Handwerkern zu wissen, von Menschen, die seinen durch eigene Anschauung gewonnenen Überzeugungen mit Vorurteilen oder Brutalität zu Leibe gingen — z. B. im Unterricht (!) sämtliche Vertreter moderner Kunst en bloc als „unreife Jungen" abthaten!!! — die von dem Einfluß der Stimmungsphänomene auf das Seelenleben keinen Dunst hatten, von solchen Menschen abhängig zu sein; dazu Eindrücke, wie sie z. B. der schmachvolle Leipziger Realistenprozeß auf jeden künstlerisch Urteilsfähigen machen mußte, auf eine so außerordentlich zart organisierte Natur, wie die meines Bruders, aber in bedeutend verschärftem Maße machte — —: alles dies wirkte zusammen, daß ihn, — wie er mir Mitte vergangenen Jahres einmal klagte — „oft die Selbstmordmanie mit tiefster melancholischer Zerrissenheit befiel." Wiederholten Versuchungen, allem ein Ende zu machen, widerstand er nur mit großer Mühe. „Damals rettete mich Conradi" — schrieb er mir von einem solchen Falle. Und häufig sind seine brieflichen Ergüsse von Klagen durchklungen, wie: „Wenn mir nur dies verfluchte Winkelleben die Kraft nicht bricht. — Und ich fürchte, sie wird mir gebrochen!" —

Oder er klagt, einen herrlichen künstlerischen Stoff sich entgehen lassen zu müssen, da er keinen guten Freund habe, der ihn mal ein halb Jahr auf der Schulbank vertrete.

Auch in bitteren Sarkasmen entlädt sich häufig sein Grimm. „In der

Schule wird man nicht gelehrt, sondern gelehrert," heißt es so 'mal nebenher, und ein andermal erzählt er, daß er auch den „Herren Gymnasiasten" aus Mitleid mit Interesse entgegenkomme. „Es sieht aus, als wolle ich partout den Herren „Gymnasiarchen" (Conrad bildet das!) opponieren, auch darin!"

Daß dieser Zustand mit einer Katastrophe enden müsse, nach irgend einer Richtung hin, war von vornherein zu erwarten. Und doch war vorerst keine Möglichkeit abzusehen, ihn zu retten. Denn er sah selbst — und betonte es mehrmals — daß ihm ohne Maturitätsexamen seine ganze wissenschaftliche Laufbahn verbarrikadiert wäre, seine wissenschaftliche Laufbahn, in der er seinen eigentlichen, immanenten Lebensberuf erkannt hatte. —

Nicht in seinen persönlichen Verhältnissen ist daher wohl der tiefere Grund zu seinem Tode zu suchen, — und es wäre thöricht und ungerecht, von irgend einer Schuld irgend wessen zu reden. — Verantwortlich zu machen ist einzig und allein das heutzutage sanktionierte Erziehungssystem, der pädagogische Uniformismus. Diesem ist es zuzuschreiben, daß diese außergewöhnlich veranlagte Natur nicht zur Vollreife gelangen konnte, daß sie in ihrer normalen Entfaltung — „normal" = gemäß der ihr innewohnenden Norm! — gehemmt wurde.

Eine direkte äußere Veranlassung, ein „Motiv", den Tod zu suchen, scheint Ludwigs nicht gehabt zu haben — was hierüber die Presse durchlaufen, beruht meist auf müßiger Kombination, soweit es nicht völlig der Begründung entbehrt. — Vielmehr sprechen alle Anzeichen dafür, daß Ludwigs ganz unvorbereitet aus dem Leben geschieden ist; ja ganz in letzter Zeit hatte er sich in mehrfacher Hinsicht auf eine längere Lebensfrist gerüstet. Und, was mir das Entscheidende scheint, er ist gegangen, ohne auch nur im geringsten über seinen litterarischen Nachlaß zu verfügen. Er, der so ganz in seinen litterarischen Plänen aufging! Ich vermag mir sein Ende nur auf eine Art psychologisch zu erklären: Wie aus seinem Leben, hat er auch aus seinem Sterben „ein Experiment gemacht", Selbstmord aus Stimmung, wenn man will: aus Laune! Wem das nicht denkbar scheinen sollte, der möge Ludwigs' psychologische Novelle „Erstickt" lesen — eben der eigentümliche Parallelismus zwischen des Dichters eigenem Ende und dem Tod seines Helden Hans Schenck veranlaßte mich, dieses Werk aus dem Nachlaß für den Abdruck in vorliegendem Hefte auszuwählen. „Erstickt" bildet ein künstlerisches Pendant zu der ebenfalls im Nachlasse befindlichen streng wissenschaftlichen Abhandlung: „Psychophysische Entladungen. Zur Problematologie des Genies" — die ich ebenfalls demnächst der Öffentlichkeit übergeben werde — und sucht die dort festgelegten Thatsachen intuitiv zu erfassen. Ludwigs wollte in der Novelle die bioökonomische Bedeutung

der künstlerischen Produktion für „mit Stimmungsfeinheit erblich Belastete“; — wie er sich selbst gelegentlich kennzeichnet — als seelisches Sicherheitsventil darstellen. Ich glaube sagen zu dürfen, er hat dieses Problem mit überraschender Schärfe angepackt und mit beängstigendem seelischen Tiefblick durchgeführt. Im Hinblick hierauf glaubte ich auch einige kaum merkliche Schnitzer in Kleinigkeiten des Alltagslebens übersehen zu dürfen.

Noch eine zweite Novelle hat uns Ludwigs hinterlassen, „Freigesprochen“ betitelt, die mit noch größerer Kühnheit und Konsequenz den Einfluß des Stimmungslebens, somit auch des Stimmungsmiliens, auf die Willensakte des Menschen plastifiziert. Er selbst schrieb mir darüber: „Eine Arbeit von doktrinärer Konsequenz: ich muß, um mich durchzusetzen, die Masse „mich zu lehren“ Extreme schaffen!“

Die Aufdeckung der feinsten Stimmungsfasern war sein ureigenes Gebiet und wo Walloth nur schüchtern tastet und versucht, da geht er zielbewußt und entschieden vorwärts; er ist der erste, der den Mut hat, aus dem verfeinerten Determinismus, wie ihn Münsterberg vertritt, künstlerisch die letzten Konsequenzen zu ziehen. Die gewissenhafte Ausmalung der Stimmungen bis in die feinsten Nuancen kennzeichnet Ludwigs' Epik in noch hervorstechenderer Weise, wie diejenige Wallothş, als eine lyrische. — Auch die kurze novellistische Skizze „Auf der Suche“, sowie das etwa 60—80 Seiten starke Romanbruchstück „Das zweite Gesicht“ — welches Werk sein „Adam Mensch“ werden sollte — haben diesen ausgesprochen lyrischen — allerdings nervös lyrischen — Grundzug.

Außer einer Gedichtsammlung, die er unter dem ungemein bezeichnenden Titel „Heliotrop“ herauszugeben beabsichtigte — dieses Heft enthält einige Proben daraus — habe ich noch zwei umfangreichere Manuskripte vorgefunden, eine zum Teil druckfertige Broschüre „Das Problem der Willensfreiheit“ und eine zweite ästhetische „Der Symbolismus“. Außerdem ist noch eine Reihe von grundlegenden Aufsätzen zur Psychophysiologie der Kunst vorhanden, deren einige bereits in Zeitschriften erschienen sind. Sämtlich waren es Vorstudien zu einem großangelegten Werk „Psychophysiologie der Kunst“, davon er mir noch vor kurzem schrieb, er hoffe es dieses Frühjahr endlich „unter die Feder zu bekommen“.

Eine Fülle des Interessanten und Neuen enthält ein Fragment „Psychologie des Schrifttums, Perspektiven und Skizzen“, das ihm von großem Werte war. Noch wenige Wochen vor seinem Tode gestattete er mir einen Einblick in das Manuskript, über das er wiederholt sich brieflich geäußert hatte. Dabei empfahl er die Blätter meiner dringendsten Vorsicht: „Ich lege da ein Stück meiner Zukunft in Deine Hände! Also!!“ Einmal nennt er das Werk — das vorhandene Bruchstück mag nach dem, was ich

darüber erfahren, den dritten Teil etwa des Ganzen ausmachen — ein „Buch für feine Finger und liebenswürdige Nerven".

Ein Lieblingsplan beschäftigte ihn noch in den letzten Tagen sehr viel: Er beabsichtigte einen Römerroman zu schreiben. Aber nicht als Konkurrent Walloths gedachte er aufzutreten, schon vor fünf Vierteljahren schrieb er mir das, sondern „Die Periode der Dekadence — Sklavenkrieg, Sartorius ꝛc." zu künstlerischer Darstellung zu bringen, war sein Gedanke. „Diese Periode hat mich sehr gepackt. Darein möcht' ich wühlen .... Meine seelischen Lieblingsprobleme lassen sich auf diesem Kulturgrund schön entfalten. Hat „Erstickt" den Absturz des Dekadenten in gesunder Umgebung gezeigt, kann ich dort das Steigen des Gemütsdekadenten in der sozialen Dekadence in nervösen Farben plastifizieren. Daß Walloth dieser sozialen Dekadenceepoche ausgewichen und stets nur die Individualdekadence der Kaiserzeit sieht, beruht auf seinem einsiedlerischen Grübelcharakter, der keinen sozialen Schwung hat." —

Nicht nur den Bruder betrauere ich in G. Ludwigs, sondern vor allem den Freund, meiner Freunde teuersten. War doch er es, der vor dritthalb Jahren mich aus den schlafmützigen, von meinen „Gymnasiarchen" mir eingeträufelten Vorurteilen gegen moderne Kunst wachgerüttelt hat zu geistigem Leben. Ich fühle es als eine Pflicht der Dankbarkeit, was er bis jetzt geleistet hat, aus seinem Nachlasse möglichst vollständig der Öffentlichkeit zu übergeben. Was er noch würde geleistet haben bei längerer Lebensdauer, das zu fragen wäre müßig.

Noch eins, ein Vermächtnis des teuren Toten: Im vorletzten Briefe, den ich von ihm empfing, legte er mir dringend ans Herz, ihn hinfort nur noch Hans G. Ludwigs zu nennen und möglichst dazu beizutragen, daß diese Änderung rasch durchdringe. Als Andenken an ein liebes Erlebnis wollte er den Namen Hans mit durchs Leben nehmen, und um seine Beziehungen zu seinem Hans Schenck schärfer zu beleuchten. Im Winter 1889 hatte er bereits die Absicht gehegt, als zweites Pseudonym den Namen Hans Schenck anzunehmen. Als der Plan zu „Erstickt" reifte, gab er jedoch diesen Gedanken wieder auf. In letzter Lebenszeit unterschrieb er ausschließlich noch Hans G. Ludwigs. Ich werde darum auch bei den Publikationen aus seinem Nachlaß ihn überall Hans G. Ludwigs nennen. Seine diesbezügliche Bitte an mich lege ich auch allen litterarischen Freunden des Verstorbenen dringend ans Herz.

Unſer Dichteralbum.

Primavera.

Von Julius Litten in Mannheim.

(Preisgekrönt.)

I.

Die Gräfin Falk von Falkenſtein
War ſtolz darauf, Poet zu ſein,
War überzeugt, ſie würd' mit ihren
Gedichten Allen imponieren
Und gründen eine neue Ära.
Ihr Pſeudonym war „Primavera".
Es blühten rings die Butzenſänge
Und Lenz- und Liebes-Liederklänge,
Hiſtorien von den Pharaonen
Und längſt entſchwundenen Nationen,
Romane ältlicher Mamſellen,
Bazar- und Modenwelt-Novellen.
Es war die Zeit, wo bis zum Himmel
Man pries ein lieblich Reimgebimmel,
Wo man mit Zoll ſtatt Meter maß
Und Treu' und Glauben noch beſaß. —
Sie ſprach: „Ich kann mit den Poeten
„Erfolgreich in die Schranken treten,
„Zumal mir meines Namens Glanz
„Verheißt des höchſten Ruhmes Kranz,
„Ich brauch' mich ſo nur zu verſtecken,
„Daß Alle mich ſogleich entdecken,
„Dann komm' ich ohne jeden Paß
„Samt Kontrebande zum Parnaß.
„Mich wird das Lob der Menge tragen,
„Kein Tadel wird an mich ſich wagen,
„Denn weiht' der Dichtkunſt ich die Kraft,
„Fühlt ſich geehrt die Künſtlerſchaft."
Und ohne lang ſich zu beſinnen,
Umgab ſie ſich mit Dichterinnen,
Erkennend, daß vor Allem nützt,
Wenn Eins ſich auf das Andre ſtützt,
Und daß unitis viribus
Man heute reüſſieren muß.

II.

Nun zu der Künſte Nutz und Frommen
Sind ihre Damen angekommen,
Es ſollt' das Schloß zu Falkenſtein
Ein Muſen-Sitz und -Vorort ſein.

Eulalia iſt zuerſt erſchienen,
Um ihrer Meiſterin zu dienen;
Sie überſetzte früh und ſpät
Vom Volkslied jede Novität.

Wo nur ein neues zu ermauſen,
Benutzte Liſten ſie und Flauſen,
Sodaß die ganze Welt ſie pries
Und ſie die Volkslied-Elſter hieß.

Dann kam Auroral Mit Romanen
Erſchloß ſie ſich des Ruhmes Bahnen,
Sie reiſte in das ſchönſte Land
Und ſchrieb darüber Band auf Band.

Doch um Effekte zu erzielen,
Ließ Liebesſtücke drin ſie ſpielen,
Solch' Liebes-Bädeker-Roman
Hat's vielen Leuten angethan.

Antonie ſollt' die Lyrik pflegen,
Die Kempner war ein Hund dagegen,
Sie hat in einer einz'gen Nacht
Zwei ganze Bogen vollgemacht.

Sie konnte Rieſiges verrichten
In Liebes- und in Lenz-Gedichten,
So daß in einem Dichterblatt
Den Preis ſie gar errungen hat.

Romane aber, zart und milde,
Verfertigte gewandt Mathilde,
Es lieſt ſie gerne jeder Chriſt,
Der kritiſch unbeſcholten iſt.

Digitized by Google

Sie reichte dar der reifen Jugend
Die friſch von ihr verzapfte Tugend,
Sie hat, ſagt Jeder, der ſie kennt,
Zur Tugend-Hebe viel Talent.

Eliſe macht in Leitartikeln,
Die geiſtreich glühn und ſprühn und prickeln;
Sie ſollt' verwenden ihr Genie
Zum Ruhm der Damen-Poeſie

Und in Journalen und in Blättern
Erleuchtend wirken oder wettern.
Man nennt das im polit'ſchen Stil:
Ein offiziöſes Preß-Reptil.

Als ſechſter wurde in den Frieden
Der Burg ein Komponiſt beſchieden,
Der ſollt' der Gräfin Liederborn
Für Flöte, Klavezimbel, Horn,

Und was Apoll ihm ſonſt geboten,
Umſetzen in geſchwänzte Noten.
Ein Komponiſt, wie jeder weiß,
Gehört in einen Damenkreis;

Kein Künſtler kann ihn da erreichen:
Sie halten ihn für ihresgleichen!
Nimm Deine Noten in die Hand,
Dann kommſt Du durch das ganze Land.

Doch eines Autors ganzes Esse
Hängt ab von einer guten Preſſe,
Denn nennſt Du eine einz'ge Dein,
So wird auch Dein die Mehrzahl ſein.

Du darfſt ſie alleſamt benützen,
Leihſt Du auch ihnen Deine Stützen!
Drum „manus manum lavat" heißt
Der Wahrſpruch für den großen Geiſt.

Um ſtarken Einfluß ſich zu ſchaffen,
Gebrauchte ſie die ſchärfſten Waffen:
Sie gründete ein Dichterblatt,
Das „Pythia" ſie benamſet hat.

Zur Leitung kürt' die hohe Dame
Dann Einen, Quidam war ſein Name;
Noch nicht fünf Luſtra drückten ihn,
Sodaß er bildungsfähig ſchien.

So vorbereitet war der Boden
Für allerneuſte Damen-Moden,
Und von der Sohle bis zum Kinn
Fühlt' ſie ſich Dichterkönigin.

Man ſah ſie in Gedichten panſchen,
Man ſah ſie in Romanen manſchen,
Und Weisheit von den Wänden troff
In dieſem neuen Artushof.

III.

„Goldſchnittband, ich grüße Dich,"
Rief die Gräfin Primavera,
Und ſie überlas mit Eifer
Ihre herrlichen Gedichte,
Und ſie ſprach mit ſtolzer Miene:
„Dieſes iſt der erſte Schritt
„Auf der Bahn, die ich betreten,
„Auf der Bahn, die bis zur Sonne
„Meinen Dichternamen trägt."
Und ſie hat im Kreis der Damen
Beim äſthet'ſchen Thee, wo niemals
Fehlen durft' der Komponiſt,
Ihre Lieder vorgetragen.
Als die Meiſterin geendet,
Sprach der Komponiſt: „O, Gräfin,
„O, Beſchützerin der Künſte,
„Als ein Denkmal Deiner Thaten,
„Als Beweis für meine Treue,
„Weih' ich Dir im Druck die Noten.
„Bald auf Flügeln und Pianos,
„Ja, auf allen Leierkaſten
„Wird man Deine Lieder ſpielen,
„Und mit heil'gen Schauern ſingt ſie
„Jeglicher Geſangverein."
Und Eulalia und Aurora
Und Antonie und Mathilde
Und Eliſe ſetzten ihr
Einen Lorbeerkranz aufs Haupt.
Und im wundervollen Chorus
Haben ſie ein Lied geſungen.
(Von Eulalia rührt der Text her,
Die Muſik vom Komponiſten,
Und der Flügel iſt von Blüthner.)
Dann trat vor Eulalia knirend,
Und ſie übergab der Gräfin
Einen Band

Zigeunerlieder
In der Steppe ſelbſt geſammelt
Und ins Deutſche übertragen
von
Eulalia

und ſie trug

Ein'ge ausgewählte Proben
Mit ſonorer Stimme vor.
Einen Lorbeerkranz begeiſtert
Reicht' die Gräfin ihr mit Dank,
Und die Taſten hat gemeiſtert
Unſer Künſtler; es erklang
Nun ein herrlich Lied im Chor,
Das der Komponiſt natürlich
Eigens für Eulalia ſetzte
Nach der Gräfin ſchönem Text.
Darauf legt Antonie einen
Band der lieblichſten Gedichte
Ihrer Gönn'rin in den Schoß,
Und auch ſie trug ein'ge Lieder
Tiefgefühlt im Kreiſe vor:
Wolken, Wind und viele Sterne,
Blütenbuſch und Nachtigallen
Kamen vor im bunten Wechſel,
Aber Lenz und Liebe ſpielten
Doch die allererſte Fiöte.
Einen Lorbeerkranz begeiſtert
Reicht' die Gräfin ihr mit Dank,
Und die Taſten hat gemeiſtert
Unſer Künſtler; es erklang
Nun ein herrlich Lied im Chor,
Das der Komponiſt natürlich
Eigens für Antonie ſetzte
Nach Auroras ſchönem Text.
Dann erſchien Aurora lächelnd
Und drei Bände ſchön gebunden
Legt ſie in der Gräfin Schoß.
Und der Inhalt war ein reicher:
Er in Petersburg geboren,
Und in Amſterdam erzogen,
Hat ſtudiert in Heidelberg,
Wurde Konſul wie ſein Vater,
Kam nach Rom, Madrid und London.
Herrlich ſind die Schilderungen
Dieſer Städte und der Mädchen,
Welche ſich in ihn verliebten.
Endlich hat er ſich verlobt
In Athen, und ihre Hochzeit
Feierten ſie in Janeiro,
Lebten noch in Valparaiſo,
Mexico, Calcutta, Boſton,
Bis er penſioniert in Görlitz
Ruhe findet und dann ſtirbt.
Einen Lorbeerkranz begeiſtert
Reicht' die Gräfin ihr mit Dank
Und die Taſten hat gemeiſtert
Unſer Künſtler; es erklang
Dann ein herrlich Lied im Chor,
Das der Komponiſt natürlich
Eigens für Aurora ſetzte
Nach Mathildens ſchönem Text.
Drauf Mathilde tief errötend
Legt ein Bändchen, reich gebunden,
Primavera in den Schoß,
Und der Inhalt war ein zarter:
Er ein armer Hirtenknabe,
Sie Comteſſe, reiche Waiſe,
Und ſie liebten ſich von Herzen,
Und dann kam ein edler Wettſtreit,
Ähnlich wie bei Barnhelms Minna,
Denn er wollte ſie nicht haben,
Weil ſie hochſtand und er niedrig,
Aber ſie — ſie kriegt ihn doch.
Einen Lorbeerkranz begeiſtert
Reicht' die Gräfin ihr mit Dank,
Und die Taſten hat gemeiſtert
Unſer Künſtler, es erklang
Dann ein herrlich Lied im Chor,
Das der Komponiſt natürlich
Eigens für Mathilde ſetzte
Nach Eliſens ſchönem Text.
Doch die größte Überraſchung
Hat Eliſe dann bereitet,
Denn ſie reicht der Dichterfürſtin
Stolz und freudig dar — ein Drama,
Schweres Drama in fünf Akten,
Deſſen Wiedergabe leider
Ganz unmöglich, denn in Thränen
Würd' der Leſer ſchier zerfließen.
Ach wie ſchade! Jammerſchade!
Sämtliche Perſonen ſterben,
Weiche in ihm wirken müſſen,
Alle ſind vom Stamme Aſras,
Welche ſterben, wenn ſie mimen.
Einen Lorbeerkranz begeiſtert
Reicht' die Gräfin ihr mit Dank,
Und die Taſten hat gemeiſtert
Unſer Künſtler; es erklang
Dann ein herrlich Lied im Chor,
Das der Komponiſt natürlich
Eigens für Eliſen ſetzte
Nach Antoniens ſchönem Text.

Alle waren nun bekränzt,
Alle waren nun beſungen,
Und es liefen Ruhmesſchauer
Allen über ihre Rücken.
Und ſo hätten ſie verklärt
Gleich die Welt umarmen können.
Schließlich haben ſie verzückt
Und mit vielen ſchönen Worten
Auch noch einen Lorbeerkranz
Auf des Künſtlers Haupt gedrückt. —
Alſo ſchloß die Ruhmesfeier,
Ward der ſchöne Tag vollbracht,
Und mit ſternbeſätem Schleier
Löſt ihn ab die ſtille Nacht.

IV.

Die beſten Kritiken von Nah' und Fern
Hat die würdige Gräfin erhalten,
Sie ward in der Dichtkunſt als leuchtender Stern
Geprieſen von Jungen und Alten.

Von zwanzig Autoren-Vereinen zugleich
Iſt ſie Ehrenmitglied geworden,
Und die Wände in Falkenſteins Muſenreich
Bedeckten Diplome und Orden.

Die Stätte, die irgend ihr Füßchen betrat,
Durch goldene Lettern man ehrte:
Es verkündete marmorner Tafeln Quadrat
Der Nachwelt, wo einſt ſie verkehrte.

Man ſetzt' ihr ein Denkmal im ſchweigenden Hain,
Und ihre geprieſ'nen Geſänge
Ließ hören jedweder Geſangverein
Und der Leierkaſten die Menge.

Man übte auf Marter-Pianos ſie ein,
Auch die Fiedler hats Fieber ergriffen,
Es plapperten munter ſie Papagei'n,
Und die Schuſterjungen ſie pfiffen.

Es ward in Konzerten die Menſchheit gerührt,
Ihr der Sang Primaveras geboten,
Der Komponiſt hat den Taktſtock geführt,
Und die Kritiker tanzten nach Noten.

Wo rührig die Preſſe das Saatkorn geſät,
Begannen die Früchte zu prangen,
Wohl gab es auch Zweifler, doch war es zu ſpät,
Sie wurden als Neider gehangen.

Juſt ſo wie durch Flocken am felſigen Rand
Die Maſſen im Thale ſich ballen,
So ward dank der Preſſe das friedliche Land
Von Ruhmes-Lawinen befallen.

Auf Eulalia, Aurora, die häufig genannt,
Auf Antonie, Eliſe, Mathilde
Fiel ein Abglanz des Ruhms, und man pries ſie galant
In Proſa, im Reim und im Bilde.

So hat denn das Glück unſern Damen gelacht,
Wo immer die Fahnen ſie hißten;
Auch der Muſikus wurde mit Orden bedacht
Und befördert zum Hof-Komponiſten.

V.

Die „Pythia" bracht' der Gräfin Konterfei,
Und Quidam hat den Text dazu geſchrieben,
Er pries ſie ſehr, doch ſagt' er frank und frei,
Er fänd' die Huldigungen übertrieben.

Wohl ſei zu rühmen, daß ſie ganz der Kunſt
Ihr reiches Leben habe opfern wollen,
Doch ſtänd' ſie noch ſo hoch in Aller Gunſt,
Er könne nur bedingtes Lob ihr zollen.

Sie, als Perſönlichkeit, ſei Inbegriff
Ihm alles Trefflichen in dieſem Leben,
Doch ihren Werken fehl' der echte Schliff,
Wie Künſtler nur vermögen ihn zu geben.

In Zorn geriet die ganze Muſenſchar,
Vereinigt in der Meiſterin Gemache,
Eulalia rauft' ſich aus ihr Rabenhaar,
Eliſe ſchrie und tobte: Rache, Rache!

Sie ſprach zur Gräfin: Quidam's elend Spiel
Muß man ſo ſchnell als möglich inhibieren,
Er hat erklärt, von Zola lern' man viel,
Und auch von Ibſen könn' man profitieren.

Er hat erklärt, wer wahre Dichtkunſt ehrt,
Den möchten wir mit unſerm Zeug verſchonen,
Das Anempfundne ſei die Zeit nicht wert.
Die daran wendeten wir Epigonen.

Und ferner noch ein kurzer Traum, ein Wahn
Sei unſer Ruhm, ihm drohe ſchon Vernichtung,
Denn es ſei Pflicht, zu ſchaffen freie Bahn,
Die Zeit ſei reif für eine neue Richtung.

O Primavera! Künd'gen Sie ihm auf,
Daß wir nicht ſchlimm're Folgen auf uns laden!
Er hemmt die Roſſe, hemmt den Siegeslauf,
Um ſich im realiſt'ſchen Schmutz zu baden.

Die Gräfin ſchrieb an Quidam nun ergrimmt,
Sie hätt' die „Pythia" längſt nicht ſchön gefunden,
Eliſe ſei zur Redaktion beſtimmt,
Und er von ſeinem Amt ſomit entbunden.

VI.

Im Muſenhain zu Falkenſtein
Hört Wehe man und Zeter ſchrei'n.
Der „Pythia" letzte Wochen-Nummer
Verurſacht dieſen ſchweren Kummer.
Zwar hat ſchon Lischen drin orakelt,
Doch Quidam hat am Schluß ſpektakelt.
Die erſtre hat das Blatt begonnen
Und ſchöpfend aus der Weisheit Bronnen
Zeigt ſie der Menſchheit ſonnenklar,
Wie's ſein wird, iſt und wie es war.
Die Weisheit wird dann nicht mit Löffeln
Uns angeboten, nein mit Scheffeln.
Nach dieſem großen Hochgenuß
Gab ſie den guten Rat zum Schluß:
Laßt, Dichter, Euch zu keinen Zeiten
Zu hohem Geiſtesflug verleiten,
Steigt wie in Mondſucht nur aufs Dach,
Am beſten aber: Bleibet flach,
Daß niedre Geiſter Euch verſtehn,
Dann wird's Euch wohl auf Erden gehn.
Jedoch nun kam ein andrer Klang,
Betitelt: „Quidam's Schwanenſang."
Der junge Dichter, ſchmerzbeklommen,
Hat Abſchied hier vom Blatt genommen
Und dann geſtanden frank und frei,
Daß gegen die Tendenz er ſei.
Sobald er käm' zu friſchem Schaffen,
Griff er ſie an mit blanken Waffen
Und würde kämpfen früh und ſpät,
Bis man beſiegt um Frieden bät'.

Dann folgt ein Wort für Primavera
Nebſt Abſchied von der neuen Ära:

Falkenſtein mit Deinen grauen
Mauern und hyſter'ſchen Frauen,
Mit dem ganzen Dichterkohl,
Falkenſtein, o lebe wohl!

O, Eulalia, Herrn und Damen
Preiſen Deinen Dichternamen,
Ob und weil Dein Liederband
Ihnen gänzlich unbekannt.

Aber ich, geliebtes Weſen,
Hab' ihn gründlich durchgeleſen,
Und ich ſag' Dir's ins Geſicht:
Wer ihn kennt, der kauft ihn nicht.

O, Aurora, ſtatt zu ſchildern
Immer nur in Reiſebildern,
Wähle Dir ein feſtes Ziel,
Werde endlich doch ſtabil!

Iſt Dir nur die Fremde teuer
Und es hier Dir nicht geheuer,
Nun ſo ſchreibe wie verhext
Drüben, wo der Pfeffer wächſt.

Du, Antonie, mußt hinwider,
Ganz verkneifen Dir die Lieder,
Selbſt wenn Du auch — Gott behüt —
Kriegſt Koliken im Gemüt!

Noch iſt an Dir Malz und Hopfen
Nicht verloren. Nähen, ſtopfen,
Kochen ſteht Dir beſſer an,
Denn Du kriegſt noch einen Mann.

O Mathilde, unſrer Jugend
Predigſt Du in Büchern Tugend,
Juſt ſo wie ein blinder Mann
Von der Farbe ſprechen kann.

Gähnen muß ich, ſchrecklich gähnen
Stets bei Deinen Tugendſzenen,
Darum bleib' ich lieber bei
Des Boccaccio Schweinerei.

O Eliſe, ohne Frage
Weißt Du nichts vom hellen Tage,
Runzeln haſt Du im Geſicht,
Aber nur vom Denken nicht.

Weiber haben ohne Waffen
Auf dem Schlachtfeld nichts zu ſchaffen,
Drückt das Rüſtzeug Deinen Leib,
Nun ſo werde Hökerweib!

Lebet wohl, Ihr ſtolzen Warten!
Du auch, Bock im Dichtergarten,
Den Du düngſt mit Notenmiſt,
Vielgeliebter Komponiſt!

Einſt wirſt Du für Deine Thaten
Schrecklich in der Hölle braten,
Und der ganze Teufelschor
Trägt Dir Deine Lieder vor.

Und nun zu Dir, o Primavera!
Ich ſeh' vergehen Deine Ära
Wie Nebel, wenn im Morgenſtrahl
Erglühend grüßen Berg und Thal.
Die Zeit iſt um, wo hohlen Phraſen
Den Tuſch gefäll'ge Geiſter blaſen,
Wo nur dem Klingklang die Getreuen
Mit Palmen Weg und Steg beſtreuen.
Wir haben's ſatt! Wir wollen's wagen,
Die Breſche in den Wall zu ſchlagen,
Den Schutt für immer fort zu fegen,
Den Weg zur Wahrheit frei zu legen,
Damit verſchwunden die Beſchwerden,
Wenn Größ're nach uns kommen werden,
Damit ſie nicht im Kampf mit Tröpfen
Wie wir die beſte Kraft erſchöpfen;
Es ſei der Afterruhm vernichtet,
Der ſchlimmen Schaden angerichtet,
Und kämpft nur hierfür unſer Schwert,
Das iſt allein des Schweißes wert!
O rein'ge endlich Deinen Tempel
Vom ſämtlichen Schmarotzer-Krempel,
Zieh unter's Facit einen Strich,
Denn ſonſt machſt Du Dich lächerlich.
Ich ſeh' die Dinge, wie ſie kommen:
Heut' iſt man für Dich eingenommen,
Da Ruhmesglanz die Menſchen blendet,
Doch ſchnell hat ſich das Blatt gewendet,
Und ſieht die Welt den Irrtum ein,
Wird ſtärker nur der Rückſchlag ſein.
O wolle nicht mit vollen Händen
Dein Geld an eitlen Tand verſchwenden!
Anſtatt es alſo zu verbuttern,
Magſt Du die wahre Kunſt benuttern,
Und kannſt Du dieſe nicht erfaſſen,
Magſt Du dies Kennern überlaſſen.
Statt die Verleger noch zu mäſten,
Magſt krönen Du die Allerbeſten
Und Dichter, die der Menſchheit nützen
Und darben müſſen, unterſtützen.
O wolle meinen Worten glauben
Und nicht verdrehten, alten Schrauben!

Im Muſenhain zu Falkenſtein
Hört Wehe man und Zeter ſchrei'n,
Und Jede iſt von ihnen allen
Vor Zorn in Ohnmacht gleich gefallen.
Der Künſtler ſpielt auf dem Klavier
In Furiosissimo-Manier,
Solange bis es ihm gelang,
Daß auch die letzte Saite ſprang,
Und nach dem letzten ſchrillen Ton
Lag hilflos er in Konvulſion.

VII.

Primavera brachte wieder
Eine neue Serie Lieder,
Als die Welt ſie kaum erſchaut,
Wurden auch ſchon Tadel laut.

Lober fand ſie zwar hinlänglich,
„Pythia" pries ſie überſchwänglich,
Doch ſie merkte, daß das Ding
Nicht ſo flott wie früher ging.

Als ſie dann ſich mit Romanen
Wollt erſchließen neue Bahnen,
Sah ſie voller Zorn und Scham,
Daß man wenig Antell nahm.

Auch Novellen, flott geſchrieben,
Sind faſt unbekannt geblieben,
Für ein Drama inhaltsſchwer
Fand ſich ſchon kein Leſer mehr.

Märchen ließ ſie dann und Fabeln
Schließlich drucken und Parabeln,
Aber man gebrauchte nur
Alles als Makulatur.

Als ſie einſt ſich eine Düte
Schnupftabak zog zu Gemüte,
Las man auf dem Druckpapier
Dieſer Märchen eins von ihr.

„Finis", hat ſie da geſprochen,
Ihren Federkiel zerbrochen

Und geſchmiſſen voller Haß
An die Wand das Tintenfaß.

Nach Eulalias nächſtem Bande
Kam — es iſt die wahre Schande —
Gleich auch eine Parodie,
Daß ſie Ach und Wehe ſchrie.

Darum führten nichts im Schilde
Mehr Antonie und Mathilde,
Ihre Hefte ruhn verſteckt,
Alſo ſind ſie abgeſchreckt.

Nur Aurora läßt noch drucken,
Kehrt ſich nicht ans Achſelzucken,
Hartgeſotten iſt ſie jetzt
Und mit jedem Hund gehetzt.

Ganz zerhackt von blut'gen Schmiſſen,
Angezapft und arg zerbiſſen
Kämpft Eliſe todesmatt
Weiter zwar in ihrem Blatt.

Doch der Gegner, die ſich mehren,
Kann ſie kaum noch ſich erwehren,
Und die Gräfin ſieht erſchreckt,
Daß ſie bald die Waffen ſtreckt.

Unſer Künſtler pflegt die leiſen
Langgezognen Trauerweiſen,
Mit Andante fängt er an,
Mit Adagio ſchließt er dann.

Ach, das Glück vergangner Stunden
Iſt auf alle Zeit verſchwunden,
Und die Muſen ſchleichen ſtumm,
Hades-Schatten gleich, herum.

Tötlich iſt die Langeweile,
Niemand ſchreibt mehr eine Zeile,
Alles fühlt, daß in der That
Bald die Abſchiedsſtunde naht.

Thränen fließen nun in Bächen!
Ach, es iſt zum Herz-Zerbrechen!
Und die Gräfin ſitzt allein
Wieder auf dem Falkenſtein.

VIII.

Eulalien, die Zigeunerlieder
Schrieb in ein Buch mit Goldſchnitt nieder,
Ward ſtets das Dichten unbequemer,
Dieweil ihr Mann Chauſſee-Einnehmer.
Gelang der ſchönſte Reim ihr eben,
Da mußt' den Schlagbaum hoch ſie heben.

Antonien, die vom Lenz geſungen,
Iſt längſt die Melodie verklungen,
Sie hat, nachdem ſie ausgetobt,
Sich binnen kurzem ſchon verlobt;
Und ſeit dem erſten Kinderſchrei
Iſt's mit der Poeſie vorbei.

Mathilde, die der reifern Jugend
Beſchrieb ſo wunderbar die Tugend,
Iſt Kellnerin im goldnen Sterne,
Daß ſie das Laſter kennen lerne,
Und durch der Wißbegierde Macht
Hat ſie's darin ſchon weit gebracht.

Aurora, die mit Stangen reiſt,
Schreibt fort und fort im alten Geiſt,
Jedwed' Kapitel, jeder Band
Spielt juſt in einem andern Land,
So fliegt ſie für ihr Publikum
Fortwährend in der Welt herum.

Eliſe, als dahin der Flitter
Des Pſeudo-Ruhmes, wurde bitter;
So iſt ſie nach und nach geraten
An die ſozialen Demokraten;
Sie predigt ihnen früh und ſpat
Die Propaganda blut'ger That.

Der Komponiſt iſt fortgezogen,
Nachdem der ganze Rauſch verflogen;
Er kantort jetzt in Poſemuckel
Und bläut der dummen Jungen Buckel,
Oft denkt er noch ans früh're Los:
Ja, ja, berühmt ſein iſt famos!

Und Primavera? Ihrem Streben
Hat andre Richtung ſie gegeben,
Sie will vom Ruhme garnichts wiſſen
Und hat den Lorbeerkranz zerriſſen.
Sie pflegt die Kranken, hilft den Armen,
Hat mit dem Unglück ſtets Erbarmen,
Doch immer ſteht in hoher Gunſt
Bei ihr der Künſtler und die Kunſt.

Gedichte von G. Ludwigs.

Mein Teſtament.

In alle Lüfte ſtreuet meine Aſche,
Daß ſie in leichtem Spiel der Wind erhaſche
Und wehe fort, dahin, wo Keiner lebt.
Mein Name ſei vergeſſen: Meine Sünden
Den ſpäten Enkeln ſoll er ſie nicht künden,
Soll künden nicht, was Gutes ich erſtrebt.
Doch was ich hab' erreicht mit meinem Schweiß,
Was meinen Brüdern Halt und Stütze bot,
Wird nutzen Manchem noch in mancher Not,
Der nicht mein Grab, nicht meinen Namen weiß.

Einſames Grab.

Die ſäuſelnde Weide,
Stille, wehende Trauerweide
Schattet ein Grab.
Sie ſtreuet ihr Laub
Auf blumigen Hügel.
Friſches Grün,
In Lenzes frohem Sturme gepflückt;
Sanft abtaumelnde,
Kranke,
Taubelaſtete Blätter flüſtern
Auf blumigem Hügel.
Bis einſt entſchwunden,
Überhüllet vom Laub,
Vergeſſen, entſchwunden das einſame Grab.
Dann neigt ſich nieder
Der Lebensbaum,
Die ſtille, äſtige Weide
Nieder über das Grab,
Das verlor'ne, vergeſſene Grab.
Dann neigen die Zweige ſich
Kahl — tot!

Abſchied.

Sei es auch Lüge, ſage nur ein Wort,
Daß ich verzeihen ſoll, — ich will verzeihen — —
Sieh', was Du thateſt, ich verſteh' es ja,
Und alles, was Du thuſt, ich kann's verſtehen,
Ein aufgelöſtes Rätſel iſt es mir —
Ich habe Dich erraten. — — Aber nein,
Ich will nicht forſchen müſſen . . . . Ruhe, Ruhe — —
Daß einmal nur des Rätſels Krampf ſich löſe.
Ich will Dich nicht verſteh'n, o kannſt Du nicht
Mich lieben wie ein ander Weib, laß ab
Von mir, du bange Frage! — Doch, und doch
— — Sei es auch Lüge, ſage nur ein Wort,
Daß ich verzeihen ſoll — — Ich — muß — verzeihen!

Digitized by Google

Waldfrieden.

Waldgewirr vom Wind umſchnoben,
Regen ins Geäſt verſtoben,
Sonnegefunkel von den Tropfen,
Die von Blatt zu Blatt ſacht klopfen,
— 's iſt der weiten Waldesſtille,
Pochend Herz —. In weicher Fülle
Raſchelt durch das Blattgeflirr
Goldner Sonne Lichtgewirr,
Schüttelt lichte Zottellocken,
Sprengt durchs Grüne Leuchteflocken.
Glanz durchblitzt der Tropfen Fall:
Lichtduft, Lichtglück liberall.

Nach dem Regen.

Wehmütiger Glanz, aus irrem, feuchtem Blau,
Darein der Wolkenballen Silbergrau,
Ein ſchelmiſch Blinken in den Regenpfützen,
Draus Goldreflexe rings durchs Grün hinſpritzen —
Ein weicher Hauch durchs regenblaue Grün —
Und Funken, die in Tropfen ſich verſprüh'n,
Blau, goldbraun, rot herausgeſchleudert blitzen,
Im ſonndurchſchleierten Walddämmer glühn;
Und überall geſpiegelt und gefunkelt —
Von Büſchelſchatten ſchamhaft überdunkelt —
Der wehe Glanz aus irrem, feuchtem Blau,
Darein der Wolkenballen Silbergrau,
Dazwiſchen goldner Glänze Schelmenblick:
— — — Gleich meinem Glück.

Deingedenken.

— An Dina. —

Oft wenn des Lichtdufts weiche Wellen
In grüner Dämmerung verſchwimmen,
In dunkler Roſen Glut die ſchnellen,
Die hellen Waſſertropfen glimmen,
Gedenk ich Dein!
Wenn der Sonne Glaſt ſich in des Springquells Giſcht
Verwühlt und ſeine Säule blitzend ſprengt,
Daß raſchelnd Perl' an Perle niederziſcht
Und klatſchend ängſtlich ſich ins Becken drängt — —
Wir ſaßen oft, vom Tropfenglitzerfall
Umſtoben zwiſchen Roſenbüſchen, Bruſt
An Bruſt. Wie ſich in Deiner Locken Schwall
Verwoben Glanz und Glaſt und Licht und Luſt.

Aus der heißen Sommereinſamkeit umher
Schlang golddurchwirkt ein leichter grüner Schein
Graziös um Deine Stirne ſich. Tief, ſchwer
Verſchattet lagen Deine Augen. Rein
Ihr Leuchten, das mich ganz, ſo ganz durchdrang.
Da warſt mein letztes Glück Du. —
Daß ich heut'
Dich könnt' umſchlingen, wie ich Dich umſchlang
In jener Zeit, — die Dich ſo ſehr gereut.
Oft wenn des Lichtdufts weiche Wellen
In grüner Dämmerung verſchwimmen,
In dunkler Roſen Glut die ſchnellen,
Die hellen Waſſertropfen glimmen,
Gedenk ich Dein!

Glück.

Wenn ich nur ſehe, wie Dein Blick ſich bricht,
Dein Auge nur in einer Glanzeswelle
Aufzitternd ſchwimmt, die Lippe nicht mehr ſpricht
Und wenn, wie es aus ſeiner gold'nen Helle
Hervorzuckt, jedes Haar mit leiſem Zerren
Mir liebe Worte auf die Wangen ſtreift:
Dann hab' mein ſtummes Glück ich aufgefunden,
Dann ruhe ich und ſchweige meinen Gram.
Laß nur ihr wortlos Raſten dieſen Stunden,
Dem Glück die Heimlichkeit, darin es kam:
Wenn Deiner Zottellocken gold'ner Hauch
Mir liebe Worte auf die Wangen ſtreift.

G. Ludwigs.

G. Ludwigs †.

Nun gute Nacht! — Dein Puls hat ausgeſchlagen
Und Deines Herzens heißes Hämmern ſtockt,
Haſt Du Dein Leben denn ſo ſchwer getragen?
Hat Dich ſo früh der tiefe Schlaf gelockt?
Ich möchte weinend meine Stirne neigen:
Der Frühlingsſturm bricht ſtets die ſchönſte Saat.
Und ſtandſt Du fern mir auch im Lebensreigen,
Du warſt mir doch ein guter Kamerad.

So träume ſüß . . . Du ſollteſt Lorbeer brechen,
Von Deinem Hute ſollt' der Lorbeer wehn,
Du warſt ſo jung, und konnteſt doch ſchon ſprechen:
„Es iſt genug! Du müdes Herz, bleib ſteh'n!" . . .?
Der Welten Zweck wollteſt Du ſchon jetzt erſinnen,
Des Wahnſinns Geiſter ſahſt Du ſcheu Dir nahn.
Da war's geſchehn . . . ich ſeh Dein Herzblut rinnen . .
Du lächelſt leis — es hat nicht weh gethan . . .

Nun hält die Nacht Dein heißes Herz umfangen,
Es ſtarb ein Stern, bevor er aufgeglüht,
Nur kurzen Weg biſt Du mit uns gegangen,
Mit eigner Hand haſt Du Dein Ziel verfrüht.
So ſchlaf denn wohl — und ſcholl kein Prieſterſegen,
Kein Glockenſchall in Deine Gruft herab,
Will ich des Liedes dunkle Roſe legen
Mit ſcheuen Thränen auf Dein Brudergrab.

Wongrowitz (Poſen). Carl Buſſe.

Heimweh in die Welt.

Trug es doch ſo lang' vor Liebe ſtumm;
kann ich doch mein Herz, mein Herz nicht töten!
War ich Dein, nur Dein in Glüt und Nöten;
weißt warum?
Weil mein Herz ſo wild;
weil es Meere braucht,
wenn der Sturm ins Blut mir taucht;
weil es Deine Tiefen ſo gefühlt.

Doch wenn nun der Frühling wieder ſprießt,
o ich fühl's, ich fühl's, ſo ſtumm ich blieb,
und im warmen Sturm der junge Trieb
ſchwillt und ſchießt:
wird mein Herz ſo wild,
weil es Meere braucht,
wenn der Sturm ins Blut mir taucht,
weil es ſo in alle Weiten fühlt.

Haſt es doch gewußt! es war im Mai,
als der ſtürzende Blitz uns rot umlohte,
als ich meinem Bruder Donner drohte
wild und frei:
gabſt mir Deine Hand,
mein in Glut und Schmerz,
ſankeſt mir aus junge Herz,
unten tief das ferne deutſche Land.

Und wenn nun der Frühling blühen will
und die wilden Blitze wieder glühn
und im Sturm die Meere wieder ſprühn:
dann, oh ſtill!
gieb mir Deine Hand,
Einmal noch ein Schmerz,
Einmal noch ein deutſches Herz,
dann — leb wohl, mein Weib, mein Vaterland.

Berlin. Richard Dehmel.

Freie Liebe.

Du haſt Dich an mein Herz gehangen
Und warſt an frommer Liebe reich,
Zerſtreuteſt meiner Seele Bangen
Und zogſt mich in Dein Sonnenreich.

Haſt Troſtesfäden mir geſponnen
Um meine Augen leidenſchwer,
Vor Deinem Zauber iſt zerronnen
Der Sorgengeiſter quälend Heer.

Ich ſah in Deinem Weſen leuchten
Die frohe frühlingsſtolze Welt,
In Freudethränen ſich befeuchten
Der Erde taubeſtäubtes Feld.

Du warfſt Dich jauchzend mir entgegen
Und lachteſt aller Laffen Spott,
Du kamſt zu mir auf reinen Wegen,
Denn Deine Liebe war Dein Gott.

Wir trotzen dieſem Zwerggeſchlechte,
Das uns mit niedrer Schmach bewirft,
Das wahre Glück, das heiße, echte
Aus ſelbſtgefülltem Kelch ſich ſchlürft.

Die Hände knüpfen wir zuſammen
Und höhnen feige Tyrannei,
Wir ſchüren unſrer Liebe Flammen
Und bleiben auch im Leide frei!

Hugo Grothe.

Stiergefecht.

Armes Spanien, deine höchſte Wonne
Ward dir geraubt! Des Scheiterhaufens Flammen,
Die einſt ſo luſtig brannten, ſind verlöſcht.
Ein Troſt nur blieb im Leid dir — Stiergefechte!
Denn einen halben Tag lang töten ſehen
Und noch dazu am Namenstag der Heilgen
Iſt Troſt, iſt Wonne jedem echten Spanier.

Da ſitzen ſie in dichtgedrängten Reihen,
Die Alle hergeführt derſelbe Wunſch:
Blut fließen ſehn und ſtets von neuem Blut.
O herrlich Schauſpiel, wenn wehrloſe Pferde
Verbundnen Aug's, mit Wunden überſät,
Im eignen ſchleifenden Gedärm verwickelt,
Zu Tod gemartert ſinken in den Staub.
Wenn hoch emporgeſchleudert der Torero
Die Luft durchfliegt in blitzendem Gewand
Und zuckend auf des Stieres Horn verendet,
Da ſteigert ſich zum Wahnſinnsruf der Jubel,
Bravo el toro ſchallt es, daß die Mauern,
Die ſteingefügten, der Arena beben.
Doch wie auch laut des Beifalls Stimmen toben,
Erbarmen wohnt in keines Spaniers Bruſt,
Ob wie ein Held der Stier dem Feinde trotzte,
Sein Los iſt Tod; die Beſtie Menſch will Blut
Sein Los iſt Tod und weh ihm, drei Mal wehe,
Wenn er ermattet, eh' der Kampf beendet;
Mit Feuer brennt man ſeine Wundenmale
Und läßt von Hunden ſtückweis ihn zerreißen.

Abſcheu und Ekel trieb aus der Arena
In reinre Lüfte mich. — Weltferne Länder
Sah ich vor meines Geiſtes Aug ſich dehnen;
Wo ſie des Spaniers Fuß betrat, zerſtörte
Der Vorzeit Sitten, Bräuche er und Künſte.
Gold, Freiheit, Alles, Alles raubt' er ihnen
Und ließ zurück nur eines — Stiergefechte!
In Blutdunſt aufgewachſen, ruft er prahlend:
„Der Stierkampf ſtählt den Mut, reift künft'ge Helden."
Mich dünkt im Schlachthaus nicht erzieht man Helden,
Leicht wie die Luft verpeſtet es die Seele.
Doch wär's auch ſo, ich preiſe Deutſchlands Sterne,
Daß Heldenlorbeer um die Stirn zu ſchlingen
Wir blut'ger Schlächterſpiele nicht bedürfen.

Dresden. Günther Walling.

Oſtergedanken.

Es war am erſten Oſterfeiertag,
Rings war es feierſtill in weiter Runde,
Vom hohen Dome rief der Glocken Schlag
Zur Stadt hinab die vierte Morgenſtunde.
Da trieb es mich aus engem Schlafgemach
Mit Zauberahnung in die Morgenſtille,
Ich fühlte unterm blauen Himmelsdach,
Daß über mir Allvaters ew'ger Wille.
Ich irrte planlos, in die enge Bruſt
Ein Flutmeer von Empfindungen ſich drängte,
Doch immer klarer ward es mir bewußt,
Daß Geiſterwalten meine Schritte lenkte.
Ich kam gemach zum Rhein, zum deutſchen Strom,
Dumpf klangen meine Schritte auf der Brücke,
Von drüben ſah ich träumend Stadt und Dom
In ungewiſſem Dämmerlicht vor meinem Blicke.
Blutrot ging hinter mir die Sonne auf,
Sie malt' den Dom in lebensſatten Farben,
Sie wob um einen jeden Säulenknauf
Ein Diadem von goldnen Strahlengarben. —
— — Du ſtolzer Dom, du ſteinernes Gedicht,
Du Offenbarung ew'ger Künſtlerſchöne,
Du liegſt ſo ſtolz im klaren Morgenlicht,
Entlockſt der Seele ew'ge Jubeltöne.
Wie ſich des Menſchen Sinn zum Ew'gen rankt
Sinnbildeſt du in deinen ſtolzen Türmen,
Dem, der dich dachte, ewig ſei gedankt,
Wenn auch ſein Nam' verklungen in den Stürmen.
Du deutſches Bauwerk, Sinnbild deutſcher Kraft,
Das feſt den Norden kittet zu dem Süden,

Bis mich der Tod dereinſt von hinnen rafft,
Will ich zu deinem Preiſe nie ermüden.
— Und doch, mein Dom, nicht biſt du deutſch genug,
Denn fremde Zunge ſpricht in deinem Innern,
Die Römerzunge, uns an Schmach und Fluch,
An unſre ſchwerſten Zeiten zu erinnern;
Die Römerzunge, kalt, empfindungslos,
Die deutſches Blut im Cirkus einſt vergoſſen,
Die Kinder rief von ihrer Mutter Schoß,
Eh' ſie die Mutterliebe noch genoſſen.
In dieſer Sprache ſingt man Gottes Lob,
Auf dieſer Sprache Worte ſoll man ſchwören?
Das Römerreich ins jähe Nichts zerſtob —
Warum in der verhaßten Sprache lehren?
— Doch ſtille, kommen muß dereinſt die Zeit,
Ja kommen wird der Tag, wo in den Hallen,
O ſtolzer Dom, vom Römerwort befreit
In deutſcher Sprache die Gebete ſchallen.
Dann reicht ſich Proteſtant und Katholik
Die freie Hand zu echtem Bruderbunde,
Denn einer neuen Wahrheit ewig Glück
Geht auf in jener ſegensreichen Stunde.
Wohl ſtehet dann im Dom die Kanzel leer,
Nicht ſchallen Dogmen mehr von dem Katheder,
In jener Zeit giebt's keine Prieſter mehr,
Sein eigner Prieſter iſt alsdann ein Jeder.
O, jene Zeit iſt ſchön; ihr goldner Ruhm
Wird in der Zeiten fernſte Tage dringen,
Von freiem, edlem, ſtolzem Menſchentum
Wird man begeiſtert in den Liedern ſingen.
Ich bin nicht mehr, wie eine Stimme mahnt,
Noch iſt der Menſch nicht reif zu ſolchem Glücke,
Doch daß ich jene Zeiten hab geahnt,
Daß ich ſie ſah mit gottgeweihtem Blicke,
Mir iſt's genug, mir ward das Glück zuvor
Die Welt zu ſehn, befreit von Zweifelsſorgen:
Der Wahrheit Sonne bricht durchs Himmelsthor,
Der Menſchheit blüht ein neuer Oſtermorgen.

Köln. Georg Barthel Roth.

Erſtickt.

Studienblätter aus dem Nachlaß von G. Ludwigs.

Es giebt Geheimniſſe, die nur Töne ausplaudern,
Worte brechen unter ihrer Laſt.

Tiefſchwarz der Himmel, lebendig von Sternen, ſchimmernd da, leuchtend dort, zuckende Flämmchen allenthalben. So blank alles. Und doch kaum etwas klar kennbar. Ein berauſchendes wirbelndes Lichtfeſt. Er träumte durchs Fenſter, ganz in ſtarrem Schauen, daß ihm die Augen brannten und das Bild zuletzt in Dunkel verwogend brodelte. Ein weher Druck lag über ſeiner Lunge, obwohl er nichts Beſtimmtes dachte. Mechaniſch unachtſam, faſt gelangweilt ſummſte er eine Melodie vor ſich hin. Vor Jahren war ſie ihm, geboren aus muſikaliſchen Erinnerungen, geſpenſtig aufgeſtiegen, eine Melodie von zäher Herbe. Immerfort ſummte er, die Klänge ſchmiegten ſich von ſeinen Lippen. Laſſen konnt' er's nicht. Teilnamlos, ohne ſie zu hören, pfiff er ſie, und doch ſpürte der beengte Atem ſtets ihren Ton. — Da: die Thüre ging, die Lampe wurde gebracht, davor der Sternhimmel verblaßte. Nun Tellergeklirr, Getapp und ſchreiendes Singen. Krachend ſchlug die kleine Anna die Thüre hinter ſich zu und ſtieß den Tellerpack auf das ſtärkedunſtende Tiſchtuch. Kindlich wilde Fröhlichkeit zappelte in ihr.

„Komm' mal her!" Er gab ihr einen derben Klaps: Thüren zuſchlagen durfte ſie nicht. Tiefer zog er ſich in die Sofaecke zurück, in die er vor dem gelben, platten Lampenlicht geflohen. Thränenwürgend lief Anna hinaus. Vaters Unfreundlichkeit fühlte ſie nicht hart, den Schmerz ſpürte ſie nicht. Nur eine ſcheue Betroffenheit, erſtauntes Selbſtmitleid ließ ſie in Thränen erbrechen. Auch den drinnen, durch den beißenden, rohen Lärm gekränkt, entnüchtert, in der ſchmutzigen Umgebung des Petroleumlichtes, überfiel ein anwidernd ſüßes Mitleid mit ſich ſelbſt, mit aller Welt. So tief war es, daß er aus ſchamhaftem Ekel raſch in beleidigenden Menſchenhaß verfiel. — —

* * *

Eine ſpitze Bemerkung ſeiner Frau hatte ihn während des Eſſens wütend gemacht. Seine geſtörten, abgebrochenen Träumereien machten ihn fibern. Als ſie gar in Ruhe das Zimmer verließ, brach ſein Zorn die Zäune der Vernunft. Er riß das Tiſchtuch mit ſeiner ganzen Laſt zur Erde. Der Lärm befriedigte ihn. Er trampelte auf den Scherben herum, daß ſie knirſchend knickten und dumpf in die Dielen kratzten. Gell krachte da und dort das gewölbte Geſchirr und hohl, in die Sohle ſtumpf ſtechend,

zerscherbten die Trümmer kleiner und kleiner. Das Tuch klebte bierduftend in Fetzen und Fäden um die Spitzen und Kanten und riß unter seinen Tritten weiter. Da klingelt's schrillend. Das Dienstmädchen meldet: „Herr Schmid ist da!"

„So?! — Hach!! 'Reinführen! Gleich Licht!"

Er tappte bebend an Händen und Pulsen ins Besuchzimmer. Die Thür zum Hausgang stand auf: vom hellen Hintergrunde hob sich eine kleine dicke Gestalt ab. Herrn Schmids Brille funkelte von irgend welchem Reflexlicht getroffen.

„Guten Abend, Herr Schenck."

Dieser gewaltsam: „Nun, was steht zu Belieben? Bitte, treten Sie näher!"

Pause. Licht kam.

Schenck erschrak, als er des Besuchers verstörte Mienen wahrnahm, und drückte sich in eine dunkle Sofaecke, selbst mit einem Gefühl müder verzerrter Verstörtheit im Gesicht.

„Ich wollte — Sie haben mir immer Teilnahme — — Meine Auguste ist tot!"

„Was?!" Schenck schrie fast.

„Ja, es geht Ihnen wohl nahe. Ein langjähriger Patient —"

„Gestorben? Ja wann denn?"

„Kurz nach drei! Ganz leicht. Ich glaubte, sie schliefe ein. Sie sagten heute Morgen, es ginge besser —"

„Ja ja! Das war die Krise." Mit verändertem, verschlucktem Tone wiederholte er ringsvergessen: „Es war die Krise!" Ängstlich duckte er sich hinter die Schattenlappen des Blumentisches und starrte zwischen die schwarzen Blattsilhouetten nach der Lampe. Schwer trommelte Schmid mit den Fingern auf die Plüschdecke des Tisches und stierte auch in das Licht, während das perlkleine Spiegelbild der Lampe wie zwei Thränen auf den Brillengläsern herumpurzelte.

„Sie war mein Letztes, nachdem meine Luise gestorben war. — — Ich kann garnicht heim gehen. So düster. Ach! Guste! Nein! — —"

Der Arme weinte fast. Mitleidlos, in sich selbst gewühlt, sah Schenck ins Licht, bis ihm die Augen brennend thränten.

„Wir wollen zusammen hin!" brachte er heraus.

Sie gingen.

„Halt," — er visitierte die Rocktasche nach seinem Besteck — „vielleicht, daß noch — hm! ja! gut!" —

* * *

In Schmids Wohnzimmer flackerte die kalte, rotgelbe Welle einer Kerzenflamme. Eine angebrochene Flaſche ſtand auf dem Tiſch, daneben ein Glas abgeſtandenen Bieres. Traurig ſpiegelte das ſchwehlende Licht ſich in dem dunklen Naß: manchmal durchſchlüpfte ein glitzerndes Bläschen ſein Bild. Schenck beobachtete ſtumpfſinnig das Spiel, während der Alte das Nebenzimmer aufſchloß. Ein wegjagender Hauch zog durch die Gemächer, durch dies verſtörte unſichere Milieu, darin der Mann lebte, den das Leben allenthalben verſchüchtert und verſcheucht hatte.

Schmid leuchtete voraus. Ein Betttuch erglänzte ſcharf, zwei Hügel warfen Schatten, gewölbte Schattenkegel: die Füße. Wie Schwefel von Papier hoben ſich die Hände vom Linnen ab, ſchmal, lang, wie pedantiſch gezeichnet ihre Linien. Die Bruſt lag flach, als wolle ſie ſich zu tiefem Atemzuge heben. Der Gedanke kitzelte beide. Schmid drückte dem Arzte die Hand: „Glückliche ſeufzen nicht.“ Der Mund geöffnet, eingefallen die Backen, ſchwarz umflort die Augen. Die Stirne bläulichgelb. Das Haar ſchimmerte grau, ſträhnig, ohne Glanz. Verlegen glitten Schencks Augen weg: faſt komiſch wirkte der verzerrte Schatten der Naſe Auguſtens, der auf dem Stubenboden mit unbeſtimmt grau gelichteten Konturen ſchwankte: ſo klein war Schmid, ſo niedrig hielt er das Licht. Ein ſcharfer Geruch von Medikamenten, trübſelig, ein wenig abgeſtumpft, erkältet, dazwiſchen molliger Duft durchzog das Zimmer. Offenbar lagen auf den Stühlen ſchon Blumen. Aus dem wogenden Dunkel trat manchmal auch mit tiefem Schwarz eine Blattform, ein lockerhängendes Blatt hervor, das wehmütig im Luftzug nickte.

Der Vater trat ans Kopfende, an die andere Seite des Lagers, die Hand, gegen den Zug von der Thüre her, vor den Leuchter haltend. Durch die Fingerritzen tanzte ein Licht über der Leiche Mund. Es ſah aus, als zucke er ſchmerzlich. Schenck konnte einen Drang nach greifbarem Leben nicht bezwingen; als müſſe er ein Phantom zerſtören beugte er ſich nieder und überrieſelte zitternd mit den Fingerſpitzen die jungfräuliche Bruſt.

„Kein Leben mehr? Nicht?!“

Verlegen ſtotterte er: „W . . wie? — Nei . . n — nein!“ Er zitterte. Er ſtampfte in die Bettvorlage. — Wie auf Verabredung gleichzeitig wandten ſich die Männer zum Gehen.

„Noch eins!“ Hans vergaß alle Rückſichten. Er mußte ſich hier gehen laſſen. Es beugte ihn nochmals nieder über Auguſte, und er ſog von ihrer bläulichen Stirn einen Kuß.

Schmid ſtammelte ein Dankwort.

Sie verließen das Gemach, der Schlüſſel knarrte und der Arzt verabſchiedete ſich. Halb taumelnd — wie es ihm dicht und breit um die Ohren brauſte! — kam er auf die Straße.

Er hatte sie geliebt. Anfangs interessierte sie ihn. Als er einst ihren ganzen Organismus durchforscht und untersucht, war ihm ihre Gestalt aufgefallen; ein eigenartiger Restsatz dieses Anblicks, ein wehes, starkes Gefühl zu ihr hin blieb in ihm. Er verehrte die stille Dulderin, die großaugig und mit klugem Scherzen das Leben um sich erlebte. Er wurde ruhig, gefügig, träumerisch, fühlte, wie ein Schimmern, wie ein leichtes, hellgelbes Sonnenschimmern, ein erwartungsfrohes Überlegen. Warum so froh? Sann er nach, fand er versteckt, ganz versteckt den lächelnden, großaugigen Mädchenkopf mit dem schelmisch guten Lachen, das sich um die roten Flecken der Backen faltete.

Die Sterne waren verschwunden: Mondnacht. Bleierne Bläue durch die Gassen, schwer, wechsellos, aber aufregend, als müsse man das Licht halten, als wolle es eben verhuschen. Schenck konnte noch nicht heimgehen. Er ging an den Rhein, der sich in ölig-spiegelnden, zerflossenen Falten am Ufer herdrängte und verschwommen, in breite Streifen verzerrt, ein Bild des Mondes und schwarze Schattenzacken der Gebüsche mitnahm.

Es war scharf kühl, Hans empfand in der Nase ein bitzelndes Pressen. Der leichte Frost, der ihn dicht umschauerte über den ganzen Leib, die gleichmäßige Wehmut der grünsilbrigen Mondnachtstille — ferne glaubte er den schmerzlich monotonen Ruf der Goldamsel zu hören, aus dem Weidengestrüpp des anderen Ufers — verlornes Grillengezirp: er sang die trübe Melodie, seine Melodie in sich hinein. Vom nahen Ziegelofen zogen pikante Gase, belferte ein Hund. Ein Echo durchflimmerte die Kühle mit erbostem Hall. —

* * *

Er war in die Nähe seiner Wohnung gelangt.

„Ah! Herr Schenck! Ich erwartete Sie im ‚Ritter'!"

Schenck schreckte auf den Anruf hin zusammen.

„Sie hatten wohl beim Schmid zu thun? Hört' schon, seine Tochter ist den Weg alles Fleisches —"

„Weiß!"

„Nu, so grimmig! Nicht, weil's Ihnen passiert? Ja, fatal: doch jeder Arzt ... Übrigens der Alte ist — hm! — arm oder nicht gerade reich — das Mädchen schön — hm!"

„Himmel!"

„Ei, bürgen Sie denn auch für die Moral Ihrer Patienten?"

Schenck hatte sich abgewandt. Er spürte den Ingrimm in allen Muskeln zerren. Dann suchte er möglichst ruhig auf den scherzenden Ton des Anderen einzugehen.

„Ja, warum auch nicht! Doch verzeihen Sie, ich muß —!“

„Oh, ich will absolut nicht stören! Wiedersehen!“

Die Schritte verklappten nachgellend zwischen den niederen Häusern.

Gegen seine Gewohnheit ließ Hans sich in einem Geschäfte, das gerade schließen wollte — halb in kindlichem Trotz um den Ladenschluß zu verzögern — eine Büchse Cigaretten geben und zündete sich eine an. Zu Hause legte er Hut und Stock ab und ging in den Garten, der im Dunkel lag. Denn in Mondnächten wurden erst spät einige Laternen entzündet.

Nur ferne, leise Schimmer verrieten, daß hinter dem Hause der Mond stand. Durch Spalten der Fensterläden fielen schmale, starke Lichtstreifen auf das tiefgrüne Gebüsch. Die grauen Dampfwölkchen leuchteten schwach von ungewissen Strahlen und der Glut der Asche in gelben und purpurnen Tönen durchhellt.

Schenck gedachte seiner ersten Rauchversuche. Sie waren auch hier im Garten geschehen. Ihm bangte vor einer Entdeckung vom Fenster aus. Hastig sog er. Nein! wenn man ihn sah! wie blamabel. Das Ding schmeckte übrigens garnicht. Noch ein tiefer, dicker Zug und dann fort damit ins Gebüsch. Brr! Pfui Teufel, wie gut. Er stahl sich in sein Zimmer. Anderen Tages schimpfte er auf den Mitschüler ein, der ihn auf diesen Sumpf gelockt hatte. Oh, dessen impertinenthochfahriges Geäugel und Lachen in dem pochigen, schweißiggelben ... Gymnasiastengesicht.

Mäßigen Schrittes ging er immer dieselben Wege. Der Kies knirschte unter seinem Fuß wie Glasscherben — wie er in der widerstrebenden Härte des starkaufgeschichteten Kieses versank. Das Gekritzel der Steinbröckchen juckte eigentümlich beunruhigend die Sohle — manchmal kam ihm da, mit einer unstäten Atembeklemmung, die Erinnerung an die Szene nach dem Nachtessen.

Nun ein Klappern. Die Laterne an der Straßenecke wurde angezündet. Hans sah sie nicht. Ihr voller Strahl aber durchbrach und überglänzte das Blätterdunkel, rundliche Löcher in die Schwärze pfropfend. Fast weiß schien der rotgelbe Gaslichtstreif gebleicht vom gespenstigen Reflex im rätselvollen Geäst des Laubgrüns. Ein dringender Wind durchbeugte es mit Geraschel. Die Blattschatten und -silhouetten zitterten und wirrten. Hin und wieder fiel blendend das volle Licht der Laterne in Schencks Träume und in die tastenden, starren Blicke, mit denen er die Konturen des Gebüsches von der getünchten hartbeleuchteten Mauer des Nachbarhauses ablas.

Bilder sanken in seine ausgestreckten, suchenden Gefühle und Gedankengänge, Erinnerungen an Erlebnisse in diesem Garten.

Wenn kühler Mondstrahl über das weiß beschneite Sauerkirschengestäude glitt, glitzernd gleitende Lichter, spritzende, zischende Zünglein,

ſtechender Goldfünkchen, blaulich ſilbriger Spitzchen und Kryſtallſternchen Millionen aus dem Weiß hüpften — — oder über die ſchneeballgleichen Blütenbüſchel, die von ihrem öden Geruch wie von grauen Hauchen überſponnen waren, Blüten mit rotbraunen Kränzchen inmitten, die ſo eigen kontraſtierend an ſchwerduftenden, heißen Goldlack erinnerten.

Eben funkelte breit, da und dort, im Laternenſchein eine braune Kirſche mit ölartig verwiſchtem Glanz.

Hans zerdrückte eine der ſäuerlich kühlen ſaftigen Früchte auf der Zunge, die von Tabakdämpfen belegt war. Die Geſchmacksmiſchung und das unangenehme Fröſteln, das von der Kirſche im warmen Mund erzeugt wurde — auch die mondſilbernen, ſchneeſchweren Erinnerungen kälteten ihn plötzlich — ließen ſeine Erinnerungen einen ungraziöſen, peinlichen Sprung machen.

Hier hatte er am Abend vor ſeiner Hochzeit ſinnend ſich ergangen, ſinnend über das Glück, das er aus allen Kräften wollte über ſeine Anna ſprühen laſſen. Doch er hatte etwas anderes erhofft.

Was er alles damals geträumt hatte!

Ja, ſeine Träume! Er konnte nicht mit vollen Klängen ſich wecken. Ihm fehlte die jubelnde, toſende Muſik im Herzen, die das Leben ihm hätte als Feſtmarſch begleitet. Drinnen war's ſtumm. Und darum fühlte er ſich ſo grenzenlos einſam, verlaſſen, daß ihm war, als gäbe es gar kein Weſen, an das er ſich könne anſchmiegen.

Selbſt das Lebloſe ſah ihn auf Augenblicke ſo fremd an, alles ſchien ihm oft plötzlich fremd geworden. Sonſt hatte jede Form, die zufällige Geſtaltung einer Baumkrone vielleicht, etwas lebendig bekanntes, wie vom menſchlichen Geſicht ein Etwas. So daß er nachdachte: wie das wohl eigentlich ausſehe. Er kannte alles nur im Geflüſter menſchlicher Gefühle. Und dann wieder die Leere, Fremde: dann verriet ihn ſelbſt alles Tote.

Eine Erinnerung an Auguſte huſchte vorüber, doch in dem hypnotiſierenden Gebilde der Gebüſche und Bergkonturen, die er mit bekannten lächelnden Mienen vor ſich ſah, verſchwand ſie raſch.

Da erklang vom Nachbarhauſe her — ſchon oft hatte es Schenck dort ſpielen gehört und es leidenſchaftlich lieb gewonnen — das zweite Scherzo Chopins, das leichtſinnig-ſchwermütige Liedthema des Mittelſatzes. Erſt das Orgelvorſpiel. Nun war auch der ſchmerzlich getragene Amſelruf verhallt, und hin hüpfte das reſignierte Lied immer wiederholt, angedeutet: fragend — hofft es noch, das arme Herz? — und gelles Kopfſchütteln und dies und das, müde Wehklage.

Lauſchend ſtand Schenck, rieſelnde Schauer vom Hinterkopf zum Nacken. Zuerſt kam eine freudige Erſtarrung über ihn, dann brach es in ihm los

und er sang die Melodie mit, während er Thränen in den Augen spürte. Da wogte aber auch wieder das Meer der Erinnerungsbilder auf, das vorher von dem einen Vorstellungskreis verdrängt war. Alles ebbte und flutete in ihm, Altes und Neues.

War's nicht ein Zufall, der ihn seelisch gezeugt, wie ihn vielleicht ein Zufall, eine rohe Laune körperlich geschaffen — was war's anders, diese Jugendliebe? Sie hatte ihn ausgeraubt, der Schmerz um das Mädchen hatte ihn alles gekostet, was ihn über andere hob, ließ ihn mit seinem Kinderleid verstummen. Es kam vor dem großen Leid wie eine Scham über ihn, wenn er es in künstlich gefügten Worten wollte ausklagen. Die Verse, die er geschrieben hatte, all die raschen Kaleidoskopbildchen, vernichtete er damals: sie schienen ihm Pose, Unwahrheit. Vor dem erdrückenden Weh schwanden die kleinen Stimmungsschmerzen.

Zum Glücklichsein hatte er kein Geschick. Aber viel, viel Sehnsucht danach.

Die Kinderliebelei war im Grunde genommen recht lächerlich. Und doch, und doch. — „Sunt pueri pueri —!" — Kinderseelen gestalten sich durch Kindereien und erst die Mannesseele formt sich unter Männlichem. In tiefsinniger Verbissenheit zog er sich trotzig auf sein „Unglück" zurück. Damit war sein wahres Unglück erst besiegelt, damit ward es ihm zum Gebrechen der Seele.

Hans spürte, daß seine Gedanken hier gleichsam auf den Sand gelaufen, er kam nicht weiter. Da auch brachen sie ganz ab. Die Fermate war gebrochen. Das Scherzo verstummte im selben Augenblick. Ein Fenster seiner Wohnung ging.

„Hans, kommst Du noch nicht? Wir müssen zuschließen."

„Ich komme."

Ein wenig verschreckt, verstört kam er ins Haus; im Dunkel des Flures mußte er sich an seiner Frau vorbeidrängen, so daß ihn das unsichere Greifen und Tasten, das ängstliche Warnen Annas quälten und der frostige Hausschlüssel ihm die Hand unangenehm berührte.

* * *

„Pfuh! Wabawawabawa!"

Hans dehnte und gähnte im Bett herum. Im Garten schon munteres Vogelgeklirr und Gezwitscher. Mit farbigen Bogen blendete ihn die angelaufene Wasserflasche. Der Sonnenstrahl schien seinen verschlafenen Augen etwas blaßblaulich, milchfarben, flockig durch das unruhige, schlecht geschliffene Fensterglas leuchtend, auf dem gelben Fußboden zu liegen. Eins zwei drei — sprang er mit beiden Füßen in das lichtgezeichnete, warme Fenster auf den Dielen und rieb sich behaglich ermattet die lauen

Schenkel, während die Zehen fröstelndwohlig zuckten. Nun gähnte er ein Weniges und zog sich an. Beim Waschen, als das Wasser ihn gefrischt, gestrafft, überkam ihn das Gefühl von etwas unangenehmem, eine widerliche Erwartung. Auf einmal schieden sich seinem Ohr aus dem Straßenlärm die Klänge, die ihn Tags zuvor, im Garten, berückt. Alles fiel ihm ein. Doch er fühlte nicht scharf. Dumpfes Unbehagen, mürrische Leere quälten ihn, wie Hunger. Klaren Bildern wich er aus. Er zwang sich dazu und das machte ihn gereizt, überempfindlich.

So versah er seine Praxis mürrisch. Doch im Lauf der Stunden vergaß er seiner selbst. Aus dem Schreien der Straßen in die dumpfen Krankenstuben, darinnen gequälte Töne, schmerztolles Gekreisch schwer nachzitterten. Durch, zwei, drei Minuten mitten darunter und dann durch — so trug ihn sein Wagen in behaglichbrummender, rumpelnder Abgeschiedenheit dahin. Aus dieser flüchtenden Bequemlichkeit heraus entwickelte sich in ihm das milde, lächelnde Mitleid, der scherzende Trost, die ihn den Kranken lieb und freund machten. Und sich selbst einzulullen, zu trösten, scherzte er und machte vom Wagenfenster aus seine stillen Bosheiten über das Menschenwesen ringsum.

Recht aufgeräumt kehrte er zu Mittag heim, auch mit ordentlichem Hunger. Die anderen waren beinahe fertig mit dem Essen.

„Wie ist's mit meinen schwarzen Kleidern? Werden bald grau verschimmelt sein." Gutmütig spottete er.

„Nein, Hans, das geschieht bei uns nicht." Sie hatte ihn mißverstanden.

„Na na! Nicht geflunkert!"

„Wozu brauchst sie denn?"

„Zum Begräbnis."

„Ach so, die Schmid." Sie erinnerte sich dunkel, in der Zeitung die Todesanzeige gelesen zu haben; unwillkürlich, der Erinnerung nachsuchend, sprach sie die Worte gedehnt.

Mißtrauisch sah Hans zu ihr hin, während er ein Fleischstück zerlegte. Sie fühlte den Blick, las ihn aus den Mienen Annas, und mit leisem Zucken des Kopfes, als käme ihr ein aufklärender Gedanke, gab sie ruhig zurück:

„Ich will für den Anzug sorgen!"

Hansens gute Laune war erstickt. Im Ohr klang ihm noch: „Ach so, die Schmid," fragend, anklagend, berechnet, anmaßend. Die Speise quoll ihm im Halse. Er stürzte ein Glas des weichen Wassers hinunter. Nun ärgerte ihn noch ihre Gefügigkeit. Dann: ein leises Mitleid überkam ihn, wie oft, als er die drückende Stille fühlte, Annas verschüchtert Gesichtchen

bemerkte. Er wagte drum nicht frei aufzuſehen. Das reizte ihn um ſo mehr.

„Iſt nach mir gefragt worden?“ brach er ſtreitſuchend los.

„Ich weiß nicht. — Geh' mal, Anna, frag' mal!“

„Nicht wahr, da kümmert ſich niemand drum? Geradezu Räuberwirtſchaft, das!“

„War niemand da!“ berichtete jetzt Anna.

„Die wird wieder ſchönen Kohl gemacht haben.“

„Ich will ſelbſt nachfragen.“

Seine Gattin brachte denſelben Beſcheid. Hans zog ſich lauernd, boshaft aufs Sofa zurück. Man ließ ihn allein.

* * *

Der folgende Tag war Sonntag. Man mußte auf Beſuche gefaßt ſein. Die Flügelthüren zum Empfangsraum ſtanden offen. Schenck las an ſeinem Arbeitstiſch. Anna machte ſich in den Zimmern zu thun. Die kleine Anna kam von Zeit zu Zeit an die Thür, wenn ſie irgend welche Herzensangelegenheit hatte, als da iſt: Waſchwaſſer ausgegoſſen, blutig gekratzt, Schuhknöpfer verloren, Zinken am Kamme ausgebrochen. Endlich war ſie fertig und ſetzte ſich in ihr Spieleckchen zu den Puppen. Die ganze Szene hatte etwas Feierliches. Die freundlich beſonnten Zimmer, reinlich aufgeräumt, durchkühlt von dem geſcheuerten Braungelb der Bodendielen. Die Menſchen in Gala, ſo erwartend, geſpannt. Kaum wurde geſprochen. Die Kleine ſingelte vor ſich hin, jene Chopinſche Melodie, welche auch in ihr hängen geblieben. Hans pfiff manche Stellen ſacht mit oder trat den Takt, während er weiterlas. Durch die offenen Fenſter wogte in rhythmiſchem Lärmen das Geräuſch der Straße mit Schwärmen friſcher Luft herein, und das gedämpfte Geſchrill der Vögel untermiſcht mit dem vollen Hallen der Domglocken, zu einem knirſchenden, wühlenden Ganzen gemiſcht, anſchwellend und leiſer werdend in regelmäßigem Wechſel.

Endlich raſſelte die Klingel. Gewohnheitsmäßig ſagte Schenck: „Du, Anna, ſieh nach —“

„Ei —!“ Der Ton der Antwort ſagte: Da geht ja ſchon eins. Draußen tappte die Magd raſch zur Glasthür. Hans vermeinte ſie vor ſich zu ſehen, wie ſie trappelnd die Schürze auf dem Rücken zuſammenband, vornübergeneigt.

Sie meldete: „Herr und Frau Rach.“

„Ins ‚gute Zimmer‘ führen!“

Er fuhr ſich mit den Fingern durchs Haar. Anna, die Mutter, rückte an Rock und Schürze, betaſtete die Friſur und warf der Tochter einen

vielsagenden Blick zu mit bezeichnender Gebärde nach dem neugiervollen Gesicht Ruhe befehlend.

Nach den liebenswürdigsten Gesichts- und Leibesverrenkungen der Begrüßung fuhren die Damen mit Dienstbotengezänk und Klagen auf einander los, während Herr Rach ohne weiteres seinem „Freunde" eine Mitteilung machte, zu der er sich verpflichtet glaubte: es sei Stimmung gegen ihn in der Stadt vorhanden, besonders bei den Klatschhasen beiderlei Geschlechts. Schenck dankte mit dem Einwand, man dürfe nicht auf alle Anzapfungen hereinfallen.

„So etwas giebt sich ja rasch, wenn's grundlos ist."

„Das ist's eben, Herr Schenck. Ich glaub' auch, daß sich die Sachen verschwätzen, wenn keine Veranlassung — — wenn man —. Sehen Sie, das ist's, das ist's: prüdlüsterne Lästerer haben bei Ihnen aber in der That — hm! —"

„Du mein Saitenspiel! Wieso denn das? Tja?! haha?!"

Die Herren konnten sich rücksichtslos ausreden, so lebhaft waren die Damen in ihrer Debatte.

„Der Neid muß Ihnen lassen, daß Sie — — ein — — ja ein ganz vorzüglicher Gesellschafter im Amt und im Privatverkehr — —"

„Bitte! bitte! Glück, Stimmungssache, Zufall!"

„Nun, nun. Uns zeigen Sie immer Sonnenschein. Aber gerade Ihre ausgereifte ungezwungene Art hat — wissen Sie! es ist ja lächerliche Prüderie, ganz unstreitbar! Sie haben über Dinge nachgedacht, sie bewältigt — na und da behandelt man das natürlich legère, derb naiv. Auch Ihr Beruf — — wie gesagt: ich bin ja selbst ganz der Meinung, das ist verächtliche Prüderie. Ich — — na, — überhaupt wir Menschen mit reiferen Köpfen — Sie verstehen ja! Kirchturmverstand — puh — doch das Gekeif und die Hetzereien solcher Leute — ich glaube, auch recht hochgestochene Leutlein wohnen in dieser Beziehung zu nah — an der Kirche —"

„Wir wollen Schencks jetzt nicht weiter aufhalten," warf Frau Rach dazwischen, sie glaubte aus Frau Schencks Bewegungen eine Aufforderung lesen zu können.

„Wir können ja ein andermal mehr darüber sprechen."

„Bitte sehr! Ich habe die Sache schon völlig verstanden. Herzlichen Dank übrigens."

„Na, vielleicht kann ich Ihnen noch Dokumentäres mitteilen. Wir sehen uns ja wohl 'mal im ‚Ritter'."

„Sie wissen: ich komm' gewöhnlich nach dem Nachtessen."

„Also!!"

* * *

Fröstelnd stand die schwarzgekleidete Menge um das Grab auf der Höhe des Friedhofs. Scharfer Zug überschnob die Hügel, die Sonne verschwand hinter grauweißdunstigen Wolkengebilden, an denen sich das goldglutende Licht in metallisch tief glänzende Flächen brach. Das Wolkengedüster zersetzte den feuchten Glast und ließ ihn mit dumpferem Leuchten von seinen Zacken und Gipfeln flattern.

Des Geistlichen Rede strömte voll ausladend dahin. Fast hätte er nach Sonnenuntergang erst die Glanzstelle erreicht, darin er den erhebend symbolischen Vorgang in seine Worte wollte verweben. Er eilte, schielte nach dem Sonnenball, beeilte sich mehr und erreichte die Sonne gerade noch.

„Und gleich wie die Sonne am schönsten leuchtet, ehe sie sinkt, um Licht und Leben über andere Meere und Länder zu erwecken —," ansatmend folgte der Blick des Predigers Hand, Bewunderung fühlten sie vor seiner Redegewalt. Sprach er doch, wie man hieraus sah, unvorbereitet. Eben aber war das Tagesgestirn hinter düstren Dämpfen vergraut. Rasch faßte der Pfarrer sich, als er das wahrnahm, und fuhr fort: „— gleichwie der Sonnenball versinkt, wie es scheint in ewige Nacht, und doch wieder kommt am anderen Morgen, so wird auch die teure Verstorbene wiederkehren am neuen Weltmorgen! Amen!"

Man war erhoben, klatschen hätte man mögen. Nun die üblichen Formalitäten. Die Versammlung ging auseinander. Wie sich der schwarze Ring brach, schlenkerten die tupfenden, wischenden Tücher der Frauen helle, grelle Töne in das Dunkel und die angefröstelten Gesichter kontrastierten mit beiden Farben. Die Weiber gingen mit schmerzverschnupften Mienen, da und da weinend. Die Männer plauderten, erzählten Anekdoten von Auguste. Man suchte sich darüber zu einigen, ob ihr der Tod ein Glück gewesen oder nicht.

Schenck hatte die ganze Komödie mit dem scharfen Blick und Ohr des Menschenhasses verfolgt und ging nun sinnend nach entlegneren Gegenden des Friedhofs. Da und dort Gruß. Brummig und knapp erwiderte er. An der Wolkenwand, die den Luftkreis abschloß, hatte ein wundervolles Spiel der Farben begonnen. Braungolden waren die massigen Wolkenberge überwaschen, verschwemmt, in tiefem Schwarzblau plastisch schattiert. Ein flockiger Dunstschleier zog vor dem Lichtmärchen her, flockiger, wogendbewegter Goldschaum, blau durchsprenkelt.

Hans, für den das Leben selbst nur Dunst von Sonnenstrahlen durchschwollen, versenkte sich märchenandächtig in den Anblick und ließ, unbeobachtet, im Bewußtsein der Freiheit, seine Stimmungen stiller Totenandacht walten. Das beglückte und erleichterte für den Augenblick, daß er in lichtdurchtränkten Träumen alle die Stoffe entladen, vergluten konnte, die sich

in den letzten Tagen gesammelt zu verderbendrohender, lauernder Wut. Die mildgloſenden Farben, in ihrer gleichmäßigen Ruhe thaten den Augen, allen Nerven unendlich wohl.

Er kannte ſeinen Kakodämon. Vor ihm war er zu zerſetzenden Studien, zur Medizin und Naturwiſſenſchaft geflohen; zur Abwehr zwang er ſich in Überluſtigkeit: alles, zu entfliehen dem Tiefſinn. Nun fielen ihm die Lebensſorgen wieder ins Bewußtſein: Rachs Freundſchaftsdienſt. Seine Luſtigkeit war übel vermerkt worden. Daß man den Menſchen nicht ſein Herz öffnen darf! Wie wenige ſind es wert, wie wenige vertragen es! Er hatte ein Gefühl unendlich erhabener Einſamkeit. Die es am innigſten verſtanden, die es einzig verſtanden, ſie hatte er begraben. Sie war vernichtet, auseinandergezerrt ihr troſtfrohes Gemüt mit ſeinen Geſtändniſſen — Staub. Ein peinlicher Gedanke, Trieb des Beſſermachenwollens, drängte ihn. Er meinte einen ſchlechten Eindruck verwiſchen zu müſſen, den er durch die prononziert gleichgültige Art gemacht, mit der er ſeine Leiden als die eines dritten ſcherzhaft erzählt. — Staub! — Nein, das iſt ja nicht möglich! Herzklopfen rann und tröpfelte durch ſeine Bruſt. Er lächelte: Weiß ja, zunächſt bäumt ſich der Trotz des Nichtglaubenwollens auf, Zeichen innerer Unerfahrenheit. Und doch geht mir's auch ſo! — Da lag eine Leere vor ihm — umzitterte ſein Hirn, preßte; er wollte ſich hineinſtürzen, ſie erfüllen, beleben. Ach ſo, das! Ein unendlich Wehgefühl füllte mit neblig-ſchweren Klumpen den Raum. Er war verſucht, ſich umzudrehen; ihr nachzurufen, was er zu ſagen vergeſſen — ſo geht's einem doch immer beim Auseinandergehen: fatal! — ſie mußte noch nahe ſein. Mit weicher, thränenaufwühlender Gewalt drängte ſich vor ihn das Bild des Wiederſehens, ganz klar, mit den Worten und Blicken. Doch trug es eine gar merkwürdige Stimmung, ſo etwas kopfſchüttelndes, aufgedunſenes hatte die Szene. — Beklemmt ſeufzend ſchluckte er dumpf und wandte ſich zum Heimgehen.

* * *

Mittwoch mittags war „Einladung" bei Rachs. Sie hatten ſchnell noch die ſchuldigen Gegenbeſuche gemacht und „beehrten ſich" jetzt. Eine große Geſellſchaft. Das liebenswürdige Rentnerpaar hatte gar zu viele Freunde.

Die Straßen lagen ſtill; aus den Häuſern klang da und dort Tellerraſſeln, Löffelklirren. Schwere, platte Hitze lagerte ſich nieder, über dem Aſphalt flimmerte die heiße Luft. Träg ſchallten vereinzelte Schritte, klapp . . . — Schencks bogen aus einer Seitenſtraße. Hohe Zeit! Sie beeilten ſich und kamen erhitzt bei Rachs an. Mollig modrige Kühle ſchlug

ihnen aus den weiten Gängen entgegen. Tiefatmend haſteten ſie die ausgetretenen, ermüdend flachen Treppenſtufen hinauf. Luſtiges Stimmengewirr aus den Zimmern. Im Vorplatz wurden ſie empfangen. Wolken von Küchendunſt umhüllten ſie ſchweißregnend, behaglich ſchnoberte Schenck. Die Gaſtgeber eilten auf ſie zu. Schenck dienerte, die Handſchuhe abſtreifend, auf Frau Rach los, Rach bemächtigte ſich der Frau Doktor. Nach allen Seiten Begrüßung. Noch vereinzelte Spätlinge kamen. Plötzlich Getrappel und Bewegung. „Die Herrſchaften wollen ſich herüber bemühen.“ In zwei Zimmern war die Tafel gedeckt, einladend ſtand die Flügelthür zwiſchen den Räumen weit offen. Unter den platzſuchenden Gäſten lief das Dienſtperſonal auf und ab, hie und da um Raum bittend. Die Wirte wieſen die Gedecke an. Kurze Begrüßung mit Nachbar und Nachbarin. Insgeheim wurde das Geſchick der Rachs bewundert, die jedermann nach Liebhaberei und Freundſchaft geſetzt. Nun feierliche Stille für Augenblicke, dann erklang das Geläute: Löffelklirren und ein breiter Lärm. Pikanter Krebsſuppenduft lagerte ſich über die Zimmer und ſank auf die Straße. Vorübergehende ſogen ihn begierig ein. Bald geriet geordnete Unterhaltung in Gang. Schenck wandte ſich mit einem Bonmot an Frau Profeſſor Dreher. „Spiel- und Feſthaus“: beliebtes Witzthema. Sie glaubte ſich berufen, das Unternehmen gegen eine Welt zu verteidigen; ihr Mann gehörte zu den Gründern. Die Nachbarn hörten das Schlagwort und los ging rings der Diſput.

„Na ja! da hat ſich ſchon eine ganze Schicht Mauerwerk geſenkt.“

„Äh, Herr Schadt, ich glaub' doch, daß — äh — daß Sie — äh, — daſſe — äh — daſſe das nur ſo — ähäh — na ſo ein „on dit“ iſt, äh — waſſe was?“

„Nein, Herr Profeſſor. Schadt hat recht; der Baumeiſter erzählt's letzthin.“

„Mehr Spielhaus als „Feſt“haus.“ —

Man beglückwünſchte Schenck für den Witz.

„Auf Ihr Spezielles, Herr Doktor —!“

„Äh, proſit — Herr Rach!“

In Rachs Blick ſchien Hans etwas vertraulich Erinnerndes zu liegen, etwas Blinzeln. Er ſann ſtumm. Die anderen hatten auch gar eigentümlich hergeſehen. — Sein Nachdenken fiel auf. Währenddeſſen rollte das Gelächter bis ins Nebenzimmer in unruhigem Holpern. Vorneigen, Rückbiegen, Lachen, Rufen. Sie bemerkten ſeine Verlorenheit. Peinliche Stille entſtand. Er fuhr auf mit einem Blick der verlegenen Angſt. „Meine Damen und Herren —.“ Es entfuhr ihm unwillkürlich. Halb erhob er ſich. Das ſah aus wie ein „offizieller Toaſt“ —. „Sie wiſſen, daß ich

große Anhänglichkeit an meine Geburtsstadt habe, doch kann ich nicht verschweigen: Bis vor kurzem hatten wir 'ne Wasserleitung, die nicht floß, 'ne Gasleitung, die nicht brannte, ein Spielhaus, das nicht spielte. Das hat sich gemacht. Doch nun haben wir ein Festhaus, das nicht fest ist!"

Der gellende Beifall durchwirrte ihn. Schief vor sich stierend trank er sein Glas aus. Ein Luftzug kam von der Straße. Ihm ward eng, schweißig eng. Pustend blies er die Backen auf. Wieder impertinentes Ansehen, deutendes Gewisper. Er ärgerte sich. Die Gedanken, welche ihm rings kamen, machten ihn nervös. Hypnotisierend fühlte er, ohne aufzusehen, aller Blick. Er geriet ins Schweben. Es hob ihn vom Boden auf. Weißgrau vor ihm, tief rotbraun unter ihm, oder nein — flimmernd — nein dunkel, ruhig, — unsagbar; ein gleichmäßiges dringliches Brausen rings, drückende Angst, Verzweiflung des Nichtanderskönnens. Endlich zerriß der Gedanke, das Bild, das Wort „Nu' grad'!" die Hypnose. Mit leiser Frechheit sah er auf. Alles war gut. Er spielte den Sicherfrechen und war haltlos: Nur das quälte ihn unbewußt, wie übersättigte Langeweile. Dann spie er verächtlich einen Witz aus. Und wieder die nervöse Anmaßung der Gäste. Ja, das war's: nervös. Die wollten alle eben einschlafen. Fast hätt' er's ihnen ins Gesicht gesagt. Ein paar Schimpfworte dazu, konnte nichts schaden, und dabei den Braten mit der Hand in den Mund stecken und unanständig schlurchen und schmatzen! Obendrein hatte er gute Lust, sie zu fragen, ob sie wirklich da wären. Das gleichmäßige Gesurre mischte sich darein. Mit zuckender Feinheit unterschied er winzige Geräusche darin. Er verfolgte sie scharf, doch machtsam. Die Klänge schnitten in sein Gefühl, ohne daß er sie beachtete, und doch kontrollierte sie das Ohr. Er fuhr zusammen, wenn ein Tönchen 'mal abbrach, wuchs oder siechte. Braun und grau wirrte es um ihn. Dabei aß er ruhig weiter. Endlich fand er wieder Sicherheit und wieder wehrte er der Angst mit galligem Hohn und mit Frechheit der engen Hypnose. Seine ganze Haltung war kampfbereit, erkämpft. Er glaubte sich Mittelpunkt der Gesellschaft. — Zermüdet und wütend schied er auffallend früh.

* * *

Schencks erster Gang am folgenden Morgen galt einem totkranken Mädchen. Mit der Gleichgültigkeit eines vorübereilenden Fremden nahm er die Untersuchung vor. Kurz gab er Weisungen. Rasch ging er. Sonst war er nicht so. In mitleidend feinfühliger Empfindlichkeit eines sterbenden Weibes quälte sich die Kranke mit der Frage, was sie dem treuen, guten Arzte gethan. Auch die Mutter geriet in Angst. Mit dem Mißtrauen des Armen hatte sie ihn beobachtet, sie dachte an die Rechnung. Die schwere

lähmende Qual der Geldſorgen, Furcht, wie vor einem höheren Weſen, vor der fühlloſen Geſchäftswelt — Gedanken, die ſchwindeln machen. Dem Kinde gab es den Reſt. Müde gejagt von Leiden ſchlief es ein. —

Schenck war gegen Gewohnheit und Herz gegangen, obwohl er das Ende nahe wußte. Unliebenswürdig blieb er am ganzen Vormittag und kehrte bedrückt, wie von der Laſt ungeſpendeten Troſtes, heim. So trieb er's weiter. Nur Thränen konnte er nicht ſehen. Er fühlte ſie heiß kitzelnd über die eigenen Backen laufen, mußte ſie gleichſam abwiſchen und — half. Doch meiſt war er in vornehmen Häuſern, wo keine Thräne die Koſtbarkeiten beflecken darf. Alles ſchleicht lungernd, gelangweilt herum in pflichtmäßiger Beſorgnis und unbehaglich durch all die Störung. Der Schmerz aber darf nirgend hin, höchſtens in abgelegene, ſtille Zimmer — niemand ſieht ihn. Das kannte Hans. In ihm ging es ähnlich her. Und weil er's kannte, hatte er nur das Lächeln des Spottes. — Gerade dieſe „feine Welt" aber war es, die ihn im Innerſten verletzt: er haßte ſie. Lieblos gegen die Leidenden, abſtoßend gegen die Geſunden wurde er. Taglang war es ihm ein Ekel, an Krankenbetten zu ſtehen, dann wieder lächerten ſie ihn, die da in Schweißhitze ſchlaflos, gedankenlos ſich wälzten, die ſich hier vom Ärmſten nicht unterſchieden. Mit Wolluſt ſog er den fauligen Schweißdunſt ein. — Es erquickte ihn, ſich auf den herzloſen Standpunkt der Natur zu ſtellen, die Menſchen als Gegenſtände ſeiner Wiſſenſchaft zu behandeln, experimentierend mit ihnen zu ſpielen. Er beobachtete die Wirkungen ſeiner Medikamente, gab — 's iſt ja nur Spiel, Scherz — ſcharfe Doſen, innerlich bangfröhlich, wenn's „recht weh that". Die Zuckungen des Schmerzes konnte er ohne Mitleid ſehen.

* * *

Der Geſundheitszuſtand der Stadt ſchien enorm günſtig. Schenck machte ſich Kopfzerbrechens darüber. Konnte er doch in den Statiſtiken nichts davon merken. Er war viel zu Hauſe, grübelte. Schon einige Male hatte er vom Tode eigener Patienten gehört, denen er nicht zu letzter Hilfe geweſen. Das machte ihn nachdenklich. — Wieder war eine alte Patientin von ihm geſtorben. Am nächſten Tage begegnete er ihrem Gatten. Er drückte ſein Beileid aus. „Ich wußte garnicht, daß Ihre Frau Gemahlin — —. Ging es ſo plötzlich?"

„O — — nein!"

„Und keinen Arzt gehabt?"

„Warum nicht gar! — Natürlich. Doch Sie entſchuldigen — alle die Pflichten, Formen — verzeihen Sie, Beſtellungen —."

Weg war er. Es ſchwindelte Schenck. Stier vor ſich ſah er die ſchwarze, maſſige Sphinx, die unbegreifliche Unabänderlichkeit. Mit dem Zorn des gekränkten Kindes ſtampfte er weiter. Er wollte auf das Ungetüm treten. Dann — nach wenig Schritten — kehrt er um: nach Hauſe. Er ſchließt ſich ein. Totenſtille in ihm. Ein klangloſ ſchweres Zittern geht durch ihn. Dumpfer, dunkler Druck auf ihm. Man bat ihn zum Eſſen. Schweigen. Man klopfte. Schweigen. Rief nochmals. Schweigen. Drängte. Da brach ſein Zorn los. Krachend ſchmiß er die Thür auf. Verſtört ging's zu Tiſch. Er fraß die Speiſen hinunter, würgend und zerrend. Verſchüchtertes Schweigen ängſtelte um die anderen. Er wurde ſcheu beobachtet, ſah das. Flüchtend verließ er das Zimmer. Tag für Tag: er ging nicht aus, aß kaum. Mechaniſch that er die gewohnten Verrichtungen, ſtarr, ſtier, von ſich weg, ſchwarz, wirr denkend. Er hockte brütend an ſeinem Arbeitstiſch und ſchmierte auf Papier, phantaſierte und tobte, weinte ſchwach oder ſtöhnte hohl ſchnarchend.

* * *

Eine Woche lang hatte Schenck keine Krankenbeſuche gemacht. Man ſchickte nach ihm. Er kam nicht. Niemand mehr beſtellte ihn. Das machte ihn wütend. Das geregelte Leben hatte ihm Arbeitsdrang eingewöhnt, der nun unbefriedigt durch ihn wühlte. Modernd, faulend vergiftete er ihn in dieſem Zuſtand. Nur manchmal machte er ſich Gleichgültiges zu thun: Beſchäftigung, aber keine Arbeit. Er räumte im Zimmer um. Da und dort beſchäftigte ihn ein chemiſcher Verſuch. Dann ſetzte er ein Verzeichnis ſeiner Bücherei auf. Das brachte ihm die mediziniſchen Werke näher. Es erwachte ihm: er wolle ein Buch ſchreiben. Doch worüber? Etwas erfinden oder entdecken! Er ſchöpfte ſein Wiſſen aus, ſein Denken. Nichts da, was er hätte brauchen können. Das Buch ward ſeine fixe Idee. Kompilieren? Der Gedanke machte ihm übel. Dazu war er zu ſelbſtändig; einleben in fremde Gedanken konnte er nicht, wollte er nicht. Das nutzlos ſchwere Arbeiten machte faſt krank, aufgeregt. Er drückte ſich empfindlich, ſcheu im Haus herum. Oft überkam ihn Bangen, wenn er ſich abgequält, Sorgen um die Zukunft. Wie ſoll's werden?! Keine Einnahmen! — — Puh! wie platt! — Er fühlte ganz andere Sorgen:

Es mußte Leben ins Haus, ja, aufgeregtes Leben. Aber ohne Menſchen.

Hans ſtellte Blumen ins Zimmer, Blumen mit ſcharfem, ſchmerzlichem Geruch. Schlürfend ſollte der Duft durch die Nerven drängeln, leiſes Zittern aufſtreichelnd. Und er naſchte Muſik, wo er ſie fand. Das lief ihm über den Rücken. Auch die Töne mußten wehe thun, beleidigen, in

die Nerven wühlen: Chromatiſche Schwelgerei. So weich, ausgleitend, und doch pikant bitter.

Dann: Medikamentengeruch — ja, etwas Scharfes!

Schenck beſtarrte die ſchwarzvioletten, milchig glänzendgeſtreiften Blütenblätter eines Hyazinthenſtockes. Er ließ den Duft um ſich ſpielen, ſeufzte unter ſeinem Wehen.

Das macht ruhig. Er meinte, er könne ſich auf die Blütentraube lehnen. Der Geruch würde ihn halten, ſanft umſchlingen ſein Haupt. Und die weichen Zottelglöckchen ſchlingen ſich wie ein ſtolzer Kranz mit ſorgender Zärtlichkeit in ſein Haar und kühl flecken ſie auf die Stirn. Sie ſtreicheln, als wollen ſie das Weh fortdrängen, lind. Ja — ſtreicheln, ſo allen Schmerz abſaugen, in ſich aufnehmen: Nur vertrauensvolle Ruhe. Mehr nicht; Pauſen und Schlummer. Auguſte! —

Auguſte!

Die Erinnerung ſchrie blitzend in ihm auf: Sie war es geweſen, die ſo alles in ſich genommen.

Er hatte den Blumenſtock dicht herangeſchoben. Er verſchlang die Düfte, ſchluckte die traurigſüßgeſchwängerte Luft und glaubte ganz hinten am Gaumen das köſtliche Arom zu ſchmecken. Sein ganzer Leib war durchdrungen von dem dämmernden Dunſt. Vertrauensvolle Ruhe mußte er ſchmecken, auf Stunden hingegeben. Sonſt, das fühlte er deutlich, wenige Wochen — dort lauert Wahnſinn.

Aber Auguſte — dahin!

Und doch, er mußte ſie haben. Wie ſollte er Weib und Kind erhalten? Sein Werk fertig zu ſtellen, dazu durfte ihm die Kraft nicht fehlen. Er fühlte eine platte Müdigkeit: niederdrücken mußte er ſie in vertrauende Ruhe, warmverwühlt in etwas Lebendes.

Da ſchlüpfte ein Ekel und Verdruß an ſeinen Gaumen. Er hatte ſeine Nerven betäubt; er empfand den Duft der Blume nicht mehr. Raſch trug er den Stock ans Fenſterbrett und ſetzte ſich ſchläfrig wieder an den Schreibtiſch, auf den einen Arm gelehnt. Die andere Hand hielt zwei Muſchelhälften, die als Federkaſten auf dem Tintenfaſſe ſtanden. Molliger Theedunſt lag über dem Zimmer. — — —

— Wenn nun der letzte Korrekturbogen beſorgt — Briefe an Autoritäten — Lob einſammeln — Haufen Geld — hm! Dr. Hans Schencks Entdeckung — ſelbſt die Wurſtblätter ſaugen mein Buch aus. Auflage um Auflage: ſeht Ihr, Klatſchphiliſter! Ich brauch' Euch nicht! Unſer Leben iſt geſichert. — Pfui ehr! Vorhin erſt hatte er ſich hingeſetzt, todmüde vom phantaſtiſch träumenden Gedankenſuchen, Geiſthaſchen — nichts gewonnen! Was ſolls werden? Sinnend ließ er die Muſcheln auf den Tiſch fallen.

Das krachende Geräusch löste seinen Zorn aus. Er nahm die perlmuttschimmernde Schale, warf sie gell klirrend auf; zielte nach ihr mit der anderen; warf sie von einem Tischeck zum anderen, lachte grimmig närrisch, wenn eine Scharte in ihren Rand brach und der Kreidestaub über die schwarze Tischfläche fegte. So entlud er seinen Zorn in kleinen Schlägen nach und nach. Gerade schmiß er die Mulden in kindischer Fröhlichkeit zwischen die metallenen Federträger des Tintenfaßes, daß sie in Splitter gellten, da brachte das Mädchen einen Brief. — Ganz fremde Handschrift?! — Ach der? —! —:

„Lieber Hans! Seit Jahren bin zum ersten Male auf europäischem „Boden und freue ich mich sehr, meine alten Freunde wiederzusehen. „Da Du in der Heimat der letzte bist, bitte ich mich — natürlich nur „für den Fall, daß ich nicht störe — bei Dir auf etwa drei Tage zu Gast. „Komme in acht Tagen, „näheres besagen Programme".

„In der Hoffnung, die Europäer wieder von 'ner andern, als der „Comptoirsitzfleischseite — wie die Jahre über — kennen zu lernen, zeichne

„mit herzlichstem Gruß Dein

Fritz Schauenberg."

Schenck vergaß sich selbst über den famosen Comptoirstilbrief seines Fritz. Also der kommt! Was, schon in Hamburg? Adresse hat er gar nicht geschrieben. Echt Yankee! Will nicht stören, nur nicht — kommt aber, ob ich will oder nicht. Hahaha! Aber willkommen!

Er stürzte ins Zimmer seiner Frau. In aufgeräumtester Stimmung deutete er das Nötige an. Da klingelt's. „Empfehlung von Herr Nach —!"

„Ich komme sogleich!"

Endlich machte er wieder einen Krankenbesuch.

* * *

In der Zeit der Vorbereitungen und des Wartens ging Hans oft aus. Bei allzuteilnehmenden Bekannten entschuldigte er sich mit einer Notlüge von Kranksein und zu Bette liegen in den letzten Tagen — daran ließ sich witzig knüpfen: „Arzt, hilf Dir selber!" Drum war jedermann rasch befriedigt. Seine Geschäfte verrichtete er — verbittert: den Zug nahm ihm niemand mehr ab. Tief hatte er sich auch in die Mundwinkel gegraben, — ohne Beachtung der Außenwelt. Seine Gedanken und Gefühle schwebten leicht dahin: endlich konnte er sich alles vom Herzen plaudern, in leicht scherzendem Gespräch Todesernstes von sich lasten. Fritz war schon als Mitschüler gemütvoll anschmiegend, anhänglich, ein rechter Seelenfreund. — —

— Nun konnte Schenck seine alten, bissig-entschuldigenden Witze über alle Gebäude machen, vom engen schmutzigen Bahnhof bis zu seiner Wohnung.

Schauenberg kam ſich ganz fremd vor. Die Stadt hatte ſich ſehr verändert. Beſonders das Bahnhofviertel.

Mit ſchönſter Gemütlichkeit und fidelſtem Klatſch verging der erſte Tag. Hans blendete die Teilnahme, mit der ſich Fritz nach allem erkundigte: das war alſo der alte herzensgute Kerl noch, wenn auch verdammt praktiſch geworden. Er durfte ſich ausſprechen, und das, er wußte es, mußte ihn heilen. Hier fand er die weiche Vertraulichkeit. Mit leislächelndem Überlegenheitsgefühl zuckte er da und dort raſch den Hyazinthenduft am Fenſterbrett ein oder ſchielte pfiffig vergnügt nach der erſtarrten, wie gefroren-zackigen Silhouette des Blumenſtockes hin. Hoffnungsvoll praſſelte er ein Feuerwerk von Witz und Geiſt ab. Selbſt ſeine Frau mußte ihn bewundern. — — —

— Die Stadt war beſichtigt. Nun gings an den Rhein. An die neuen Unternehmen: Hafenbau, Waſſerleitungsbau. Fritz ſtarrte in Staunen. Auch eine Eiſenbahnbrücke ſollte es geben. — Und dazwiſchen die altlieben Plätze. Hans konnte ſeinem Geſicht ableſen, wie er Wiederſehen mit ihnen feierte. Das hatte er erwartet.

„Wir waren doch immer Schickſalsgenoſſen!“ begann er.

— „Meinſt Du nicht, daß hier mit Bauplätzen etwas ſchönes zu verdienen iſt?“

„— Ah, was — ſagſt Du doch?“

Hans war erſchrocken. In ihm krampfte etwas zuſammen. Doch er ſuchte die Erſtarrung zu löſen; er wiederholte die Worte.

— „Wie meinſt Du das?“

„Mir ſcheint, na, — ſo — wir ſind immer, wie ſoll ich ſagen, zuviel Gemütsmenſchen geweſen?!“

„Find' ich nicht! Mir gar nicht aufgefallen, freut mich übrigens zu hören.“

„Dennoch biſt Du's! Seh Dich noch . . . hahaha . . . ſentimentaler Schwärmer warſt Du —!“

„Ne', von dieſer Seite kenne ich mich wahrhaftig nicht.“

„Ja, es muß ſchon weit gekommen ſein; wenn man oft — oft ſchon muß man widergeraunt —“ Schenck blickte verlegen vor ſich, — „widergeraunt ſein, wenn man dieſe — nach heutigen Begriffen — dieſe Narrenkappe klingeln gehört hat.“ Er ſeufzte.

„Mir auch noch nie begegnet. Hätte mir die Schwäche ſonſt abgewöhnt. Als Geſchäftsmann —“

„Man meint den herzloſeſten Barbaren vor ſich zu haben, wenn man Dich hört. Du biſt doch einer der Weichſten —“

„Will's nicht hoffen.“

Peinliche Stille. Es war Hans nicht mehr recht geheuer. — —

— „Hör' mal, Hans. Du bist gegen Deine Knabenjahre merkwürdig gesprächig und witzig, sogar frivol geworden. Gestern —"

Das schmerzt. Was Nach gemeint, der sagt's ihm am zweiten Tag nach dem Wiedersehen. Und die Gedanken lösen sich allgemach von der Außenwelt und stieren schief vor sich, so pfiffig — drollig. Dazu schlang sich ein dummes Ermüdungsgefühl. Das lenkte ihn unwillig ab. Er brach los mit der Hartnäckigkeit des Verzweifelnden:

„Und doch warst Du so gemütstief!"

„Nein, Hans! Ich wenigstens hab' faktisch nichts von gemerkt. Hab' die Schwäche wohl überwunden. So stets im Leben stehen. Du hast doch auch — Deine Praxis — da kannst Du das ja beurteilen."

Hans tonlos, mit kindisch-komischem, nichtigem Trotz: „Du warst immer ein weicher Mensch!"

„Herrgott! Willst Du mich ärgerlich machen?! Als Kind war ich vielleicht so; jetzt bin ich Mann, kein Waschlappen!"

„So meint' ich's ja nicht. Du — Du warst aber immer —"

„Du — Du bist ein komischer Kauz! So seid Ihr Mediziner all': frivol und mokant."

„Ei —," verwundert wie ein kleines Mädchen sagte er das, in wogendengem Erstaunen, „— bin — ich — denn — so?!"

„Mir scheint!"

* * *

Fritz war abgereist. Hans hatte ihm den Aufenthalt verekelt. Gleich war er wieder in sich zusammengefallen, in die Schwäche, aus der ihn des Freundes Brief gerissen.

Und wieder sann und sann er: Das mußte doch anders werden! Der Druck und die Angst und all das, nicht mehr zu ertragen war es.

Er wollte leben.

Wärme schwebte um ihn auf und ab, hüllte ihn leicht ein, trug seine Müdigkeit. Das machte glücklich, froh .... Eine schwebende Erinnerung sprang auf. Woher? An was? Sie brachte Duft mit .... Duft — etwas dunkeles, feuchtes; wie glänzend — schwarzer Glast dämmerte vor ihm auf — so ein müdlächelndes Glänzen darin — schwarz, leise hell durchhaucht. Da plötzlich stand das Bild vor ihm: Die violette Hyazinthe.

Er drehte sich um. Der Stock war verblüht. Er roch daran: Ein Fäulnisdunst und Moordunst und zitternde Spuren des Duftes. Die Glöckchen waren geschrumpft und dürr gekrampft. —

Jene Stunde stieg wieder empor: seine Sehnsucht der Müdigkeit.

Und wieder ſetzte ſich der Gedanke mit voller Klage feſt, beugend, durchwühlend, wie eine geſchlungene Harmonie. Seine Aufmerkſamkeit ſchwoll dahin und dorthin auseinander in ſchwere Klänge. Stets aber ſtieg daraus die eine Maſſe: Ein Weh der einſamen Müdigkeit.

Wo ruhen? Wo glauben? Vertrauen?

Auguſte Du!?!

Mit wahnwitzigem Trotz verlangte er ſie zur Stelle.

Er ſprach kein Wort. Er dachte es nur.

Sie mußte kommen. — Sonſt würde er ihr eine meterlange Rechnung ſchicken . . . Ja, ſo konnte der Not vielleicht vorgebeugt werden . . . Wie ſie erſtaunen, zuſammenſchrecken würde, wenn eine Rechnung käme. Er hatte ihr wohl noch nie 'was aufgerechnet. Einerlei, auf jeden Fall ſollte ſie jetzt bezahlen.

Er lachte über den Einfall. Ihm kam nicht, daß ſie tot. Doch fühlte er unbeſtimmt, daß ſie nicht kommen könne. Es hielt irgend etwas ſie ab, ganz beſtimmt, eine große, ſchwarzaugige Autorität, die er ſelbſt beſtellt hatte.

Er verzichtete auf ſie. Kopfſchüttelnd ziſchelte er: „Auguſte“ und dachte weiter, augelte, hakte, ſuchte ferner, ſchlürfend ließ er die Gedanken ſchweifen.

Sein Blick fiel auf die Straße nieder. Mechaniſch ſog er die Vorgänge ein. Er trank ſie aber nicht auf. Wie verdämmernd, unbedacht löſten ſie ſich im Auge auf, verſchwebten in neue Bilder. Nur einen leichten Trank ſpürte er, der ihn erquickte, mehr und mehr: den Lichtduft, der das ganze Straßenbild überhauchte. Ein matter flockiger Glanz war es, weißlich. Die grauſilbernen, leuchtenden Wolken, die im ſtrengen Weißblau des Himmels quollen und blähten, mit windzerzupften, verflockten Rändern ſtrahlten dieſe Beleuchtung zwiſchen die Häuſer durch die ſchattenſcharfe Luft. —

Sein Auge hatte ſich im ſatten Grauglanz ermüdet und drehte ſich herab. Erfriſcht war ein Neues in ihm aufgewacht. Nun verfolgte er den wechſelnden Anblick des Menſchendrängens mit erinnerndem Erkennen, verſtand das Allgemeinmenſchliche der Vorgänge. Endlich erwachte er zum Betracht der ſtreng individuellen Bezüge dieſer Wahrnehmungen, er erkannte die Geſichter und verband mit den Geſtalten wieder lebendige Stimmungen. —

— Dort aus dem niedrig-flachen Haus des Weinhändlers ſprang ein Hund mit Gekläff und Schreien. Ein zottelgewaltiger Bernhardiner war es, ein Tier mit lebendig goldbraunen Glanzaugen. Ein ſtillwarmer, ſonnigtraulicher Hitzglanz lag über den gelbroten Zotteln ſeines Rückens.

Ja, ein Zottelhund, ein treukluges Tier! Haus ſtopfte die geballten Fäuſte in die Hoſenſäcke, begierig nach weicher Wärme, wie er ſie ſehnte. So den Kopf hineinſtecken in die Zotten! Er verſchränkte die warmen Rockärmel dicht vorm Geſicht und bohrte, wiſchte ſich hinein. Wer das

haben könnte: Atemlebendige Weſen, die ganz dulden, in die er ſich verwühlen konnte. Und dann das Herz pochen hören. Schenck legte fröſtelnd die Hand unters Hemd auf die Bruſt. Nein, das eigene tropfte zu ſicher, zu langſam. Ängſtlich haſtend mußte der Puls rinnen, daß die Bruſt ſichtbar breit zitterte, aber kurzatmig, raſch: wie die Pulshaut an der Handwurzel, nur belebter — wie . . ein Vogelherzchen . . . oder ein fürchtend Froſchherz.

Ein Weſen, Menſch oder Tier, wollte er haben, dem er vertrauen durfte; vertrauensvoll in ſeiner Berührung entſchlummern. Nur das eine ſehnte er noch, dazu wollte er all das ſtrahlaugige Vertrauen — nur um ſchlafen zu können — Pauſe, Schlummer.

Schenck fühlte, wie einen Hohn, über allem Denken Auguſtens Stimmung ſchweben. Er ſchüttelte banglächelnd den Kopf und lehnte ſich auf die Arme nieder, in ſich hineingähnend. Breit ſchläfrig legte er ſich über den Schreibtiſch hin.

* * *

Er hatte ſich eine Weile in ſonnigen Träumen gewälzt, dann weckte ihn ein blaßrotgelber Druck auf dem Auge. Das ſcheidende Sonnenlicht lag über ſeinem Geſicht, das während des Schlafes zur Seite zu liegen gekommen. Ein milchig ſilbernes Gerinſel verweichte ſeinem Blick die Gegenſtände. Er ſprang auf und ſchüttelte ſich in leichtem Schwindel. Nun ſetzte er ſich aufs Sofa, unbeſtimmt vor ſich ſinnend, künftige Situationen mit ſchauſpielernder Eitelkeit ausmalend. Annachen kam herein. Sie ſah den Vater auf dem Sofa. Dämmer im Zimmer und ſo eine weiche Stille, ein Trieb zur Vertraulichkeit: ſie ſprang faſt unwillkürlich und ohne Bedenken dem Vater auf den Schoß und küßte ihn, an ſeinem Bart zerrend.

Hans fühlte die ſchmalkindliche Geſtalt an ſich gedrängt und führte inſtinktiv zwiſchen ſeine Bruſt und den Mädchenleib die Hand, taſtend und krabbelnd, bis er das kleine Herzchen pochen fühlte. Durch die Kleider rundgedämpft rollte es an ſeine Fingerſpitzen und rieſelte durch die Nerven, zittern machend. Und er riß den Arm frei, preßte das Kind an ſich, feſt, feſt, daß es ſchrie, und küßte ihm gierig die Wangen.

„Au au, wie Du — wie das kratzt!“

Er lachte ausgelaſſen und wiſchte ihr den Bart auf den weichen Bäckchen herum. In rotglühendem Jubel kriſch ſie und trampelte mit den Knieen auf ſeinem Schoß herum und bumbelte ihm gegen den Bruſtkaſten. Sie lachten ſchreiend. Und er ſchmiß ſie neben ſich auf das Sofa, drängte ſie mit gewaltigem Druck in die Ecke.

„So! Stillgeſeſſen!“

„Ah —!“

„Ich erzähl' Dir 'was.“

Da ward's ſtille. „Erſt die Ampel!“

„Jaja,“ murmelte er, „das giebt Märchenſtimmung.“

Er zündete die Kerze an und hing ſie in die ſchwarzgrüne Glasglocke. Daraus ſchleuderten matte Lichtglänze und braudeten in die Fenſterſcheiben, wo ſie in matter Glut brachen, und flatterten irrend von Goldrahmen zu Goldrahmen an den Bildern rings, blöde über die fliegenbeſchmutzten Glasſcheiben leckend. Überall der wehmütige Grünſchimmer, auseinanderfließend, ins unbeſtimmt Dunkle verrinſelnd, mitten drin aber die glanzlos gelbe Flamme vom leichten Strahlenkranz umrahmt, ſo weh und kalt-trübe. Hans ſuchte das Zimmer ab und ſaugte die Lichteffekte ein. An der Wanduhr, dem Regulator ſchwamm das Bild im Glasfenſter des Kaſtens, und hinten das mattblinkende Meſſingpendel zerrte und riß einen ſchläfrigen Reflex hin und her. Schenck gab der Ampel einen verſuchenden Stoß: da, als habe die Meſſingſcheibe ihn abgeſchleudert, flog er fort und zitterte über das Glas, dann fing der ganze Lichtglanz im Zimmer an zu ſchaukeln, und Hans mußte den Takt dazu treten, mit den Fingern dreifach raſch trommeln, mit der Zunge ſingelnd ſchnalzen. Die Bücherrücken zuckten ſchielend aus dem Düſter auf, immer einen Augenblick, nachdem die Ampel ihre Schwingung beendet hatte. Das machte ihn nervös: daß es ſich ſo folgen mußte: „— ⏑“ und nicht gleichzeitig ging! Er hätte gern — und um es zu thun preßte er mit allen Muskeln des Oberſchenkels, mit den Fingern raſſelte er auf der Sofalehne — die Bewegungen zuſammenſtimmen gemacht. —

„Papa, warum erzählſt du nicht?“

Er hatte ſo etwas wie Liebe, Vertrauen zu Anna gefühlt. Das war aber verflogen. Wie ſie ihn mit der borſtigen Stimme aus dem weichen Zittern kratzte! Er hatte einen üblen Geſchmack davon auf der Zunge.

„Ach!“ Mit einer ablehnenden, geekelten Schulterverrenkung ſtieß er ſie von ſich. — Das Mädchen kam mit der Lampe herein.

„Wird bald gegeſſen?“

„Es kann auf'trag' werd'n.“

„Bitte gleich!“

Selbſtverſtändlich machte ſich Anna ſofort ans Tiſchdecken im Nebenzimmer. Hans lehnte ſich, die Augen geſchloſſen, im Sofa zurück; den Kopf ließ er hinten überhängen, daß der Atem ſchnarchend durch die Kehle raſſelte. — — —

Auf Mutter wollte man nicht warten. Sie war ausgegangen. Während des Eſſens kam ſie; ihr Geſicht trug kühle Röte. Ein paar Worte über dieſes und jenes hinüber und herüber. Dann ging Hans in ſein

Zimmer zurück. Er setzte sich wieder auf das Sofa. Licht wollte er nicht. Die Ampel brannte noch. Grünbehauchte Schwärze lag ihm um den Blick, nur im Kern konnte er deutlich sehen, bis die Augen an das Licht gewöhnt. Dann starrte er wieder in die Helle des Nebenzimmers und der Sammetdämmer des Blaugrüns verquoll in Undurchsichtigkeit. Nur neben, an den glanzig gestrichenen Thürpfosten empfand er ein mildes Licht. Das Gelb der Lampe in lange Furchen zerfasert rann in den Thälchen und auf den Strichen, welche die Pinselborsten in den Anstrich gezogen. Hans wunderte sich, wie er das so genau sah und wie ihm — schaffte es der Anblick oder was? — leicht dazu wurde. — Über den gelben, wie blechernen Beleg aber stülpten sich grüne Dämpfe. Wie der matte Reflex sich darein mischte. Es sah aus, als kröche ein Garstiges hinterlistig über das arglose mattglanzige, fast glanzlos blinde Gelb. Und wieder ließ er die Ampel schwingen und dämmerte sich in das Düster seines Zimmers, abgewendet von der Scheinhelle der Petroleumlampe. Nun fühlte er auch die schleimigen Hellungen in dem Grünschimmer, welche die eingeschliffenen Figuren und Ornamente der Glasglocke durchsickern ließen. Mit ganz eigentümlicher Stimmung fühlte er die. Was das nur heißen mag, diese bängliche Leichtigkeit?! Er wand sich in sich herein. Die Frage störte ihn und er nahm seine Spannung von dem Farbenspiel. Doch zu zart, was er drinnen empfand. Als er in sich hineinsann, schien ihm die Stimmung gar eine Phantasie, eine leere Täuschung. Nein; er suchte weiter nach den Farben. Da spürte er auch schon wieder die zarten Hellungen innen. Aha! So, mit List und Schläue! Jetzt wollen wir die sich verdichten und stärken lassen und solange die Farben einsaugen. Dann plötzliche Überrumpelung; das Gefühl muß ich erwischen! Mit dem Chopinschen Scherzomotiv wandte er sich an die Lichteffekte. Halt! Der Spiegel! Was der zur ganzen Geschichte meinte! Mit gewisser Schüchternheit dreht er den Kopf nach links, wo der Spiegel nicht weit von ihm an der Wand hing, an derselben Wand, gegen die sich das Sofa stemmte. Er ahnte Pracht. Blitzschnell berechnete er die Effekte. Flachschräge Strahlen mußten drin liegen, von der Lampe und von der Ampel, und mußten einen luftleichten Reflexschaum sprühen. Und richtig, der braunrote Plüsch des Tischteppichs, der faltig hängende Zipfel saugte den goldig heiteren Hellehauch schwer ein. Das hatte etwas schwer Feierliches. Aber da: der Ampelschein fiel mit dem Schwingen der Glocke und brandete in den Goldreflex auf dem rotgelb gestrichenen Fußboden. Die Farben fühlte Hans hart gebrochen auf dem energischen Untergrund. Die Mischung wurde nun so jubelnd heiter. Und daß riß von seiner heimlichen Freude den Schleier. Gefunden: die Poren seiner Seele hauchten Blumendünste gesättigt aus. Unbewußt hatte er sich an Blütenpracht vollgesogen. Wo sie

nur waren? Er ſchnoberte und taſtete und ſuchte. Da auf ſeinem Arbeitstiſch: ein großes Bouquet in breiter Vaſe. Und er hing ſich drüber und ſog und ſchlürfte und ſchwelgte. Ein berauſchendes Gemiſch: Hyazinthen und Heliotrop und Jasmin und Theeroſen mit gewaltigem Wohlgeruch: alles, alles. Muſik brandete in ihm auf, ſo ein fliegend raſches, maſſig klingendes Thema, Chopin mußte es ſein: das war ſo ganz der Blumenſtrauß. Dann als er den Sturm geſtillt und ſatt des Wohlgeruchs, ſank er zurück aufs Sofa. Doch ein Dankbarkeitsgefühl ließ ihn nicht ruhen. Er ſetzte zu einer Frage an. Das Wort erſtickte in Räuſpern. Nochmals. Er ward drinnen nicht verſtanden, da klein Anna gerade mit Geräuſch das Zimmer verließ. Da wollte er's laſſen. Und doch wieder ſetzte er an, unabſichtlich oder nur um ſeine Stimme zu prüfen. Nun ward er gehört.

„Wie meinſt Du?"

„Von wem ſind denn die Blumen?" Mit faſt beleidigter Härte ſagte er das.

„Ich hab' ſie mitgebracht. Du ſagſt — doch —"

„So — ſo?!" Wie ein Jubel brach es in ihm los und ein Glück ging plötzlich durch ihn, wie junge Liebe. Er ſprang auf. Dann kam eine Schüchternheit und langſam — er machte ſich da und dort zu thun — ging er ins Eßzimmer. Er trat ans Klavier und räumte in den Notenbüchern. Sie ſtellte das Geſchirr geſchäftig zuſammen. Dabei drängte ſie ſich vorſichtig an ihm vorbei. Er drehte ſich um und — „Anna —!" Er umſchlang ſie und preßte ſie an ſich, feſt, und ſaugte in ihren Blick hinträumend ſich an ihren Lippen an. Und ſie in wilder Freude: „Mein Haus!" und Freudenthränen und krampfiges Lachen. Dann reißt ſie ſich los und ſie betrachten ſich, verwundert faſt. Und wieder „— Du?!" und heißer Kuß und Umarmen. Endlich ließen ſie voneinander. Sie deckte den Tiſch ab, leicht und fröhlich. Er jubelte und pfiff und trällerte. Klein Anna kam „Gute Nacht" zu ſagen. Kuß und Verſprechen einer großen Bonbondüte. Dann trug er den Strauß herbei. Mitten auf den Tiſch ſtellte er ihn, ſo daß ſeiner ſchwarzen Silhouette Gezack die Lampe verbarg und milden, riſſigen Dämmer in die eine Hälfte des Zimmers ſpannte. Die ſchwarzweiche grüne Nacht des Ampellichts leckte und ſchillerte von neben herein.

Mit zitterndem Zucken erwartete er ſeine Frau zurück. Anna kam. Er zog ſie auf den Stuhl zu ſich nieder. Sie lehnte auf ſeinen Knieen, das Haupt an ſeiner Bruſt. Er ließ die Hand auf ihrem Haar ruhen. Wie aus jedem einzelnen Goldfaden fühlte er ein feines, langes Rieſeln in den Fingerſpitzen, ſo daß er zu zittern begann. Und er neigte ſich, ihre Stirn zu küſſen. Die locker verſtreuten Krumpellöckchen und Simpelfränzchen kitzelten ihm über die Lippen hin; wie durch einen Schleier ſah er durch das

Golddämmergezitter ihre lichtblauen Augen, faſt häßlich krampfhaft hoch aufgeſchlagen, in die Stirnhöhlen zurückgerollt; wie ſie ihn ſuchten, ſo weh, ſo fragend, erwartend. Er hob ihr Köpfchen, ein zieres Köpfchen, ein krankes, bleiches Geſichtchen, ein ſchmales, gramfeſtes Mäulchen — ſo ſchien ihm eben das all — und ſein Kuß preßte in ihre Lippen; wie eine lenzreife Knoſpe brachen ſie auseinander, ein ſchmales Rinnchen öffnend, das ſo eigenſchmerzlich, lieblich traurig ausſah. Als er ſie drauf von ſich weghielt, ſo ein ſehnſüchtiges Schrittchen, da glänzten und ſchimmerten hellgrau aus dem ſchwarzen Streifchen die ſpitzrundlichen Zähnlein — und wieder mußte er ſie küſſen, in den Mund hinein, daß die Zähne aneinander klirrten. Das war ein eigentümliches Gefühl.

„Annchen, mein Annchen! Warum haſt Du mir das gethan!?“

„Nein, nein, alles vorbei! Schweig' mir, böſer —“

„Ich wollte ja, ſiehſt Du — — nachgeben konnt' ich nicht — — oh das liebe Mäulchen; ja, ſiehſt Du, ſo hab' ichs nie geſehen — — und ſiehſt Du und da hätt' ich auch geſchwiegen und Dir drauf geküßt.“ Schweratmende Pauſe im engen Kuß.

Und wieder glückzerriſſene Stammellaute. Anna ſprach. Doch unverſtändlich. —

„Du Prinzeß Goldhaar! Weißt Du noch, damals, am Rhein, wie wir ſpazieren —“

„Ja und die Mücken — und Du hatteſt ein Buch — was war's?! —“

„Na, der olle Schiller?“

„Nein — nein!“ Sie ſann und ſuchte ſich zu erinnern. Verträumt — wie verſchämt mußte er lachen — ſah er ihr in den fernverlorenen Blick und in das erinnerungsaufgelöſte Geſicht. Wie leiſe Schwingungen, tick, tick, im Takte zum Klopfen ſeiner Pulſe, wogte irgend ein Arom auf ihn los!? Da nahm er ſie raſch an ſich, drückte ſie feſt gegen die Bruſt, ihr Haupt auf ſeine Schulter legend, ſo daß er ihr glückgeſchütteltes Herz ſpürte.

„Nicht wahr, jetzt wollen wir aber auch nie mehr ſo—o—o ſein?“

„H—a—n—s!“ Weinen ſchwankte und gellte durch ihre Stimme, die belegt, wie in drei Tönen klang.

„Nun — nun, ruhig! — Nichts mehr!“ Unwillkürlich legte er einen leis rauhen Befehl in ſeinen überraſchten, wehvollen Troſt. Ihm war ganz raſch zuckend ein Ekelgefühl, wie eine Duftüberſättigung, gekommen. Aber ihr Hälschen rankte ſich empor und ihre Arme knoteten ſich ihm um den Hals und weit den Kopf zurückgebeugt, thränenweiten Blicks — — — wie mit leuchtendem Schwerte eckig gehackt lag Lichterwirrwarr plötzlich in ihrem Geſicht. Er ſuchte und ſah den duftſtrotzenden Strauß, der ſeine Schatten um Anna ſchlang. Ein Seufzer der Erinnerung kam ihm. Immer

deutlicher spürte er die Mattigkeit und Sättigung, bis zum Ekel. Weh ward ihm, er hätte weinen mögen, wie ihm das in sein Glück hinein kam. Und vorsichtig, wie ein Krankes zu trösten, löste er Annas Hände an seinem Nacken.

„Komm', liebes, ich bin müde! Komm'!"

Und von einem Schluchzer in die Höhe gekrampft, hakte sie sich rasch um ihn und biß fast in wilden Küssen, und wieder klirrten ihre Zähne zusammen, daß es sie durchschauderte. Dann ließ er sie von seinem Schoße gleiten.

* * *

— — — — Hans hatte einmal in einem Museum einen japanesischen Prachtrock gesehen. Die Erinnerung tauchte auf, verließ ihn nicht. Er mußte sich Anna denken, wenn sie das Kleid trüge, lose an die Hüften geschlungen, in vollem Strom das Goldhaar drüber zuckend. Wie sich das glanzmatte, warme Gold auf dem unruhigen, silberig schimmernden Rosa — so ein orangeweiches Rosa — ausnehmen würde. Und die Drahtstickereien des Ärmels, der Brüste. Unten aber der breite, lebendige Saum: tiefes, geziertes Blau, lauter halbmondförmige Läppchen, aufeinander genäht, daß es wie gesteppt aussah. Etwas anderes dachte er sich dazu: Er hatte das in Schaufestern oft gesehen, ein silberblinker Schirm übers Licht, spiegelklar, doch gewölbt, der das Licht nach unten mit flockig wolkiger Helle zurückschlägt. So einer sollte über Anna hängen. Die Fläche frißt die Gestalt auf und wie gebläht und geschwellt schwimmt im feuchtklaren Glast das gebauschte Spiegelbild, konturgeborsten, karrikiert. Das Goldhaar schlängelt sich leuchtend durch. In dem Silber liegen schwarze Schattenstreifen und brennendweiße Glutflecken. Ein bleicher Hauch rinnt auf das Gesicht herunter und schillert spiegelnd in den Augen . . . . . Das Gemälde ließ ihn nicht los. Es hatte eine gewisse Schreckhaftigkeit. Da mußte noch eine Gedanken- oder Gefühlsverbindung wirken, die ihm verborgen war. Es beengte ihn, das Bild sich auszumalen, langweilte, ekelte ihn zuletzt. Und doch sann er ihm stets wieder nach. Mit verrücktem Gezerr belebte er die Gestalt und verfolgte die Wechsel in dem Bauschehauch der Glanzglocke. Schließlich fühlte er: das muß ich nachbilden. Er wollte es niederschreiben mit all dem zuckenden, blähenden Schaumleben — ja auch den perlblasigen Schaum, der bitzelnd dem Leuchtesilber entkräuselte und gell in der Luft zu breitem Glanz aufklappte und platzte. Ganz deutlich sah er alles vor sich. Er setzte sich zum Schreiben. Doch die Einkleidung! Eine Stunde verging. Er dämmerte und träumte und sinnierte. Vergebens. Seine Gedanken wüsteten unbestimmt und wollten keine Gestalt annehmen, sich um

das Bild zu kriſtalliſieren. Dann entſchloß er ſich, ohne weiteres das Gemälde ſelbſt aus ſeinem Vorſtellen herauszuſchreiben, das deutliche, klare Gemälde, das ſo voll Lebens in ihm blinkte und glitzte. Doch der Anfang wollte ihm nicht gelingen. Noch kein Wort ſtand auf dem Papier. Verſchmierte Buchſtaben und Silben und Anfänge, weiter nichts. Ihm ſchien, er ſpürte es ganz beſtimmt, daß ſich das nicht mit Worten ausdrücken ließe. Oder nein, ſo war das nicht gemeint. Nicht mit den gewohnten Worten, in den üblichen künſtleriſchen und ſprachlichen Formen; ſo meinte er es. Die Sprache würde berſten. Eine neue Weiſe, zu ſehen, zu formen brauchte er. Gefühlte, zuckende Laute und Klänge, Fragezeichen. — Aber nein, das all zu ſchaffen, all das neue — vielleicht große — dazu war er zu ſchwach. Blitzraſch ward ihm dabei, ganz zuletzt, auch klar, was ihn eigentlich an dem Bilde beengte und ängſtete. —

Es dämmerte; leichte Lichthauche des Vollmondes leckten ſchon an den matten Häuſerſchatten her. Hans wollte noch ein Stündchen ſpazieren gehen und machte ſich auf den Weg. Ja, was ihn ſchmerzte: Es war ein reuvoller Ekel und eine beleidigte Qual, die ihm von der Stunde der Liebe geſtern geblieben war. Daß er Anna ſolchen Einfluß einräumen konnte! Zu geſtehen, daß er innerlich ſtets zu widerſprechen gezwungen war, all das, was er ihr im Liebesſtammeln geſtanden. Überhaupt, daß er ſchwach vor ihr geweſen. Doch der Ekel hatte eigentümliche Wucht und Dichte. Ob es Lebensüberdruß war? Er ſondierte. Das konnte er nicht merken.

Hans war faſt erſtaunt, als er ſich am Rhein fand. Doch eine leiſe Erinnerung zuckte auf, daß er mit Abſicht hingegangen. Von beiden Ufern rutſchten in gebrochener Straße die Schimmer der rotgelben und tiefpurpurnen Laternen ins Waſſer. Ein heimliches, fernes Preſſen und klirrendes Ziehen klang aus dem Strom. Über die wellig durchkrampfte Fläche zitterte und ſpann das Mondlicht. Zerzerrt vom Zug der Strömung rinſelte der Lichtſchein, in Fäden da, dort in blinkenden Flecken und riſſigen, eckigen Lappen über das glanzkühle Naß. Das Waſſer war von milchgraugedämpftem, erweichtem Grün, nur ſchräg geſehen, ſo in der Mitte des Bettes ſchien es ſammetgrün. Weithin ſchwankte das Netz der Mondſtrahlen, herrlich wie Hans es nie geſehen. Ein feuchtkaltes Atmen kam aus den Gebüſchen; leichter Sumpfdunſt und fernverwehtes Froſch- und Unkengeläut aus dem Ufermoraſt. Erinnerungsſchwer lagen die Gaſe vom Ziegelofen durch die Luft. „Wie, wenn ich nun nicht mehr heim käme?!“ Atembedrängendes Herzklopfen brach Hans aus. Sinnend, die Ereigniſſe nach ſeinem Tode bedenkend, ging er mit einer gewiſſen Entſchloſſenheit auf den Ziegelofen los. Er mußte lachen, wie er das bemerkte: So ohne weiteres ging er ins Sterben, wo er doch ſonſt alles, was er gethan, mit den kompliziertesten

Seelendeutungen begleitet. Als er sich gähnend auf den Boden reckte, ganz im Bereich der Giftdünste des Ofens, sah er durchs Gebüsch vom Wasser her das Mondfiligran schillern und funkeln. Er schloß die Augen und fühlte noch im massigen Dunkel die hellen Lappen und Fetzen des Nachbildes. Dann hat er sich fröstelnd, baugatmend, fast betäubt zu Schlaf gezwungen und hat noch einmal befriedigt gelacht .....

Die neue deutsche Alltagstragödie.

Von Richard Dehmel.

(Berlin.)

Im Herbst 1889*) wurde in der sogenannten gebildeten Gesellschaft Berlins, vornehmlich der des goldenen Westens, ein Buchdrama plötzlich und sogleich zur Quelle höchst erregter Unterhaltungen, erweckte ebenso heftige Widersacher wie eifrige Bewunderer, wurde — mit einem Wort — wirklich gelesen, auch von Leuten, die sonst neue litterarische Erscheinungen nur dem

*) Der Aufsatz ist in allen wesentlichen Teilen schon im April 1890 entstanden. Die Bemerkungen über Hauptmanns zweites und drittes Drama sind erst nachträglich eingefügt worden. Ich habe dabei gewissermaßen eine aktuelle Bestätigung meiner prinzipiellen Erwägungen, Befürchtungen wie Hoffnungen, verfolgen können; und so dürften diese für den schaffenden Künstler vielleicht einigen Wert haben. Hauptmanns neue Stücke „College Crampton" und „De Waber" habe ich leider nicht mehr genauer berücksichtigen können, weil der Aufsatz schon im Januarheft dieser Zeitschrift erscheinen sollte und nur durch ein Versehen infolge des Redaktionswechsels bis jetzt liegen geblieben ist. Dasselbe gilt von Max Halbes „Eisgang". Indessen werden die Schlußfolgerungen aus meinen allgemeinen Erwägungen auf diese drei Stücke auch ohne weitere Darlegung von selbst ins Auge springen. Bemerken will ich nur, daß mir der „College Crampton" insofern etwas wesentlich Neues und Fruchtbares in Hauptmanns Werdegang zu bedeuten scheint, als er endlich einen Menschen bringt, der klar und ganz in sich geschlossen aus eigenpersönlichen Motiven behandelt ist. Allerdings macht Hauptmann sonst in diesem Stück einen bedenklichen Schritt vom Vertiefungsdichter zum bloßen feineren Unterhaltungsdichter; denn seine Zugeständnisse an die herkömmliche Lustspielhandlung gewinnen durch Nichts eine tiefere Berechtigung, führen keineswegs zu irgend welcher Konzentration der inneren Lebenshandlung auf eine unzweideutige Entwickelungswahrheit. Das Zuständliche der Technik erstickt

Titel nach oder höchstens durch die Filter ihres Leib- und Tageblatts in sich aufzunehmen pflegen. Das war um so verwunderlicher, als die Person des Dichters in Anbetracht seiner „Richtung" ungewöhnlich unbekannt war. Denn Gerhard Hauptmann hatte bis dahin nur die stille Aufmerksamkeit Weniger durch eine kleine Erzählung aus der märkischen Haide — „Bahnwärter Thiel" — gefesselt; eine Erzählung, die freilich in Schreibart und Aufbau noch stark nach Zola zugeschnitten war, die in der seelischen Begründung des verbrecherischen Wahnsinns gegen den Schluß hin die Tiefe vermissen ließ, die aber von so kräftiger Beobachtungsgabe und

---

auch hier wieder das Wesentliche des Vorgangs; und zum Schlusse wieder nur das große Fragezeichen des kleinen Mutes. Darüber das Nähere im Aufsatz selbst. Max Halbes „Eisgang" ist ästhetisch von allerhöchstem Interesse. Es bedeutet eine Anerkennung des sogenannten idealen Bedürfnisses, das der Unbefangene nun einmal fühlt im Leben. Es zeigt aber auch, wohin jene Technik der breiten, äußerlichen Lebensähnlichkeit unrettbar führt, sobald sie über das ihr eigenste Gebiet, die stimmungsvolle Zustandsmalerei, hinausgeht und die Darstellung einer neuen Entwickelungswahrheit in Angriff nimmt. Dies durch die seelischen Beziehungen zwischen den Personen, also durch innere naturgetriebene Handlung, auszudrücken, verhindert der Stil, weil die Sprache der Wirklichkeit diese konzentrierende Tiefe nicht besitzt; s. den Aufsatz. Also greift man zum Sinnbild: die Vorgänge werden zur bloßen allegorischen Illustration der Idee, wir genießen ein didaktisches Gedicht in melodramatischen Wandelbildern. Um so mehr jedoch behält alles geistige Pathos, das eben unvermeidlich ist bei solcher tieferen Absicht, den organisch unempfundenen, sog. rhetorischen, bloß momentan nervösen Charakter der Alltagsdialektik. Und so haben wir denn in der Hauptperson des Stückes, die uns als ein starkmütiger Konsequenzenzieher erscheinen soll, wieder nur eines dieser halt- und inhaltlosen, anspruchsvollen Muttersöhnchen vor uns, deren wir so herzlich müde sind, dieser Hamlets der Mittelsorte. Und nun kommt auch gar noch Hauptmann mit einer stimmungsvollen Illustration zur Weltgeschichte in fünf Bildern. Als ob uns nicht die Herren Maler schon genug mit ihren Schlacht- und Sündflut-Pan- und Dioramas ärgerten! Spukt denn Grabbes Halbgenie noch immer unter uns? Denn daß man heut Kulturgeschichte in der Weltgeschichte sieht, ist doch kein dramatischer Fortschritt; das bringt der erzählende Künstler zehnmal tiefer zum Ausdruck und Eindruck, und die dramatische Kunstform hat doch wohl noch andre Zweckursachen als bloß die Bequemlichkeit der dialogisierten Zustandsschilderung. Alles stückweis Einzelne in den „Wabern" ist ja von köstlicher Feinheit und Eigenheit, menschlich wie dichterisch. Aber das Eine, das not thut?! Wieder erst im letzten Akt, durch die Todesart des alten Hilse im Gegensatz zum Paroxysmus seiner Umgebung, also durch den bloßen Stimmungskontrast, wird der Versuch gemacht, eine umfassende Entwickelungswahrheit symbolisch anzudeuten. Wo bleibt die Darstellung, die darstellende Handlung?! Denn das einzige Lebenstriebliche, das wirklich aus der Handlung der fünf Akte ergreifend zu Vernunft und Sinnen spricht: das Bischen Mitleidsidee? — Ich bitte um Entschuldigung für diese Frage; aber einst glaubte ich, der Sonnenaufgangsdichter sei auch einer von denen, die die Menschheit anders lieben als barmherzige Schwestern — einer von den großen Brutalen, die das Herz in den Augen tragen und von Höhen aus in die Tiefe sehen.

einer so einheimisch eigenen Auffassung der Sichtbarkeiten in Natur und Menschenleben zeugte, wie dies vorher noch bei Keinem der deutschen Nachahmer des französischen Marktmeisters trotz aller Selbstlobhuberei zu finden war.

Und nun auf einmal die nervöse Wirkung eines stummen Dramas. Unerhört in Spreeathen! — Alsbald suchte man sich über die Ursache eines solchen Wunders klar zu werden. Die Tadler allerdings zeterten, das Stück — „Vor Sonnenaufgang" — verdiene garnicht diese merkwürdige Beachtung, schafften damit natürlich die Thatsache nicht aus der Welt, sondern steigerten nur die Erhitzung der Lobredner. Jede Schmähung auf die Absichten des Dichters, der durch seine brutale Rücksichtslosigkeit gegen den gewohnten Ausdruck und die herkömmliche Auswahl des Stoffes nur auf die roheste Neugier des Lesers spekulirt haben sollte, wurde erwidert mit einer Verdächtigung der sittlichen Ehrlichkeit des Angreifers, der grade nur diesen Rohheiten in dem Stücke nachgespürt hätte. Und nicht immer ganz mit Unrecht. Denn der ruhiger Prüfende konnte sich nicht verhehlen, daß in den letzten Jahren bei uns eine erkleckliche Anzahl schriftstellerischer Existenzen aus dem Boden geschossen war, die mit ähnlichen Unflätigkeiten „arbeiteten" und dennoch nicht mit ihren „künstlerischen" Erzeugnissen das ersehnte Aufsehen erregt hatten. Es konnte also nicht blos der Stoff sein, was schließlich einen so erbitterten Streit um den Wert des Werkes zeitigte.

Zwar die dichterische Gestaltung inSichwahrer lebensvoller Geschöpfe — „handelnder Menschen," wie Gerhard Hauptmann selbst sich ausdrückte — konnte gleichfalls nicht der Anstoß gewesen sein, der jenen plötzlichen Aufruhr im Publikum bewirkte. Hatte doch Ibsens Einzug in Deutschland jahrelanger stiller Wühlerei bedurft. Um solche gleichsam elektrischen Reize auf unsre vielgeschäftige Gegenwart zu üben, dazu reicht das allgemein Gediegene oder das alltäglich Gemeine nicht mehr aus, dazu ist immer irgend eine ganz neue, ganz besondere Überrumpelung der gesellschaftlichen Schläfrigkeit erforderlich. Worin bestand nun dies packende Neue, Besondere? — In künstlerischer Hinsicht blieb nur zweierlei übrig: die Ausnutzung des Stoffes zu einer in gewaltigster, unerhörter Steigerung fortrollenden Handlung oder ein noch nie dagewesenes Mittel der Gestaltung, eine auf den ersten Blick bannende Sprache, eine in den Grundsätzen neue, einheitliche Schreibart.

Um zunächst das Letzte zu erwägen, muß ich mich schon hier gegen Diejenigen wenden, die den Hauptmannschen Stücken Nachahmung in der Sprache vorwarfen, besonders Nachahmung Tolstois. Naturgemäß steht er auf den Schultern der drei Meister, die gleich ihm das alltägliche Leben der Gegenwart in seinen mannigfachen Schichten darstellerisch zu verdichten oder zu entbreiten suchen und sich deshalb auch der Sprache des alltäglichen

Lebens — wenigstens scheinbar, um des Scheins der Wahrheit willen — mehr als frühere Dichter genähert haben. Aber schon zwischen diesen Drei welche Verschiedenheit der Schreibart je nach den verschiedenen Zwecken! —

Zola, der zu einer Auffassung des Menschenlebens nötigen will, die jede Handlung nur als einen Ausfluß grobsinnlicher Triebe, mechanisch bedingt durch zufällige Umstände oder Massenwirkungen, anschaut: Er läßt seine Menschen in der Sprache des Alltags nur dann reden, wenn es ihm auf den ganz unmittelbaren Ausdruck augenblicklicher Begierden ankommt oder wenn er die stumpfsinnige Gleichgiltigkeit des Durchschnittsmenschen zeigen will. Dagegen: welche bis ins Kleinste berechnete und gefärbte Sprache führen seine Menschen, wenn er ihnen den künstlerischen Beweis der Unfreiwilligkeit ihrer Handlungen selbst in den Mund legt. Man vergegenwärtige sich nur, wie er z. B. noch jüngst in der „Bête Humaine" die Séverine den Mord des Präsidenten erzählen läßt; das ist gradezu eine deklamierte Ballade. Oder man denke daran, wie schulmeisterhaft er im ersten und zweiten Akt der „Renée" die Personen Vorgeschichte und Idee des Dramas entwickeln läßt und wie buchsprachenmäßig in demselben Stück die psychomechanischen Motive, das Weltstadtmilieu und der Geschäftsapparat vorgetragen werden. Feiner und packender, aber im übrigen nach denselben Grundsätzen gefügt und gefeilt, ist die Sprache in „Thérèse Raquin"; zumal die Wortmacht Theresens und Susannens reicht weit über das Maß „natürlicher" Ausdrucksfähigkeit hinaus.

Ibsen. Es sei endlich einmal bündig ausgesprochen, daß Er die Sprache des Alltags überhaupt nirgends in Anwendung bringt, sondern immer nur vortäuscht. Er verfährt umgekehrt wie Zola. Während dieser für seine Gespräche die Sprache des Lebens einfach übernimmt oder mit seiner Kunstsprache färbt, jenachdem ihm das Erste oder das Letzte zweckmäßig scheint, führt Ibsen überall nur eine Kunstsprache und tönt diese hier und da mit einigen Äußerlichkeiten der Alltagssprache. Das ist leicht erklärlich, wenn man beachtet, daß Beide ganz entgegengesetzte Ziele anstreben. Zola will nichts als das Vorhandene feststellen, will es beweisen aus den Bedingungen der Vergangenheit, will den Leser zwingen, „Gesetze" zu erkennen. Ibsen will das Vorhandene deuten, will das Werdende vorbereiten, will den Genießenden lehren, sich „Ideale" anzueignen. Daher häuft Zola Einzelheiten, sucht durch möglichst genaue Spiegelung oder Beleuchtung der äußeren Umstände wie der inneren Zustände jedesmal die Stimmung zusammenzuballen, durch die er die Notwendigkeit eines gewissen Vorganges glaubhaft machen will; Ibsen füllt von vornherein in scheinbar ganz bedeutungslose Reden, Vorgänge oder Verhältnisse eine gewisse bedeutungsvolle, ahnungsschwere Stimmung, wie sie im gewöhnlichen

Leben kein Mensch in seine Worte zu pfropfen vermag, vernichtet dann durch allmähliche Enthüllung dieser Ahnungen, d. h. durch Steigerung der Anfangsstimmung, den Schein der Bedeutungslosigkeit immer mehr, bis er den Empfänglichen zermürbt genug glaubt, ihm das Dogma, mit dem er ihn überfallen will, erfolgreich in die Seele zu werfen. Zola also berechnet seinen Ausdruck mehr auf die Stimmung des wirkungsvollen Augenblicks, Ibsen mehr auf die der Gesamtwirkung. Und so kommt es, daß Zolas Sprache breit, kühl, hell und farbig wirkt, zuweilen auch breitspurig, kalt, grell und bunt, Ibsens Sprache spitz, schmül, schattig, bloß getönt, zuweilen spitzfindig, hitzig, dunkel, eintönig.

Tolstoi endlich, der die Menschen — auch in seinen Kunstwerken — auf ihren Inhalt an sittlicher Glückseligkeit prüft, ist alltäglich in der Sprache nur dann, wenn schon der alltägliche Ausdruck alltäglicher Vorgänge ihm genügt, diese seine höchste Lebensauffassung mittelbar anzudeuten. Sobald es ihm aber darauf ankommt, seelische Vorgänge und besonders Wandelungen oder Läuterungen mit zweifelloser Unmittelbarkeit darzustellen, legt er, ganz unbesorgt um eine äußerliche Wirklichkeitstreue, seinen Leuten Worte auf die Lippen, die gewöhnlich bloß als tiefinnerste Empfindungsregungen stumm in den Herzen der Menschen gähren; man denke z. B. an die Selbstgespräche in der „Macht der Finsternis", an Pierre in „Krieg und Frieden", an die ethischen Dialoge in „Anna Karenina", an die ganze „Kreutzersonate". Und trotzdem wirkt das nicht unwahr; denn obgleich der Dichter ausspricht, was seine Geschöpfe im flüchtigen Leben nicht aussprechen würden, so spricht er doch nichts aus, was sie nicht selber denken oder empfinden müßten im dichterisch festgehaltenen Augenblick. Und auf diese Weise kennzeichnen seine Gespräche allerdings nur selten durch äußerliche Eigentümlichkeiten die Besonderheit des Sprechenden, aber immer empfängt man aus ihnen den Eindruck organisch geschlossener Naturen, sittlich einheitlicher Wesen. Und dadurch erreicht er es auch, daß seine Stimmungen niemals — wie bei Zola immer durch die absichtsvolle Sammlung beweisender Umstände, und wie bei Ibsen immer durch die absichtsvolle Deutung rätselhafter Verhältnisse — als künstliche Stimmungen wirken, sondern geradeso, wie wir sie in der Wirklichkeit unwillkürlich an uns selbst und anderen erleben, nur geklärt durch eine selbstlose Anschauung, eben dichterisch dargestellt.

Es wird nun jeder, der Gerhart Hauptmanns Schreibart untersucht hat, zugestehen müssen, daß von einer bloßen Nachahmung eines dieser drei Ausländer hiernach nicht mehr die Rede sein kann, am Allerwenigsten von einer Nachahmung Tolstois. Denn während dieser die Alltagssprache als ein beinahe nebensächliches Mittel zur Vorbereitung seiner Hauptzwecke —

oft genug mit einer ziemlich unkünstlerischen Nachlässigkeit, manchmal mit gradezu einförmiger Gemächlichkeit — auf die gewöhnlichsten, allgemeinsten Vorgänge des Lebens beschränkt: fällt bei Hauptmann das grundsätzliche Bestreben in die Augen, die Sprechweise seiner Menschen in jeder Lebenslage mit der peinlichsten Achtsamkeit der zerrissenen, wortarmen, auf Voraussetzungen, Vermutungen und Wechselbeziehungen gestützten, durch Geberden unterstützten, äußerlich eigentümlichen Sprache des Alltags anzupassen. Am ehesten könnte man ihn noch in die Gefolgschaft Zolas einreihen, weil dieser — wenigstens an manchen Stellen — die gewöhnliche Sprechweise gleichfalls für seine hauptsächlichsten Absichten und Wirkungen ausnutzt. Auch mit Ibsens Schreibart kann in so fern ein Vergleich gezogen werden, als die von dem Norweger beliebte Ausstopfung der Sprache mit dunklen Vermutungen und Andeutungen ihr Gegenstück findet in der Ausbildung, die Hauptmann der beziehungsreichen Halbheit der Umgangssprache angedeihen läßt. Aber es besteht doch der große Unterschied zwischen beiden, daß jener von einer geschlossenen Grundstimmung aus auf eine Spitze losarbeitet, dieser seinen Grundsatz nach jeder Richtung hin wirken läßt und sich völlig fernhält von dem obersten Strebeziel des nordischen Dichters, der dialektischen Begriffsspalterei und Thesenverteidigung in den letzten Akten seiner Stücke.

Und so darf man im allgemeinen wohl sagen, daß der junge Deutsche aus der nur bedingten Anwendung oder Verwendung der gewöhnlichen Ausdrucksweise, wie wir sie bei den drei fremden Meistern finden, die letzte Folgerung gezogen und eine Kunstsprache erfunden hat, die ausschließlich auf die Übereinstimmung mit der alltäglichen Möglichkeit berechnet ist. Ich sage ausdrücklich „Möglichkeit", da uns über die Wirklichkeit wohl erst der — — verbesserte phonographische Zukunftshorchkasten aufklären wird. Also eine grundsätzlich neue Schreibart, eine bisher nicht dagewesene Sprache ist den Hauptmannschen Stücken in der That eigen; es ist nicht die Begierden zerfaserude, Ereignisse vorbereitende Sprache Zolas, nicht die Ahnungen gebärende, Lehrsätze folgernde Sprache Ibsens, nicht die Seelen entfaltende, Erlebnisse entwickelnde Sprache Tolstojs, — es ist die selbstzweckliche Sprache des flüchtigen Augenblicks, des äußerlich wahrnehmbaren Zustandes, des körperlich faßbaren Vorganges mit allen sinnfälligen Einzelheiten. Folgerichtig hat ja auch Hauptmann die drei Abteilungen seines zweiten Stückes — „Das Friedensfest" — als „Vorgänge" bezeichnet.

Indessen hieße es wohl die litterarische Genuß- und Urteilsfähigkeit der „gebildeten" Menge überschätzen, wollte man annehmen, daß sie allein durch das außergewöhnliche Stilexperiment eines unbekannten Schriftstellers so rasch in jene merkwürdige Aufregung hätte geraten können. Schriftsteller

von ungleich schärferer Absonderlichkeit der Sprache haben dennoch die stumpfen Sinne unsrer Leseschlaraffen niemals in solchem Grade aufzustacheln vermocht; beispielshalber von den Älteren Keller und Raabe, von den Jüngeren Liliencron, oder Peter Hille und Hermann Conradi, gar nicht zu reden von Nietzsche, dem Bräutigam der Einsamkeit. Zwar soll nicht geleugnet werden, daß in Hauptmanns erstem Stück gewisse, bei einem derartigen Stoff durch seine ganze Schreibart bedingte Rücksichtslosigkeiten grob genug waren, die Skandalsucht besonders stark zu reizen und den Streit der Meinungen zu steigern; den eigentlichen Anstoß jedoch können sie nicht gegeben haben, da derlei Brutalitäten auf den Geist des Publikums nur den schon erledigten stofflichen Einfluß zu üben pflegen.

Und schließlich die Handlung des Stückes? Bewegte diese sich in solcher Entrollung gemüterschütternder Ereignisse oder in solcher Häufung sinnlich packender Auftritte vorwärts, daß allein hieraus der überraschende Eindruck auf die Öffentlichkeit zu erklären wäre? — Nun, die Handlung des Dramas ist eher Das, was man gemeinhin „langweilig" nennen würde. Und andrerseits ist schon vonvornherein ersichtlich, daß sich der Dichter durch die geschilderte Eigenart seines Stils überhaupt die Möglichkeit verschlossen hatte, ein mittels solcher Steigerungen fesselndes Stück zu schaffen. Zudem zeigen die wirklich dramatischen Vorzüge eines Dramas ihre volle, durchschlagende Kraft immer erst bei der Aufführung. Irren doch immer wieder selbst erfahrene Kenner der Mache in der Wahrscheinlichkeitsberechnung der Erfolge, sogar vor solchen Stücken, bei denen der Geschmack des Publikums Geburtshilfe geleistet hat; welchen Beifall fand H. Sudermann's „Ehre" trotz der Befürchtungen des gewiß erfahrenen Herrn Blumenthal, und wie schlecht hat ihnen das Publikum, trotz aller pikanten Erwartungen, für den sentimentalen Hautgoût in „Sodoms Ende" gedankt! —

Also das Neue, Besondere, wodurch „Vor Sonnenaufgang" jene verwunderliche Bewegung in die Berliner Gesellschaft brachte, mußte außerhalb der wesentlich dichterischen oder künstlerischen Eigenschaften des Buches liegen. Und in der That war in diesem Buche nach anderer Richtung hin etwas ganz Außerordentliches gewagt worden. Zum ersten Mal hatte ein deutscher Schriftsteller in einem Bühnenstücke öffentlich versucht, ein Kunstwerk unzweideutig mit dem Geiste einer Bewegung zu erfüllen, die aus den untersten Schichten des Volkes emporgewachsen war, die immer dringlicher die Aufmerksamkeit der herrschenden, Bildung und Sitte, Recht und Pflicht bestimmenden Schichten in Anspruch nahm, — hatte zum ersten Mal im Gewande des Dichters Kritik geübt an der besitzenden, machthaberischen Gesellschaft der Gegenwart, nicht vom Boden dieser Gesellschaft aus, wie es Ibsen versucht hatte, sondern aus der Seele der Besitzlosen, der Unterdrückten

heraus, mit der derben Offenheit eines ehrlichen Mitgefühls, eines guten Glaubens, mit der Sprache selbstverständlicher, von sich selbst überzeugter Menschenkinder, nicht mit den ebenso anfechtbaren wie zweifelsüchtigen Auseinandersetzungen eines grübelnden Idealsuchers über Wahrheit, Freiheit und Verantwortlichkeit.

Es mag immerhin zugegeben werden, daß ohne Ibsens mächtige Vorarbeit in Deutschland ein Stück wie Hauptmanns Bühnenerstling nicht so schnellen Eingang in die Gesellschaft gefunden hätte, vielleicht nicht einmal entstanden wäre. Aber der nordische Dichter, der moralische Verfeinerer des bürgerlichen Gesellschaftsdramas, der geistige Erbvollstrecker des französischen Thesenstücks, hatte diese Gesellschaft doch nur angegriffen um ihrer selbst willen. Freilich die Schnitte, mit denen er ihr zu Leibe ging, thaten weh; die Heilmittel, die er für die Zukunft verordnete, schmeckten bitter; aber man fühlte doch, daß da ein Arzt stand, der den angegriffenen Organismus für lebensfähig hielt, der ihn retten, erhalten wollte. Mit ihm konnte man sich verständigen; mit ihm ließ sich allenfalls rechten; Einiges konnte man annehmen, Anderes nahm Er vielleicht zurück. Und so erlebten wir allgemach das köstliche Schauspiel, daß man sich in der „gebildeten" Gesellschaft gefallsüchtig mit Ibsenschen Gedanken aufputzte, daß manche Herrlein und besonders Dämlein sich selbst als Opfer Ibsenscher Verhängnisse zu bemitleiden anfingen, und daß der Dichter — in einem Anfall von allerdings höchst zweideutiger Versöhnlichkeit — — den fünften Akt der „Frau vom Meere" schrieb.

Hier jedoch stand plötzlich ein Dichter auf, der augenscheinlich gar nicht mehr das Bedürfnis fühlte, sich über die Möglichkeit oder die Bedingungen des Fortbestandes dieser Gesellschaft zu vergewissern, der von der Unheilbarkeit ihres sinnlichen und sittlichen Verfalls wie von einer Religion überzeugt schien, der ganz durchdrungen war von den Trieben anderer, neuer Gesellschaftskeime, die er in den Tiefen unsres Volkes immer kräftiger Wurzel fassen sah. Und Das hatte er in einem Kunstwerk auszudrücken versucht, und dies Kunstwerk, dies Bildungserzeugnis mußte er nun — unter dem Zwange der wirtschaftlichen Zustände — eben derjenigen Gesellschaft in die Hand legen, die Er als lebensunfähig oder -unwürdig darstellte und die sich selbst doch grade als Hüterin und Nährerin von Kunst und Bildung *fühlte*. Das war „empörend", war eine öffentliche Beleidigung dieser Gesellschaft, ein Schlag ins Gesicht des Brotherrn. Die Gleichgesinnten, die Unzufriedenen, die Mitempfindenden klatschten Beifall ob der „Wahrheit", die Behaglichen, Gönnerhaften, Selbstgenugsamen entrüsteten sich ob der „Unwahrheit" der Dichtung.

Das war der zündende Funke. Nicht aus dem Eindruck der künstlerischen

Behandlung eines unerquicklichen Stoffes entbrannte der Streit, sondern aus der Wirkung einer kulturellen Grundanschauung, einer sozialen Zeitauffassung, die sich zum ersten Mal in solcher Form aussprach, getragen und gehoben von der inneren Macht, der ruhigen Sicherheit einer selbstbewußten, unabhängigen Persönlichkeit.

Fraglich blieb, inwieweit dieser soziale Grundzweck künstlerisch bewältigt, gestaltlich verwirklicht, dramatisch verwertet war. Und selbstverständlich richteten sich auch die Redereien im Publikum, je nach dem Maße der Urteilsfähigkeit, sehr bald auf diese Hauptsache, zumal die Entrüsteten allen Anlaß spürten — aus Schlauheit teils, teils aus Instinkt — die eigentliche Ursache ihrer Erregung der öffentlichen Besprechung zu entziehen und ihr unwillkürliches Mißbehagen oder ihren vorbedachten Ingrimm an den „künstlerischen Rohheiten" des Stückes schadlos zu halten.

Die Spannung wuchs noch, als der Verein „Freie Bühne" beschloß, seinen Mitgliedern durch Vorführung des Dramas ein gründliches Urteil über dessen Wert und Wirkung zu ermöglichen. Die Skandalfreunde, Lober wie Tadler, wurden immer heftiger, die ernsthaften Kunstfreunde immer stiller. Die Aufführung fand statt, wie allbekannt, im Lessingtheater vor einem „gebildeten Publikum aus der besten Gesellschaft", und die Spannung entlud sich, wie nicht minder bekannt, auf eine Weise, die in den Annalen selbst der radauseligsten Berliner Vorstadtschmieren nicht ihresgleichen finden dürfte und deren Schilderung besser der Feder des Sittenforschers überlassen bleibt.

Der Unbefangene erkannte, daß der Dichter den negativen Pol seiner kritischsozialen Idee — die naturgemäße Vergewaltigung, Verkümmerung oder Entartung der leiblich, geistig oder sittlich schwach Veranlagten durch unsere Besitztumsverhältnisse — mit einer wirklich seltenen Lebenstreue durch Gestalten zur Wirkung gebracht hatte. Die physiognomische Thatsache, die uns von allen Seiten her aus den mannigfachsten Erscheinungen in die Augen springt — die Abhängigkeit des ganzen äußeren und zum Teil auch des inneren Wesens der Menschen von dem wirtschaftlichen Gefühl, ob besitzender Unterdrücker, ob unterdrückter Besitzloser — war von ihm aufs Schärfste erfaßt und höchst glücklich verwertet worden. Echt typische Gestalten sind ihm da gelungen, d. h. Einzelwesen von deutlichster Eigenart, aus denen uns zugleich doch die unendlichen Ausblicke in die Gesamtheit aufschießen.

Da ist vor Allen Hoffmann, der scharmante, schlaue, sinnliche Genußmensch; dessen Lustbedürfnis durch die Bildung nur noch raffinierter, durch das Machtbewußtsein der gefüllten Börse frecher geworden ist; der sich aus dem oberflächlichen Leichtsinn seiner Jünglingstage eine Spur renommistischer Gutmütigkeit bewahrt hat und sie „mit Anstand" bethätigt, solange sie ihm nicht unbequem wird und soweit sie seinen Nebenabsichten

zu statten kommt; der sein Wissen ausnützt, um mit Berechnung seiner Selbstsucht zu fröhnen, und seinen Witz, um die Selbstsucht mit klingenden Redensarten zu beschönigen. Da ist sein beschränktes, ungeschliffenes Gegenstück Kahl Willem, der stumpfsinnige, faule Genußmensch einer aussterbenden Herrschaftsgeneration, der in roher Gedankenlosigkeit seinen groben, gewaltthätigen Gelüsten nachhängt, dem Humanität ein unbekannter Begriff ist, den noch keine Bildung nötigt, seine naive Gemeinheit mit verzuckerten Gemeinplätzchen zuzudecken. Da ist ferner seine Schlaffreundin Frau Krause, ein ähnliches Kulturgewächs, doch schon ein wenig angespritzt von dem Riechwasser moderner Luxusfäulnis, und mit einem Giftkern pfiffiger Niedertracht. Sie ergänzt gewissermaßen das bildungsarme Gegenstück zu Hoffmann, gleich als hätte der Dichter andeuten wollen, daß die Natur auf einer tieferen Stufe der Gesittung zwei Geschöpfe brauchte, um die Eigenschaften heranzuzüchten, die sie mittelst einer höheren Kultur in einem Individuum zu zeitigen vermochte: die Durchschnittseigenschaften der Machthaber.

Und neben Diesen die Verkörperungen der Machtlosigkeit, wie sie sich unter den Einflüssen der Machthaber zu entwickeln pflegen. Der Arbeiter Beibst, der menschliche Ziehhund; der zwar knurrt über die wenigen, mit Prügeln gewürzten Brocken von dem Brot, das er für seinen Herrn verdienen hilft; der aber für ihn weiterschuftet, in feiger Treue, aus blöder Gewohnheit; seine Versklavung hinnehmend wie ein Naturgebot; in jedem Fremden mißtrauisch einen noch schlimmeren Blutsauger oder Betrüger wittrend; freundlich erst, wenn ihm ein Bissen zugeworfen wird. Dann die schmarotzende Gesellschafterin Spiller, die menschliche Sofakatze; die aus der Unterwürfigkeit eine Wissenschaft macht; der Reichen dünkelhafte Selbstsucht umschnurrend und beschleichend, die Armen und Harmlosen tückisch belauernd; die nicht murrt darüber, daß es Unterdrückte giebt, sondern nur, daß sie nicht selber nach Belieben Unterdrückerin sein kann. Beide zwar nur skizzenhaft, doch scharf umrissen in der Zeichnung. Aus dem Vollen gegriffen aber wieder Helene; die fleischgewordene Lauterkeit, die in hilfloser Angst vor all der Unreinheit und Rohheit des Lebens an sich selbst verzagt; das unbefleckte Naturkind, das von der Bildung grade genug gekostet hat, um mit Abscheu zu ahnen, wie diese Bildung von der Gemeinheit mißbraucht wird; das sich verzehrt in der Sehnsucht, herausgerissen zu werden aus all der Jammerhaftigkeit ihres eigenen Daseins und der „bestehenden Verhältnisse."

Ja! und dem Eindruck dieser Gestalten vermochte sich auch das feindliche Lager der Skandalliebhaber nicht zu verschließen. Wenigstens anfangs nicht; denn das freundliche Lager — die Grünlinge im zweiten

Stock — sorgte durch einen herausfordernden Beifallsulk sehr bald dafür, daß den Gegnern immer stärker der Kamm schwoll. Allerdings hatte die Wirkung, die Einzelne der „ungebildeten" Personen des Stückes auf dieses gebildete Publikum übten, etwas ungewollt Possenmäßiges; nicht ganz ohne Schuld des Dichters, wie wir noch sehen werden, — doch fiel die Hauptschuld in der That dem mangelhaften Verständnis der Menge zur Last, deren Urteil befangen war durch die herkömmliche Verwendung solcher Figuren in den landläufigen Unterhaltungsschwänken. Helene dagegen ergriff immer wieder durch ihre rührende Keuschheit, ihre ehrliche Einfalt. Ganz besonders aber legte die Art, wie das Haus den Hoffmann aufnahm, Zeugnis ab für den Scharfblick des Dichters und zugleich ein unfreiwilliges Zeugnis für die erste, innerste Ursache der gesellschaftlichen Erregung, wie ich sie vorhin gekennzeichnet habe. Es war ebenso niederschlagend wie erheiternd, dies Publikum allen Ernstes einem Geschöpf des Dichters gegen den Dichter selbst, gegen seine reinigende Absicht, Beifall klatschen zu hören: eben dem Hoffmann, wenn er ab und zu mit einer so recht bequemen Börsenonkelmoral ans Licht kam. Das war dann jedesmal eine kleine Oase für die Bewunderer der Lindau und Blumenthal; aus dem Geklatsche und den obligaten Zurufen hörte man's heraus, wie überzeugt die Herrschaften waren von der Weltweisheit, mit der ihr eigen Konterfei sie anhöhnte. Es war ein gradezu juristischer Beweis für die Echtheit dieser Gestalt. So viel dickfellige Gewöhnlichkeit in fast naiver Nacktheit auf Einem Fleck sich entblößen zu sehen: beim heiligen Goldkalb! es war eine imponierende Kundgebung.

Anders verhielt es sich mit der Gestaltung der human revolutionären Idee des Dramas nach der positiven Richtung hin. Loth ist der Träger dieser Idee. Der Ausdruck möge nicht falsch verstanden werden: nicht im Sinne einer althergebrachten Kunsttheorie, sondern von dem Gesichtspunkt aus, daß wir mehr oder minder Alle Ideenträger sind. Aber jene Idee ist nicht überzeugend dargestellt worden durch die Art, wie Loth in ihr lebt und handelt. Auch hierbei muß ich mich zunächst verwahren, etwa als Moralist verstanden zu werden. Für die künstlerische Untersuchung ist natürlich diejenige Betrachtungsweise ausgeschlossen, die ich drastisch folgendermaßen nach der Aufführung aussprechen hörte: „Na, da möchte man ja gleich von morgen ab Säufer werden, wenn man davon so reizende Jöhren krigt wie die Helene und wenn die Mäßigkeitsapostel und Weltverbesserer alle solche Schwindler sind wie der Loth!" — Diese Art von überzeugender oder verfehlter Wirkung meine ich nicht. Ein Mensch, der das Schlechte um sich her mit scharfem Auge sieht, der ehrlich das Bessere anstrebt, der aber trotz aller Einsicht ein Schwächling bleibt, weil die allgemeine Verrottung auch seinen

Willen angefressen hat: wenn ein solcher Mensch, einheitlich ausgestaltet, uns vom Dichter vorgeführt wäre, so ließe sich in künstlerischer Hinsicht Nichts dagegen sagen. Man hätte höchstens gegen das ganze Stück einwenden können, daß es seiner Weltanschauung nach ein schwarzseherisches, kleinliches Tendenzstück sei. Und dem Publikum hätte grade Dies vielleicht behagt; man hätte dadurch sich selbst entschuldigt gefunden, man hätte dem Dichter wohl gar ein mattes Lob gezollt für Einzelheiten seiner charakteristischen Kunst, um über den „peinlichen" Eindruck des Ganzen hinwegzukommen, und wäre dann zur Tagesordnung übergegangen wie über manches andere Erzeugnis derselben Gattung, wie z. B. auch über Hauptmanns zweites Stück „Das Friedensfest".

Aber in diesem ersten Stück, mit diesem Loth war offenbar ursprünglich etwas Anderes, Größeres, Reiferes gewollt; das spürte man, das reizte. Etwas, wodurch die agitatorische Idee erst zur dichterisch ergreifenden, künstlerisch überzeugenden Unmittelbarkeit werden konnte: die Darstellung eines Menschen, dessen sittlicher Wille, dessen sinnliche Empfänglichkeit eben nicht schwach, nicht niedrig genug war, um jenem wirtschaftlichen Gefühl der Abhängigkeit von den Verhältnissen zu erliegen, den im Gegenteil die Beobachtung der vernichtenden Wirkungen dieses Gefühls zur Auflehnung gegen die Verhältnisse trieb, dessen Unabhängigkeitssinn, dessen Glaube an sich selbst im Kampfe gegen überlieferte Anschauungen immer mehr erstarkte, der vielleicht in diesem Kampf zu Grunde gehen mußte, doch nicht durch einen Mangel an innerer Kraft, höchstens durch den Mangel an äußerer Machtfülle oder durch eine starke Leidenschaft, die den starken vernünftigen Willen kreuzte. Aber der Dichter ist auf halbem Wege stecken geblieben. Hier spielte ihm die Schule einen Streich; hier erinnerte sich der Jünger der Zola und Ibsen an die Lehrsätze der Meister, freilich nicht an die künstlerischen, blos an die wissenschaftlichen und dogmatischen. Es entstand ein Experiment, eine Konstruktion, eben kein „handelnder Mensch", eine Mißgeburt. Das Wesen Loths klafft in zwei Hälften auseinander, die nur ganz dünn durch eine Redensart — die Furcht vor dem „Gesetz" der Vererbung — verbunden sind: halb das Wesen jenes selbständigen Kraftmenschen, halb das jenes redlichen Durchschnittsschwächlings, ohne daß eine organische Vereinung beider Anlagen erzielt ist.

Ich glaube, daß es zur Klarstellung einiger Grundbedingungen für das dichterisch-dramatische Schaffen gut sein dürfte, vielleicht auch die Einsicht in die Hauptbedingungen für eine ersprießliche Fortbildung dieser Kunst fördern könnte, grade hier nach den untersten Ursachen der verfehlten Wirkung zu suchen.

Wie schon angedeutet, scheint den Dichter zunächst das ganz natürliche Bedürfnis beherrscht zu haben, inmitten all der hemmenden, niederhaltenden,

verheerenden Mächte, die das Leben des Einzelnen wie der Gattung umflechten, auch diejenige Kraft schöpferisch zu verlebendigen, die im Menschengeschlecht treibend, hebend, veredelnd wirkt. Mag eine solche Kraft nicht vorhanden sein *außer* uns, mag sie für eine *übermenschliche* Naturanschauung durchaus *gleichbedeutend* sein mit jenen schlimmen Mächten: als „*handelnde Menschen*" nehmen wir sie doch Alle, gezwungen durch unser Zweckbewußtsein, unwillkürlich als etwas Vorhandenes, Besonderes an. Siehe Darwin: Vererbung und dennoch Entwickelung. Es ist der ewige Zwiespalt zwischen Vernunft und Welt. Aus dem Glauben an diese Kraft entstehen all unsre sittlichen Gesetze, entspringt all unser Verantwortlichkeitsgefühl, mag es sich noch so mannigfach äußern in den Einzelnen: mag es einen Jesus reizen, durch Selbstvernichtung vor der ganzen Menschheit Zeugnis abzulegen für seine Lehre der Selbstlosigkeit, mag es den Mörder reizen — wie das kürzlich irgendwo geschah — nach seiner blutigen That ein durstendes Kanarienvögelchen durch einen Trunk vom Tode zu retten. Es ist der Glaube, aus dem einzig und allein unser Drang nach nützlicher Bethätigung, unsre Sehnsucht nach Glückseligkeit, unser Lebensmut erklärt werden kann, weil es zugleich der Glaube ist, der den Untergang des Einzelnen erträglich macht durch die Arbeit für die unendliche Zukunft der Gesamtheit; nur so ist der scheinbare Widersinn der seltsamen Thatsache zu lösen, daß grade die triebkräftigsten, schaffensfreudigsten Naturen den Tod am wenigsten fürchten. Dieser Glaube wirkt also lebenserhaltend im Kampf der Menschheit ums Dasein, — wohlgemerkt: in *dem* Kampf, der die *heutige* Menschheit beschäftigt, nämlich die zweckbewußte, sittlich vernünftige Umzüchtung des Kampfes zwischen Mensch und Mensch zu einem Kampfe zwischen Menschheit und Natur, sei es der rohen, gewaltsamen Natur *um* uns, sei es der groben, tierisch begehrenden Natur *in* uns. Jener Glaube ist also einerseits tiefste Wurzel unsrer geistigen Entwickelung, seine Pflege andrerseits höchstes Ziel und Gebot unsres Lebens, unsrer Handlungen. Also muß es auch — eben deshalb, weil die Kunst nun mal im Leben wurzelt — höchstes Ziel der Kunst sein, diesen Glauben darzustellen, d. h. durch feste Gestalten zu äußern. Freilich stellt, wie überall, das höchste Ziel auch hier die schwerste Aufgabe; denn die Gefahr liegt nahe, daß die sittliche Idee als moralisierende Formel oder schönrednerische Predigt zum Vorschein kommt, daß der Dichter Idealver*fechter* zu Papiere bringt, die vielleicht durch scharfsinnige oder begeisterte Worte belehrend, aber nicht durch ihr Wesen und Handeln überzeugend wirken. Aber darum diese Aufgabe der Kunst ohne Weiteres leugnen, hieße die Kunst losschneiden von ihren innigsten Beziehungen zur Zeit, zum Leben, zur Natur; und grade die modern monistische Weltauslegung mit ihrer naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethode sollte aufs Schärfste die pseudo-

ästhetischen Redereien über die „erhabene Zwecklosigkeit“ des künstlerischen Schaffens zurückweisen. Während wir bei allen andern Menschenkindern die Thatsache des zweckbewußten Handelns unbeschadet aller deterministischen Theorieen eben als Thatsache hinnehmen müssen, ja sogar den Wert der menschlichen Handlungen ausschließlich nach dem höheren oder tieferen Grade ihrer Zweckmäßigkeit, ihres Nutzens für die Gattung schätzen, soll auf einmal das höchste Wirken des Künstlers in zweckloser Entäußerung seiner besonderen geistigen Anlagen zu sehen sein?! — Man muß eben bei der Frage nach dem Zweck der Kunst unterscheiden zwischen dem Kunstwerk als bloßer Erscheinungsform und als Erzeugnis menschlicher Thätigkeit. In erster Hinsicht ist es allerdings zwecklos, d. h. wir können den Zweck nicht nachweisen; aber dasselbe gilt dann auch von jedem andern Erzeugnis menschlicher Geistesarbeit, von der Entdeckung des Forschers wie vom raffiniertesten Börsenmanöver. Übrigens: zwecklos pflegen wir nur Das zu nennen, wofür wir auch die Grundursache nicht zu finden wissen. Das bezieht sich also nur auf den Trieb zur künstlerischen Darstellung, nicht auf die bewußte Thätigkeit der Darstellung selbst. Und es ist sehr fraglich, ob wir nicht auch für den darstellerischen Trieb des Menschen Zweckregeln aufstellen würden, wenn wir tiefer in seine natürlichen Ursachen zu schauen vermöchten. Der „darwinistische“ Entwickelungsgedanke bedeutet ja im Grunde doch auch nur eine Vertiefung der Lehre vom Zweck, eine Zurückführung der Zweckmäßigkeit auf feinere Wurzeln. Darin ruht eben aller Fortschritt: in dem Bedürfnis, die Ideale immer weniger als willkürliche Forderungen, immer mehr als notwendige Ergebnisse zum Bewußtsein zu bringen.

Dichterisches Zweckbewußtsein in höchster Selbsterkenntnis ist also das Streben, ein Kunstwerk mit der treibenden Kraft, dem stärksten gemeinnützigen Drange, d. h. der höchsten sittlichen Zukunftsidee irgend einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Volkes zu durchdringen. Und weil dieses Streben in unmittelbarste Wirkung umgesetzt wird durch Gestalten, in denen jene Kraft, jene Idee mit Wucht und Klarheit verkörpert ist, deren Wesen und Handeln vom Glauben an jene Kraft und dadurch auch an die eigene Kraft erfüllt ist, so ist es das höchste Ziel der Kunst, solche Gestalten zu schaffen und sie in einen Kampf mit irgendwelchen schlimmen Mächten der Natur, des Lebens, der Zeit zu verwickeln. Im andern Falle — d. h. wenn im Kunstwerk entweder auf solche positiven Ideenträger oder auf solchen sittlichen Kampf verzichtet wird — verführt das dichterische Zweckbewußtsein eben leicht zur einseitig kritischen oder zur einseitig verträglichen Darstellung der Zeit und des Lebens, zur Konstruktion von Anklagewerken oder Erbauungsdichtungen mit ihren niederen Abarten, dem Tendenzpamphlet und dem Unterhaltungsmachwerk. Man schlage nur die großen Dichtungen

der Weltlitteratur nach: die großen sind eben diejenigen, die solche vom stärksten Herzschlag ihrer Zeit erfüllte Vollnaturen im Kampf mit überkommenen Begierden, Übeln, Lastern, Unzulänglichkeiten oder Mißständen, sei es nach außen, sei es gegen sich selber, vorführen. Das ist natürliche Sittlichkeit, künstlerisch unbefangener Idealismus, im Gegensatz zum dogmatisch moralistischen, lehrhaft befangenen Idealismus, mag dieser nun ein optimistisches, mag er ein pessimistisches Gesicht zeigen.

Zu jenem höchsten Kunstziel hatte Gerhart Hauptmann — gleichviel vorläufig, ob aus einem unklaren Naturbedürfnis, ob mit klarer Absicht — in seinem Loth, wie er bis zu dem erquickend echten Liebesidyll gehalten ist, einen Anlauf genommen. Da schien sich ein Mensch entwickeln zu sollen, beschränkt zwar in seiner Einsicht, durchaus nicht besonders gründlich und selbständig im Urteil, aber von einer ursprünglichen Empfänglichkeit für das gemütlich Reine und Echte, von einer unwillkürlichen Voreingenommenheit für den selbstlosen Gedanken, der sich grade in der Menschheit regt, von einer starrsinnigen, einer — um Hauptmann selbst reden zu lassen — „bärenhaften" Kraft, mit Leib und Leben einzutreten für das, was sich einmal auf diese Weise als „Überzeugung" in ihm festgesetzt hat. Kein zielloser Wahrheitsbold und Lügenschnüffler also — wie etwa Gregor Werle in der „Wildente" —, der für jede Lebenslage irgend eine weltverbesserische Phrase in Bereitschaft hat, sondern ein Mensch, der von einer bestimmten Wahrheit durchdrungen ist, ohne sich vielleicht über die Gründe Rechenschaft geben zu können, der diesen bestimmten Wahrheitsgedanken verwirklichen will, — ein Ideologe meinetwegen, besessen von einer „fixen" Idee, dem diese Idee aber innerste Empfindung ist, der unter Umständen Alles kalt zu Boden treten könnte, was seiner Überzeugung entgegenstrebt oder -arbeitet. Jedoch nur, solange diese Überzeugung sein einziges Gefühl ist und soweit sie wirklichen, handgreiflichen, persönlichen Widerstand findet.

Erwacht dagegen in einem solchen Menschen ein echt sinnliches, wahr leidenschaftliches Gefühl, ein urnatürliches also im Gegensatz zu dem vernunftgeborenen, ein Drang von Mensch zu Mensch, Wesen zu Wesen, gar zu einem Wesen, das ganz im Denken und Fühlen dieses Menschen aufgeht: so wird er einen solchen Besitz mit derselben starrsinnigen Kraft festhalten wie seine ganze Weltanschauung, wird den Wunsch der Leidenschaft mit seiner Weltanschauung zu verschmelzen, das zweite Wesen mit seinem eignen Wesen immer inniger zu vermählen streben. Und sollte diese beiderseitige Weltanschauung durch einen seltsamen Zufall — hier Familienalkoholismus — die Vernunft zur Feindin des sinnlichen Wunsches machen, so werden sie sich nach einem urewigen Naturgesetz als eine Aus-

nahme von der Schicksalsregel betrachten und den Wunsch um so hartnäckiger durchzusetzen suchen, sollten gleich er oder sie oder beide an jenem Zwiespalt früher oder später zu Grunde gehen.

Obenein, und das ist die Hauptsache, hätte einerseits ein solcher Zwiespalt des vernünftigen Willens und des sinnlichen Begehrens den zielbewußten Kampf Loths gegen die hergebrachten „Verkehrtheiten", d. h. die soziale Idee des Dramas, sinnfälliger bloßgelegt, hätte durch das Hemmungsmoment des sinnlichen Kampfes den anschwellenden sittlichen Kampf um so kräftiger herausgepreßt, die Spannung durch den Druck um so heftiger entladen; andrerseits würde ein derart begründeter Untergang — sei es Loths, sei es Helenens, sei es Beider — „tragisch" gewirkt, sittlich überzeugt, seelisch ergriffen haben. Anstatt dessen ein widersinniger, nichtssagender Verzicht, ein unsinniges, zweckloses Opfer. Doch darüber später; hier ist zunächst festzustellen, warum die tragische Wirkung nicht verspürt worden ist.

Was ist das Tragische? Wodurch wirkt es? Ist es etwa ein überwundenes oder ist es ein entwickelungsfähiges, unter Umständen notwendiges Kunstmittel? —

Wie vorhin nachgewiesen, treibt das dichterische Zweckbewußtsein in höchster Potenz zur Erzeugung naturgemäßer Idealgestalten, die den sittlichen Kampf der Menschheit zu einer bestimmten Zeit, in einem bestimmten Volke bewußt oder unbewußt widerspiegeln. Voraussetzung ist selbstverständlich immer, daß die treibende sittliche Idee vom Dichter in der That klarbewußt erfaßt worden ist; hieraus erklärt sich auch der Umstand, daß der große Dichter bei den Zeitgenossen, die der Mehrzahl nach zu solcher Erkenntnis nicht befähigt sind, in der Regel zuerst auf Widerspruch stößt.

In jenem Kampfe kann der Ringende siegen oder unterliegen. Im erstern Falle ist das sittliche Zweckbewußtsein des unbefangenen Vernunftmenschen ohne weiteres befriedigt. Im letztern Falle nur, wenn der Untergang aus sittlichen Gründen notwendig erscheint — Gründen eben, die in derjenigen Weltanschauung oder Zeitauffassung wurzeln, für deren Durchbruch gekämpft wird. Nun kann der Untergang hauptsächlich durch äußere Einflüsse oder hauptsächlich durch innere Eigenschaften verursacht sein. In beiden Fällen aber muß der Ringende seinen Untergang selbst, also durch sein Ringen, herbeigeführt haben, da sonst Idee und Handlung auseinanderfallen würden, der Untergang für den dargestellten Kampf wertlos, zur dramatischen Idee beziehungslos, also sittlich unvernünftig, künstlerisch zwecklos sein würde.

Und zwar wird der Untergang, falls er durch äußere Einflüsse verursacht wird, sittlich notwendig erscheinen nur dann, wenn entweder der

Kämpfende den Sieg der sittlichen Entwickelungsidee wohl erstrebt, letztere selbst aber nicht richtig erkannt, wenn er sich also im Ziel geirrt hat und somit die treibende Idealkraft durch den von ihm entfesselten Gegenkampf in die Erscheinung tritt — oder zweitens, wenn er das sittliche Ziel wohl richtig erkannt, aber im Kampfe dafür unsittliche Mittel angewandt, sich also derselben hemmenden Kräfte, die er vernichten wollte und dadurch zum Gegenkampf entfesselte, bedient hat, nicht aus eigenem Antrieb, sondern unter dem Zwange übermächtiger Verhältnisse, d. h. wenn die Entfesselung des Kampfes sittlich zwecklos war. Mit diesen Mitteln arbeitete vornehmlich die tragische Kunst der Hellenen.

Auf der andern Seite wird dementsprechend infolge innerer Eigenschaften der Untergang nur dann sittlich notwendig erscheinen, wenn entweder der Kämpfende den Sieg der treibenden Entwickelungsidee blos erstrebt hat, um damit selbstsüchtigen, d. h. sittlich hemmenden Nebenabsichten zu dienen, wenn also durch den Gegenkampf die sieghafte Idee vor der Natur des Siegers selbst geschützt wird — oder zweitens, wenn er zwar aufrichtig jener treibenden Kraft zum Siege verhelfen will, dabei aber in Zwiespalt gerät mit irgend welchen übermächtigen Empfindungen, die der in ihm verkörperten sittlichen Weltanschauung widerstreiten, wenn also der sittliche Kampf verschlungen wird von einem Kampf des Eigennutzes und somit der Kämpfende selber, ob bewußt ob unbewußt, die Entwickelungsidee, um deren willen er den Gegenkampf entfesselt hat, mitzuhemmen beginnt. In diese Grundbestandteile lassen sich hauptsächlich Shakespeares Verwickelungen auflösen. Natürlich kann ich hier nicht auf alle die möglichen Kombinationen eingehen, die im Schoße dieser Elemente ruhen.

Immer wird demnach der sittlich genügend begründete Untergang des ringenden Individuums eine Idee enthüllen, die zu einer bestimmten Zeit, in einem bestimmten Volke für die Gattung entwickelnde Kraft hatte oder noch hat, eben diejenige mittels kämpfender Gestalten dargestellte Idee, durch die der zweckbewußte Dichter das sittliche Zweckbewußtsein des natürlichen Menschen bethätigt. Das „Sittliche" — des sicheren Verständnisses wegen sei dies ausdrücklich wiederholt — immer nur aufgefaßt als Glauben an die treibende Kraft im Entwickelungskampfe der Menschheit! Es ist bedauerlich, daß die beiden Begriffe, die ich im Laufe dieser Auseinandersetzungen als „natürlich-sittlich" und „moralistisch" geschieden habe, weder in unsrer noch auch wohl in andern Sprachen durch besondere Schlagwörter fest gegen einander begrenzt sind. Auch „Sitte" und „Sittlichkeit" geben den Unterschied so wenig wieder, daß vielmehr das zweite Wort beide Begriffe umschließt. Diejenige Sittlichkeit, die auf Entwickelung der Gesamtheit hindrängt, ist eben eine andere als diejenige, die nur der Er-

haltung der Gesamtheit dient. Die erste hat einen mehr gläubigen, religiös ekstatischen — die letztere einen mehr verständigen, ethisch logischen Charakter. Jene wurzelt mehr in Gemüt und Anlage, diese mehr in Einsicht und Erziehung des Menschen. Daher die letztere immer von der ersteren befruchtet wird und dann ein neues Dogma gebiert, die erstere immer gleichsam aus sich selber wächst und neue Entwickelungskeime zeugt, sobald das Dogma zu altern droht. Durch solche Scheidung der Begriffe fällt auch gleich ein helleres Licht auf die Berührungspunkte zwischen künstlerischer, sittlicher und religiöser Selbstentäußerung und ihre geschichtlichen Zusammenhänge.

Indessen nicht blos die selbstlose, der Gattungsförderung nachhängende Vernunft, sondern auch die sinnliche Selbstsucht des natürlichen Menschen will durch die Kunst befriedigt werden. Er will nicht blos sittlich überzeugt, er will auch im Gefühl ergriffen sein durch den Untergang solcher Idealgestalten; er will nicht blos Erkenntnis ernten, er will auch eine Lustwirkung empfinden. Angebahnt wird diese Wirkung allerdings schon durch den Kampf an und für sich. Da wird gerungen um das Höchste, wofür wir selbst im Leben ringen. Unsre Gleichgiltigkeit ist überwunden: der Dichter ringt als Schöpfer seiner ringenden Gestalten mittelbar für uns. Unserm stärksten sinnlichen Drange, dem Selbsterhaltungstriebe, ist geschmeichelt; wir nehmen teil an dem Schicksal des Kämpfers, wir übertragen unsre eigne Liebe zum Leben auf ihn, wir bangen mit ihm, wir sind gespannt auf den Erfolg. Der Kämpfende unterliegt. Wir sehen ein, daß sein Untergang sittlich notwendig war; aber unser Selbsterhaltungstrieb würde sich beleidigt fühlen, wenn der Untergang nicht auch sinnlich als wünschenswert empfunden würde. Wir sind befriedigt nur dann, wenn der Kampf ein so unendliches Leid in der Seele des Kämpfenden erzeugt hat, daß die Vernichtung seines Lebens uns mit der erkannten Notwendigkeit versöhnt als Erlösung vom Schmerz des Lebens. Jedoch wir übertragen die Regungen unsres Selbsterhaltungstriebes nicht ganz auf den Kämpfenden: neben der sinnlichen Ergriffenheit unsres Gemüts durch sein leidvolles Geschick bleiben wir uns doch zugleich unsrer Eigenpersönlichkeit bewußt. Unser Selbsterhaltungstrieb fühlt sich zugleich gereizt durch die Unzulänglichkeit des Kämpfenden selbst; wir empfinden sie als ein Vergehen gegen unsre höchsten Lebensinteressen und gewissermaßen als Undankbarkeit gegenüber der Teilnahme, die wir ihm schenkten. Wir wollen gerächt sein. Der Untergang des Ringenden — sittlich als notwendig erkannt — erscheint uns nun auch sinnlich wünschenswert noch deshalb, damit diese unsre selbstsüchtige Rachgier befriedigt wird. Wir weiden uns an seinem Leid mit jener grausamen Wollust, die in ihrer ursprünglichsten Rohheit den Wilden stachelt, seinen gefangenen Feind zu martern, die sich in den Tierquälereien des naiven

Kindes offenbart, die noch heut uns packt beim Anblick einer Lynchung oder Hinrichtung, und die eben durch die Dichtkunst allmählich veredelt und sittlichen Entwickelungszwecken dienstbar gemacht worden ist.

Diese Erwägungen, in Kunstgriffe umgesetzt, ergeben sich — wenn wir die großen Dramen der Weltlitteratur daraufhin betrachten — als die Mittel, durch deren vollkommene Vereinung eine Wirkung erzielt wird, die wir „tragisch" nennen. Das Tragische ist demnach der sittlich als notwendig erkannte, sinnlich wünschenswerte Untergang von ideal ringenden Gestalten durch mittelbare oder unmittelbare Selbstvernichtung, die von unerträglichem Seelenleid befreit. Also nicht die Gerechtigkeit macht den Untergang des Ringenden erforderlich, weil er eine Schuld auf sich geladen hat, die Sühne erheischt; wer könnte auch darüber entscheiden? nur der dogmatische Idealist! Sondern das natürliche Zweckbewußtsein macht ihn notwendig, einerseits als sittliches Zweckbewußtsein, weil da ein Mensch einen Kampf heraufbeschworen hat, dem seine sittliche Unzulänglichkeit (seine Unvernunft) nicht gewachsen ist, durch den er daher Selbstzerstörung übt, — andrerseits als sinnliches Zweckbewußtsein, als Glückseligkeitstrieb, weil die Rückwirkung jener Unzulänglichkeit solches Leid in ihm erzeugt, daß sein Leben widersinnig, seine schließliche Selbstvernichtung zur Selbsterlösung wird. Und nicht durch Mitleid (mit dem Unterliegenden) und Furcht (vor der eignen Schwäche) bewirkt diese Selbstvernichtung einen Genuß in uns vermittelst einer „Reinigung"; denn Das wären keine Genüsse, und die „Reinigung" liegt eben schon in jener Erkenntnis der sittlichen Idee, die durch das tragische Ende enthüllt wird! Sondern der Genuß besteht in der Aussöhnung unserer Lebensfreude mit dem tragischen Ende — also grade in der Befreiung von dem durch das tragische Ringen in uns erzeugten Mitringen, Mitleiden, Mitbangen — und in der Befriedigung unsrer Rachewollust durch das tragische Ende. Wir gewinnen somit durch Anwendung einer modernen Untersuchungsmethode erweiterte, umfassende Kunstbegriffe, welche die alten Erklärungen, die zu ihrer Zeit vielleicht erschöpfend gewesen sind, nicht etwa ausschließen, sondern auf tiefere Wurzeln zurückführen. Also die tragische Unvernunft des Menschen: das ist es, was das tragische Schicksal begreiflich und ergreifend macht, Das vor Allem muß zur vollen Darstellung gebracht werden. Eben der Glaube des Menschen an seine Ausnahmestellung im Ganzen und die Folgerungen, die der Einzelne daraus zieht! Denn das ist das „große gigantische Schicksal", welches die „Menschen erhebt", wenn es den „Menschen zermalmt" — wenn ich mir diese Verbesserung Schillers erlauben darf.

Nach all dem ist es nun erklärlich, warum wir in dem Stück „Vor Sonnenaufgang" durch den Selbstmord Helenens nicht so sehr er-

ſchüttert als vielmehr zum Widerſpruch gereizt werden; es fehlen einige der weſentlichſten Vorbedingungen für die tragiſche Wirkung. Der Untergang des Mädchens erſcheint uns durchaus nicht ſittlich notwendig; im Gegenteil, die an ſich ſchon ziemlich unbeſtimmte ſittliche Idee des Stückes — die Überwindung jammerhafter Verhältniſſe durch Arbeit und Kampf für eine beſſere Zukunft — wird gradezu *mit* ihr vernichtet, nachdem *Loth* dem ſittlichen Kampf mit Redensarten aus dem Wege gegangen iſt. Ihr Selbſtmord iſt nicht ſittliche, ſondern ganz formale Selbſtvernichtung. Er erſcheint uns aber auch nicht ſinnlich wünſchenswert. Denn wir haben nichts oder nur wenig von einem Kampf bemerkt, der ſo unendliches Leid glaubhaft machen könnte, daß ihr Ende als Selbſterlöſung wirkt. Die Thatſache überraſcht uns, und wir müſſen verſtandesmäßig rückwärts ſchließen auf ſtarke leidvolle Vorgänge in dem Gemüt des Mädchens, die uns ſinnlich kaum wahrnehmbar geweſen ſind. Gar eine ſchaurige Befriedigung über das Ende dieſes Geſchöpfes zu empfinden, wird kaum einem Scharfrichter beikommen. Wir empfinden ihren Untergang als überflüſſige, beinahe unverſtändliche Rohheit.

Und damit iſt zugleich die Frage erledigt, ob die volle tragiſche Begründung *erforderlich* iſt, um uns das unglückliche Ende eines bühnendichteriſchen Geſchöpfes glaubhaft zu machen. Dieſem Mädchen würden wir, wenn wir ihr Schickſal in *Wirklichkeit* erlebten, unſer Mitleid freilich nicht verſagen; aber ihr Untergang als Schickſal einer *künſtleriſchen Geſtalt* wirkt unwahr. Denn die Wahrheit der Kunſt unterſcheidet ſich von der Wahrheit des Lebens und wird ſich immer unterſcheiden durch Eines. Der Vorgang des Lebens erſcheint uns wahr, eben *weil* er vor ſich geht; unſre Sinne überzeugen unſre Vernunft. Die künſtleriſche Handlung dagegen, als ein Erzeugnis vernünftiger Geiſtesthätigkeit, wirkt *mittelbar durch die Vernunft* auf unſre Sinne; ſie erſcheint uns wahr nur dann, wenn ihre Notwendigkeit zureichend begründet iſt. Und was die *tragiſche* Handlung angeht, ſo werden wir offenbar zur Erzielung voller künſtleriſcher Wirkungen und zur dichteriſchen Geſtaltung neuer poſitiver Ideen *nicht dadurch* gelangen, daß wir Mittel der Begründung, die in jahrtauſendelanger Vorarbeit gefunden, ausgebildet und als zweknotwendig erkannt worden ſind, einfach über Bord werfen, ſondern dadurch, daß wir ſie auf neue Grundmotive anwenden, die dann infolge naturnotwendiger Anpaſſungen, Umbildungen und Verbindungen auch neue zweckmäßige, d. h. *nicht ſelbſtzweckliche* Darſtellungsmittel erzeugen werden. Nur ſolcher Wechſel in der Art der Begründung bedeutet die Fortſchritte dieſer Kunſt; die Anpaſſung der Form an den Rohſtoff der Wirklichkeit hat erſt mittelbar damit zu thun. Ein raſcher Ausblick auf die großen Umriſſe derjenigen Kunſtepochen, von denen die deutſche Dramatik

bis vor kurzem hauptsächlich beeinflußt worden ist, möge dies zeigen, und zugleich im Beispiel verdeutlichen, was ich unter einer sittlichen Entwickelungsidee im höchsten poetisch-dramatischen Sinne verstehe.

Des Atheners sittliche Weltanschauung ging ganz auf in der Ausbildung des Menschen zum Staatsbürger, in der Entwickelung einer harmonischen Gleichberechtigung der Tüchtigen. Die Gesamtheit der Bürger wachte mit Eifersucht darüber, daß nicht die Machtfülle des Einzelnen — wozu der hellenische Charakter leicht verlockte — die Machtvollkommenheit des Gemeinwesens beeinträchtigte; und selbst die landläufige Moral pries zuletzt als höchste Mannestugend die σωφροσυνη, die besonnene Mäßigung. Die Religion, aufs Innigste vermählt mit den staatlichen Einrichtungen, gipfelte in dem Glauben an eine Schicksalsmacht (ἀτη, ἀναγκη, νεμεσις), die berufen war, die ὑβρις, die Überhebung des Einzelnen, zu bändigen oder zu brechen; eine Macht, der selbst die Götter unterthan. Das tragische Schauspiel, ein Kind der Religion, aufgefaßt und ausgeübt als gottesdienstliche Handlung, erfüllte daher seinen natürlichen sittlichen Zweck, indem es jene religiös politische Idee in dem Untergang kämpfender Gestalten enthüllte. Das tragische Ende erschien sittlich notwendig, wenn die gewaltige Tüchtigkeit eines Menschen verblendet oder unwillkürlich jener höchsten Macht entgegenwirkte, wurde demgemäß begründet — wie vorhin des Näheren erörtert — durch Entfesselung äußerer Einflüsse. Man empfand: wie ungeheuer, wie verehrungswürdig und unantastbar in ihrer Furchtbarkeit muß eine Notwendigkeit sein, die solche Gewaltmenschen zu beugen, zu vernichten vermag! Also eine Wirkung, vermittelt durch die reine, gläubige Anschauung des Künstlers wie des Genießenden, eine Wirkung schon durch die bloße Wucht der Gestalten; denn es mußten eben Gewaltmenschen sein, wenn ihre Handlungen bei dieser sittlichen Voraussetzung Eindruck machen sollten. Darum einerseits die Wahl der Stoffe aus den riesenhaften Tyrannengeschlechtern der Sagenzeit, und daher andrerseits die engsinnige Deutung des tragischen Eindrucks, wie sie in den Kunstbegriffen des Aristoteles auf uns gekommen ist. Es war natürlich, daß man die Aussöhnung des Gemüts mit dem tragischen Schicksal übersah, weil man zugleich etwas wie Erbarmen mit der Hilflosigkeit aller menschlichen Kraft verspürte. Es war natürlich, daß man jene grausamen Schauer der Wollust auslegte als ein furchtsames Bangen vor der eigenen ὑβρις und der Übermacht der νεμεσις. Es war natürlich, daß man jene zweckbewußte Erkenntnis der sittlichen Notwendigkeit auffaßte als eine sinnlich gläubige Reinigung von Mitleid und Furcht, d. h. von den Regungen der eigenen ὑβρις.

Die hellenische Bildung entartete. Die Welt erlebte die Lehre Jesu. Sie wies den Weg zur unbeschränkten Freiheit und Glückseligkeit des Ein-

zelnen, indem sie den Menschen überzeugte von der Unabhängigkeit des selbstlosen Gemüts, indem sie den Glauben des Individuums emporriß aus dem Dienst staatsbürgerlicher Herrschaftsgelüste, stammesbrüderlichen Kastendünkels. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!" Das bedeutete die Loslösung des religiösen Bewußtseins vom politischen Bewußtsein, die Auflösung der antiken Staatsformen: der politheistischen Aristokratenrepublik und der autotheistischen Kaiserdemagogie der griechisch-römischen Welt, und nicht minder der patriarchalischen Theokratie des Semiten. Es war der Grundstein gelegt für eine sittliche Weltanschauung, die hinauslangte über die engen Grenzen der nationalen Eigentümlichkeit. Die sittliche Vernunft begann den Kampf für die Gleichberechtigung aller Menschen, für die freie Entwickelung der Eigentümlichkeit jedes Einzelnen. Und diese Religion, die solche Keime in sich barg, wurde zur Kulturreligion erhoben durch die letzten Kraftanstrengungen des römischen Staates, des selben Staates, der jenem sittlichen Gedanken bereits vorgearbeitet hatte durch Ausbildung eines ökonomischen Rechtssystems, dem die unbeschränkte Gewalt des Individuums — freilich nur erst des besitzenden, des machthaberischen Individuums — oberstes Leitziel gewesen war, und zugleich des Staates, in welchem der kosmopolitische Indifferentismus des staatsmüden Hellenentums zum weltmännischen Bildungssport geworden war; denn dieser Kosmopolitismus aus skeptischer Haltlosigkeit war immerhin etwas wesentlich Anderes als das Weltbürgertum aus humaner Überzeugung, das später erst dem Christentum entsprang. Und nun erlag das altersschwache Rom und hinterließ das Erbe seiner Kultur, seiner Bildung, seines Wirtschaftsrechtes, seiner neuen Religion der jungen Kraft des Germanen, der den Drang nach Selbstherrlichkeit schon als eingewurzelte Gemütseigenschaft mitbrachte.

Die neue Religion bedeutete aber, mit ihrer eigenen Loslösung vom Staat, zugleich auch die Loslösung der tragischen Kunst vom Staat und seinen nationalen oder partikularen Machtzwecken — und zugleich auch die allmähliche Loslösung dieser Kunst von der Religion selbst, deren eigentümlicher Erlösungsglaube ja das tragische Gefühl als sündhaft ausschließt. Nichtsdestoweniger lag in dem sittlichen Inhalt dieser Religion, eben in der Lehre vom unterschiedslosen Werte des persönlichen Gemütes, der Keim für ein neues tragisches Entwickelungsmotiv verborgen; derselbe Keim, aus dem nachher der Kirche selbst die Reformation und den Staaten die Revolution über den Kopf wuchs. Nicht mehr die politische Entwickelungsidee einer begrenzten Volksgemeinschaft konnte das sittliche Zweckbewußtsein des Dichters beim Schaffen bestimmen: er mußte schließlich dazu gelangen, in dem sittlichen Kampf seiner Gestalten die freie Bethätigung des rein menschlichen Kraftbewußtseins, das natürliche Recht der starken Eigentümlich-

keit, die freie Entwickelung der persönlichen Eigenschaften, den sittlich freien Willen zum Austrag zu bringen. Der Untergang des tragischen Kämpfers mußte demgemäß vorwiegend durch innere Eigenschaften begründet werden. Es entstand das Drama der maßlosen Leidenschaften, der zwiespältigen Charaktere, wie es zur höchsten Vollendung durch das germanische Genie Shakespeares gedieh. Das tragische Ende erschien sittlich notwendig, wenn die Eigenart des Ringenden das allgemeine Gleichgewicht der sittlichen Freiheit gefährdete (Macbeth, Lear, Richard III., Coriolan) oder die Bethätigung des eigenen unabhängigen Willens durchkreuzte (Hamlet, Timon, Romeo und Julie, Brutus in „Julius Caesar") oder wenn gar Beides zusammentraf (Othello, Antonius und Kleopatra). Übrigens spricht Shakespeare selbst im letztgenannten Stück (Akt 3, Szene 11) dies sein oberstes tragisches Motiv mit klaren Worten aus, zugleich auch das Gesetz der tragischen Unvernunft berührend.

Also auch hier wieder wurde durch die Art der tragischen Begründung die Wahl der Stoffe und der Stil bedingt; nur Gestalten von außerordentlich gesteigerter Eigenart vermochten bei dieser sittlichen Voraussetzung durch ihre Handlungen das ideale Zweckbewußtsein des natürlichen Menschen zu befriedigen, die treibende Entwickelungsidee der Zeit künstlerisch überzeugend zu enthüllen.

Das sind die Kunstepochen, unter deren Einfluß die deutsche Trogödie bis vor kurzem noch gestanden hat; das sind die Vorbilder, über die sie sich noch nicht erhoben hat. Denn wir leben noch mitten im Kampfe um ein neues Ziel der sittlichen Weltanschauung. Zwar haben wir erkannt, daß der sittlich freie Wille des Einzelnen seine natürlichen, sinnlichen, oft sehr engen Grenzen hat, daß also ein neues natürliches Ideal erstrebt, neue Beziehungen zwischen dem individuellen Willen und dem Willen der Gesamtheit gefunden werden müssen; aber diese negative Einsicht wartet noch des positiven Ergebnisses, so mächtig auch die Strömungen nach neuen festen Entwickelungszielen heute wieder mit einander ringen (Marx, Tolstoi, Nietzsche, auch die Ethik der Spiritisten). Freilich versuchte man zu Ende des letzten Jahrhunderts in Deutschland die sittliche Weltanschauung durch eine philosophische zu ersetzen; der freie Wille sollte aus sich selbst beschränkt werden, und das Dogma des kategorischen Imperativs spiegelte sich wider in der Kunst Schillers. Indeß unter diesem dogmatischen Idealismus verkümmerte nur die tragische Wirkung, ohne daß man im Grunde über das alte Entwickelungsideal hinauskam. Die natürlich sittliche Zweckmäßigkeit, die den tragischen Kampf lenkte, sodaß Unzulänglichkeit und Leid des Ringenden seine Selbstzerstörung-und-erlösung notwendig machten, schrumpfte zusammen zu einer lehrhaft moralischen, fast juristischen Gerechtigkeit, die ein selbst-

verschuldetes Schicksal mit erbaulichen Sentenzen auf den Sühnealtar schleppte. Schiller selbst freilich entschädigte uns für die natürliche Anfechtbarkeit der tragischen Motive seiner späteren Stücke über und über durch die orgelhaft hinreißende Wucht in Stil und Durchempfindung seiner zeit- und weltumspannenden Gedanken.

Höchst eigentümlich hat bisher nur Goethe den schwankenden Zustand dieser maßstablosen Zeit, in deren Ausgang wir noch heute leben, als tragischer Dichter ausgebeutet. Er setzte diesen Zustand gradezu an die Stelle solches treibenden Entwickelungsideals, und so steht Faust für immer fest als Prototyp des Menschen ohne sittlichen Maßstab: des Menschen jeder Übergangsepoche. Und Das ist die Seele aller jener Gestalten, die uns auch in dem Dramatiker und Epiker Goethe vorwiegend den Lyriker sehen lassen: jener Stimmungshelden Weislingen, Werther, Clavigo, Egmont, Hermann, Tasso, Eduard, Wilhelm Meister u. s. w., über die auch unsre Neuesten noch nicht hinausgekommen sind mit ihren Oswald Alving's, ihren Loth's und Bockerath's und wie sie Alle heißen. Und wenn der Dichter Goethe aus dem Häuschen geriet, sobald man Etwas über die sittlichen Zwecke der Kunst verlauten ließ, und dies ihm auch noch heute kindergläubig nachgebetet wird, trotz aller formalen Andersgläubigkeit: so hat dies eben seinen Grund ganz und gar in jener innersten Gebundenheit. Aber man vergesse nicht, daß derselbe Dichter Goethe, der nebenbei auch als Ästhetiker seine lichten Augenblicke gehabt haben soll, die Kunst als „Auslegerin der Natur" verherrlichte; warum nicht also auch als sittliche Auslegerin?! —

Heute aber ist an die Stelle der deduktiven Spekulation über das abstrakte Individuum, mit der uns die Rhetoriker den tragischen Geschmack verdarben, eben blos die induktiv naturwissenschaftliche Massenbeobachtung und die statistisch soziale Betrachtung des Durchschnittsmenschen getreten. Man hat die „Macht der Verhältnisse" studiert, besonders der hemmenden, da für die treibenden wie gesagt der rechte sittliche Zukunftsmaßstab heut noch nicht gefunden scheint. Aber anstatt daraus den Schluß zu ziehen, daß neue wertvolle Kunstformen, d. h. eine neue zweckmäßige Art der Begründung von künstlerischen Handlungen, und damit auch die allmähliche Entfaltung neuer natürlicher Ideale, nunmehr wohl am ehesten erzielt werden könnten durch eine gleichmäßige Betonung der inwendigen und der umgebenden Triebkräfte, der inneren Eigenschaften und der äußeren Einflüsse, ist man vorläufig — allerdings infolge einer erklärlichen Reaktion — wieder in das andere Extrem zurückgefallen und legt das Übergewicht allzusehr auf die Umstände, das „Milieu", und zwar vornehmlich auf die schlimmen Umstände. Das optimistische Dogma ist abgelöst worden vom

pessimistischen. Die wissenschaftliche Formel wird ausgebeutet zur Konstruktion einer Schicksalsmacht, deren unheimliche Furchtbarkeit der antiken νεμεσις sehr ähnlich sieht, nur daß sie nicht mehr wie im Altertum auf Kraftnaturen anwendbar ist und daher nicht eine als natürlich empfundene sittliche Entwickelungsidee enthüllt, sondern im Gegenteil den Glauben des zweckbewußt handelnden Menschen an den natürlichen Fortschritt aufs Tiefste beleidigt. Man übersieht, daß solche Formeln eben keine natürlichen Gesetze darstellen, da sie sonst keine wirklichen Ausnahmen bei den Einzelnen zulassen würden, daß sie vielmehr bloße Regeln sind, gewonnen aus der Beobachtung willkürlich ausgewählter und auf wenige absonderliche Eigenschaften hin untersuchter Gruppen von Individuen. Daher die Wahl der Stoffe aus denjenigen Erscheinungen der Gegenwart, über die wir die anscheinend sichersten Ergebnisse der Forschung besitzen: vererbte Krankheiten, Wahnsinn, Alkoholismus, Neurasthenie, soziale Verkommenheit u. a. m., — im „Friedensfest" schon gar verschämte Liebäugelei mit dem Nikotinismus. Daher aber auch die notwendige Folge, daß grade das, was uns notthut, die dichterische Offenbarung der eigentlich zeitbewegenden, treibenden Kräfte der Gegenwart, die sich eben nur verkörpern lassen in zweckerfüllten, über das Durchschnittsmaß hinausragenden Idealträgern, durch die Darstellung solcher einseitig angeschauten Verhältnisse immer weiter hinausgeschoben wird; und daher auch das unabweisbare Gefühl des unbefangenen Vernunftmenschen, daß in diesen Stoffen und Vorgängen, selbst bei peinlichster Anpassung an die Einzelheiten der Wirklichkeit, dennoch ein im Ganzen unwahres Weltbild entrollt wird. Daher endlich im besten Falle, d. h. wenn das natürliche Zweckbewußtsein des Dichters in dem unglücklichen Ende seiner unselbständigen Geschöpfe eine sittliche Idee zum Ausdruck bringen will, der Ersatz des naturnotwendigen Kampfes um die Selbsterhaltung, der eigenpersönlichen Entwickelung zur Selbstvernichtung, also der Ersatz der tragischen Zweckmäßigkeit und Unvernunft — durch das (in diesem Falle moralische) Symbol, dessen Wesen eben darin besteht, eine im Grunde unbegreifliche Idee vermittelst des Gleichnisses wenigstens äußerlich der sinnlichen Vorstellung zugänglich zu machen. Das klarste und durch die Stimmungsmacht der Umstände künstlerisch am Besten vorbereitete Beispiel*) bietet uns hierfür der Selbstmord der Hedwig Ekdal in Ibsens „Wildente", an und für sich nur ein fratzenhaftes Seitenstück zu dem zweckbewußten, der edelsten Lebenslust abgerungenen Heilandstode Jesu.

Was die Kunst durch Shakespeare gelernt hat, die Verinnerlichung

*) Vgl. auch die Bemerkung am Anfang über Max Halbe's „Eisgang". Hier hat sich also die technische Konsequenz dieser ideellen Ratlosigkeit bereits des ganzen Stückes bemächtigt; ohne Frage ein technischer Fortschritt, aber — in einer Sackgasse.

der tragiſchen Notwendigkeit, glaubt ſie mit Einem Mal gänzlich entbehren zu können, weil wir erkannt haben, daß die freie Selbſtbeſtimmung, der ſittlich vernünftige Wille nur eine Naturkraft neben andern iſt. Als wenn damit ausgeſchloſſen wäre, daß grade dieſe Kraft in vielen Individuen vor allen übrigen Kräften wirken, d. h. Handlungen bedingen kann. Und grade ſolche Individuen ſind es, aus denen das dichteriſche Zweckbewußtſein in höchſter Potenz ſeine Idealgeſtalten ſchafft und die Mit- oder Nachwelt poſitiv hebt. Ein einziger Dichter unſerer Zeit hat uns ein Drama geſchenkt, in dem ein ſolcher Ausgleich zwiſchen dem Zwang der Verhältniſſe und der eigenperſönlichen Entwickelung wirklich zur Darſtellung gereift iſt, in dem durch die tragiſche Selbſtvernichtung einer ſolchen Idealgeſtalt eine volle ſittliche und ſinnliche Wirkung ausgelöſt wird: Tolſtoi in der „Macht der Finſternis“ mit ſeinem Bauern Nikita. Nur wer die Aufführung dieſes Stückes miterlebt hat, kann ermeſſen, welch ſchauriges Weihegefühl, welchen heiligen Durſt nach Selbſtüberwindung das Geſtändnis dieſes reuigen Lüſtlings erweckt, durch das er ſich den Gerichten überliefert, — gleichviel ob das Entwickelungsideal Tolſtojs, gänzliche Selbſtbefreiung vom Genußbedürfnis, auf den Kulturzuſtand unſres Volkes anwendbar iſt, ob nicht.*) Aber wohin wir ſonſt blicken unter den „großen Realiſten“, nichts als kritiſche Einſeitigkeit, peſſimiſtiſche Tendenz; eine künſtleriſche That ſchon, wenn wenigſtens — wie bei Doſtojewski — der Peſſimismus nur als Geiſt Gottes über den Waſſern ſchwebt, wenn der Genießende gezwungen wird, die bankerotte Weltanſchauung des Künſtlers aus ſeinen Geſchöpfen und Vorgängen ſelber zu entnehmen, und er nicht die Menſchenmaſchinen eine ſelbſtzweckliche Schickſalsformel als Schlüſſel zu ihren Verrichtungen in der Bruſttaſche oder gar auf dem Präſentierbrett mit ſich herumtragen ſieht! —

Und durch jene dogmatiſchen Einflüſſe iſt wohl auch Gerhart Hauptmann verhindert worden, in ſeinem Loth eine moderne, den natürlichen Glauben an die Menſchheit befriedigende Idealgeſtalt zu ſchaffen, trotzdem er in dem proletariſchen Kampf für die ſozialiſtiſche Zukunft einen natürlichen, wenn auch unſichern Wegweiſer gefunden hatte. Befangen in den Grundſätzen ſeiner Schule ſcheute er ſich, einen der Umgebung ziemlich unzugänglichen Charakter voll zu umfaſſen, grade weil dieſer Charakter bei der Ausarbeitung alsbald einen „Stich ins Ideale“ abkriegte; und davor haben wir jungen Wüteriche ja eine heidenmäßige Angſt, da meinen wir

*) Darum, wie geſagt, iſt mir auch Hauptmanns „College Crampton“ trotz Allem ſo bedeutſam, weil hier doch wenigſtens ein Menſch vor uns ſteht, der aus ſeinen eigenen Wurzeln heraus begriffen iſt und in deſſen handelndes Werden oder Vergehen wir nur noch tiefer eingeweiht zu werden brauchten, um ganz zum Genuſſe einer wirklichen, lebendigen Entwickelungswahrheit zu gelangen.

immer gleich, das Gespenst vom seligen Schiller gucke uns über die Schulter. Und so wurde denn der Schluß à la „Wildente“ angeklebt, und dem Loth mußten natürlich alle möglichen Pinselstriche aufgeschminkt werden, die diesen Schluß einigermaßen vorbereiten sollten, aber ihren Zweck verfehlten, weil sie eben den wesentlichen Grundzug seiner Natur doch nicht ganz verwischen konnten.

Hauptmann scheint allmählich, vielleicht infolge der Wirkungen, die seine Stücke von der Bühne aus auf ihn selber übten, in der That die dramatische Notwendigkeit erkannt zu haben, solche idealen Kraftträger in die Handlung hineinzustellen. Mir wenigstens machte sein drittes Stück — „Einsame Menschen“ — grade aus diesem Grunde einen weitaus reiferen und tieferen Eindruck als das erste oder gar das zweite. Freilich meine ich nicht den Neurastheniker Johannes, dem man seine ganze geistige Bedeutung auch wieder nur aufs Wort hin glauben muß. Aber die Person der Anna Mahr und der Entschluß, mit dem sie in die Zukunft geht: Das besagte zum mindesten eine große ästhetische Erkenntnis, und es wäre auch eine poetische Großthat geworden, wenn der Dichter nicht erst in den beiden letzten Akten angefangen hätte, die Handlung auf dies Ende hin zusammenzuschieben. So hat auch Anna leider einen Schein von unglaubwürdig rhetorischem Pathos behalten, hat nicht Raum genug gehabt, sich recht zum Wesen ihrer Worte auszuwachsen. Denn nicht das ideale Pathos an und für sich wirkt auf der Bühne unglaubwürdig; erst im Mund unfertiger Gestalten erhält es seinen üblen Beigeschmack. Warum glaubt man denn der „dummen Käte“ ihre plötzliche Erleuchtung?! In dieser Gattin ist dem Dichter eben eine volle tragische Gestalt gelungen; leider auf Kosten der Idee des Stückes. Warum das alles, werden wir bald sehen; am deutlichsten, wenn wir das erste Drama des Dichters auf seine dramatischen Mängel hin untersuchen.

Von der Bühne herab wirkte Wesen und Handeln Loths umso unwahrer, als der Schauspieler sich bemühte, beides dadurch in Einklang zu bringen, daß er ihn von Anfang an als Das gab, wozu ihn der Dichter im letzten Aufzug stempelt: einen schwächlichen Schwätzer mit löblichen Vorsätzen, abhängig von jedem einigermaßen energischen Widerpart, von Hoffmann wie von Schimmelpfennig. Diesem Heimchen konnte man unmöglich die „bärenhafte“ Vorgeschichte seines Lebens zutrauen, unmöglich seine ganze agitatorische Mission und den unbekümmerten Freimut, mit dem er Hoffmann zu Leibe rückt, unmöglich seinen Eindruck auf Helene. Vertuschen konnte der Schauspieler den Fehler des Dichters allenfalls dadurch, daß er den Loth von Anfang bis Ende als einen verbohrten, eitlen Fanatiker spielte, der sich die Liebe des Mädchens so obenhin gefallen läßt, weil ihre Bekehrung zu seinem Dogma ihm schmeichelt. Das würde zwar ebenso wenig

zu der Dichtung selbst gepaßt haben, grade zu dem Liebesidyll nicht, das ja der Dichter auf Loth wie eine Naturoffenbarung wirken läßt; aber es hätte wenigstens verhütet, daß der innere Gehalt des Werkes so gut wie ganz verloren ging. Die unkünstlerische Naturwidrigkeit wäre zwar dieselbe geblieben, aber der Abgang Loths hätte, wenn auch nicht sittlich überzeugt, doch vielleicht die moralistische Schnapstendenz des Stückes gerettet. So hingegen schien alles Tiefere eitel Dunst, aufgelesene Parteiphrase, die ersten vier Akte überflüssig, die Handlung noch widersinniger, der Opfertod des Mädchens noch unglaublicher. Denn das Schlimme ist: die Handlungsweise Loths ist die Handlung des Stückes. Alle früheren Vorgänge sind einleitende Stimmungsbilder, Idylle; Helenens Selbstmord klappt nach als seelisch unvermittelte, neue Handlung, für deren wahrhafte Begründung bei Gerhart Hauptmanns breiter Technik wohl ein zweites Stück von gleichem Umfang nötig gewesen wäre, — und in der That könnte man das Schicksal Käteus in den „Einsamen Menschen" als dies zweite Stück betrachten. Selbst des symbolischen Wertes und Eindrucks entbehrte jene Überrumpelung des Zuschauers, weil eben Hauptmann nicht wie Ibsen eine zwingende Gesamtstimmung in eine derartige Parabel ausmünden läßt, nicht wie Ibsen die Geschlossenheit der persönlichen Handlung durch die einheitliche Steigerung der Stimmung ersetzt, gewissermaßen lyrisch den Hörer bannt und spannt; sondern Er verarbeitet jeden einzelnen Vorgang zu einer besonderen Stimmung, läßt den Zuschauer durch logische Verkettung der Einzelstimmungen die Wahrscheinlichkeit der folgenden Stimmungen und den Zusammenhang der Vorgänge selbst folgern, sucht also jedem Vorgang seinen vollen selbständigen Wert zu wahren. Und als solcher ist der Selbstmord Helenens durchaus nicht vorbereitet. Die Augenblicksstimmung, welche durch die Entbindung Marthas und das trunkene Gejohle des alten Krause erzeugt wird, ist nichts als ein sehr wohlfeiles sinnliches Mittel, um die willkürliche Unwahrheit des Vorganges zu verbergen; es wäre genau so glaubhaft gewesen, wenn Helene in dumpfer Trauer händefaltend in einen Stuhl gesunken wäre, nach meinem persönlichen Gefühl sogar glaubhafter. Kurz: von eigentlicher, seelenkundiger, dichterischer Notwendigkeit der Handlung keine Spur, weder in Loth, noch auch in Helene! —

Die Aufführung deckte aber auch Schwächen des Stückes auf, die man beim bloßen Lesen kaum gemerkt, ja zum Teil als Vorzüge empfunden hatte. Grade jene prall aneinandergereihten Stimmungsbilder, durch die eine lebensähnliche Wahrscheinbarkeit der Vorgänge erzeugt werden sollte, erwiesen sich nicht nur als unfähig, die psychodramatische Entwickelung zu ersetzen, sondern vernichteten mehrfach selbst ihre eigene Bedeutung. In der erzählenden Kunst, die das Allgemeingiltige im engeren Kreise breiter betonen

kann, ist das weniger mißlich. Auf der Bühne dagegen schlagen die äußeren Überreichlichkeiten allzu leicht die inhaltlichen Feinheiten tot; zumal deswegen, weil die Phantasie des Empfängers nicht in dem Maße frei ist wie beim Lesen. Sie wird durch die Erscheinung zu stark auf die Erscheinung gebannt; alle Nebensächlichkeiten haben denselben sinnlichen Wert wie die Hauptsachen, und wenn gar der absonderlichen Nebendinge zu viele sind, setzt dies die allgemeine Glaubwürdigkeit des dramatischen Vorwurfs an und für sich schon in Zweifel. Grade solche Stimmungsmittel, durch die der Dichter eine kräftige Anschaulichkeit der Verhältnisse hatte erzeugen wollen und für den unbefangenen Leser in der That erzeugt hatte, versagten auf der Bühne völlig, verzehrten gewissermaßen sich selbst. Ich würde darüber unter andern Umständen kein Wort verlieren; aber bei einem Künstler, der sein erstaunliches Geschick, seine beneidenswerte Beobachtungsgabe dermaßen an die Kleinkunst verschwendet wie Gerhart Hauptmann, ist die Feststellung dieser Mißgriffe von tieferer Bedeutung. Manche Vorgänge, die Entrüstung, Mitleid oder Ekel erregen sollten, wirkten auf ein tendenzfreies Gehirn durch ihre knallige Rüdigkeit einfach lächerlich. So die Heimkunft des alten Herrn Krause, die Rückkehr Kahl Willems vom Nachtbesuch bei der Madame — daß übrigens ein so reicher Bauernjunge sich grade diese Giftmorchel aussuchen sollte, wird Herrn Hauptmann kaum ein Sandwichsinsulaner ohne weiteres glauben —, ferner Hopslabär, das Knechte- und Mägdegeträtsche, zum Teil auch der Entbindungstrubel und sonst noch Kleinigkeiten. Diese Knüppelhiebe zerriffen in Einem fort das Stimmungsgewebe der Dichtung. Mit solchen Mitteln kann, wie gesagt, der erzählende Künstler Stimmung machen; die Einbildungskraft des Lesers, aufs Ganze gerichtet, durch keine äußeren Wahrnehmungen behindert, gleitet darüber hinweg, indem sie einreiht und unterordnet.

Höchste dramatische Gemütswirkungen — wie sie Hauptmann im Gegensatz zu Ibsens logischer Nervosität anstrebt — lassen sich überhaupt nicht durch bloße Stimmungen erreichen. Stimmung ist im Grunde lyrisches Wirkungsmittel, vor allem weil sie an den subjektiven Zustand des Individuums gebunden ist. Im Leben würde nicht blos jeder Einzelne aus irgend einem bestimmten Vorgang seine besondere Stimmung schöpfen, sondern sogar heute diese, morgen jene. Daher wird es keinem Dichter möglich sein, hauptsächlich durch Stimmungsmittel alle Zuschauer für alle Zeiten in denjenigen Empfindungszustand zu versetzen, den er einem gewissen Bühnenvorgang — aus seiner Individualität heraus — entgegengebracht wissen möchte. Dazu bedarf es für das Trauerspiel ganz anderer, innerer Zusammenhänge zwischen Handlung und Charakteren.

Ich will vorläufig einmal zugeben, daß es erstrebenswert sei, die bare

Wirklichkeit in scheinbaren Ausschnitten auf die Bühne zu verpflanzen; aber dann darf man sich nicht wundern, wenn damit auch die Wirkungen ins Theater übertragen werden, die solche Vorgänge im gewöhnlichen Leben auf den unbeteiligten Zuschauer auszuüben pflegen, und zwar auf Jeden, auf das „naive Volk" erst recht, wie wir das bei der Aufführung des Stückes in der „Freien Volksbühne" erlebt haben. Tritt uns unvermutet, eben im Ausschnitt, Derartiges auf der Straße entgegen, so sehen wir zunächst nur die groteske Erscheinung im komischen Gegensatz zu ihrer ernsthaft nüchternen Umgebung, und von tausend Menschen wird kaum einer im Augenblick an all die traurigen Zustände erinnert werden, mit denen diese Erscheinung verknüpft ist. Die Sinne sind eben mächtiger als die Logik, und nur stete logische Geistesgegenwart kann über jene unwillkürlichen Sinnesregungen hinweghelfen. Solche Geistesgegenwart muß also der Künstler von der Bühne herab zu erzeugen wissen. Er muß sparsam mit den Stimmungseindrücken wirtschaften, um den Verstand des Zuschauers auf die seelische Bedeutung derartiger Vorgänge aus langer Hand dressieren zu können, und er muß den lebensähnlichen *Umschlag* der Stimmung durch künstlerischen *Wechsel* der Stimmung zu brechen wissen.

Wenn aber halbe Akte lang, zum Teil von ganz überflüssigen Leutchen, nichts weiter getrieben wird als diese zusammengeklaubten Plattheiten, so lassen die dicken Lichter die Schatten, welche sie erst streuen sollen, gar nicht zu Gesichte kommen, wirken als Selbstzweck, als künstlerisch unverdautes Einzelwerk. Kurz: die Farben des Hintergrundes drängen sich so vor, daß man vom Bilde selber an umfangreichen Stellen überhaupt nichts merkt. Ja, es ist sehr die Frage, ob nicht durch Naturgetreuigkeiten so pedantischer Art, gleichsam wie durch Wucherpilze, die gesunde Entwickelung der Handlung und die kräftige Entfaltung der treibenden Idee schon in den Keimen ersticken muß. Und so werden wir folgerichtig auf die Frage nach der *dramatischen Zweckmäßigkeit* der *äußeren Form* geführt, der besonderen *Schreibart*, wie ich sie eingangs aus Hauptmanns erstem Stück gekennzeichnet habe, wie er sie in seinem zweiten Stück noch kunstlicher ausgefeilt hat und wie sie inzwischen von den Herren *Holz* und *Schlaf* zur fertigen Schablone geprägt worden ist, — wie sie aber Hauptmann selbst in seinem dritten Stück *schon wieder zu verlassen beginnt*. Allerdings erst nach dem Schlusse hin, eben unter dem Zwange seiner tieferen Absichten. Aber das ist bedeutsam; und nicht minder bedeutsam ist es, daß ihm aus der ersten, schulgerecht alltäglichen Hälfte dieses Stückes ein Theaterdirektor für die Aufführung einen ganzen Akt streichen konnte. Ich will nicht untersuchen, worüber man sich mehr verwundern soll: über die stiefmütterliche Schere des Direktors oder über das Rabenvaterherz des Dichters.

Aber daß es überhaupt möglich war, aus einem poetischen Gefüge ohne Zerstörung des ganzen Organismus gradezu den Brustkasten herauszuschneiden, das giebt doch auch in technischer Hinsicht viel, sehr viel zu denken.

Form und Inhalt, Leib und Seele des Kunstwerks tragen sich ja gegenseitig. Wenn einem Künstler in einem und demselben Drama so unleugbar lebensvolle, selbsteigene Einzelwesen wie Hoffmann, Helene, Kahl Willem, Beibst und die Spillern gelungen sind, zugleich aber die wirkliche Ausgestaltung der dramatischen Idee und die seelische Begründung der tragischen Handlung ebenso unleugbar mißlungen sind, so wird man der gewöhnlichen, bequemen Erklärung künstlerischer Mängel durch die Begrenztheit des Talents nicht ohne weiteres das Wort lassen dürfen. Umsoweniger, wenn man sieht, daß sich alles Gelungene in einem Gesichtsfeld vereinigt und daß auch alles Mißlungene an einem Faden hängt: ich habe die beiden Thatsachengruppen vorhin kurz als negative und positive Entäußerung der kritisch sozialen Idee des Dramas von einander geschieden. Man fühlt sich genötigt, die Mängel aus den Vorzügen zu begreifen, ihren einheitlichen Zusammenhang im Mechanismus der Dichtung zu suchen. Man wird zu dem Schlusse gedrängt: das von dem Künstler gewählte besondere Mittel der Verkörperung genügte wohl für den einen Teil seiner darstellerischen Aufgabe, war aber unzulänglich für den andern Teil, begünstigte die kritisch nachgestaltende Darstellung auf Kosten der sozial umgestaltenden. Indessen dreist angenommen, daß bei Schwächen von so organischer Geschlossenheit die letzte Ursache doch nur in der einseitigen Weltanschauung des Dichters selbst zu suchen wäre, so würde das höchstens beweisen, daß wir in der besonderen Form, auf die er verfallen ist, eben auch eine Ausgeburt seiner begrenzten Fähigkeiten vor uns hätten: eine Schreibart, angepaßt seinen engsinnigen Absichten, ausreichend für die Wiedergabe lebensähnlicher Stimmungsbilder und durchschnittsmäßiger Menschen, aber unzulänglich für die höchsten und ausschließlichen Zwecke des Dramas.

Diese Schreibart mit ihrer umständlichen Zusammenfügung äußerlich wahrnehmbarer Einzelheiten läßt wohl eine genaue Darstellung plötzlicher Ereignisse oder bestimmter dauernder Verhältnisse oder unveränderlicher Eigenschaften zu; daher ihre treffende Verwendbarkeit für genrebildliche Skizzen à la Holz und Schlaf, „unverbesserliche“ Zustände, unvermittelte Leidenschaftsausbrüche, eigenartige Nebenfiguren und überhaupt für die bloße Vorführung von Gestalten. Sie versagt aber, sobald es sich darum handelt, irgendwelche Entwickelungsvorgänge, umwälzende Erlebnisse im Wesen der Gestalten überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Zunächst aus Gründen der dramatischen Ökonomie. Die einleitenden Vorgänge, die begleitenden Nebenumstände und die Verspinnung der Personen in den

entſcheidenden Vorgang beanſpruchen bei dieſer Technik einen ſolchen Raum, daß für die Darſtellung der ſeeliſchen Nachwirkungen, auf die der Zuſchauer als auf die Hauptſache doch am meiſten geſpannt iſt, einfach die Zeit fehlt. Das Weſentliche wird erdrückt durch das Zuſtändliche; vergleiche oben Anna Mahr. Dieſe tiefſten Seelenregungen in ganzer Klarheit ans Licht zu ziehen, iſt die neue Schreibart aber auch deshalb unfähig, weil ſie durch ihr grundſätzliches Vorbild, die Umgangsſprache, vonvornherein gezwungen iſt, auf der Oberfläche zu bleiben. Auf dieſe Weiſe bringt ſie allerdings einen täuſchenden Schein alltäglicher Wirklichkeit zuſtande, zumal bei Nachahmung des Allbekannten, Gewöhnlichen, Gemeinen oder beſonders gewaltſamer, aufdringlicher Erſcheinungen. Jedoch das Bedürfnis des Menſchen nach Deutung der Wirklichkeit, ſeine Sehnſucht nach „Wahrheit", geht leer dabei aus. Denn die Hauptſache, inwieweit nämlich bei den feineren und ungewöhnlichen Seelenregungen Wort und Geberde thatſächlich den geiſtigen Zuſtand decken, bleibt jedesmal zweifelhaft. Dies fiel beſonders am Johannes Vockerat der „Einſamen Menſchen" auf. Für eine Geſtalt wie die Käte genügte wohl die ungeſchickte Sprache des Alltags, machte ſie vielleicht noch rührender; aber auch ihr mußte der Dichter in den letzten Akten ſeine konzentrierten Lebensweisheitsſprüche in den Mund legen, um ſie ganz zur Wirkung zu bringen. An Johannes dagegen vermißte man von Anfang an die überzeugende Macht des Ausdrucks, und Anleihen bei Goethe zu dieſem Zweck wird Hauptmann wohl im Ernſte nicht auf eigene Rechnung ſtellen. Jedesmal wenn man eine unwillkürliche, grade durch die ſeeliſche Erregbarkeit höchſt naturgemäße Geiſtesoffenbarung dieſes Menſchen und — mit ihr — des Dramas erwartete: auch dann immer nur ein techniſches Geſtammel nervöſer Interjektionen zu vernehmen, das zerpflückt den Eindruck der dramatiſchen Geſtalt. Zwar werden einige Scharfſichtige, ebenſo wie im Leben, aus den äußeren Merkmalen durch Vermutung den inneren Zuſammenhang richtig erraten; indeß dieſe willkürliche Thätigkeit des Zuſchauers vernichtet zugleich den Bann der Dichtung, man verſpürt Langeweile, denn dieſelben Schlußfolgerungen zieht der Einſichtige im Leben ſelbſt viel ſchneller, und bloße ſoziale oder pathologiſche Durchſchnittserkenntniſſe gewinnt er aus den Erzeugniſſen der Wiſſenſchaft viel bequemer und gründlicher.

Eben das, was auch in der Sprache des Lebens unausgeſprochen bleibt, obgleich es thatſächlich im Gefühl des Menſchen vorhanden iſt, die bewußte Urſächlichkeit bedeutſamer Handlungen, die Einheit des Ichs und ſeiner allmählichen Entwickelung nach Außen, vermag dieſe ſcheinwirkliche Kunſtſprache nicht greifbar zu machen. Und ſo, indem ſich der Künſtler des erſchöpfenden, vertiefenden, verdichtenden Ausdrucks entſchlägt, indem

er den seelischen Wert des dichterischen Wortes aus der Hand giebt, wird er dazu gedrängt, die Sprache seiner Geschöpfe *selber zu kommentieren*. Es entsteht das novellistische Zwischenschiebsel, die Polizeisignalements-Charakteristik, der Interpunktions-Naturalismus. Der Dichter fängt an, mit den Mitteln des Schauspielers zu arbeiten. Er überläßt es Diesem, die Einheit herzustellen, die er selbst nur angedeutet hat; die Erzeugung der Wahrscheinlichkeit überläßt er für die entscheidendsten Augenblicke dem günstigen Zufall, nämlich der Tüchtigkeit des Interpreten. Aber die Geberde des Schauspielers kann wohl die überzeugende Kraft des Wortes unterstützen: ersetzen kann er es nicht! Und durch diese seelische Unzulänglichkeit, diese berechnete Flachheit und Halbheit der Sprache wird die Thätigkeit grade solcher Bühnenwesen, die uns im Leben erfreuen würden, mit einer unangenehm verschwommenen oder peinlich rührsamen Stimmung umkleidet, welche trotz der Lebensähnlichkeit der Einzelvorgänge das Gesamtwesen unwahr erscheinen läßt. Einfach deswegen, weil wir im Leben an derartigen Menschen die ergreifenden oder erbauenden Einzelvorgänge nur in weiten Zwischenräumen beobachten und ihre volle Würdigung erst aus dem ganzen *Lebenswandel* des Individuums schöpfen. Auf der Bühne dagegen dienen umgekehrt die zusammengeschobenen Einzelvorgänge dazu, das Bild dieses Lebenswandels erst zurechtzuschmelzen; und wenn dann der Künstler verschmäht, die entsprechende Folgerung zu ziehen, d. h. die Sprache des Lebens gleichfalls zusammenzuschieben, aus dem Rohmaterial den Lauterkern herauszuschmelzen, so verkümmert eben der Inhalt unter der Form, Edelsinn und Gemütsdrang zerfließen zu hohler Wortmacherei und flauer Gefühlsseligkeit.

Ich will hier garnicht auf *Loth* als beweisendes Beispiel zurückgreifen, da der Dichter diese Figur schon im Urbild falsch geschaut hat; obgleich es bezeichnend genug ist, daß Loths Sprache überall da, wo sie seine geistige Eigenart veranschaulichen soll, bedenklich an das Konversationslexikon erinnert. Aber selbst *Helene* störte in manchen Augenblicken durch solche flache Empfindsamkeit. Mir wenigstens kam ihr dreimaliges „Geh nicht fort!“ am Schluß des ersten Aktes platterdings schmachtlappig vor, nicht im geringsten „inbrünstig“, wie es Hauptmann der Schauspielerin deutet. Es hilft dem Dichter garnichts, in Klammern „ohne jede Sentimentalität“ zu vermerken, wenn das Markige in den Worten selbst fehlt. Noch bedenklicher, wenn er überhaupt keine Worte findet! Die Unterbrechungen z. B. in Helenens bräutlichem Geplauder durch die äußerst lebenstreuen stummen Liebkosungen — langatmig im eigentlichsten Sinne — erweckten in mir jedesmal Gefühle, die der dichterischen Absicht schnurstracks zuwiderliefen: während sie den Eindruck der verschwiegenen Keuschheit des Mädchens steigern sollten, wirkten sie trotz

oder richtiger wegen des guten Spiels wie eine öffentliche Entblößung, also durchaus unkeusch. Man fühlte sich, genau wie man im Leben empfunden hätte, als unberufenen Zuschauer. Ganz unzweideutig aber zeigt das „Friedensfest", eben weil darin die Schreibart noch selbstzwecklicher dem momentanen Außenschein fröhnt, zu welcher Mattheit und Schlappheit im Ganzen sie verführt. Niemand wird bestreiten können, daß mit dem wuchtig angelegten Wesen eines Menschen wie Wilhelm, der sich überzeugungsmutig auf eigene Faust sechs Jahre durch die Welt geschlagen hat, dieser aufgedunsene Kummer um einen Augenblick der Überreiztheit, diese ohnmächtige Abhängigkeit von jedem Stimmungszufall, worin er durch das Stück schwankt, schlechthin unvereinbar sind. Und nicht minder berechtigt scheint mir die Frage, aus welcher Machtvollkommenheit denn solche Binsenseelen wie Mama und Ida Buchner diesen merkwürdig kräftigen, erfrischenden Einfluß über diese verdumpfte und verstockte Familie Scholz ausschütten. Aus sich selbst doch wohl kaum! Ich habe der Aufführung dieses Stückes leider nicht beiwohnen können. Möglich, und sogar wahrscheinlich, daß mein Urteil vor der Bühne manche Änderung erfahren hätte, aber kaum in den wesentlichen Punkten: Unzulänglichkeit der Sprache und Bedeutungslosigkeit des „dritten Vorgangs". Schrieb doch selbst ein Bewunderer des Dichters damals: „Die Schlußwirkung ist gescheitert am Versagen einer entscheidenden Frauenrolle in einem Moment, da das gedruckte Textwort dem Schauspieler fast Alles überließ." Und wenn dieser Bewunderer seinen Satz blos dahin aufgefaßt wissen wollte, daß eben die Zeit des vollen Verständnisses für die Eigenart solcher Poesie „noch nicht gekommen" sei, daß es auch neuer Schauspieler bedürfe zur „klaren praktischen Ausgestaltung des dichterischen Willens", so kann ich dazu nur bemerken: ich flehe zu allen Musen aller Völker und Zeiten, daß die Zeit niemals kommen möge, in der ein Dichter die klare praktische Ausgestaltung seines Willens im Ernste Andern überläßt! Das ist schon nicht mehr naturalistische Tragödie: das ist die — Tragödie des Naturalismus selber.

In der „Familie Selicke" der Freunde Holz und Schlaf die gleiche Versimpelung natürlicher Innigkeit zu geflissentlicher Weichlichkeit, blos noch weinerlicher und langweiliger, weil eben noch vertüftelter und ohne den Schwung des Temperaments, der aus Hauptmann doch trotz dieses lendenschwachen Stiles hier und da herausbricht. Und, bedeutsam genug, auch in der „Familie Selicke" wieder die Willkür der Schlußentscheidung: wenn die brave Mäntelnäherin dem Pfäfflein in sein lauschiges Dorfhäuschen folgte, es würde ebenso gut als Tüpfelchen aufs i passen wie das Tüpfelchen Entsagungsthräne, in die benamstes Traktätlein sanft verträufelt. Dieselbe einheitslose Möglichkeit! — Grade diese beiden spürsinnigen Künstler, die ja auch ästhetisch über alles Mögliche gegrübelt haben, sollten sich doch unter Anderm auch einmal

die ernste Frage stellen, durch welche Eigenschaften denn ihr Arbeitsmaterial, das Wort, von dem der andern Künste so sonderbar verschieden ist, und daraus die unumgänglichen Folgerungen für die notwendigste Eigenschaft jedes wirklich stilgerechten, d. h. allen natürlichen Bedingungen entsprechenden, poetischen Stiles ziehen. Das dürfte in der That fruchtbarer sein, als auf Entdeckungsreisen nach dem großen unbekannten Kunst-X auszuziehen. Das Wort, an sich sowohl wie in seinen Beziehungen, ist eben nicht blos sinnlich specialisierend, sondern zugleich begrifflich abstrahierend. Beides muß also der dichtende Künstler gleichermaßen berücksichtigen für den Stil seines Werkes, d. h. er darf die individuell zuständlichen Ausdrucksmittel nicht auf Kosten der typisch entwickelnden ins Breite treiben, oder umgekehrt; sonst wird er eben oberflächlich oder redselig, und wenn er noch so saubre Arbeit liefert. Wir zucken heut die Achseln über jene bürgerlichen Alltagsdichter, die vor 100 Jahren auf den Brettern herrschten und die sogar ein Goethe lächelnd lobte, — bis es ihm zu bunt oder vielmehr zu mausegrau wurde und er sie, mit Schiller im Bunde, aus dem Tempel warf. Freilich, Künstlerisches haben ja die Alltagsdichter unsrer Tage Allerlei dazugelernt und selbst gefördert; aber ob man über ihren dichterischen, lebensschöpferischen Wert einst sehr viel anders denken wird als über Iffland und Gefolge, scheint mir manchmal doch recht zweifelhaft. Hat doch Mutter Mode dieser Litteratenfamilie in Ernst v. Wolzogen sogar schon ihren Benedix geboren. Und den Schauspielern gilt auch heute noch Iffland als ein großer „Bühnendichter"; denn auch er liebte es, die „praktische Ausgestaltung seines Willens" nach Möglichkeit dem Schauspieler zu überlassen.

Aber Eines wird, trotz aller Parentheſenwinke des Verfassers, selbst im günstigsten Falle der Schauspieler nie erzeugen können: den Glauben an die Notwendigkeit der Handlung. Das ist so selbstverständlich und andrerseits beruht jede echt dramatische Wirkung so ingründig auf diesem Glauben des Zuschauers, daß der Künstler nunmehr dazu gedrängt wird, sich an Stelle der eigenpersönlichen Entwickelung, die er durch jene Kunstsprache nicht erschöpfend versinnlichen kann, nach einem andern Hilfsmittel der Verglaublichung des Zusammenhanges umzuthun. Und so wird er denn, ganz abgesehen von allen übrigen Einflüssen unsrer Gegenwart, auch noch durch jenen formalen Sonderstil verleitet, die innerliche Verknüpfung der Eigenschaften und Handlungen hinter dem „wissenschaftlichen Gesetz" zu wittern, die natürliche Einheit durch die dogmatische Einheit zu ersetzen, wie das vorhin des Näheren erörtert wurde. Aber wohin kommen wir damit?! Was soll uns die feinste Mosaikarbeit treffendster Einzelzüge, wenn wir doch überall die Spältchen und Risse sehen, wo sie zusammengeleimt sind, überall das Schema sehen, nach dem die Stiftchen und Pasten gefügt sind! Ist etwa der

Formalismus nüchterner Berechnung erſtrebenswerter als der ſchönlicher Gaukelei? Iſt denn die Haut ſchon der Leib, und iſt der Leib der Menſch, und iſt der Menſch ſein Leben, und iſt ſein Leben ſeine Zeit?! Wollt denn ihr Dichter blos noch das Staunen erleſener Kenner erregen, wollt ihr nicht mehr überwältigen! Was ſoll dieſe Nachäffung der Wirklichkeit, wenn ihr doch ſpürt, daß ſie an ſich nichts ſagt, wenn die abſtrakten Vermutungen der Wiſſenſchaft zu konkret perſönlichen Schickſalsgeſetzen aufgebauſcht werden müſſen! Iſt eine ſolche Scheindienerei in der Kunſt etwas Anderes, als wenn die Wiſſenſchaft ſelbſt, in mißverſtandener Übertrumpfung der induktiven Methode, verzichtend auf jede Intuition umfaſſender Geiſter, zurückkehren wollte zur Kurioſitätenſammelei vergangener Jahrhunderte! — Und je vollendeter dieſe Technik des Außenſcheins wird, umſo mehr verkümmert der Eindruck lebendigen Weſens. Bei den dramatiſchen Filigrankunſtſtückchen der Firma Holz & Schlaf will ich mich nicht weiter aufhalten; für dieſe Künſtler ſcheint ſogar die Zeichnung perſönlicher Eigenart ſchon ein überwundener Standpunkt zu ſein. Außer der gut ſkizzierten Rahmenfigur des Ollen Kopelke iſt in ihren dramatiſchen Genrebildchen kein einziger Menſch auf ſein eigentümliches Weſen hin angeſchaut; Dutzendeigenſchaften ohne eine Spur typiſcher Verdichtung oder individueller Miſchung und Steigerung ziehen an uns vorbei wie ein Schlagſchattenſpiel auf der Wand. Indeſſen auch im „Friedensfeſt“ die üblen Wirkungen dieſer maskenhaften Schreibart! Man verſuche nur einmal, ſich einige Zeit nach dem Genuß des Stückes deſſen Hauptperſonen in eine neue Lebenslage hineinzudenken, ſich vorzuſtellen, wie ſie darin „handeln“ würden. Ja Gott, es geht nicht, beim beſten Willen nicht! höchſtens Robert mit ſeiner eingefleiſchten Ekelmeierei. Und ſelbſt Anna Mahr in den „Einſamen Menſchen“ überläßt uns noch demſelben Zweifel. Weil eben nirgends gehandelt wird, weil Alle nur ſtimmungsvoll „vor ſich gehen“ — zum Teufel gehen, die Waſchlappenſeelen! Ja, man kann in der That ungeduldig werden, wenn man zuſehen muß, wie ein Dichter ſeine Kraft in „konſequenter“ Schrullenjägerei marode hetzt und zwei Künſtler wie die beiden „Konſequenteſten“ ſich zu Künſtelern zerfitzeln.

Und endlich das Höchſte! — Wenn die neue Schreibart ſchon verſagt, wo es gilt, das Weſen der Einzelnen ganz ans Licht zu holen: woher ſoll ihr dann die Macht kommen, Das in Geſtalten umzuſetzen, was im Volke gährt und reift, was im Leben ſelbſt noch nach Geſtaltung ringt, was aus der Sprache des Lebens kaum als Ahnung aufwärts taucht! Oder will der Dichter zu den Nachteulen kriechen, nun die Völker ſich erheben, eine neue Morgenröte zu begrüßen? Fühlt er ſich nicht mehr berufen, im Vorkampf der Entwickelung zu ſchreiten? hellen Auges, wo die Vielen noch taſtend tappen? kühnen Mundes zu verkünden, was ihn erſt in

Wahrheit zum Beobachter der Zeit, zum Seher macht? — Was soll uns all die Fragezeichendichterei, was die Gedankenstriche am Schlusse dieser Stücke! Merkt denn vor Allen Hauptmann nicht, wie wenig Wert und Eindruck darin steckt, ja wie wenig das zu seinem Eignen Wesen stimmt, nachdem er selbst doch endlich glücklich versucht hatte, grade über Ibsens Fragezeichen-Problematik hinweg zu kommen und die dramatischen Vorgänge wieder auf ihren selbständigen Wert hin zu behandeln! —

Also: Verdichtung und Steigerung der Wirklichkeit, auch was die Form angeht! sonst kommen wir zu nichts. Kunst und Natur sind eben nicht Eines in dem oberflächlichen Sinn der Nachahmung des Außenscheins, der bloßen Wiedergabe sinnlicher Eindrücke. Und wenn über der Bühnenhöhle, in der Hauptmanns Sonne aufging, mit goldenen Buchstaben Lessings Spruch prangt „Kunst und Natur sei Eines nur", so fehlt leider nichts als die Hauptsache an diesem verkrüppelten Citat, nämlich das erklärende Kolon und die beiden folgenden Zeilen, in denen Lessing verlangt, daß Kunst sich in Natur verwandle, d. h. selbsteigene Natur werde, so eins in sich und wahr in sich wie die all-eine Natur und darum auch eins mit der Allnatur; erst dann habe „Natur mit Kunst gehandelt", d. h. erst dann habe die Natur des Künstlers sich wahrhaft künstlerisch entäußert. Und wenn Lessing — teils weil auch ihm noch die Nachwehen der Renaissance in den Gliedern lagen, besonders aber wohl deshalb, weil er den Franzosen ihre Verballhornung der Antike grade an der Hand der Antike vor Augen führen wollte — wenn Lessing sich in den schulberühmten Stücken der „Dramaturgie" bemüht, die aristotelischen Paragraphen von der Naturnachahmung durch ebenso willkürliche wie scharfsinnige Deutungen zu retten, so dürfen wir uns heute wohl getrost gestehen, daß er in der Regel da vorbei gehauen hat, wo er sein ästhetisches Genie noch nicht vom Gängelband der Alten losgeschnitten hatte. Es ist endlich an der Zeit, diese scholastischen Postulate außer Kurs zu setzen. Nicht „Nachahmung" der „Natur" ist es, was den Schein der Wirklichkeit am Kunstwerk erzeugt, sondern lediglich Anpassung der Erfindungs- und Einbildungskraft an die natürlichen Zusammenhänge, soweit wir diese in den Erscheinungen erkannt und erfaßt haben; darum werden auch wohl kaum zwei Menschen zu finden sein, die sich vollkommen einig wären über den „realistischen" Maßstab. Aber diese Anpassung an die Mechanik der Erscheinungen ist noch nicht die Kunst als Ganzes. Denn das künstlerische Schaffen ist, wie jede andre menschliche Produktion, Umwertung von Rohstoffen, nicht bloße Wiedergabe, Ausbreitung des rohen Stoffes selber; und der Rohstoff des Künstlers ist eben die Welt der Erscheinungen im Spiegel seiner Sinne. Und einen solchen „coin de nature vu à travers un tempérament" — um Zolas

Kunſtdefinition auf ihren beſcheidenen Wert zurückzuführen — ein ſolches Stück Rohſtoff in feſte Formen umzuwerten unter dem Prägeſtock einer zielgläubigen Entwickelungsanſchauung: Das erſt entſcheidet über die höchſte dichteriſche und künſtleriſche Bedeutung eines Werkes, über ſeine Unvergänglichkeit.

Und darum Krieg von nun an dieſen Stimmungsſtudien „nach der Natur", wenn ſie ſich als fertige Kunſtwerke ausgeben; ſo nützlich ſie auch waren, den Heuchlern und Gauklern das Handwerk zu legen. Wollt denn ihr Dichter im Nützlichen ſtecken bleiben, ſelber zu Handwerkern werden? Wozu gab euch die Natur die Kraft, Menſchen zu formen, wenn ihr ſelbſt euch die Hände binden wollt mit einer Form der Unkraft! Sollen wir denn immerfort im Seichten fiſchen? So fahrt doch hinaus auf den See Genezareth, und ihr werdet ſehen: auch dieſe Netze zerreißen! —

Ja! ich predige jetzt. Aber das wollt' ich auch! Krieg! — — Freilich, in einſamen Nächten, wenn der Gedanke ein Scherflein gilt und das Gemüt Millionen verſchenkt, wenn ich mit heißen Augen über die Dächer Berlins ſehe und die tauſend Spitzen und Zacken der dunklen Stadt auf in die funkelnde Ewigkeit weiſen, wenn ich ein ſchmelzendes Erz bin unter dem glühenden Odem der unerforſchlichen Inbrunſt: ja dann lieb' ich euch alle, möcht' ich euch alle umarmen, helft ihr doch alle das Unkraut jäten, den Acker lockern, drin ſie ſprießen, die purpurnen Traumblumen, die flammengelben Ähren der Zukunft! Aber die Zukunft beginnt ſchon! mit jedem Tag, mit jedem Augenblick beginnt ſie und — iſt da, wenn ihr ſie bringt! — Auf, laßt uns wieder Menſchen machen! neue treibende! ein Bild, das uns gleich ſei! uns, den Schaffenden! Propheten der Sonne, was ſäumt ihr?! —

Der Erziehungswert der Muſik.

Von Dr. Heinrich Pudor.

(Dresden.)

„Die Wiſſenſchaft iſt nicht Selbſtzweck, ſondern ſie dient religiöſen und ſittlichen Aufgaben des Lebens." Dieſen gewaltigen Satz las ich in den „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts"; Hugo Göring, der würdige Nachfolger Fröbels und Herausgeber der „Neuen deutſchen Schule", hatte ihn ausgeſprochen. Er übte auf mich eine große An-

ziehungskraft aus, denn ich hatte meinerseits selbst mich davon überzeugt, daß die Wissenschaft zwar gute Theorieen zu Stande gebracht, aber auf das Leben, auf die Fortentwickelung und Weiterentwickelung des Menschengeschlechtes keinen Einfluß oder gar einen schädlichen Einfluß ausgeübt hatte.

Ein Professor der Archäologie konnte beispielsweise tagtäglich der Beschäftigung mit den edelsten griechischen Geistern und deren Erzeugnissen obliegen, ohne jemals auf den Gedanken zu kommen, diese Kenntnis auf das Leben anzuwenden, selbst so edel zu werden, und seinen Mitmenschen diesen Adel zu weisen. Es fehlte, kurz gesagt, die Anwendung der Wissenschaft auf das Leben und auf die sittlichen Aufgaben des Lebens. Man hatte es vergessen, daß die Sittlichkeit ausschlaggebend im menschlichen Leben, wie in der menschlichen Kultur ist.

Tolstoj hält die Wissenschaft für ein Übel, und will sie aufgehoben wissen. Er hat vollkommen Recht, wenn er nur an die bestehende Wissenschaft denkt, die höchstens den Wert hat, die Wunden, die unsittlicher Lebenswandel schlägt, vernarben zu lassen.

Und ähnlich wie mit der Wissenschaft verhält es sich mit der Religion. Auch sie, die Sittlichkeitslehre, wurde nicht auf die Sittlichkeit angewendet. Sie wurde mehr und mehr theoretische Wissenschaft, um die sich der Privatmann nur dann kümmerte, wenn er sich trauen lassen mußte.

Ja, auf fast allen Gebieten war es so oder ähnlich, namentlich aber auf dem der Kunst. Auch die Kunst will Tolstoj verbannt wissen, aus dem Grunde, weil sie schädlich wirke. Und offenbar hat er Recht, was die heute bestehende Kunst oder die heutige Anwendung der Kunst betrifft. Denn die Kunst will heute nicht beruhigen, sondern erregen, nicht veredeln, sondern reizen, nicht sammeln, sondern zerstreuen, nicht läutern, sondern trüben; der Zusammenhang der Kunst mit der Sittlichkeit hat sich vollständig verflüchtigt; und daß die Kunst dazu berufen sei, zu veredeln, also sittlichen Zwecken zu dienen habe, glauben heute nur noch wenige.

Tolstoj schrieb eine Kreuzersonate. Tolstoj sah und erkannte, wie die Musik heute die Menschen nur reizt, verwirrt, erregt, aufregt, also verdirbt, nicht verbessert; deshalb hielt er auch die Musik vom Übel. Ein junger talentvoller und temperamentvoller Musiker spielt ein groß angelegtes feurig empfundenes Tonstück mit ungezügelter Leidenschaft; auch der Frau, mit der er es spielt, sinken die Zügel aus den Händen, und der Ehemann, der daneben steht, sieht, wie hier die Musik — verdorben hat.

Aber ob Tolstoj, dem immer vorgeworfen wird, daß er zu weit gehe, hier nicht zu einem Fehlschluß gekommen ist? Ist es die Musik, die hier verdorben hat, oder nur die Behandlung der Musik? Eine Kreuzersonate, welche darauf ausgeht, ein kaum zu zügelndes Herz dennoch zu

zügeln, ist sittlich, wie jede Musik, welche Fehler bessern, Auswüchse mildern will. Gewiß hat Tolstoj Recht, wenn er meint, daß alle Musik, welche ungezügelte Leidenschaft, welche ein von der Unruhe zerfressenes Inneres, welche die Begierde nach allerlei Reizen und Genüssen zum Ausdruck bringt, vom Übel ist. Aber er vergißt, daß ebenso alle Musik, welche gezügelte Leidenschaft, welche ein im Frieden ruhendes Inneres, welche das Streben nach dem Guten und Reinen, welche den Kampf des Menschen gegen die Mächte der Finsternis darstellt, von Nutzen ist.

Was spricht die Musik aus? Gefühle und Empfindungen. Müssen alle Gefühle und Empfindungen unedel sein und muß deshalb jede Musik unedel sein? Oder ist die Musik edel oder unedel, in ebensoweit, als die Gefühle und Empfindungen, welche sie ausspricht, edel oder unedel sind?

Offenbar hat die letztere Ansicht Recht. Aber das Gute hat der Tolstojsche Rigorismus auch hierin, daß er uns klar macht, wie Kunst von Sittlichkeit nicht zu trennen ist. Und darin auch zum Teil liegt der Wert der Kreuzersonate, daß sie darthut, wie vollends Musik und Sittlichkeit nicht zu trennen ist.

Schopenhauer nennt die Musik die Darstellung des Willens. Ich nenne sie die Sprache der Seele. Ein Anderer nennt sie Gefühlsausdruck. Aber es ist damit nicht genug. Nicht nur Gefühle und Empfindungen, nicht nur Herz und Seele, nicht nur der Wille des Menschen kündet sich in der Musik — nein, die ganze Gesinnung des Menschen spricht sich in der Musik aus.

Gesinnung kommt von Sinnen. Das Ergebnis des Sinnens und Trachtens eines Menschen nennt man Gesinnung. Gesinnung deckt sich also ziemlich mit dem undeutschen Wort Charakter.

Diese Gesinnung nun macht den ganzen Wert des Menschen aus. Es kommt durchaus nicht allein auf die Handlungen an; wenn ein Reicher einem Bettler ein Almosen giebt, so ist diese Handlung nicht an und für sich gut; wenn der Reiche diese Handlung gethan hat, nur um nicht mehr belästigt zu werden, so ist sie eigennützig und tadelnswert; wenn er sie aber gethan hat in dem Gedanken, dem Armen eine Wohlthat zu erweisen, so ist sie lobenswert. Also weniger auf die Handlung, als auf die Gesinnung, von welcher die Handlung begleitet ist, kommt es an: Die Gesinnung erst macht den Menschen.

Diese Gesinnung wird aus dem innersten Menschen heraus geboren, sie ist von dem ganzen Menschen nicht zu trennen, sie setzt sich zusammen aus dem Denken, Fühlen und Empfinden, aus dem Sinnen und Trachten, aus allen Triebfedern des menschlichen Handelns. Sie hat ihren Platz in der Seele des Menschen. Sie wird abgeurteilt durch das Gewissen. Sie

wird geleitet durch das Herz und durch die Vernunft. Sie ist also das beste Abbild des ganzen inneren Menschen.

Ein anderes und nicht schlechteres Abbild des inneren Menschen ist der Gesang. Auch er zieht das innerste Fühlen und Empfinden, Sinnen und Trachten ans Licht. Auch er kündet die Seele. Auch er ist unterthan dem Gewissen; auch er ist von dem ganzen Menschen nicht zu trennen.

Ja, wenn wir vom Menschen dasjenige nehmen, was seinen Wert bestimmt, also seine Gesinnung, und nach etwas suchen, was dieser Gesinnung deutlichster und klarster Ausdruck sei, so kommen wir zum Gesang. Ohne daß er es will, kündet der Mensch im Gesang sein innerstes Sinnen und Trachten.

Darum nenne ich die Musik einen Gesinnungsspiegel. Er spiegelt den inneren Menschen wieder, sei dieser Mensch nun Beethoven oder Mendelssohn.

Und damit gewinnen wir einen Maßstab zur Beurteilung der Musik. Wenn die Musik ein Abbild der Gesinnung des Menschen ist, auf die Gesinnung aber Alles ankommt, so werden wir die Musik höher oder niedriger stellen, je nachdem sie eine höhere oder niedrigere Gesinnung ausspricht. Beethoven werden wir über Mozart, Schubert über Mendelssohn stellen.

Aber eine noch andere Folgerung können wir ziehen. Wenn die Musik Gesinnungsspiegel ist, die Gesinnung aber den Wert des Menschen ausmacht, so kann ja die Musik zu dem besten Mittel werden, den Wert des Menschen zu erhöhen oder zu erniedrigen. Denn diejenige Musik, welche eine edle Gesinnung ausspricht, wird natürlich diese edle Gesinnung in das Innere desjenigen Menschen verpflanzen, der sie hört, schon aus dem Grunde, weil keine Macht der Erde einen gleich tiefgehenden und nachhaltenden Einfluß auf das Innere des Menschen ausübt als die Musik. Dadurch erlangt die Musik einen gewaltigen Erziehungswert, der ihr in der neuesten Zeit aller Orten abgesprochen worden ist.

Luther war wohl der Einzige, der diesen Erziehungswert erkannte. Er nannte die Musik „eine Zuchtmeisterin, die die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger macht." Er schrieb: „Dieselbige Bewegung des Gemütes im Zaume zu halten und zu regieren, sage ich, ist nichts kräftiger denn die Musik." Ja, er schrieb sogar in ähnlicher Weise, als es die alten Griechen gethan haben: „Denn nichts auf Erden kräftiger ist, die Traurigen fröhlich, die Verzagten herzhaft zu machen, die Hoffährtigen zur Demut zu reizen, die hitzige und übermäßige Liebe zu stillen und zu dämpfen, den Neid und Haß zu mindern, und wer kann alle Bewegung des menschlichen Herzens, welche die Leute regieren und entweder zu Tugend oder zu Laster reizen und treiben, erzählen?" [1])

[1]) Gedanken von der Musica. Aus dem Jahre 1538.

Luther suchte ja auch den Erziehungswert der Musik seinen Ideen nutzbar zu machen, indem er den Gemeindegesang schuf oder doch neu belebte, ausbildete und entwickelte.

Es fragt sich nun, ob es in unseren Tagen, da die Frage nach Neugestaltung des Erziehungswesens eine so laute ist, nicht auch an der Zeit ist, der Musik die ihr gebührende Stelle in der Erziehung anzuweisen, ähnlich derjenigen, welche sie im alten Griechenland eingenommen hat.

Freilich müssen wir vordem dahin gelangen, daß wir die Musik überhaupt nach der Gesinnung, welche sie ausspricht, beurteilen, daß wir sie als Gesinnungsspiegel ansehen. Dahin aber ist noch ein weiter Weg. Denn heute verstehen wir unter guter Musik solche, welche Effekt macht (Meyerbeer), welche einen schönen Ohrenschmaus bereitet (Rossini), welche die Sinne kitzelt (Chopin), welche reizt und erregt (Wagner); oder auch solche, welche die Formen beherrscht (Reinecke), theoretische Probleme löst (Rheinberger), oder mit kontrapunktischen Schwierigkeiten wie mit Puppen spielt (Rass). Das heißt, die Musik ist uns entweder Genußmittel oder Mathematik, niemals oder selten aber Seelenspiegel oder Gesinnungsspiegel.

Welche Musik erzieht denn heute unsere deutschen Jünglinge auf? Wenn sie sich mit Tonleitern ermüdet haben, müssen sie Czerny'sche Etuden spielen, die musikwidrigsten Notenanhäufungen, die es giebt, und nach dem irgend ein modernes Salonstück, dessen Gesinnungswert durchaus negativ ist, oder im besseren Falle eine Clementi'sche Sonatine, deren Gesinnungswert gleich Null ist.

Und hier ist es nun wirklich nicht so schwer, den Weg zu zeigen, der zur Besserung führt. Denn einen sehr großen Teil der Schuld hat unser modernes Klavier auf dem Gewissen, das mit seiner Tonbereitschaft jegliches Gefühl für Tonerzeugung und Tonschönheit unterdrückt hat. Ja, dem Klavier ist mit Fug und Recht die Hauptsache der Schuld an der Verflachung der Musik beizumessen. Hätten wir nur Gesangsmusik gehabt, so wäre es wohl schwerer gewesen, es dem Menschen anzugewöhnen, daß er auch dann musiziert, wenn er gar keine Lust hat, zu musizieren. Aber das Schlechte, was man bei dem Klaviere zur Verfügung hatte, die schon erwähnte Tonbereitschaft, und daher die Möglichkeit, mit den schon gegebenen Tönen zu spielen, und seine Ehre nicht in der möglichst schönen Erzeugung des Tones, als vielmehr in der möglichst raffinierten Ausbeutung der Töne zu suchen, machte man sich auch bei dem Gesange zu Gute: aus der Seelensprache ward ein Tonspiel, aus dem Gesinnungsspiegel ward eine Effekthascherei.

So konnte es nicht Wunder nehmen, daß man den Zusammenhang von Kunst und Moral, von Musik und Gesinnung mehr und mehr vergaß und daß man das Musik und Seele verbindende Band mitten entzwei schnitt.

Wenn wir aber erst dahin gelangt sind, daß wir die Musik nach ihrem Gesinnungswert beurteilen, dann werden wir der Musik auch eine höhere Stelle in der Erziehung anweisen müssen. Sie wird, wie die Wissenschaft und Kunst, dem Menschentume, nämlich der Gesinnung und der Sittlichkeit des Menschen zu dienen haben. Solche Musik, welche Leichtsinn, Frivolität, Banalität, Stumpfsinn, zum Ausdruck bringt, wird verdammt, solche, welche Seelenadel ausspricht, ausgewählt werden. Heftigen, jähzornig angelegten Menschen, wird ruhige, friedvolle Musik, in sich verschlossenen, zu wenig aus sich herausgehenden Menschen werden heitere, aufmunternde, lebhafte Weisen zum Heile gereichen. Das zu lebhafte Wesen wird die Musik stillen; das zu stille Wesen wird sie beleben. Gedämpftes Wesen wird sie wecken, aufbrausendes Wesen wird sie dämpfen. Die guten Anlagen wird sie hervorziehen, die schlechten unterdrücken; sie wird mit einem Wort erziehen und veredeln.

Beethoven wird alsdann eine erste Stelle einnehmen, denn der Gesinnungswert der Beethoven'schen Musik ist ein unermeßlicher. Diese Musik kündet eine tiefe und eine reine Seele. Sie spricht von einem Menschen, der sein wild auflohendes Herzensfeuer immer und immer zu dämpfen sich bestrebte.

Chopin wird alsdann sittenpolizeilich verboten werden; denn dorten, wo man eiserne Charaktere erziehen will, wird man Waschlappen nicht brauchen können.

Nach diesen Rücksichten wird man die ganze Musik durchsickern lassen durch den Filter der Gesinnung, und ich fürchte, es wird nicht allzwiel sickern.

Aber es wird doch immer genug bleiben. Zumal den Deutschen, denen die Musik im Blute liegt, die die herrlichste Musik geschaffen haben, wird genug bleiben. Für die Deutschen wird auch die Musik stets den höchsten Erziehungswert haben. Denn der Deutsche hat dickes, schwerflüssiges Blut und im Zusammenhange hiermit ist auch sein Empfindungsleben ein zu sehr sich verinnerlichendes, ein zu wenig sich entäußerndes. Dieses gleichsam festsitzende, dabei aber doch so tiefe Empfindungsleben kann die Musik in die richtigen Bahnen lenken und das Widerspiel von Aufnehmen und Ausgeben regeln.

Man muß nur immer im Auge behalten, daß alle Musik Nachahmung des Gesanges ist, daß aber der Gesang aus der Seele kommt und mithin die Seele erleichtert und befreit. Freilich muß das, was erleichtert werden soll, vorher beschwert gewesen sein; die deutschen Seelen aber gerade sind es, die schwer und tief, satt und voll sind, sodaß es ihnen gut thut, wenn sie erleichtert werden, wenn im Gesange sich Freiheit kürt das schwerbedrängte Herz.

Und der Gesang ist eine der gesündesten Thätigkeiten des Menschen, die es giebt, ja vielleicht die gesündeste, aus dem Grunde nämlich, weil in ihm Seele und Körper auf gleiche Weise ihr Genüge finden. Die Seele ist beschwert von einem reichen Empfindungsleben; sie sucht sich dessen zu entledigen, dies aber geschieht, indem der Körper im Gesange ausatmet die Last der Seele. Hierbei erweitert sich die Brust, hierbei dehnen sich die Lungen, hierbei erhalten alle Organe Platz und Raum, und herrlich bricht sich Bahn in freier Luft des Menschen Ton.

Kann man nun noch zweifeln an dem Erziehungswert der Musik? Kann man nun noch zweifeln, daß sie nicht nur das Empfindungsleben regelt, nicht nur dem Körper förderlich ist, nein, daß sie vor allem zwischen Leib und Seele jene schöne Harmonie erreichen helfe, welche das Ideal des griechischen Menschentumes war, und dasjenige der deutschen Kunst ist?

Ja, wahrlich, als Gesinnungsspiegel und als Seelenspiegel soll die Musik das Ihre helfen zur Erziehung des Menschen, des deutschen Menschen. —

Berliner Theater.

Von Hugo Grothe.

(Berlin.)

Otto Vischer „Schlimme Saat", Oskar Blumenthal „Heute und Gestern", Guy de Maupassant „Musotte", Gerhart Hauptmann, „College Crampton", Ernst von Wildenbruch „Das heilige Lachen".

Wie das Getreide, der Wein und die Politik, so ist auch heuer die dramatische Produktion in Berlin geringwertig und mager ausgefallen. Aufregende Meinungsdebatten und Spektakelszenen, wie die verflossene Ära der „Freien Bühnen", hat die diesjährige Saison nicht aufzuweisen.

Handwerksmache, senile Impotenz, pfadfinderisches geniales Brückenschlagen, hohle Phantasterei, dies die markanten Züge der oben genannten fünf neuen Stücke, die uns in Berlin anno 92 beschert wurden.

Die „Schlimme Saat" ist wie Wildenbruchs „Haubenlerche", Fuldas „Verlorenes Paradies" eine der Arbeiten, die unter dem unmittelbaren Einfluß der siegreich eingeschlagenen realistischen Kunstrichtung entstanden sind. Die „Schlimme Saat" wäre ohne Sudermanns „Ehre" wohl ungeschrieben geblieben. Geschickter konnten die neuen und ergreifenden Momente jenes Dramas, das Milieu des Hinterhauses und die dort sich abspielenden Familienkonflikte kaum benutzt werden wie von dem Schauspieler Herrn Otto Vischer.

Die größenwahnsinnigen Irrlehren und die verfehlte Erziehungsmethode einer eitlen unverständigen Mutter aus der niederen bürgerlichen Sphäre bilden die schlimme

Saat, welche das Rad der Tragödie in Bewegung setzt. Den Sohn will die verblendete Mutter zum großen Künstler machen und der Tochter zur Carrière verhelfen, indem sie dieselbe an einen reichen Fabrikanten zu verkuppeln sucht. Man sieht, das zu Grunde liegende Motiv hat eine soziale Perspektive, deren dichterische Erfassung nicht von Unwert ist.

Das Stück birgt äußerst wirksame Szenen, so die Verfluchung der Mutter von Seiten der in geistiges und leibliches Elend verfallenen Kinder, Szenen, denen man tieferes poetisches Empfinden nicht abstreiten kann. Freilich der Schlußakt mit seinen stark gepfefferten Effekten hebt das Drama gänzlich aus dem Rahmen eines intimeren Seelengemäldes. Hier erkennt man, daß ein Bühnenroutinier den handelnden Personen Theaterblut einfiltriert, daß diese Menschen Nervenstränge besitzen, die mit denen der Mutter Natur nichts gemein haben. Nichtsdestoweniger wird die „Schlimme Saat", im Berliner Theater durch vorzügliche darstellende Kräfte, insbesondere durch die Damen Antonie Baumeister und Nuscha Butze getragen, zu einem Repertoirestück ersten Ranges werden.

Auch Blumenthal ist von der Kraft der realistischen Richtung ein wenig gepackt. Er hat aufgehört witzig zu sein — vielleicht weil ihm allmählich der Esprit ausgeht — und ist in „Heute und Gestern" recht ernst geworden. Das behandelte Thema „Kann ein Weib einen begangenen Treubruch durch reuige Besserung und tugendhaften Wandel sühnen?" ist durchaus nicht neu. Marco Praga in „Ehrbare Mädchen", Eduard Brandes in „Ein Besuch", Hans Hopfen in „Helga" haben diesen Punkt je in verschiedener Form und mit verschiedener Lösung behandelt. Die Blumenthalsche Version zeichnet sich dadurch aus, daß sie unnatürlicher ist wie alle übrigen auf ähnlicher Frage basierenden Dramen.

Schon der Ausgangspunkt der Verwicklung, der Fehltritt der Frau, ist uns aus ihrer Natur sehr wenig klar gelegt und noch dazu höchst ungeschickt geschildert. Genaueres über die näheren Umstände des Fehltrittes erfahren wir nämlich nur in einer Erzählung des Ehegatten. Dieser jammert von einer furchtbar durchlebten Stunde, als er seine Frau plötzlich habe allein lassen müssen mit einem jungen Hausfreunde, für dessen Klavierspiel dieselbe kurz vorher, wie er selber gesehen und gefühlt, leidenschaftlich begeistert gewesen sei. Ein Mann, der seine Frau in einem solchen Moment im tête à tête mit einem gewandten Musikanten zurückläßt, ist eine Figur, bei dem ein paar aufgesetzte Hörner durchaus keine tragische Wirkung machen.

Noch komödiantenhafter giebt sich die Lösung des Problems. Der hausfreundliche Sünder verschwindet und die junge Gattin verbringt nun sieben Jahre in tugendsüßer Treue an der Seite des Gemahls. Eines Tages aber erscheint der Genosse ihrer Schuld plötzlich wieder auf der Bildfläche. Um der Entdeckung ihres Fehls zu entgehen, nimmt die arme Frau Gift. Abgesehen davon, daß ein Weib, das sieben Jahre lügen und heucheln kann, sicher im Stande ist, diese Rolle auch in Zukunft weiter zu spielen, liegen die realen Verhältnisse in „Heute und Gestern" derartig, daß eine einigermaßen vernünftige Frau dieselben auch ohne eine solche Katastrophe möchte lösen können.

Von Blumenthals „Heute und Gestern" zu Guy de Maupassant „Mussotte", das bedeutet einen Schritt von der Bühne ins wirkliche Leben.

„Musotte" ist kein Opus, das sich in die herkömmliche dramatische Schablone einpassen läßt. In „Musotte" haben wir ein Stück Menschenleben, ohne ängstliches Konstruieren mit kühnem Pinsel in einem gewaltigen Bilde hingeworfen. Ein eben vermählter junger Maler wird von der Hochzeitstafel hinweg zum Wochenbette seiner todkranken ehematigen Geliebten gerufen. Diese stirbt in seinen Armen und hinterläßt

ihm ein neugeborenes Weſen, ſein Kind, das ſie mit den letzten flehenden Worten der Liebe ſeiner jungen Gattin empfiehlt.

Die Szenerie im Zimmer der Hebamme, die Geſpräche zwiſchen Amme und Arzt, der Sterbekampf der armen Muſotte ſind Meiſterproben eines realiſtiſchen Interieurs. Nicht das äußerlich Nackte, nicht das Schmutzige, das ungeſchminkt Rohe allein wird von Maupaſſant modelliert, jede Farbe, jede Herzensregung nach der guten wie nach der ſchlechten Seite hin wird hier belauſcht und gedeutet. Wenn die Partie der Muſotte in den Händen einer berufenen Schauſpielerin liegt — Roſa Bertens im Reſidenztheater iſt eine ſolche — muß das Drama eine tiefgehende Erſchütterung hervorrufen. —

Wohl die merkwürdigſte Novität der letzten Monate war Hauptmanns „College Crampton“ im „Deutſchen Theater“. Rein konventionell in der Zuſammenſtellung der Luſtſpielchargen, unlogiſch in der Herbeiführung des Schlußaktes, reckt es doch ſeine Fühler in die Zukunft.

Die herzensgute reiche Kaufmannsfamilie Strähler, der gemütvolle Backfiſch, das biedere Faktotum Löffler mit ſeinem barſchen Humor, das ſind freilich Geſtalten, wie ſie ſeit Kotzebue und Benedix in hundert und aber hundert Luſtſpielen über die Bühne wimmeln. Und der in friedliche Harmonie zerfließende unpſychologiſche Schluß, der den verbummelten und verſoffenen Profeſſor Crampton nicht im Säuferwahnſinn vorführt, wie man konſequenterweiſe erwarten ſollte, ſondern den alten Sünder gerührt, Beſſerung und Umkehr geloben läßt, muß bei Hauptmann dem Naturaliſten erſt recht die höchſte Verwunderung erregen.

Aber mögen nun der Fehler ſein wie viele es wollen, der Hauptcharakter, dieſer Crampton, wetzt alle Scharten aus und hebt die Komödie über das Niveau der Durchſchnittsproduktion. In der Behandlung dieſer Figur liegt der Fingerweis, in welcher Art ſich das Deutſche Luſtſpiel zu lebensvoller Geſtaltung aufraffen kann. Vergleichen wir die wenigen guten Luſtſpielſchöpfungen, die wir Deutſchen beſitzen, ſo finden wir einen markanten Unterſchied. In „College Crampton“ iſt das pſychologiſche Moment zum erſten Male dem Luſtſpiel dienſtbar gemacht.

Unſere Zeit, welche jede menſchliche Nervenfaſer mit immer ſchärferer Lupe betrachten lernt, muß auch ins Luſtſpiel ihren verfeinerten Gehalt tragen. Auch im jeweiligen Seelenzuſtand, auch in der anormalen Konſtruktion der innerlichen Affekte kann ein tiefes komiſches Moment betont werden. Hauptmanns „College Crampton“ iſt in dieſer Beziehung in eine Linie zu ſtellen mit Molières „Tartuff“ und „Der eingebildete Kranke“.

Nun „Das heilige Lachen“ von Ernſt v. Wildenbruch.

Gewiß eine ſinnige Idee, eine Komödie zu ſchaffen, die den ewigen Sieg des jubilierenden Lachens über grauverſchleierte Wehmut und düſteren Grübelſinn verherrlicht. Gewiß, ſchmetterndes Lachen, das alle Unluſtatome, alle trüben ſchmerzſchwangeren Zuſtände vertreibt, thäte uns heute recht bis in die Seele wohl. Ob Wildenbruchs luſtſpielähnliche Phantaſterei ſolche reinigende Wirkung hat, möchten wir von ganzem Herzen bezweifeln.

Irgendwo im Ätherraum ſteht nach Wildenbruch eine „apotheca magna“. Alldort braut man alle angenehmen himmliſchen Säfte als wie Glaube, Liebe, Hoffnung u. ſ. w., notabene auch die Treue! Beſitzer dieſes göttlichen Brauhäuschens iſt „der große Apotheker“. Der Firmainhaber hat einen Proviſor mit Namen Optimus, dieſer unter ſich einen Oberheinzelmann, der die gewöhnliche Sklavendienſte thuenden Heinzelleute kommandiert. Man ſieht, auch da droben iſt alles nach der Hofrangordnung eingerichtet. Wenn der Proviſor kommt, werfen ſich die braven Zwerge in Ehrfurcht auf die Knee, erſcheint

aber der Herr Prinzipal, so sinken sie unter Lobgesang und Beweihräucherung vor unterthänigster Demut platt auf den Bauch.

Es existiert noch ein zweiter Provisor, „Pessimus" geheißen, ein griesgrämiger Mann von Vernunft und Urteil, der begreiflicherweise ob seiner Nörgelei in Ungnade gefallen ist. Dieser Neidhammel beschließt Rache an seinem bevorzugten Kollegen. Da jener den beiden Menschenkindern Animus und dessen Gattin Schönheit — Animus und die Schönheit haben mit göttlicher Beihilfe den heiligen Lachebengel gezeugt — als Taufgabe die Himmelstöpfe mit den süßen Schleckereien zur Erde niedertragen soll, gießt Pessimus seinen neu erfundenen Trank, den „Pessimismus" dazwischen. Die biederen Bewohner des Städtchens Terra werden durch den gefälschten Saft vergiftet, verjagen die Frau Bürgermeisterin Schönheit und setzen den Pessimus zu ihrem Herrn ein. Allein Pessimus wird bald vom Lachegott übertölpelt, von den betrogenen Schildbürgern schmählich vertrieben und zum ewigen Hohn in eine große Flasche gesperrt.

Jedem wird klar werden, daß die ganze Geschichte ein harmloses Kindertheater ist. Nirgends eine Spur von geistiger Tiefe, nirgends die mindeste Seelenanalyse. Überalt philiströser, serviler Gedankengang. Es fehlt nur noch, daß „der große Apotheker" eine Krone trägt und der Lachegott zum Prinzen gemacht wird.

O ja, ein Lachen, ein befreiendes donnerndes Lachen thut not. Wenn nur einer käme, ein moderner Aristophanes, der die Narren, die großen und die kleinen zum allgemeinen Gaudium nach der Peitsche springen ließe, daß alle Schellen klingeln und klappern.

Kritik.

Romane und Novellen.

Franz Wichmann, Volkstümliche Geschichten. Vier Erzählungen. Konstanz, W. Meck. — Je aufdringlicher bei uns die technisch-formalistische Hexenmeisterei — in Nachahmung französischer und anderer fremder Vormacher — sich geberdet, desto erfreulicher muten uns jene jüngeren Erzähler an, die in Stoff- und Ausdruckswahl sich der schlichten Überlieferung unserer Volkslitteratur nicht schämen. Allein diese Empfindung kann doch die kritischen Bedenken nicht beseitigen, die uns bei Betrachtung der volkstümlichen Geschichten von Wichmann aufsteigen. Volkstümlichkeit will auch ihre Fortentwicklung haben und nicht auf bequemer Alltäglichkeit, auf kalendergeschichtenmäßiger Gewöhnlichkeit hocken bleiben. Und Volkskunst, will sie recht geübt sein, setzt keinen geringeren Aufwand von poetischer Kraft und Sinn für feinere geistige Reize voraus, als etwa die Atelier- oder Salonkunst. Das Derbe und Handfeste, das Rohe und Blutige thut's nicht allein, wenn man sich das Volkstümliche zum Ziele nimmt. In solcher Dichtung erfordert die natürliche Einfalt erst recht die künstlerische Sorgfalt. Wichmann, der unstreitig das Zeug zu

einem tüchtigen Erzähler hat, machte sich diesmal die Arbeit zu leicht. Er ist seinem Talente und der Volksütteratur mehr schuldig als hausbackene Moritthaten!

M. G. C.

Ehegeschichten. Von Ernst Ziegler. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden. Preis 2 Mk. — Die unter dem nicht ganz zutreffenden Titel: „Ehegeschichten" gebotenen Erzählungen Ernst Zieglers entrollen zumeist erschütternde Bilder aus dem Familienleben jener Kreise, deren freudeloses Dasein zwischen schmerzlicher Erinnerung an eine düstere Vergangenheit und banger Sorge vor trüber Zukunft dahinfließt. Durch die Plastik der Zeichnung treten insbesondere die Frauengestalten recht lebendig vor das Auge. Das Herz erzittert, geschwellt von Mitgefühl und empfängt unverwischbare Eindrücke, welche rückwirkend auf das Denken den Leser zu wiederholter Lektüre des Buches nötigen. Der Autor bekundet außer dem fesselnden Erzähltalente genaue Kenntnis und mitfühlendes Verständnis der Tragik des Proletarierlebens in dessen verschiedenen Abstufungen. Seine Erzählungen sind daher geeignet, die altruistische Denkweise zu fördern und egoistischen Regungen vorzubeugen; aus diesem Grunde sind sie in unserer unglückseligen Zeit völliger Entfremdung zwischen hoch und nieder, arm und reich dem Lesepublikum aller Klassen dringendst zu empfehlen. Die „Ehegeschichten" werden insbesondere für diejenigen, welche die Bücher nicht deshalb lesen, um sie später gelesen zu haben, sondern um deren Inhalt bestimmend auf Gemüt und Willen einwirken zu lassen, von dauerndem Werte sein. J. G. St.

Todsünden. Von Hermann Heiberg. Berlin 1891. — In technischer Hinsicht ist dieser Roman ein neuer glänzender Beweis von der virtuosen Gewandtheit des berühmten Romanciers. Dagegen fühlt man sich versucht, die Wahl des Stoffes zu bedauern. Der Roman der Gegenwart soll nicht bloß die Phantasie durch glänzende Darstellung erregen, sondern in erster Linie die Gefühls- und Willensrichtung beeinflussen durch eindringende Erkenntnis hinsichtlich der sozialen Verhältnisse unserer Zeit, wie der psychophysischen Wurzeln der menschlichen Charaktere. Der adelige Held des Romans: Tankred von Brecken, erregt unser Interesse nicht. Wie er vom galanten Roué und Faulenzer zum Fälscher, Betrüger und Mörder wird, ist nebst allem andern so meisterhaft geschildert, daß selbst der nur durch die Brille der Kritik sehende Leser widerstandslos ergriffen wird und das ganze Buch in einem Zuge liest. Trotzdem wird mancher das Buch unbefriedigt wegiegen und wünschen, der große Meister der Darstellung möge für seine Feder einen würdigeren, ansprechenderen Gegenstand finden. J. G. St.

Georg Egestorff: „Die Sünde. Geschichte eines Offiziers." Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Nach landläufiger Namenseinreihung fiele diese Dichtung unter die Gattung des Romanes, — denn landläufigermaßen nennt man ja wohl jede größere Geschichte einen Roman. Es ist gut und beweist ebenso Erkenntnis wie Geschmack, daß Georg Egestorff diesen landläufigen Titelmißbrauch nicht getrieben hat. „Die Sünde" ist kein Roman. Der Lebensausschnitt, den diese Erzählung giebt, ist nicht umfassend genug dazu, auch fehlt es dieser an dem nötigen Reichtum der Geschehnisse einerseits und andererseits an genügend tiefer und völliger Seelenanalyse. Wir kommen überhaupt nicht recht mehr aus mit den alten Schubfächern „Roman", „Novelle" u. s. w., gerade wie die moderne Malerei es verbietet, mit den Unterscheidungsworten „Genre", „Historie" ꝛc. zu operieren. Bequem ist das ja, für den Kritiker nämlich, aber grausam für das Kritisierte, — ein gewaltsames Schnallen auf Prokrustesbetten.

„Die Sünde" ist, genau besehen, ein

erotisches Sozialstück im Rahmen eines Spezialsittenbildes. Geschildert wird das Liebesleben eines Offiziers mit einer Liedersängerin, stimmunggebend ist in der Hauptsache nur das Milieu des Offiziers. Diese kurze, nackte Inhaltsangabe suggeriert höchst wahrscheinlich folgendes Bild: der bekannte leichtsinnige Offizier mit einem „Verhältnis" zweifelhafter Gattung; viel Schmutz; viel Brutalität; sentimentale Beigaben, verstärkt durch eine tragische Schlußdosis. Aber die Suggestion ist falsch. Wir haben hier eine sehr ernsthafte, sehr exakte, sehr schlichte Wahrheitsdichtung (ich unterstreiche mit Bedeutung die letzten Silben), kein pseudorealistisches Moderagoût. Der Offizier, dessen Geschichte erzählt wird, ist kein Lieutenant aus den „Fliegenden Blättern", kein verdammter Schwerenöter, kein schnarrender Don Juan im bunten Rock, sondern ein wirklicher Schärpenedelmann, auf dessen „Schlachtensahne", um mit Liliencron zu reden, der auch so Einer ist, „in leuchtender Schrift das edelste Wort glänzt: Selbstzucht, das Wort, das Wermut säet und Rosen erntet; das Wort, das die ausgestreckten, heißverlangenden, Arme langsam sinken läßt: es muß sein, willst du dich vor dir selbst achten; das Wort, das die Stirn mit Schweiß bedeckt und sie trocknet wie ein kühlender Seewind am Julitag; das Wort, das uns nach härtesten Kämpfen in einen sturmstummen, warmsonnigen, felderbeglänzten, einsamen Herbstnachmittag stellt." —

Mit diesen Worten aus dem „Notturno" in Lilienerons „Gedichten" habe ich Wesen und Schicksal des Helden dieser Geschichte im Grunde gekennzeichnet und damit die Edelart dieser Geschichte selbst. Auch die Chantantsängerin, die Heldin, ist nicht nach der gebräuchlichen Schablone, sondern eine besondere, eigenlebendige Natur. Das gleiche gilt von allen übrigen Gestalten dieser Erzählung, das gleiche gilt von der Erzählung selbst. Nichts wird den unkünstlerischen Wünschen des verehrlichen großen Publikums geopfert, das nach Spannungen lechzt und gierig ist auf romantische Beizwürzen; das künstlerische Gewissen eines echt modernen Poeten, der nach allen Lebens Seele forscht und im Lebendigwahren das Poetische findet, ist das herrschend einzige Leitmotiv, daraus diese Geschichte wurde.

Es ist freilich eine von den alten Geschichten, die immer neu werden. Nicht die Heinesche von der ersten Besten und dem Jüngling, der dann übel dran ist, sondern eine schlimmere und — bessere. Nicht jeder nimmt sie so tragisch wie Richard von Harff und Dagmar Gjellrupp, und sie verlaufen zumeist im Sande, wenn nicht im Schlamm, — die ersten Pfadsucher im Gestrüpp des jungdeutschen Realismus haben das rücksichtslos gezeigt und haben sich damit in den Ruf von Schlemmern des Schmutzes gebracht, während sie doch nur Ausschlämmer der krassen Wirklichkeit waren —, aber es ist gut, daß wir in Georg Egestorff auch einen Wahrheitsdichter tragischer Ausnahmefälle begrüßen dürfen. Ich kann es freilich nicht leugnen, daß es mir ein wenig den Eindruck macht, als neige er etwas zu stark nach den noblen Ausnahmen, zumal was die Schilderung der Offizierskreise anlangt. Es wäre das wohl erklärlich, da sich hinter dem Decknamen Egestorff ein aktiver Generalstädler verbirgt, und es ist erklärlich, daß schreibende Offiziere (auch Liliencron verfällt in diesen Fehler) in der Reaktion gegen die geistlosen Verkarikierungen des deutschen Leutenants übers Ziel hinausschießen und hart in der Nähe eines dichterisch idealistischen Zuchtwahlproduktes anlangen, das denn doch in der Rangliste nicht den durchschnittlichen Typus bezeichnet. Indes, dieser Fehler erscheint nicht aufdringlich, künstlerisch ist er überhaupt nicht bemerkbar, höchstens als Unterlassungssünde. Ich meine: in der Schilderung jenes Provinzkovallerieoffizierskorps hätten auch ein paar kleine Schlagschatten nicht geschadet, an denen es in Wirklichkeit mut-

Digitized by Google

maßlich nicht fehlt. Aber in der Ökonomie dieſer Egeſtorffſchen Dichtung herrſcht überhaupt eine Neigung zu einer Ausleſe des Erfreulichen, was ja wohlthut nach jener Fülle von Unratausleſen, die wir lange genug vorgeſetzt erhielten. Vielleicht kommt ſpäter einmal die rechte Mitte. Da wir zum Glück jung ſind, können wir ja warten.

Wie das Fauſtgedicht iſt dieſe Geſchichte ein Drama männlichen Ringens, in welchem eingeſchloſſen eine Tragödie weiblicher Liebe liegt. Und auch hier beginnt das Ringen erſt recht, oder wenigſtens erſt recht nach neuen Zielen, nachdem die Tragödie vorüber iſt.

Richard von Harff, Premierlieutenant in einem Kavallerieregimente, das nahe bei Berlin in Garniſon liegt, hat ſich in Kopenhagen in eine Liederſängerin verliebt. Als dieſe nach Berlin kommt, wo ſie im „Wintergarten“ auftritt, wird aus der Verliebtheit Liebe. Eine echte, ganze, tiefe, herzaufwühleriſche Liebe, — meiſterhaft, dichteriſch ſchön und ſeeliſch wahr geſchildert. Dagmar verläßt die Chantant-Atmoſphäre und läßt ſich für die Oper ausbilden. In rückhaltsloſer Liebe gehört ſie ihm; ihre Liebe zu ihm iſt ihres Lebens, ihres Fühlens, ihres ganzen Seins einziger, ſelig banger Inhalt. Sie hat ihm ihr einziges gegeben, das ſie beſaß: „ihre Tugend und Scham, — ihr Höchſtes“. Dieſe Worte ſind aus einem Nietzſcheeitat, das mit den Worten ſchließt: „eine ſchwermütige Geſchichte“, und dem zweiten Buche dieſer Erzählung vorangedruckt iſt, der Dagmar-Tragödie. Dies aber iſt der Tragödie Inhalt: Der große Rauſch, den die Natur vor die Liebe geſetzt hat, der blind und wolkengängeriſch macht, ſelig gedankenlos, verfliegt, und nun beginnen die Faktoren des Gegenſatzes: die Unterſchiede der Stellung, der Erziehung, des Geſchmackes ihr zerſtöreriſches Werk, — aus ihnen ſticht die böſe Blume des Mißtrauens herauf, die Liebevergifterin. In pſychologiſch feinſter Führung erwachſen da aus der Seele des Helden, ihm unbewußt, die Begebniſſe. Er fühlt ſchmerzlich, wie es kalt in ihm wird, wie der Rauſch verfliegt und die Nüchternheit mit Zweifeln ſiegt, aber ein vornehmes Pflichtgefühl wird gerade dadurch wach. Kein frohes freilich, — ein drückender Zwang. Aber hinter dieſem Zwangsgefühle angeborener Pflichtſtrenge, die ihm gebietet, „die Sünde“ gut zu machen, d. h. diejenige zu heiraten, die ihm ihr alles gegeben, lauert die böſe Hoffnung: vielleicht war dies alles nicht ganz alles, vielleicht war es nur ein Reſt? Und er ſtürzt zu ihr mit wilden, beleidigenden Fragen. Sie aber ſchweigt. Nicht, weil ſie zu verſchweigen hat, ſondern weil dieſe Frage tiefſte Beleidigung für ſie iſt. Und nun ſpielt der Zufall ihm einen Trumpf in die Hand, der ihn ſchmerzt, der aber doch, ſo glaubt er im nagenden Schmerze vermeintlicher Gewißheit, ihm Erlöſung bringt von einer Pflicht, die ihm nun nicht mehr Pflicht dünkt. Ihr aber, da ſie ſeine Liebe verloren, iſt das Leben vorbei. Sie geht in den Tod. Im Sattel zu einem Rennen empfängt er eine Depeſche, die ihm das Unglück andeutet. Mit dieſer Depeſche in der Taſche macht er, willenlos von dem Pferd getragen, das Rennen mit und ſtürzt. Eine Gehirnerſchütterung raubt ihm monatelang das Bewußtſein; geneſen überſtürzt ihn erſt die Kunde des Geſchehenen und wirft ihn in ein langes Nervenfieber. Das letzte Buch zeigt den gebrochenen Mann, bis ihn der Gedanke der Sühne durch die Arbeit wieder frei und lebensluſtig macht. Er quittiert den Dienſt, giebt ſein Vermögen an einen Seelenarzt zur Unterſtützung geiſteskranker Frauen und geht als Beamter einer Geſellſchaft nach Kleinaſien.

Der Schluß klingt idealiſtiſch im alten, böſen Sinne Aber er iſt es nicht. Doch im Sinne eines neuen Idealismus iſt er es, im Sinne jenes Idealismus, der nicht bloß etymologiſch von Idee = Gedanke herkommt. Ich kann die ſchöne Gedanken-

reihe nicht hierher ſetzen, aus welcher er entſpringt, ich kann nur noch eines ſagen: Wer des Spruches lebt: „res severa verum gaudium“, der möge dieſes Buch leſen, dieſe Dichtung, welche wahr und ſchön, realiſtiſch und idealiſtiſch in einem iſt.

O. J. Bierbaum.

Lyrik.

Felix Dörmann: „Neurotica“. (Dresden-Leipzig, E. Pierſon).

Übergangsmenſchen! Das iſt die Kunſt, der ich das Schlagwort „phyſiologiſche Lyrik“ angehängt. Ein Empfindungsleben, das zerſpellt und aus dem Zuſammenhang geriſſen, alſo nur noch der Reſonanzboden für Senſationen iſt, giſchtet in ſchaumig leichenblaſſen, durchſichtigen Blütenſträußen, wie aufgequirltes Waſſer aus Felſenritzen, durch jede morſche Stelle und Lücke des Organismus. Urſprünglich war eine gewaltige Stärke des Wollens da — oder wenn das nicht: ſo hätte die Empfindensfähigkeit in einem ſoliden Körper ein gewaltiges Wollen, ein klar geleitetes, logiſch geregeltes Wollen erzeugt (— man gedenke daran, daß die Willenshandlung nur ein übergeleiteter ſenſoriſcher Reiz auf motoriſcher Bahn, wie Dr. Münſterberg nachgewieſen hat —). Und ein eigenartiger Altruismus — im Sinne Nietzſches — der mit dem Wollen naturgemäß zu ungezügelter Menſchſucht ſich würde verbinden; ein Altruismus, alſo: ein Kohäſionsbedürfnis, das der Dörmannſchen Organiſation gemäß ſich als hochgradige Geſchlechtlichkeit ausdrückt. Natürlich ſtellt es das ideale Liebesmoment dar, da es ja einem allgemeinen Zuſammenhangsbedürfnis entſtammt.

Dieſe Wollenskraft (mit Bedacht gehe ich den Worten Willenskraft u. a. W. aus Wegen, da ſie einen „Willen“ als komplettes, metaphyſiſches „Vermögen“ andeuten) und dieſer Altruismus ſind nun unter die Bedingniſſe einer zerſplitterten Nervoſität geſtellt. Will ſagen — man mißverſtehe das nicht —: die Veranlagung der Nerven auf dieſe zwei Reaktionsweiſen wurde von einer Veränderung des Nervenchemismus in Mitleidenſchaft gezogen, ſo daß Modifikationen des Wollens, des Altruismus durch das Mikroſkop des Bewußtſeins, durch die Empfindensfähigkeit nämlich, geſehen werden.

Aus dem Wollen wurde eine äußerſt plaſtiſche Empfänglichkeit für „Senſationen“ (Stimmungsexperimente). Und wie denn die motoriſchen, das ſind Wollensfunktionen, immer die innere und äußere Technik des Kunſtwerks bedingen, geht hier die Entladung in „ſenſationaler Lyrik“ vor ſich, oder wie ich ſie gemünzt habe („Moderne Rundſchau“ IX.) in „phyſiologiſcher Lyrik“; das habe ich oben ſchon behauptet. Wie nun, formalhaft, dieſe Sache zu denken ſei, daß die Wollenskraft ſich zerſpellen kann in entſprechend gierige Senſationsempfänglichkeit: es muß in den Ganglienknoten etwas vor ſich gegangen ſein, denke ich mir, ſo daß die ſenſoriſch-motoriſche Überleitung geändert wurde; vielleicht der Kontext mit der Gehirnenergie iſt gelockert, infolge deſſen an Stelle der Überleitung, die Willen zeugt, ein geregeltes, „normales“, „geſundes“ Wollen — die Reflexzeugung des Stimmungs-Wollens getreten, auf der ja die intimſten Vorgänge der künſtleriſchen Produktion beruhen, die pſychophyſiſchen „Entladungen“. Wie auch immer — Thatſache bleibt die Zerſplitterung einer gewaltigen Wollenskraft in intenſive Gier nach Stimmungen (Senſationen); Thatſache — ſoweit man mir eine Kauſalreihe will als „Thatſache“ laſſen gelten, da ihr ja, in der That, mehr oder weniger ſtets die „Ausdeutung“, „Auffaſſung“ Geburtshilfe leiſten muß.

Wie ſich der Altruismus ins Geſchlechtliche differenzierte, ſagte ich. Natürlich: Wollenskraft, Altruismus, das ſind keine phyſiologiſchen Werte, das ſind Dinge, ſchon durch das Bewußtſein geſehen, ſchon „pſychologiſch“ ausgedeutet (— ich muß erſt einmal wieder an meine

Digitized by Google

psychophysische Grundperspektive erinnern, die ich in der Fußnote „Gesellschaft" 1891 VIII S. 1080 formuliert! —). Jedoch am lebenden Menschen kann die intimste Forschung kaum tiefer gehen. Wir leben nun einmal das Leben der Perspektiven, Wertungen, Ausdeutungen, meinetwegen das Leben der Lüge, wie man es fanatisch schimpfen dürfte.

Daß die Funktionen des Seelen-Nervenlebens nicht in isolierten Strängen laufen — selbstverständlich: homogenes summiert sich, heterogenes modifiziert sich (durch Division und Multiplikation, bildlich geredet), wobei oft genug Indifferenz der Nervenstände gegen einander sich darstellt: — das ist der Stimmungsschemismus, Bahrs „Dialektik der Gefühle". So auch laufen die Fäden in Dörmanns Empfindungsleben zusammen zu einem Sensualismus der Geschlechtlichkeit. Und der ist der Grundakkord der „Neurotica", den hätte ich nun endlich deutlich angeschlagen: er kehrt in mannichfachen Variationen wieder und wieder, eine tolle Symphonie, schrill-jauchzende Schärfe der Klangmalerei. Zumal ein Zug der Psychotechnik, der sich auffällig zeigt, drückt ihn aus: es geht eine Gewaltsamkeit durch die Gedichte, durch die Bilder und Vergleiche besonders. Dieselbe phantastische Überwältigung bei aller nervösen Schmiegsamkeit konstatierte ich an Walloths Lyrik (vgl. meine Schrift „Wilhelm Walloth" Abschnitt 3). Dort auch legte ich sie als Prinzip des Idealismus fest, gegen die Schmiegsamkeit als Prinzip der Moderne. Im einzelnen Falle, besonders bei so charakteristischer Mischung der Prinzipien, muß man allerdings auf einen individualpsychologischen Grund zurückgehen: bei Dörmann die unbändige Willenskraft, die in der Psychotechnik zur Sammlung gekommen. Ganz bedeutsam nämlich scheint: unter welchen allgemeinen Verhältnissen diese Brennpunktkraft auftritt. Ich finde, daß die Höhe der Sexualempfindung sie wirkt. Und so ist die Sache geklärt: Die Willenskraft, im Durst nach Sensationen zersplellt, hat eine Mischung mit dem potenzierten Kohäsionsbedürfnis eingegangen zu raffinierter Geschlechtlichkeit. Wenn ihr nun Erfüllung wird, wenn der nervöse Trieb befriedigt ist, tritt eine momentane Zusammenfassung der Energie auf, ein Augenblick völlig unverletzter, völlig hergestellter Kraft, und wieder entlädt sie sich, wie oben angedeutet, am stärksten in technischen Zügen. Auch eine psychische Ausgestaltung, die also zunächst nicht künstlerisch darf gewertet werden, giebt sich das: oft in denselben Gedichten nachzuweisen, wie die technische Überwältigung, immer aber in psychoökonomisch gleichwertigen findet sich der Mut zur Sünde, eine verzweifelte Energie der Sünde, ebenfalls deutlich eine Zentration der Willenspotenzen, die schon im Krankhaft-Überreizten ihrer Tendenz die fauligen Spuren der unheilbaren Zersplitterung zeigt.

Aus der gewöhnlichen Zerfallenheit gestaltet sich diese gewissermaßen moralische Anlage des Willens in einer gebrochenen, halbtönigen Reue von katholisch-nervöser Inbrunst und Brunst, deren in psychoökonomischer Hinsicht bedeutsamste Funktion scheinbar eine intensive Schmerzenswollust ist.

Für den nervösen, sozialpsychischen Prozeß, den ich durch die „Neurotica" dokumentiert sehe, ist das Phänomen des „zweiten Gesichtes" beweisend, das weniger ausgestaltet in den Gedichten erscheint, vielmehr als Thatsache ausgesprochen wird. Eine Bemerkung in Schopenhauers „Satz vom Grunde" hat mich auf einen gangbaren Weg zur Erklärung des „zweiten Gesichtes" gebracht, nachdem ich, unfähig die Sache gedanklich zu bewältigen, das Auskunftsmittel künstlerischer Darstellung ergriffen (in meinem Roman „Das zweite Gesicht"). Wenn die nervöse Funktion des sogenannten „Verstandes" nicht mehr zur Motivationsregelung des Willens ausreicht, der Mensch mithin willensunfrei wird (— ich sehe nämlich, wo ich hinsehe,

„Willensfreiheit“ und „Willensunfreiheit“ in einem pſychologiſch bedingten Sinne —), wenn das Stimmungswollen, ein reflexartiger Vorgang eintritt (vgl. oben) wird die Wahlfähigkeit — irgend eine nervöſe Funktion, die mit andern als „Verſtand“ zu Bewußtſein kommt — ungebunden und ihre Regſamkeit verunmöglicht. Der Trieb, der unläugbar (aber zunächſt unbegreiflicherweiſe) einen Stich ins Kritiſche, Sondernde hat — weshalb er als Wahlfähigkeit kann fungieren — ſaugt ſich, bei der großen Stabilität des Trieblebens begreiflich, an anderen Funktionen feſt, übt ſeine Kritik hier in Verſtandesform, geht aber immer gleichzeitig neben den lebendigen Verſtandes- und Stimmungsmomenten her; ſo daß der Menſch in jeder und jeder Lage neben ſeinem „intereſſierten“ Handeln ein Überlegenheitsgefühl behält, das aber durchaus keinen Willenseinfluß ausübt. Sehr raſch, ſehr begreiflich ſchlägt es unter einer beängſtigenden Schauſpielerei Spott und Hohn ein, und — wir haben das „railler lui — même“: der Grundzug ſcheint mir, der modernen Jugend, (der ſo biologiſch-phyſiologiſch erklärt wäre. Denn man bedenke nur, auf welcher Stufe der Nervoſität unſere Generation biologiſch genötigt im Allgemeinen ſteht und addiere die umgebenden Zuſtände!) Das nenne ich „zweites Geſicht“, Ausdruck eines Zerſetzungsprozeſſes, der allerdings nur periodiſch zu ſein braucht, das „Übergangsfieber“. (Wie es bei Dörmann offenbar der Fall.)

In Dörmanns Lyrik hat das „zweite Geſicht“, mit der logiſchen Verſtandesarbeit gepaart, eine beſondere Funktion, die nicht mit dem oben bloßgelegten pſychotechniſchen Zug der Überwältigung in Bild, Vergleich u. ſ. w. darf verwechſelt werden: ebenfalls eine Gewaltſamkeit, Phantaſtik, ja Gedanklichkeit dieſer ſeelentechniſchen Requiſiten. Ich habe gelegentlich ſchon angedeutet, daß die lyriſche Intenſität der Stimmungen und die Reflexionsthätigkeit, welche durch Aufdecken irgend einer ſynthetiſchen Beziehung, gleichſam die Lunte, das Lyriſche zur Entladung bringt, daß dieſe zwei Kräfte in einer ungeraden Proportionalität ſtehen. In Dörmanns Gedichten gerade ſteht oft genug die Funktion der Reflexion in einem unkünſtleriſch hohen Verhältnis zur Stimmungenſumme. Und an Stellen, da die Gedanklichkeit zurücktritt, folgt aus der Thätigkeit des zweiten Geſichtes ein Überlegenheitsgefühl, das ſich als Idealismus, Romantizismus der Seelentechnik im obbeſagten Sinne lyriſch darſtellt, jedoch von gewißgradiger Nüchternheit.

In meiner Wallothſchrift habe ich, S. 29, geformelt, was Aufgabe der modernen Kritik am lyriſchen Kunſtwerk mir zu ſein ſcheint, „Aufdeckung des individuell-organiſchen Einheitprinzipes für Form und Inhalt der Lyrik“: „Die phyſiologiſche und pſychiſche Technik, alſo die Form in ihren zwei Geſtalten, habe ich auf das Körperliche des Schöpfers zurückgeführt. Hier iſt ebenſo der Inhalt auf die pſychophyſiſchen Empfindensquatitäten zurückgebracht.“ Ich bin nun den umgekehrten Weg gegangen; zuerſt konſtruierte ich den Inhalt pſychophyſiſch nach, die Eigenzüge der Pſychotechnik ſind abgethan. Das Grenzgebiet der pſychiſchen und phyſiologiſchen Technik, zugleich der inneren und äußeren, die Rhythmik hätte ich vor der phyſiologiſchen zu erledigen. Daß ich auf die äußere Technik nicht beſonders eingehe: — die ſcheint mir aus ſozialen Geſichtspunkten zu verſtehen zu ſein; die am individuellen Falle zeigen, würde die Sache in ungünſtiges Licht ſetzen.

Man thut gut, Verſtändnis der Rhythmik zu erlangen, wenn man zunächſt die freirhythmiſchen Schöpfungen einer Perſönlichkeit unterſucht. — Was ich bei Arent auffällig feſtſtellte: Schwertönigkeit der Streckzeiler bei häufiger Anwendung der Form, fand ich auch hier. Nicht daß dem Schaffen Dörmanns die innere Muſik fehlte: die ſtrengeren Maße ſind oft von entzückendem Wohllaut. Das Versgewand ſcheint bei ihm reine Form zu ſein, ohne die ſchaffende Notwendigkeit

aus dem Inhalt, die ihr gegeben kann werden. Sie dient der künſtleriſchen Suggeſtion, und die erſtrebt Dörmann offenbar weniger, zumal die Stimmung der Gedichte in eine Situation von ſuggeſtiver Gewalt geworfen zu ſein pflegt. So hatte er in der Schöpfung keinen Drang nach weiteren Verſtärkungen, ſo konnte ſich die ganze Plaſtik der Stimmung in dem Syſtem realer Reize ausleben, welches ihre Entladung hervorgerufen (— ſo muß man die „Situation" des Gedichtes genau beſtimmen —). Ganz beſonders haben in der That die freimetriſchen Lyrika einen feſten Bildkern, einen epiſchen Zug: die feſten Maße entladen häufig reine Stimmung („Senſation") im Spiel der angeregten Aſſociationen, (— welche, ausgedrückt durch phyſiologiſche Beſonderheiten des Empfindensſyſtems, den größten Teil der „poetiſchen Freiheiten" als „Metapher", „Metronymie", „Tropus" in der Redeweiſe der Alten bilden. Davon alſo nachher! —). Der Cyklus „Satanella" und einige andere Streckzeiler zeugen dagegen einen ganz eigentümlichen Reflex — den mir auch Arentſche freie Rhythmen unter gleichen Bedingungen wieſen. —: Sie ſind ſcheinbar von *differenziertestem Klang* und doch ſorgfältig beſehen, von rhythmiſcher Schwerfälligkeit. Aber — und das beweiſt mir den Wert meiner Erklärungsvermutung — nur Gedichte von wildeſter, faſt frierender Glut des Bildes, nur höchſte Extaſen wirken dieſe Täuſchung: die ſuggeſtive Gewalt iſt ſo ſtark, daß ſie eine optiſche Täuſchung ſelbſt für die Form bewirken kann:

Satanella III.

Blaugrünes Ampellicht
Flutet in vollen Strömen,
Wie zitternder Weihrauchdampf,
Wie phosphorſchimmernde Mondesgloriole
Um Dein weit zurückgebogenes,
Geiſterhaft herrliches Haupt;
Schreckhaft leuchten
Aus dem mattgetönten Antlitz
Deiner Augen
Bräunlich violette Ringe.
Düſter gloſend wie Granaten
Wühlen und drängen und bohren ſich
Deine gewaltigen bannenden
Flammenſterne
Tief hinein ins Herz meines Herzens . . .
Nein, ich kann nicht,
Kann nicht widerſtehen
Dieſem wortlos-heißen Wollen,
Dieſer liebesirren Bitte —
Nimm mich hin!

Der Zauber dieſes Gedichtes liegt alſo ſchon in den *phyſiologiſchen Werten*. Sie, wie ich oben angedeutet, nach alter Nomenclatur, „die poetiſchen Licenzen" ſind Ausdruck einer ſehr einfachen Thatſache: Stimmung bedeutet die Stabiliſierung von Aſſociationen, die durch nervmolekulare Vorgänge geſchieht, eine Summation der Nervenſtände findet ſtatt, bis ſie im Stande ſind, das Aſſociationsleben zu wecken. Daher das, was der Volksmund „verträumt ſein" nennt: der natürliche Hang zum Aſſociieren, wenn Einer „in Stimmung iſt". Daher der köſtliche Reiz der einfachen Diktion v. Liliencrons: ſie regt durch ihre Bemerkungen und Klammern nach allen Seiten aſſociativ an. Die gelockerten Aſſociationen bedingen die Farben, Klänge, Reize, aus denen die Geſamtentladung ſich miſcht. Gerade die ganz entzückenden Halblichter, Wortlockerungen, Blicke und Augenblicke, die nur zwiſchen den Worten durchhuſchen, ſind ihr Werk. Nach ihnen aber vor allem ſteckt ſich der ganze Vorrat der Stimmungsbegriffe, Plaſtizitätsprinzipien ab, die dem Künſtler in der jeweiligen Schöpfung zu Gebote ſtehen: demnach ſind, wie beſagt, die „dichteriſchen Freiheiten" ihre Funktion. Auf ihre Akkorde ſind demnächſt die Nerven abgeſtimmt, alle Empfindungen tönen ſie alſo ab. Alle die phyſiologiſchen Züge der Lyrik drücken nur ihren Wert aus. Ich habe in meiner Schrift „*Wilh. Wailoth*" (S. 15—23) an deſſen Lyrik dieſe Verhältniſſe ganz eingehend dargelegt; die „poetiſchen Licenzen" in ihrem pſychoökonomiſchen Sinne verſtanden — wohl zum erſten Male iſt dort der Verſuch dazu gemacht. Auch aus den „Neuroticа" will

ich einige Schlaglichter auf das Problem richten.

Eine Beschränkung ist solchen Untersuchungen natürlich: die physiologischen Züge auf ihren associativen Wert zurückzuführen, ist der außenstehenden Kritik unmöglich, nur die produktive Selbstbeobachtung kann den feststellen. Das Experiment kann nicht weitergehen als dahin: die „poetischen Licenzen" auf ihren physiologischen Ausdruck bringen. (Auch die Versuche in meinem Wallothbuch sind dahin beschränkt.)

Zur Sache also: Ein sehr richtiger Zug, da und dort. Wie der naive, perspektivische Genuß einer „Seelenthatsache" in raffiniertes Experiment mit der nervösen Sensation differenziert ist, so seziert und dämpft das Empfindungsleben die deutlich schwingungshaften Eindrücke, sekretiert das wesentlich Psychische, die Bewußtseinszuthat, also am Ton den lebendigen Klangcharakter, nur das Schwingungsskelett bleibt. (Auch Wallolhs Lyrik zeigt diesen müden Prozeß.)

Die Seelentechnik wies die gebrochenen Lichter des Willenslebens in eigensinnigen Komplexen der Vergewaltigung, in der veraltet-vergleichshaften (— verallet also aus biologischen Gründen! —) Weise: Lebenskomplexe in Lebenselemente umzusetzen (— die moderne Formel: Lebenskomplexe in Lebenselemente umzusetzen: Bilder in Farben u. s. w. verwandt dem zuerst behandelten physiologischen Zug der Dörmannschen Lyrik). Genau dasselbe in verkleinertem Maßstade findet die Physiologie der Gedichte. Die Nüance, der Wortklang, das einzelne Wort will oft eine posenhafte Vergewaltigung. Und hierhin vielleicht, in diesem psychotechnischen und physiologischen Moment, liegt Dörmanns Schauspielertrieb (auch das „zweite Gesicht" funktioniert in diesem Sinne!!) der Schauspielertrieb, den ich einmal („Gesellschaft" 1891, S. 550) als Mitbedingung des lyrischen Kunstwerks nannte.

Auffällig ist das Empfindensniveau in den „Neurotica" auf mattglänzende, sardenzarte Durchsichtigkeit und alle verwandten Effekte gestellt. In dieser Thatsache wirken eine ganze Reihe Funktionen ineinander. Trägheit, Langsamkeit, Müde der psychophysischen Thätigkeit, die aus diesem Empfindensprinzip spricht, giebt auch den allgemeinen Ausdruck der rhythmischen Schwertönigkeit. Das „zweite Gesicht" mit seiner quasi abstrakten, abstrahierenden Tendenz scheint vorzugsweise — aber nicht stets! — verlangsamtem Gesamtwechsel parallel zu gehen. Die sensationale Verdampfung der lebendigen Schwingungseindrücke auf das Schwingungsskelett entspricht dem deutlich. Daß diese physiologischen, rein innernervischen Dinge, denen kein centraler Einfluß einwirkt, an die cerebralnervösen Vorgänge des — man fühlt sich zu sagen „rein psychischen" Lebens, des Wollensledens, ihre Gangfäden nicht geklammert, ist auch kein „Wunder". Die Trennung zwischen Seele und Körper nämlich hat ihren Thatsachenausdruck. Sie entspricht einer Verschiedenheit zwischen nervösmechanischen und central modifizierten Vorgängen, ungefähr. (Das Problem der Willensfreiheit präsentiert beide Arten, wie ich oben habe angedeutet.)

Genug damit über die Physiologie der Dörmannschen Lyrik. Nur eine sehr, sehr spezialisierende Arbeit kann hier noch tiefer streben, eine Arbeit vor allem, die mit offenen Karten, das ist mit fleißigen Citalen auftritt. Ich hatte meine heimlichen Gründe, davon abzustehen.

Und so habe ich den Ring geschlossen, der das Problem eines Lyrikers ist. Unter der Hand wurde aus meiner kritischen Studie eine Phänomenologie überhaupt des modernen Übergangsmenschen nach gewissen Seiten hin. Dörmann verkörpert einen Extremfall dieses Typus. — Fühlfäden und Leitungskanäle netzen sich über mancherlei Problematisches hin, woraus man denn diese Arbeit begreifen und entschuldigen mag. Aber gerade in der Lockung der

„Neurotica“ zu sozialpsychologischen Analysen sehe ich, bei allem Periodenhaft-Flüchtigen, Überreizt-Gefährlichen dieses Werkes seinen eminenten Wert. Man mache sich klar, die Not erheischt es: die „Neurotica“ sind ein soziales Symptom. G. Ludwigs.

Litteraturgeschichte.

Die Moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen. V.: Freiherr Detlev v. Liliencron von Otto Julius Bierbaum. Mit v. Liliencrons Porträt. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Das ist eine Kritik, wie sie sein soll, echt moderne Kritik! Kein gedankenloses Nachplappern kalter Schablonen — Objektivität nennt's die wissenschaftliche Sprache — auch kein sorgsames psychologisches Gegrübel .. nein, diese Kritik ist nichts, als die naive Reaktion gegen all das Schöne und Entzückende und Herzerquickende der Liliencronschen Poesie. Bierbaum jubelt einfach seine Eindrücke, die er von Liliencron empfangen, heraus — das ist seine ganze Kritik, die in ihrer Einfachheit und Herzinnigkeit wahrhaft labt, entzückt. Aber nicht der Kritiker allein redet, auch der Dichter. Und das giebt der Biographie — ich möchte sagen —: einen so rosigen Schmelz. B. betrachtet nicht nur, nüchtern, grübelnd .. er fühlt auch nach, dichtet nach. Er will nur genießen, schwelgen in dem üppigen Reichtum dieser Naturpoesie. Ein Jauchzen schallt durch das Büchlein, ein ausgelassenes Jubeln über all die gesehene Schönheit ... Und hierin bildet er den schroffsten Gegensatz zu G. Ludwigs, dem genialen Verfasser der Walloth-Biographie. Der will nur analysieren, betrachtend die Seele herausschneiden aus dem Kunstwerk mit ganz neuen Apparaten und Experimenten. Gedanklich steht so Ludwigs' Arbeit hoch über der Bierbaums .. aber trotzdem wird letztere viel mehr Freunde finden — und hoffentlich darunter auch Liliencron selber. Und dieser kann stolz sein auf seinen Biographen — und ich will diesem dankbar sein, denn selten noch hat mich eine Kritik so ergötzt und erfrischt und erheitert, wie diese in ihrer jugendlichen Vorurteilslosigkeit und Gefühlsschönheit. Und was ich eben unter kalten Schauern schmerzlich-sehnend misse, das weht erquickend durch das ganze Buch: Frühlingsluft, reine blütenduftige Frühlingsluft ..

Zum Schluß einige Bemerkungen über das Bild Liliencrons. Seither kannte ich das alte nur, worauf L. in Uniform abgebildet. Ich muß gestehen, daß mir das neue, das L. in bürgerlicher Tracht schlicht, einfach darstellt, bei weitem mehr zusagt. Auch die Einzelausführung ist prägnanter. — Aber was mich am meisten an dem Porträt fesselte, das mich gar nicht loslassen wollte und mich immer und immer wieder hinzog, — das waren die Augen, diese seltsam-schönen, träumerischen und doch energiefesten Augen. Aus ihnen funkelt die ganze Individualität Liliencrons, in ihnen träumt seine ganze Poesie. Ein träumerisches Gemisch von aufjubelnder Lust und kaltem Schmerz, von thatfrohem Wollen und todmüder Resignation ... ! Und auch dieser Zwiespalt um den Mund: ein halbes Lächeln, ein halber Schmerz — — aber aus allem leuchtet die tiefe, ausspähende Sehnsucht .. Wonach? — Nach dem Tod? Nach dem Frühling? Wer weiß es! ... Ludwig Sturm.

Don José Echegaray, der Verfasser des „Galeoto“; von Dr. A. Zacher. Berlin, Sallisscher Verlag (Joh. G. Sallis). 176 S. — Seit Fastenraths viel beachteten Veröffentlichungen über Echegaray in „Nord und Süd“ ist über den „zweiten Calderon“ in Deutschland nichts geschrieben worden, was ein derartiges Interesse beanspruchen dürfte, wie Dr. Zachers Buch, das uns heute vorliegt. Der Verfasser giebt zunächst die Übersetzung einer schwedischen Studie, welche Professor Hugo von Feilitzen geschrieben hatte, und knüpft hieran eine überaus fesselnde Besprechung des „Galeoto“

und seiner Geschichte in Deutschland, sowie der späteren Dramen Echegarays. — Da uns die Einleitung keinen Aufschluß darüber giebt, in welchem Umfange sich Zachers Buch an Feilitzens Studie anschließt, indem sich der allzu bescheidene Autor in seiner Vorrede mit der Bemerkung begnügt: „Wie schon aus dem Titel hervorgeht, bringen wir die Übersetzung und Erweiterung einer Studie, welche den im Jahre 1887 zu Stockholm verstorbenen Professor Hugo von Feilitzen zum Verfasser hat" — haben wir es für notwendig erachtet, Feilitzens schwedische Originalarbeit einzusehen. Da sich aus ihr ergiebt, daß sich Dr. Zachers Buch nur in den ersten 90 Seiten an den schwedischen Text anschließt, wäre es richtiger gewesen, wenn der angeführte Passus der Vorrede, welche offenbar ursprünglich für eine Übersetzung der Studie allein geschrieben worden war, abgeändert worden wäre.

Was das Buch selbst anbelangt, so bietet es soviel des Anregenden, daß wohl kein Leser bereuen wird, es zur Hand genommen zu haben. Wir werden zunächst in das eigenartige Milieu eingeführt, das einen Echegaray erklärlich und verständlich macht. Der Verfasser versucht zu zeigen, wie die neue spanische Richtung ursprünglich aus der Romantik hervorgegangen ist, deren idealistische Anschauungen sie bewahrt, obgleich sie das moderne Leben zum Gegenstande ihrer Darstellung nimmt. Wir werden von den Anschauungen unterrichtet, die dem Spanier eigentümlich sind, von seinen eigenartigen Ideen über weibliche Ehre, Mannesehre, Religiosität, von den Konflikten, die sich aus diesen Auffassungen ergeben, und von der pessimistischen Grundanschauung der spanischen Kunst und Litteratur. Nachdem der Verfasser eine eingehende Schilderung der heutigen spanischen Dramatik geliefert hat, giebt er eine fesselnde Darstellung von Echegarays Lebensgang, die sich fast wie ein Roman liest, und geht hierauf zur Besprechung der Dramen des überaus fruchtbaren Dichters über, deren Inhalt er erzählt und deren Bedeutung er kritisch darlegt.

Wir müssen es dem Leser überlassen, diesen Teil des Werkes zu würdigen, und möchten nur noch kurz bei Zachers wichtiger Besprechung des „Galeoto" verweilen.

Bekanntlich hat dieses Drama Echegarays auch in Deutschland großes Aufsehen erregt und den viel besprochenen litterarischen Streit Lindau-Grawein hervorgerufen. Zacher behandelt diesen Streit mit großer Ausführlichkeit und wir müssen gestehen, daß uns der Autor mit seinen Darlegungen zu fesseln weiß. Ist es schon ein ungewöhnliches Faktum an sich, daß sich ein hervorragender Jurist, als welcher Professor Grawein in Czernowitz bekannt ist, der Aufgabe unterzieht, ein Thesenstück auf seinen ethischen Gehalt zu prüfen, so wird die Sache in diesem Falle doppelt ungewöhnlich, weil Professor Grawein Lindaus Bearbeitung des „Galeoto" in der „Vossischen Zeitung", sowie in der „Münchener Allgemeinen Ztg." mit großer Heftigkeit angegriffen und nichts mehr und nichts weniger behauptet hatte, als daß Lindau das ganze Stück mißverstanden habe. Denn: „anstatt daß der deutsche (Lindau'sche) „Galeoto" zeigt, daß der Bruch der guten Sitte mit dem moralischen Fall und mit dem Tode bezahlt wird, ist bei ihm nur geschildert, wie die böse Welt zwei Unschuldige schließlich soweit bringt, daß sie aus Verzweiflung schuldig werden."

Kurz — Grawein appellierte von dem Lindau'schen „Galeoto" (für welchen übrigens kein Geringerer als Fastenrath eingetreten war) an den echten Echegaray'schen „Galeoto", und man durfte wohl erwarten, daß der Czernowitzer Professor Alles aufbieten werde, um dem deutschen Publikum den echten Echegaray vorzuführen.

Statt dessen erschien im Jahre 1889 die vielbesprochene Bearbeitung Graweins, welche ähnliche Mängel aufwies, wie sie Grawein an der Lindau'schen Übersetzung gerügt hatte.

Jedenfalls hatte Grawein durch dieses

Vorgehen das Recht verwirkt, gegen Lindaus Arbeit zu Felde zu ziehen. Die Einzelheiten dieser litterarischen Fehde bieten viel des Interessanten, das wir hier übergehen müssen. Im Anschluß an dieselbe wirft Dr. Zacher die Frage auf, ob ein Übersetzer das Recht habe, das Werk eines fremden Dichters umzugestalten, oder ob er verpflichtet sei, sich einer sklavisch getreuen Wiedergabe zu befleißigen. Er selbst erkennt dem Übersetzer das Recht zu, „dem Geschmack seines Publikums Rechnung tragend, das fremde Dichterwerk in unserem Sinne umschaffend von Neuem zu dichten", um den höheren Zweck zu erreichen, daß der Dichter dem ihm fremden Volk bekannt gemacht werde!

Auf diesen Pfaden können wir dem verdienstvollen Autor nicht folgen. Wo ist die Grenze für das Erlaubte? Wessen Geschmack entscheidet über berechtigte und unberechtigte Abweichungen von dem Originaltexte? Nein. Vor allem gebe man uns eine wörtliche Übersetzung und überlasse es dem Dichter sich selbst seinen Weg zu bahnen.

Jedenfalls ist Dr. Zachers Buch eine sehr beachtenswerte Leistung, welche unser volles Interesse verdient und welche keinen Leser unbefriedigt lassen wird. Wir wünschen ihm besten Erfolg. —gst.

Vermischte Schriften.

George Kennan, Sibirien! Deutsch von E. Kirchner. 3. (Schluß-) Band. (Berlin, Siegfried Cronbach. 1892.) 4. Auflage. — Zu den beiden ersten Bänden Kennanscher Aufsätze über das Deportationsland des russischen Despotismus gesellt sich jetzt ein dritter, mit welchem die deutsche Ausgabe des allgemein verdientes Aufsehen erregenden Werkes zum Abschluß kommt. Der Wert dieses dritten Bandes, dessen Übertragung übrigens eine ebenso ausgezeichnete ist, wie die seiner beiden Vorgänger, liegt weniger in den Kapiteln, die die Berichte des kühnen Forschers über Sibirien selbst vervollständigen, als in denen, welche dem Leser Kennans Beobachtungen über russische Censur, russische Gefängnisse und russisches Strafrecht mitteilen. Erst die hier geschilderten Verhältnisse bilden zusammen mit dem sibirischen Verbannungswesen jenes furchtbare System der Bevormundung und Versklavung, welches der Zarismus dem russischen Volke aufpreßt, jenes System, das gerade auf den gebildetsten, den fähigsten, den edelsten Elementen am schwersten wuchtet und diejenigen, die die Natur zu Führern ihres Volkes bestimmt, zu Verbrechern, zu Mördern macht.

Fast unglaublich erscheint es, was Kennan über die Handhabung der Censur berichtet. Jede Nummer einer Zeitung unterliegt der mehrmaligen Prüfung durch den Censor, dessen „Billigung" für jedes Wort des Inhaltes erforderlich ist. Obwohl nun der Zensor sein Amt in rigorosester Weise ausübt und oft mehr als die Hälfte des ihm vorliegenden Materials beanstandet, darf der Leser nicht etwa durch Lücken im Druck an jene Macht erinnert werden, die in vorsorglicher Weisheit den wackern Bürger vor dem Gifte „verderblicher Tendenzen" schützt. Besagt doch ein Ministerialentscheid: „Leere Stellen in Zeitungen sind ein stillschweigender Protest gegen vorhergegangene Censur und können nicht gestattet werden." In merkwürdigem Gegensatze zu dieser Maxime steht die Praxis bei der Reinigung ausländischer Zeitungen; denn vermutlich protestieren in diesen die durch den Censor hergestellten schwarzen Rechtecke, die „verwerfliche" Artikel dem Auge des Lesers entziehen, ebenso laut, wie es in einheimischen Zeitungen unbedruckte Stellen thun würden.

Macht sich auf dem Gebiete der Censur stellenweise noch etwas Humor und Komik geltend, so tritt in den Berichten über Gefängniswesen uns überall der furchtbarste Ernst entgegen. Kennan sieht in der unverantwortlichen Leichtfertigkeit, mit der man großenteils völlig Unschuldige in

die Gefängniſſe wirft, und in der grauſamen Härte, mit der man ſie jahrelang daſelbſt behandelt, die Urſache, deren Wirkung die Anwendung des „organiſierten Mordes“ als eines politiſchen Kampfmittels der ruſſiſchen Oppoſition iſt. Wie dieſe Kampfweiſe, die er nicht billigt, entſtanden iſt, zu erklären, iſt der Zweck der Aufſätze über Rußlands Gefängniſſe. Man begreift die Erbitterung und Verbitterung der Terroriſten, wenn man lieſt, wie Männer und Frauen, Jünglinge und junge Mädchen verhaftet werden, nicht weil man ſie für ſchuldig hält, ſondern weil man bei ihnen die Mitwiſſenſchaft an irgend welchem Verbrechen für möglich hält; man verſteht den ingrimmigen Haß der Unglücklichen, denen man durch jahrelange grauſam durchgeführte Einzelhaft und durch andere Methoden ſeeliſcher Folter Geſtändniſſe abzupreſſen ſucht. In den Jahren 1872—75 wurden wegen Beteiligung an der „revolutionären Propaganda“ über 1000 Perſonen in ein- bis vierjähriger Haft gehalten; nur 193 von ihnen wurden vor Gericht geſtellt und ſelbſt dann noch 90 freigeſprochen. Während der Haft aber waren 80 in Wahnſinn verfallen oder geſtorben, zum Teil durch Selbſtmord. Mit Recht beklagte einer der Freigeſprochenen ſich dem amerikaniſchen Reiſenden gegenüber: „Sie beſtrafen uns mit drei Jahren Einzelhaft, und dann folgt die gerichtliche Unterſuchung darüber, ob wir hätten beſtraft werden ſollen.“ Faſt jede, ſagt Kennan, der ſo beſtraften und ſchließlich nicht ſchuldig befundenen Perſonen wurde ein Revolutionär, und vor 1885 befand ſich mehr als ein drittel derſelben in Sibirien und zwei von ihnen . . . waren des Blutes Alexanders II. ſchuldig auf dem Schaffot geſtorben.“ Auf das Leben der Gefangenen im Gefängnis einzugehen, muß ich mir leider mit Rückſicht auf den beſchränkten Raum verſagen, auf ihren Verkehr mit einander durch das „Klopfalphabet“, durch die „Schachbrettziffer“ und durch den „Rohrklub“ will ich nur aufmerkſam machen, desgleichen auf die Behandlung der Verurteilten.

Nur dem, was Kennan über das ruſſiſche Strafgeſetz mitteilt, mögen noch einige Worte gewidmet ſein. Dies Geſetzbuch zerfällt in zwölf Abſchnitte, von denen ſieben mit 734 Paragraphen ausſchließlich, zwei mit 618 Paragraphen zum größten Teil ſich unmittelbar auf die politiſche Organiſation des Staates beziehen, während nur drei in 425 Paragraphen unpolitiſche Strafandrohungen enthalten. Dabei beſtraft man, und zwar unter Umſtänden mit dem Tode, nicht allein das Verbrechen, ſondern auch die unterlaſſene Anzeige des Mitwiſſers, ja ſelbſt die „ſchlimme Abſicht“ und ſogar deren Kenntnis, wenn dieſe nicht zur Denunziation benutzt wird. Faſt ebenſo abſurd erſcheint dem Angehörigen eines civiliſierten Staates das Mißverhältnis zwiſchen den für verſchiedene Verbrechen angedrohte Strafen; z. B. gilt, um nur eine der von Kennan angeführten Vergleichungen herauszugreifen, das Verheimlichen einer Perſon, welche hinſichtlich des Lebens oder der Wohlfahrt oder der Ehre des Zaren eine ſchlimme Abſicht hat, für ein ſchlimmeres Verbrechen, als der vorbedachte Mord der eigenen Mutter.

Sieht man, wie in Rußland Verbrechen konſtruiert und Verbrecher gezüchtet werden, dann begreift man, daß die ruſſiſche Regierung ein ſo weites Zuchthaus braucht, wie es Sibirien iſt, trotzdem im Zarenreiche gerade die ſchlimmſten Verbrecher nicht beſtraft werden, ſondern . . .

M. Odern.

Offenes Sendſchreiben an P. I. Herrn Profeſſor Theodor Billroth von Moritz Adler. Mit einem Vorwort von Baronin Bertha v. Suttner. Berlin und Leipzig, 1892. Alfred H. Fried & Cie.

Der bekannte Verfechter des Friedensgedankens wendet ſich in dieſer Flugſchrift gegen die Anregung Billroths, das Sanitätsweſen den Verhältniſſen des zukünftigen Krieges entſprechend zu ſtärken.

Des Verf. Leit- und Mahnwort ist: Si vis pacem, para pacem, und in der lateinischen Originalweisheit, daß man den Krieg rüsten müsse, wenn man den Frieden wolle, sieht er die Wahrheit, daß die Rüstung den Krieg erzeugt. Würde man Billroths Anregungen folgen, so überträge sich das fieberhafte Wettrüsten Europas nur noch auf das Sanitätswesen. Und wie jeder Soldat, der zur Erhaltung des Friedens mehr gefordert wird, in Wirklichkeit die Spannkraft steigert, die zum Kriege drängt, so vermehrt auch jeder Krankenpfleger mehr die Gefahr der Katastrophe. Billroth ist mithin in seiner humanen Fürsorge für die zulünftigen Verwundeten eigentlich unbewußt mitschuldig an dem drohenden Weltunglück. — Wenn man durch logische Deduktion zu diesem Schlusse kommt, so erkennt man erst recht, wie unlogisch sich die Verhältnisse Europas entwickelt haben und weiter entwickeln. Und an diesen Fehlschlüssen der Dinge wird nicht nur die Folgerichtigkeit der Denker zu Schanden, sondern auch das Dasein Europas! Immerhin verrichten die nicht fruchtlose Arbeit, die vorerst sich bemühen, den Menschenhirnen Logik beizubringen. Wenn alle Köpfe vernünftig denken, dann wird man die abergläubische Furcht vor der idiotisch-brutalen Materie verlieren und wahrnehmen, daß die Menschen stärker sind als die Dinge. Kurt Eisner.

Findel, Die Totengräber des Freimaurertums. 2. Auflage. Leipzig, J. G. Findel. 34 S. — Oberbreyer, Die Angst der Protestanten vor den Jesuiten. Frankfurt, Foeser. 46 S. — Klopfer, Zur Judenfrage. Zeitgenössische Originalaussprüche. München, Lehmann. 64 S. — Diese drei Schriftchen gehören zur Dekadenzlitteratur, d. h. sie sind Zeugnisse von der Rückbildung des öffentlichen Geistes in Deutschland. Die Freimaurer-, Jesuiten- und Judenfrage bildet ein Moment des Kulturverfalls am Ausgange dieses Jahrhunderts. Findel weist schlagend nach, daß die deutsche Freimaurerei bis ins Mark verdorben ist. Lassen wir die Toten ihre Toten begraben. Oberbreyers Schriftchen enthält leider zu wenig und zu viel und in sehr mangelhafter Anordnung, um höheren Ansprüchen gerecht werden zu können. Daß die Verkatholisierung, richtiger Verjesuitisierung Preußens im besten Zuge ist, gewahren allmählich die blödesten Augen. Man kann also die Maske fallen und die Jesuiten polizeilich unbehelligt im Deutschen Reiche hantieren lassen. Klopfers Sammlung von Originalaussprüchen deutscher Schriftsteller und Gelehrter ist zum Teil sehr wertvoll. Namentlich soweit die Herrschaften sich verlogen und achselträgerisch äußern, mit allerlei Klauseln und Schnörkeln, ist das Ding charakterologisch interessant. Als entschiedener Judenhasser bekennt sich nur einer: E. M. Vacano. Das läßt tief blicken, sagt Sador, der Weise von Frankfurt. F. H.

Eugen Richters sozialdemokratische Zerrbilder, beleuchtet von B. August. Leipzig, Thiele. 32 S.

Eugen Richter hatte mit seiner Burleske „Sozialdemokratische Zukunftsbilder" bekanntlich einen ansehnlichen Zeitungs- und Markterfolg. Ein Witzbold hatte sogar durch ein klug ausgestreutes Falschgerücht den Hohenzollerndichter v. Wildenbruch zu der vielbelachten öffentlichen Erklärung getrieben, daß er keinerlei kaiserlichen Auftrag erhalten habe, die Eugen Richtersche Dichtung zu dramatisieren. Das Wort „Viel Geschrei und wenig Wolle" trifft aber auch bei dieser Richterschen Leistung und ihrem Erfolge voll zu. Wie jämmerlich wenig Wolle in dieser Richterei steckt, wurde nirgends überzeugender nachgewiesen, als in der vorliegenden kleinen Schrift. Der Verfasser (B. August ist Deckname für einen hervorragenden wissenschaftlichen Schriftsteller, nicht, wie nur ganz Unkritische einen Augenblick wähnen konnten, für August Bebel) ist Herrn Eugen Richter

nicht bloß als soziologischer Denker, sondern auch als Volks- und Menschenfreund aufs stärkste überlegen. Der Vornehmheit der Bildung und dem Adel der Gesinnung entspricht auch die edle, stilistische, im besten Sinne volkstümliche Führung der Schrift von der ersten bis zur letzten Zeile.

Fritz Hammer.

Französische Litteratur.

Louis Gastine, Apôtre, avec lettre critique de Mgr. Fava, évêque de Grenoble. (Paris, Genonceaux.) — Gastine ist selbst ein Humanitätsapostel edelster Art, der für Menschenrecht und Menschenwürde mannhaft in die Schranken tritt. Unbekümmert um das Ärgernis, das das vorliegende kirchliche Sittenbild bei Weltlichen und Geistlichen erregen wird, reißt er den Scheinchristen und moralischen Leisetretern unserer Tage die Larve herunter und zeigt uns das grinsende Faunsgesicht, das sich hinter dem seidenen Lappen verbirgt. Unser Autor ist aber kein einseitiger, kühl denkender Rationalist, der der Religion feindlich gegenübersteht, dazu ist er viel zu sehr von dem Geist der wahren Religion der Liebe erfüllt. Eben darum wendet sich der streitbare Wahrheitssucher mit gleicher Schärfe auch gegen die atheistischen Aufklärungsfanatiker, die wahre Frömmigkeit und Muckertum in einen Topf werfen und in dem Streit zwischen Kirche und Staat die Rechtsbefugnisse der weltlichen Macht zu erhöhen trachten, um die erstarkte Staatsgewalt zur Knebelung der Religion benutzen zu können.

Sein sozialethisches Glaubensbekenntnis hat Gastine in der antipatriotischen Studie „Patria", die ich im Januarheft anzeigte, niedergelegt, heute legt er das Seziermesser an das kirchliche Leben im modernen Frankreich und analysiert den interessanten Entwickelungsprozeß, der sich im niederen französischen Klerus gegenwärtig vollzieht. Getreu dem Spruch: „Greifst du mal in ein Wespennest, so greife sicher, greife fest" geht der Autor auch diesmal zu Werke. Sachlich und ernst, wie es der Gegenstand erfordert, sind die Auswüchse, die die kirchliche Stagnation im republikanischen Frankreich erzeugt, geschildert, alles persönlich Gehässige ist dabei mit feinstem Takt vermieden worden. Trotzalledem begreift es sich leicht, daß der Bischof von Grenoble, dem der Verfasser seine Arbeit im Manuskript zur Begutachtung vorlegte, seinem Unmut über die Tendenz des Romans unverblümten Ausdruck gegeben und von der Veröffentlichung der Arbeit dringend abgeraten hatte. Die Kirche sieht es nun einmal nicht gern, wenn ihre internen Angelegenheiten aus dem dämmerigen Halbdunkel, das sie profanen Augen so sorgsam verbirgt, in das helle Tageslicht gerückt werden. Bischof Fava zeiht den Verfasser des „Apôtre" nicht etwa der Lüge, er giebt im Gegenteil die objektive Wahrheit seiner Schilderung stillschweigend zu; er erklärt sich nur als prinzipieller Gegner aller derartigen Publikationen, weil sie geeignet sind, das Ansehen der Kirche zu schädigen. Gastine hat sich, wie man sieht, durch die eindringliche Mahnung des Kirchenfürsten nicht abhalten lassen, sein Werk in Druck zu geben, und er hat Recht daran gethan, gegen das bischöfliche Erkenntnis Berufung beim großen Publikum einzulegen. Das Gutachten Favas, das dem „Apôtre" als Anhang beigegeben ist, ist übrigens die beste Censur, die dem Buche zu teil werden konnte: es beweist klipp und klar, daß Gastine einen wunden Punkt im Organismus der katholischen Kirche aufgefunden und bloßgelegt hat.

Adolphe Belots letztem Roman „Une femme du monde à Sainte-Lazare" ist noch ein allerletzter gefolgt, der unter dem Titel „P'tit Homme" bei Dentu in Paris zur Ausgabe gelangte. Der Litteratur wäre übrigens kein großer Schaden geschehen, wenn man ihr dies nachgelassene Werk unterschlagen hätte, denn litterarisch ist die letzte Schöpfung des allzufruchtbaren Romanverfertigers mehr wie wertlos. „P'tit Homme", ein Kriminalroman allergewöhn-

lichsten Schlages, der hart an der Grenze steht, wo die Sensationsgeschichte aufhört und die Hintertreppenlitteratur beginnt, qualifiziert sich als die flüchtige Sudelei eines Vielschreibers, der sich die Schriftstellerei nie hat viel Gehirnschmalz kosten lassen. Unmögliche Menschen, unmögliche Situationen und eine ungeschickt erlogene Handlung, die, wenn die Sache einigermaßen mit rechten Dingen zuginge, schon auf der dritten Seite zum Abschluß gekommen sein müßte. Dazwischen das leere Stroh abgedroschener Phrasen und ein mißtönendes Tugendgequietsche durch alle Dur- und Molltonarten. Belot, der einst als enfant terrible der Litteratur der Welt die schmutzigsten Romane geschenkt hat, ist mit der Zeit immer zahmer und lederner geworden; das letzte Produkt seiner nie rastenden Feder schließt die litterarische Laufbahn dieses Vorstadtromanciers würdig und harmonisch ab.

Jules Hocho, Féfée (Paris, Savine). Hoche hat mit Pierre Loti, den er schwärmerisch verehrt, die Vorliebe für exotische Stoffe gemein, er kultiviert im übrigen einen gemäßigten Realismus, der stark romantisch gefärbt erscheint. Fesee, eine kleine algerische Maurin, ist die rasseechte Heldin einer tragischen Liebesgeschichte, in der die sengende Glut südlicher Leidenschaft lodernde Flammen entfacht. Der Verfasser des „Vice sentimental" erweist sich aufs neue als tiefer Kenner des Frauenherzens, vor allem tritt aber der glänzende Sprachkünstler hervor, in dessen Stil sich die leuchtenden Farben des Südens zu spiegeln scheinen.

Als neuester Band der „Bibliothèque de romans historiques" (Paris, Colin & Cie.) erschien unter dem Titel „Marguerites du temps passé" eine Sammlung historischer Novellen von Frau James Darmesteter. Die Verfasserin, die unter ihrem Mädchennamen Mary Robinson in der englischen Litteratur heimatsberechtigt ist, debutiert hier mit einem französisch geschriebenen Werk, und man darf sagen, daß das französische Schrifttum in ihr eine schätzenswerte Kraft erworben hat. Die frisch geschriebenen Novellen behandeln Sujets aus der Zeit des Mittelalters und der Renaissance. An der Art, wie der tote Stoff seelisch belebt ist, erkennt man, daß eine warmblütige Poetennatur und kein trockener Pedant die Feder geführt hat. Der historischen Treue ist darum aber kein Abbruch geschehen.

Die bestbekannte Romanbibliothek „Autours célèbres" (Paris, Flammarion) bringt in ihren letzterschienenen Bänden wieder eine reiche Fülle vortrefflicher Werke aus der französischen und ausländischen Litteratur. Die mir vorliegenden Nrn. 196 bis 204 (Preis des Bandes 60 Cts.) enthalten: Catulle Mendès, „Jupe courte" — Gogol, „Tarass Boulba" — Chincholle, „Le vieux général" — Pierre Newsky, „Le fauteuil fatal" — Jacolliot, „Les Chasseurs d'esclaves" — Cam. Flammarion, „Copernic et le système du monde" — Mme. de La Fayette, „La princesse de Clèves" — Belot, „Dacolard et Lubin" — Pedro de Alarcon, „Un Tricorne".

Adolphe Jullien, Musiciens d'aujourd'hui. Ouvrage de 12 portraits en frontispice et de 32 autographes de compositeurs célèbres (Paris, Librairie de l'Art). Wie traurig es um die Musikkritik der Franzosen bestellt ist, das konnte man so recht an den absonderlichen Urteilen erkennen, die gelegentlich der Pariser Lohengrinaufführung in der französischen Presse laut wurden. Dummheit und Verständnislosigkeit reichten sich da brüderlich die Hände, und das wilde chauvinistische Geheul diente nur dazu, die Ohnmacht und Unfähigkeit der ratlosen Kritikaster zu verdecken. Da ist es doppelt und dreifach erfreulich, einem Manne zu begegnen, der, wie der Verfasser des obengenannten Buches, feinstes Kunstverständnis und umfassende ästhetische Bildung mit unbestechlicher Urteilskraft verbindet, und der dabei Über-

zeugungstreue und moralischen Mut genug besitzt, um sich ohne Bedenken in das wilde Gewässer der öffentlichen Meinung zu stürzen und mannhaft gegen den Strom zu schwimmen, eine Leistung, die im kritischen Beruf ein ganz besonderes Verdienst bedeutet. Die kritische Thätigkeit Ad. Julliens, dem die musikalische Welt u. a. eine meisterhafte Wagner-Biographie verdankt, gipfelt in dem beständigen Streben, den musikalischen Horizont seiner Landsleute zu erweitern und ihr Kunstverständnis zu heben. Bei der Voreingenommenheit und dem oberflächlichen Sinne des französischen Publikums ist das eine schwere und des öfteren auch recht undankbare Aufgabe.

Ad. Jullien hat aus seiner Vorliebe für die Werke der deutschen Meister nie ein Hehl gemacht. Er gehört zu den wenigen Franzosen, die die deutsche Musik von Grund aus kennen und verstehen, und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, seine Ansicht der öffentlichen Meinung zum Trotz in begeisterten Worten zu äußern. Wie tief Jullien in Geist und Wesen unserer Musik eingedrungen ist, das beweisen die kritischen Studien, die er in dem vorliegenden Bande Schumann, Wagner und Brahms widmet. Was hier über die drei deutschen Meister gesagt wird, gehört zum Besten, was über Wagner und die neudeutsche Richtung überhaupt veröffentlicht worden ist. Man lese beispielsweise nur einmal die feinsinnigen Bemerkungen über Schumanns „Paradies und Peri“ oder die tiefgründigen Analysen der Brahmsschen Symphonien und man wird meine Bewunderung des Kritikers Jullien begreifen und teilen. Und ebenso vortrefflich, wie die hier angeführten Arbeiten, sind auch die Aufsätze über Berlioz, Ambroise Thomas, Verdi, Gounod, Lalo, Reyer, Saint-Saens, Bizet und Massenet, die den übrigen Inhalt des starken Bandes bilden. Die Verlagshandlung hat das schöne Buch glänzend und vornehm ausgestattet, so präsentieren sich Julliens „Musiciens d'aujourd'hui“ nach innen und nach außen als ein Prachtwerk, das einen Ehrenplatz in der Musiklitteratur beanspruchen darf.

Professor Lombroso in Turin ist ein unermüdlicher Arbeiter, der mit wahrem Bienenfleiß unaufhörlich neues Beweismaterial für seine bekannte wissenschaftliche Theorie zusammenträgt. Der letzterschienene Band „Nouvelles recherches de psychiatrie et d'anthropologie criminelle“ (Paris, Alcan) berichtet über die neuesten Ergebnisse seiner Untersuchungen auf dem Gebiete der kriminellen Anthropologie und Psychiatrie. Unter den Kapiteln des Buches nenne ich als besonders interessant die Studien über physiognomische und morphologische Anomalien bei Verbrechern, über verbrecherischen Wahnsinn und den geistvollen Essay, der von den Revolutionen und ihrem Zusammenhange mit dem politischen Verbrechertum handelt.

Höchst merkwürdige Dinge über die Geheimnisse der französischen Kolonialpolitik erfährt man aus den „Souvenirs militaires et financiers“, mit denen der ehemalige Direktor der verkrachten „Société française financière“ Charles Duval als Schriftsteller debutiert. (Paris, Savine.) Der größte Teil des Buches ist dem Bericht über die französische Campagne in Cochinchina resp. die Tonkingexpedition gewidmet, die der Autor nominell als Unteroffizier, in Wahrheit aber als bevollmächtigter Geheimagent der französischen Regierung mitgemacht hat. Hätte Duval nicht die Vorsicht gebraucht, die Wahrheit der verblüffenden Mitteilungen, die er über seine offizielle Thätigkeit macht, durch unanfechtbare Dokumentbelege zu bekräftigen, man wäre berechtigt, die Erzählungen des Unteroffizier-Diplomaten für eitel Windmacherei zu halten. Weit prosaischer, dafür aber um so glaubwürdiger klingt es, wenn Duval von den schlimmen Erfahrungen spricht, die er als Finanzmann und Leiter eines großen Bankinstituts gemacht hat. In jedem Falle werden die sensationellen Enthüllungen Duvals viel Staub auf-

Digitized by Google

wirdeln, und man darf den gegnerischen Kundgebungen, die das vorliegende Buch herausfordert, mit Spannung entgegensehen.

Nachstehend gebe ich post festum eine kurze Übersicht über die französischen Neuerscheinungen auf dem Gebiete der instruktiven Jugendschriftenlitteratur, die uns die diesjährigen Etrennes wieder in reicher Fülle gebracht.

Hier ist an erster Stelle der zweibändige Roman „Mistress Branican" zu erwähnen, um den der unermüdliche Jules Verne die Litteratur für die reifere Jugend vermehrt und bereichert hat (Paris, Hetzel & Cie.). Die Werke, die in der „Kollektion Hetzel" Aufnahme finden, gelten mit Recht als das Vorzüglichste, was die französische Jugendschriftenlitteratur aufzuweisen hat, und wenn der betreffende Band nun gar noch von Verne als Autor gezeichnet ist, so sieht sich der Kritiker vollends der Mühe überhoben, ein Wort der Empfehlung hinzuzufügen. Ich begnüge mich daher mit der einfachen bibliographischen Anzeige und bemerke nur noch, daß der beliebte Autor an Erfindungskraft und Verve des Vortrags im Laufe der Zeit nichts eingebüßt hat. „Mrs. Branican" ist ein Roman, der wie kaum ein anderer das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet: er bietet eine lebendige, an Überraschungen reiche Erzählung und giebt dem Leser dabei gute Gelegenheit, seine geographischen und ethnographischen Kenntnisse zu erweitern. Verne bewegt sich hier übrigens auf dem Boden der realen Thatsachen und läßt sich von seiner Phantasie nicht zu den bekannten wissenschaftlichen Abenteuerlichkeiten verleiten. Deshalb wird seine „Mrs. Branican" auch von dem reifen Manne mit gleichem Vergnügen gelesen werden wie von der wißbegierigen Jugend, an die sich das Buch in erster Linie wendet.

Eine ganz vorzügliche Lektüre für jugendliche Leser bietet auch Jacques Naurouze in seinem historischen Roman „A travers la Tourmente", der, in sich abgeschlossen und unabhängig, als dritter Band der hundertjährigen Familiengeschichte der Bardeur-Cardansane bei Colin & Cie. in Paris erschienen ist. Der reich illustrierte Roman entrollt ein umfassendes und scharf umrissenes Gesamtbild des Revolutionssturms; Naurouze hat es trefflich verstanden, das Leben, Denken und Fühlen der französischen Gesellschaft in den ereignisvollen Jahren 1789—1793 zu charakterisieren. Familien, die eine passende französische Jugendlektüre suchen, bieten die Naurouzeschen Bücher einen wahren Schatz, und es steht außer Frage, daß „A travers la Tourmente" den Erfolg seiner beiden Vorgänger teilen wird.

Eine seetechnische Münchhausiade erzählt G. Le Faure der reiferen Jugend in seinem „La guerre sous l'eau" (Paris, Dentu). Es handelt sich in dem Buche um die fabelhaften Entdeckungsfahrten eines durch elektrische Kraft getriebenen submarinen Bootes, bei dessen Konstruktion die Phantasie des Autors der modernen Schiffsbautechnik ein gutes Stück vorausgeeilt ist. Die von wildestem Deutschenhaß erfüllte Erzählung wendet sich im übrigen ausschließlich an die französische Jugend. Herr Le Faure muß eine merkwürdige Auffassung von den Pflichten eines Jugendschriftstellers haben, wenn er es über sich vermag, feigen Meuchelmord und gemeinste Hinterlist als hochpatriotische, nachahmenswerte Thaten zu verherrlichen. Der Band ist von Fernand Fau mit hübschen Bildern und von José Roy mit einer farbenprächtigen Umschlagszeichnung geschmückt worden, die Verlagshandlung hat außerdem das Ihrige gethan, um das Buch zu einem Prachtwerk ersten Ranges zu machen.

Ganz vortrefflich nach innen und außen sind die Gaben, die die rührige Verlagshandlung von Plon, Nourrit & Cie. in Paris auf den Weihnachtsbüchertisch der Jugend niederlegte. Da ist zunächst eine Prachtausgabe des beliebten Romans „La Neuvaine de Colette" von Jeanne Schultz, von Emile Bayard in der ihm

eigenen poetiſchen Weiſe illuſtriert. Das Schultz'ſche Werk gehört nicht in die Kategorie der landläufigen, ſüßlichen Backfiſchgeſchichten, ſondern erfreut ſich als zweckentſprechende Unterhaltungslektüre für junge Mädchen mit Recht der allgemeinen Anerkennung. Für jüngere Mädchen ſind die „Contes de la grande soeur" beſtimmt, eine Sammlung von allerliebſten Märchen und Kindergeſchichten, die von Marie Seymour-Loucas mit reizenden Aquarellen und Federzeichnungen reich geſchmückt iſt. Die vornehme Ausſtattung beider Bände und die künſtleriſche Ausführung des Illuſtrationsſchmucks machen der bewährten Pion'ſchen Offizin alle Ehre. — Im gleichen Verlage erſchien unter dem Titel „A la Découverte de la Russie" ein neues humoriſtiſches Album, zu dem Niek Bénar den Text und Caran d'Ache und A. Guillaume die Zeichnungen geliefert haben. Wie ſeine Vorgänger iſt auch dies neue Büchlein in Bild und Wort von zwerchfellerſchütternder Komik. A. G—tze.

Holländiſche Litteratur.

Helene Swarth, Paſſiebloemen. (Amſterdam, Kampen u. Zoon.) Eine neue Gedichtſammlung von Helene Swarth, ein neuer Beweis dafür, daß der Dichterin eine der erſten Stellen, wenn nicht die allererſte, in der gegenwärtigen holländiſchen Lyrik zuzuſprechen iſt. Vermochte das letzte Bändchen, „Rouwviolen," wegen der trüben Grundſtimmung, die durch das Ganze ging, keinen reinen Genuß zu gewähren, ſo erinnert uns die vorliegende Sammlung, die uns das Talent der Dichterin in verſchiedenſter Beleuchtung zeigt, mehr an die „Sneeuwvlokken". Die Lieder, die den Anfang dieſer Paſſionsblumen bilden, zeigen wieder alle die ſchon früher an Helene Swarth gelobten Eigenſchaften; die Ballade „vom Feuer, das nicht ausgelöſcht wird" iſt vortrefflich und daß die Sonette, die ſich wieder in reichlicher Anzahl vorfinden, in jeder Beziehung vollendet ſind, iſt natürlich bei einer Dichterin, deren Formtalent von keinem der holländiſchen Lyriker erreicht wird.

A. Aletrino, Zuſtar Bertha. (Amſterdam, W. Versluys.) Aletrino hat ſich bereits in ſeiner Novellenſammlung, „Uit den dood en andere ſchetſen" als ein feiner Beobachter pſychologiſcher Zuſtände gezeigt. Nun hat er ſeine Kraft an einem größeren Werke verſucht und es muß zugeſtanden werden, daß dieſer Verſuch vollſtändig gelungen iſt. Neben „Een Paſſie" von Bosmeer de Spie iſt der vorliegende Roman ſicherlich die bedeutendſte Erſcheinung der modernen holländiſchen Romandichtung des verfloſſenen Jahres. Wer der Gebrüder Goncourt „Soeur Philomène" kennt, wird vielleicht erſtaunt ſein über die Ähnlichkeit des holländiſchen Romans mit dem franzöſiſchen. Schweſter Bertha und Schweſter Philomene ſind bei aller Verſchiedenheit der äußeren Umſtände ſo ziemlich dieſelben Naturen, die durch denſelben Trieb veranlaßt werden, ſich dem Liebesdienſt im Krankenhauſe zu widmen. Ob nun dieſe merkwürdige Übereinſtimmung eine zufällige iſt, oder ob ſich Aletrino durch die vorangegangene Lektüre von Goncourts Roman wirklich beeinflußt gefühlt hat, mag dahingeſtellt ſein. Haben wir doch ein Werk vor uns, das wie wenige geeignet iſt, der holländiſchen Litteratur im Auslande diejenige Achtung zu erringen, die ſie ſeit wenigen Jahren verdient, aber noch immer nicht erreicht hat.

Die Erzählung beginnt mit Berthas Kindheit in dem langweiligen, düſteren Einerlei eines freudioſen Elternhauſes. Den ganzen Tag ſich ſelbſt überlaſſen, bringt ſie die Zeit mit allerlei Grübeleien hin. Und das Verlangen ſteigt in ihr auf, aus ihrer kleinlichen, engen Umgebung herauszukommen, etwas zu thun, etwas ſchönes, großes, nützliches. Und ihre Phantaſie macht ſich immer mehr mit dem Gedanken vertraut, Krankenpflegerin zu werden Aber ſchon in den erſten Tagen ihres Aufenthalts im Hoſpital ſchwinden all ihre

Illusionen und das Gefühl des Unbefriedigtseins ergreift sie von neuem. Sie fühlt jetzt das Bedürfnis nach Teilnahme, nach Liebe. Und eine innige Zuneigung erfaßt sie zu dem jungen Arzt, der täglich in der Anstalt aus- und eingeht. Die Schilderung, wie diese Liebe immer festeren Boden in ihr faßt, wie sie sie ihm zu beweisen sucht ohne aufdringlich zu sein, und wie sie dann zu der Erkenntnis kommt, daß ihre Liebe aussichtslos ist, sind so poetisch zart und so seelisch fein abgelauscht, daß ich ihnen aus der gegenwärtigen holländischen Romanlitteratur nichts an die Seite zu stellen wüßte. Im Hospital kann sie nicht länger bleiben, von neuem breitet sich vor ihr die freudenlose, leere Einsamkeit des Elternhauses aus. Aber hier schließt der Roman noch nicht. Gleichgiltig geworden gegen alles, was sie umgiebt und was mit ihr geschieht, läßt sie sich von der Mutter überreden, den Bewerbungen eines Freiers Gehör zu geben, den ihr die Mutter schon früher aufzudrängen versucht hatte.

So endet diese Tragödie eines verfehlten Lebens mit — einer Vermählung.

Die Hochzeitsfeier ist zu Ende. Bertha sitzt in ihrer Kammer und überdenkt noch einmal ihre Vergangenheit, denkt noch einmal an die Zeit im Hospital zurück, an die kurze Spanne Glück, das sie dort genossen. Und durch ihre Gedanken hindurch tönen ihr immerfort die Worte ins Ohr die man ihr heute so oft zugerufen hatte: „Ich gratuliere, ich gratuliere!"

„Niedersinkend in den Stuhl neben sich fühlte sie ein krampfhaftes Weinen nach ihrer Kehle aufstoßen.

„Karl kam näher, verwundert über den plötzlichen Ausbruch des Schmerzes und knieend schlang er einen Arm um sie, sanft nach ihrem Kummer fragend.

„Aber durch seine Berührung kam es mit einem Male wie Wollust über sie, ein grausames Gefühl, sich noch mehr Leid zuzufügen, sich in ihrem Elend zu geißeln und sie faßte seinen Kopf und sie küßte ihn überall, verzehrende Küsse pressend auf Augen, Mund und Wangen.

„Und an den andern denkend, den sie vor sich sah an diesem Abend, dem bedeutungsvollsten ihres ganzes Lebens, schluchzte sie krampfhaft: „Ich hab dich lieb, ich hab dich lieb." —

Mit diesem schrillen Mißton schließt der Roman, der bei all seinem eintönigen, schwermütigen, beklemmenden Inhalt den Leser bis zum Ende fesselt.

Von Louis Couperus' im Augustheft des letzten Jahrgangs angezeigtem Roman „Noodlot" ist unter dem Titel „Schicksal" in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, soeben eine Übersetzung erschienen, auf die auch an dieser Stelle hingewiesen sei.

Von Frederik van Eedens' herrlicher Prosadichtung „Der kleine Johannes" liegt eine neue Ausgabe vor (Haag, Monton & Co.). Mit diesem Werke wurde bekanntlich der „Nieuwe Gids" eröffnet, die Zeitschrift des jungen Holland. Modern in unserm Sinne ist der „kleine Johannes" nun durchaus nicht, wie ja die Ausdrücke modern, realistisch u. s. w., auf die holländische Litteratur angewendet, überhaupt eine gesonderte Bedeutung haben. Modern ist van Eedens' Schöpfung nur insofern, als man in der bisherigen holländischen Litteratur vergebens nach einem Werke suchen müßte, das so voller poetischer Schönheiten und von solch einer Vollendung in der äußeren Form gewesen wäre, wie diese Märchendichtung, deren Lektüre auf den Leser einen eigenartigen Reiz ausübt und immer von neuem und mit immer größerem Genuß vorgenommen werden kann. Schade, daß ein derartiges Werk noch nicht durch eine Übersetzung auch bei uns bekannt geworden ist.

Dr. Paul Rachó.

Portugiesische Litteratur.

Visconde de Ouguella: Gil Vicente. (II. III.) – Um uns mit der dichterischen Eigenart Gil Vicentes vertraut zu machen, unternimmt es der Verfasser dieses her-

vorragenden Werkes, einige Züge aus dem 14. und 15. Jahrhundert uns vorzuführen. „Die Form und Bildung der Sprache ist augenscheinlich das sicherste Werkzeug zur Beurteilung des Fortschrittes einer Rasse oder eines Volkes.“ Die italienische Renaissance war die Schöpferin des Genius. Die Kunst der Renaissance kann nicht als ein glücklicher Zufall betrachtet werden, Form und Stil der Lyrik und Mystik sind zu kraftvoll, zu ausgeprägt. „Die unverbesserliche Konsequenz,“ bemerkt der Visconde de Ouguella, „die aus unsern Nachahmungen des Altertums, allen diesen Kämpfen der spanischen Schule, dem italienischen Einflusse des Klassizismus hervorging, war der Mangel an Ursprünglichkeit, an dem wir krankten; außer Gil Vicente, der wie ein Fels unerschütterlich dastand, unangetastet, war alles angelernt, von fremden Schulen beeinflußt. Man studierte — ja, das Studium, die Basis alles dessen, was man Menschentum nannte, und das größte Resultat, das erzielt wurde, war eine Unzahl von Gottesgelehrten und Humanisten in Portugal.“ Der Impuls der Renaissance war gewaltig, das zeigte sich in Wissenschaft, Kunst, vorzugsweise in der Baukunst, die aus jenem manuelischen Zeitalter noch heute Wunderwerke eines Riesengeistes uns erblicken läßt.

„Die Renaissance forderte Überfluß an Gelehrsamkeit. Jeder wollte ein Klassiker sein und versuchte die großen Muster des klassischen Altertums in Litteratur und Kunst zu erneuern. Der Fanatismus, den die Religionskriege und der kindliche Glaube des Mittelalters entfacht hatte, schillerte durch die Wissenschaft hindurch, verstärkt durch die Studien der frommen Legenden und ergab die Vereinigung der lateinischen Gelehrsamkeit mit dem Mystizismus, der die Frauen ansteckte. Es war an der Tagesordnung, tote Sprachen und theologische Bücher zu studieren. Fürstinnen und Edeldamen vernachlässigten die ihrem Geschlecht eigenen Arbeiten, um zu studieren. Hortensia de Castro besuchte mit ihrem Bruder die Universität. Mit siebzehn Jahren verteidigte sie in Evora öffentlich Beschlüsse und gab das Werk heraus: Floculus Theologicalis. Als Dame der Tochter des Königs D. Manuel begründete sie die Academia feminina, das erste derartige Institut. Weiter erzählt uns der Verfasser von D. Leonor Villa Real, daß sie tief geforscht habe in der Gottesgelehrsamkeit, sie sprach lateinisch, griechisch und hebräisch. Sie wird unter die Zahl der geistlichen Schriftsteller gezählt. Joanna Vaz, D. Maria, Prinzessin von Parma, und vor allem die beiden Castellanerinnen Angela und Luiza Sigea und Paula Vicente, die Tochter des Dichters, waren ausgezeichnet in klassischen Wissenschaften. Paula Vicente besaß große rednerische Begabung; sie war Dichterin, eine bemerkenswerte Musikkünstlerin und eine ausgezeichnete Schauspielerin.

Der Visconde de Ouguella geht auch über auf die Einflüsse und Wirkungen der Renaissance in anderen europäischen Staaten. Seine Vorführungen sind klar, überzeugend in ihrer Einfachheit, schwächen nicht das Interesse des Lesers, erheben es aber oft zu begeisterter Verwunderung. Die Sprache ist durchgehends vornehm temperamentvoll, die umfassende Gelehrsamkeit, das tiefe, verständnisvolle Eingehen in die Konflikte der litterarischen, weltlich religiösen Richtungen, kühn und energisch gefolgert, verraten nie subjektive Empfindungen. Den Vorläufer Voltaires, den skeptischen Erasmus, dessen Satiren gegen den Klerus und die Unwissenheit berühmt sind, dessen Philosophie durch sein eigenes Zaudern entwertet wird, stellt er als Schriftsteller Luther zur Seite. Der Verfasser von „Gil Vicente“ sagt: „Erasmus war weder Protestant, noch Katholik, sondern er war der vollendetste, vornehmste Ausdruck des gewählten Kreises, in dem er

S. Heft 1 der „Gesellschaft“, Jahrg. 1891.

lebte. Er war die Renaissance. Luther ist die Personifizierung der rückschrittlichen Bewegung der Reformation.

Die großen Fähigkeiten seiner Epoche, die Gewalt des Gedankens, die Kraft des Ausdruckes, die Wahrheit, die Einfachheit ohne Beiwerk, die Mäßigkeit eines unvergleichlichen Geistes einen sich in Benvenuto Cellini. Um diesen Ruhmesstern Italiens scharen sich die Asteroiden. Von ihm breitet sich das Licht der Renaissance aus über weite Fernen. Die Aspasias beherrschten die Salons. Jene Aera war unfähig, eine Prüderie zu erzeugen, wie sie unser Zeitalter künstlich und weise züchtet, die versteckte lüsterne Scham verbildeter „höherer Töchter" gab es nicht, nur offenes Herz, freies Wissen und Denken. Der Weg ebnete sich zum freien Menschentum. Natürlich konnten auch die Ausschreitungen nicht immer unterdrückt werden. Die Männer ahmten das „klassische Altertum" nach auch in seinen Verbindungen mit den schönen geistvollen griechischen Hetären. Während im Süden ein freies schöngeistiges Leben unter dem „Schatten der Kirche" aufblühte, rangen sich die nordischen Länder von den Einflüssen des Mystizismus los, kehrten zum einfachen religiösen Altertum zurück. Aber die Restauration vollzog sich nicht ohne große Geschicke. Die Reformation stellt der Visconde de Ouguella dem Katholizismus gegenüber und seziert nun Schritt vor Schritt den Charakter, die Auswüchse beider. Die Reformation, sagt er, war eine Reaktion der Völker des Nordens, die in gewissen Punkten unverbesserlichen Schaden hervorbrachte. Sie hielt den Katholizismus auf in seinem fortschreitenden Gange, provozierte Kampf und säte die Zwietracht, die bis heute nicht ausgejätet werden konnte. „Durch die Annahme der Reformation vergrößerten die Fürsten ihre Gebiete und nahmen an Macht zu — aber es gab keine soziale Einrichtung, die in ihrem Milieu bedeutendere Männer hervorbrachte als der Katholizismus — — — und noch heute, heißt es an einer andern Stelle, sind es die katholischen Völker, die die wahre europäische Demokratie repräsentieren, in demselben Maße wie der teutonische Protestantismus die Veste der Reaktion ist... Die wahre Gedankenfreiheit durch die Studie des Altertums fanden die Humanisten in den Propheten Israels — die ersten Tribunen der religiösen Entwickelung in den Demosthenischen Philippikas und in den Apostrophen des Aeschines und begeisterten sich an Ciceros Reden und an den Objurgationen der Gracchen." Das war das Zeitalter Gil Vicentes. Wohl hatte er Kenntnis von einem Teil dieser Vorgänge und wo ihm einerseits die moderne Kritik fehlte, hatte er andrerseits die klare Vision dieser Ereignisse. „Er ließ sich nicht durch die Nachahmungen des Altertums verführen, fand immer in sich den Genius seiner Sprache, die Traditionen und die Sitten seines Vaterlandes. Er ließ sich weder durch Plautus, noch durch Terenz leiten, sondern wollte sein, was er war: ein portugiesischer Schriftsteller.

Den Glanz, die Macht Portugals, den Ruhm zu Lande und zu Wasser, seinen Welthandel, die Entdeckungen und Seefahrten einte Gil Vicente in dem „Auto da fama", das in prächtigen Farben, in schwung und wechselvollen spielenden Tönen ausklingt. Der kunstbegeisterte König D. Manuel, dessen Hof einem Tempel der Kunst, einem Wundermärchen an Glanz und feierlicher Pracht gleich kam, ließ sich das gewaltigste Werk Gil Vicentes, das „Auto da Alma", vorführen. Zweifellos die großartigste Arbeit des Dichters, das uns den Menschen im Kampfe mit dem bösen Geist — dem Mephisto seiner Gesinnungen zeigt, — aus welchem der Mensch durch die Allbarmherzigkeit des Erlösers als Sieger hervorgeht. Das Argument des mystischen Dramas teilt uns der Verfasser etwa folgendermaßen mit: „So wie dem Rel-

ſenden unterwegs Herbergen winken zur Raſt und zur Auffriſchung der geſunkenen Lebensgeiſter, ſo bieten ſich auf der Pilgerfahrt — „Leben“ — Ruheſtätten, den „Seelen“ zur Ausraſt, die der ewigen Gotteswohnung zuſchreiten. Dieſe Ruheſtatt der Seelen ist die heilige „Mutterkirche“. Der Tiſch iſt der Altar, die Gerichte die Inſignien der Paſſion.“ Die Proben, die uns der Viscondo de Ouguella giebt, wirken geradezu faſcinierend auf Geiſt und Gemüt. Hören wir die Stimme des Engels, iſt es uns, als umfächele uns der Hauch des Ewigen, Unerklärlichen! und die lyriſchen Töne der Seele in ihrer Zurückhaltung und ſchüchternen Demut und Beſcheidenheit entzücken uns. In dieſem myſtiſchen Drama offenbart ſich die Menſchheitsgeſchichte: der Kampf zwiſchen Wille und Verhängnis. Der Verfaſſer zieht eine Paralleie zwiſchen dem „Auto da Alma“ und dem „Fauſt“. . . . Die Analogie des Auto und Fauſt iſt augenſcheinlich, darin hat der Viscondo de Ouguella recht. Aber die Fauſtidee iſt alt, uralt. Sie durchzieht mit leiſen Fäden das Weltall, die Menſchheit ſeit Jahrtauſenden! Die Auffaſſung, die Ausführung in der Verſuchungshymne der „Seele“ und des „Satanaz“ iſt idealiſch, von unvergleichlich lyriſcher Zartheit getragen. Bei dem Gegenüberſtellen dieſer harmoniſchen Töne eines an und für ſich mehr melodiſchen Idioms mit den entſprechenden Szenen des Fauſtwerkes tönt uns unſere Sprache in ihrem erſchütternden Naturklange um ſo herber, doch das iſt rein äußerlich! Der Verfaſſer ſagt: „Im Gegenüberſtellen dieſer Situation mit der identiſchen Szene in Goethes Fauſt iſt es kaum anzunehmen, daß der deutſche Dichter das „Auto“ Gil Vicentes nicht gekannt habe. Es iſt eine außerordentliche Ähnlichkeit zwiſchen der „Seele“ und „Margarete“. Der Unterſchied iſt nur in dem Milieu zu ſuchen, in dem dieſe beiden Szenen ſich zutragen. Im Fauſt iſt das Leben wirklich, die Perſonen leben und ſind. Im Auto unſeres Dichters iſt alles ätheriſch, allegoriſch, gleichſam eine Viſion des Geiſtes“ . . . Wie ſagt der Viscondo de Ouguella an einer Stelle des I. Teiles ſeines prächtigen Buches von Gil Vicente? „Pouco nos importa on de sugou os elementos com que organizon as suas creaçoes“ — und wie ſagt Gil Vicente in dem „Auto da Lusitania“ — —

„D'outro cabo,
Dizem qua achou o diabo
Em figura de donzella,
E elle namorou — se d'ella:
Porem ella
Era diabo encantado.“

Das iſt Komik, Satire, Urſprünglichkeit.

Der ſymboliſche II. Teil des „Auto“ ſcheint wie der ehrwürdige Bau einer mächtigeren Vergangenheit, über welchen wunderſame Lichter und Schatten ſtreichen. Die Sprache Gil Vicentes iſt hier nicht irdiſch. Die Reue der „Seele“, ſich dem Böſen ergeben zu haben, ſo wahr, ſo ergreifend, und der Schluß, das Gebet, die Verzeihung und die Befreiung der „Seele“ von allem äußern Flitter, den „Satanaz“ ihr verlieh, ſo natürlich in ihrer Einfachheit, ſo fein, ſo biegſam, voll Licht und Poeſie, daß der Eindruck, den die Aufführung des Werkes vor einem auf geiſtiger Höhe ſtehenden Auditorium machte, nicht zu verkennen iſt. Die Erſtaufführung geſchah in der Nacht zum Charfreitag 1508 im königlichen Schloſſe in Liſſabon.

Die wenigen kurzen Auszüge des Buches über Gil Vicente ſchädigen freilich das Werk des eminenten Denkers und philoſophiſchen Schriftſtellers nicht, wenngleich ſie auch nur einen ſchwachen Beweis liefern können für das Geiſteswerk, das der Viscondo de Ouguella ſeiner Nation widmete und derſelben durch dieſes koſtbare Geſchenk in ſeinem vornehmſten und urſprünglichſten Dramatiker ein bleibendes Denkmal ſetzte. H. Wigger.

Skandinaviſche Litteratur.

Erzählungen, Novellen. Schon in ſeinem Roman „Norſk Provinzliv“ hat

John Paulsen die Kleinlichkeit und Spießbürgerlichkeit nordischen Lebens in scharfen satirisch beleuchteten Gegensatz zu dem freien, von höheren Interessen erfüllten Leben des Südens gestellt. Der Dichter gehört zu jenen glücklichen Unglücklichen, denen es vergönnt war, des Südens Sonne und alle unter ihr gedeihenden Herrlichkeiten der Natur und Kunst zu schauen, den kühnen Schwung weltstädtischen Lebens kennen zu lernen. Seitdem erfüllte ihn ein tiefes, sehnendes Verlangen nach allen Freuden und Wonnen des Südens, all seine Schriften ließen diese Sehnsucht gleich dem Unterton der norwegischen Hardangervioline oft nicht ohne Bitterkeit, stets aber mit Schmerz widerhallen. Jetzt jedoch scheint ein Wandel mit ihm vor sich gegangen zu sein, der Dichter scheint das Vermissen überwunden zu haben und vom höheren Standpunkt seiner Ironie die Gegensätze Süd und Nord, Schwung und Enge zu betrachten. Wohl hat er nicht den Blick für die Herrlichkeiten des Südens, für das Erhebende weltstädtischen Lebens verloren; aber er hat jenes Stadium der Erinnerung überwunden, in welchem man nur der rosigen Seiten denkt, auch die Schatten sind ihm wieder erinnerlich geworden und zugleich ist durch die graue Regenwolke, welche ihm sonst ständig über dem Leben seiner Heimat zu lagern schien, das matte, das Auge nicht blendende, aber das Herz erfreuende Licht der heimischen Mitternachtssonne hindurchgebrochen und nun liegt das Leben des Nordens in jener stillen Ruhe und Schlichtheit, die kein Sehnen erweckt und das Blut nicht in Wallung versetzt, heiter lächelnd vor ihm. Die Erkenntnis scheint sich seiner gewaltsam bemächtigt zu haben: dort genießen Verstand und Sinnen, hier das Gemüt.

Aus dieser Stimmung heraus ist seine neueste Erzählung „Brose fra Bergen udenlands“ (Kjöbenhavn. Andr. Schous Forlag) entstanden. Wenn er hier zeigt, wie der reichgewordene Kolonialwarenhändler Marius Brose aus Bergen, der noch niemals außerhalb seiner Geburtsstadt gewesen, mit seiner schlichten Frau, seiner einstigen Wirtschafterin, nach Paris und Rom zieht, um den Zollamtskassierer Sievertsen, welcher mit seinem Pariser Aufenthalt vor einem Menschenalter so dick thut, in den Schatten zu stellen, so geschieht es wohl, um die Kleinlichkeit seiner Landsleute in humoristische Beleuchtung zu rücken, aber nicht zwecks einer Verhimmelung der Fremde. Brose ist eine feine Natur, er strebt nach dem Höheren, hat Interesse für Kunst, Litteratur und Geschichte. In seiner Jugend hatte er Schauspieler werden wollen, aber die strenge Forderung des Lebens hatte ihn zu seinem prosaischen Broterwerb gezwungen, der ihm jedoch dafür soviel eingetragen, daß er nun von seinen Zinsen leben, sich seinen höheren Interessen widmen und die obengenannte Reise unternehmen konnte. Ganz anders seine liebe Jette. Sie ist eine durchaus prosaische Natur, für Kunst, Litteratur und Geschichte hat sie keinen Sinn, sie interessiert sich nur für Wirtschafts- und Küchenfragen, ihr fehlt, wie Brose meint, die Seele; aber er hofft, daß sie dieselbe angesichts der Kunstschätze von Paris und dessen großer historischer Erinnerungen erlangen wird. Und nun läßt uns der Dichter den beiden Alten auf ihren Irrfahrten folgen. Es ist eine scharf satirische Beleuchtung, in der er uns ihre Beobachtungen und Erlebnisse draußen in der großen Welt zeigt; aber je stolzer und reicher Brose sich durch seine Erlebnisse und erweiterten Kenntnisse fühlt, desto mehr betrübt es ihn, daß Jette auch draußen keine „Seele“ bekommt, für all das Große und Herrliche blind bleibt und auch dort nur ihre prosaischen Alltagsinteressen verfolgt. Den Gipfel erreicht die Satire aber in Paulsens Darstellung der anderen Norweger, mit denen Broses auf ihrer Reise zusammentreffen, in der resoluten Madame Jokkumsen aus Drödal, dem für Altgriechenlands Schönheitssinn schwärmenden Kandidaten Antinous Humle und der die Leiche ihres Bruders in Halb-Europa

herumſchleppenden Lona Klem, der „modernen Antigone“, wie Humle ſie nennt, ſodaß man ſchließlich nicht recht weiß, ob es nicht des Dichters eigene Meinung iſt, wenn er Humle ſagen läßt: „Nach meiner Meinung iſt die ganze norwegiſche Nation verrückt. Uns fehlt die frohe Lebensanſchauung der Griechen. Denn Nationen können ebenſo verrückt ſein, wie einzelne Individuen. Glücklicher Weiſe hat Europa unſere Schwäche noch nicht entdeckt.“ Ja, es ſind total verſchrobene ſeltſame Käuze, die uns Paulſen hier als ſeine Landsleute vorführt, aber eins iſt ihnen allen gemeinſam: das Herz haben ſie auf dem rechten Fleck. Mag ihnen auch jener Schönheitsſinn und jene klare Heiterkeit des Südens fehlen, ſie beſitzen dafür das klare Gold des Gemütes tief in ihrer Bruſt. Und das iſt es auch, was ſie trotz aller Herrlichkeit der großen Welt draußen wieder in die enge, kalte, düſtere Heimat zurücktreibt, die Liebe zum Vaterland! Wirklich glücklich und zufrieden fühlt ſich ſelbſt der poeſie- und ſchönheits-durſtige Broſe nur in ſeiner alten trauten Heimatſtadt, von ſeiner Jette garnicht zu reden.

Es iſt eine äußerſt feine Kleinmalerei, die ſich in dieſer Arbeit Paulſens bemerkbar macht. Die alte Jette iſt ein wahres Kabinettſtück der Charakteriſtik und auch Broſe iſt meiſterlich gezeichnet. Wie köſtlich iſt z. B. die Ankunft in der Heimat geſchildert, welch feine Beobachtung, welch zarter Humor und welch tiefes Gefühl liegt nicht in dieſer Szene! In den andern norwegiſchen Geſtalten hat der Dichter vielleicht behufs Erreichung der komiſchen Wirkung etwas zu dick aufgetragen, ſodaß uns hier der Eindruck der Wirklichkeit bisweilen verloren geht. Der Hauptfehler des Buches liegt aber darin, daß in den Reiſeerlebniſſen der Familie Broſe keine rechte Steigerung bemerkbar iſt, daß dem Ganzen die letzte, höchſte Pointe fehlt. Schlicht und einfach ſind die Ereigniſſe aneinandergereiht, einen Höhepunkt erreichen ſie in Paris in der Verhaftung der ehrſamen Jette und einen zweiten in Rom in dem Carnevalsbacchanal der Norweger.

Zu den graziöſeſten Schriftſtellern unter den jüngeren Dänen gehört Peter Nanſen. Wer ſeine feinhumoriſtiſchen, pikanten Sachen und Sächelchen lieſt, ſollte faſt meinen, er hätte es mit einem franzöſiſchen Autor zu thun, nicht mit einem Sohn des kühlen, meerumſpülten Dänemark. Seine Arbeiten haben etwas von dem Thun einer koketten Frau an ſich, ihre Worte und Blicke deuten allerhand an, man fühlt ſich verſucht, die kühnſten Folgerungen für ſich daraus zu ziehen, aber im entſcheidenden Moment weiß ſie einem immer mit einem grazlöſen Lächeln zu entſchlüpfen. Sie erzählt die heikelſten und gewagteſten Dinge, aber ſie thut es in einer Form, daß ſie ſich ſtets wie die harmloſeſten Kindereien und Naivitäten anhören. Zu dieſem Genre gehört auch ſeine reizende neue Erzählung „Et Hjem“ (Kjöbenhavn, Schubothes Boghandel), in welcher uns der Verfaſſer einen peſſimiſtiſchen Einblick in moderne Ehen gewährt, indem er in ſeiner zarten Weiſe andeutet, daß wohl die meiſten Ehemänner ihre kleinen Hörchen tragen; aber wir haben beileibe nicht das Gefühl, einer peſſimiſtiſchen Eheauffaſſung gegenüberzuſtehen. Er zaubert nur ein Lächeln auf unſere Lippen. Dies Buch iſt keine Lektüre für junge Mädchen, aber es trägt den Stempel der Anmut und gehört vermöge ſeines feinen Humors, ſeiner glänzenden Charakteriſtik und reizenden Sprache nicht zur „pikanten Lektüre“, ſondern zur wirklichen Litteratur. Ja, es hat ſogar ſeine hochmoraliſche Seite, wenn der Verfaſſer uns zum Schluß durchblicken läßt, daß eine eigenartige Nemeſis im Leben waltet und wer andere betrügt, ſpäter ſelber betrogen wird. Von dem Inhalt will ich weiter nichts verraten, denn der künſtleriſche Wert des Werkchens liegt nicht in dem, was der Autor erzählt, ſondern in dem, wie er es thut.

Unter dem Titel „Nye Haandtegninger“ hat Rudolf Schmidt wieder einen neuen Band ſeiner kleinen Er-

zählungen und Charakteristiken (Kjöbenhavn, Karl Schönbergs Forlag) veröffentlicht. Wer einen Band Schmidtscher Arbeiten gelesen, kennt deren Art. Schmidt ist kein Autor für das große Publikum. Es gehört ein liebevolles Versenken und verständnisvolles Sammeln der Einzelzüge, der Lichter und Schatten dazu, um einen vollen Genuß von seinen Arbeiten zu haben. Es steckt Kraft und Gemüt in diesen Erzählungen und zugleich ein feiner Humor. Ja, Schmidt ist ein Humorist, jedoch keiner von denen, die ein lautes, derbes Lachen hervorrufen, nur ein leichtes Lächeln zaubert er auf unsere Lippen, ein Lächeln, welches nicht selten mit Thränen der Rührung kämpft, wie z. B. in der Erzählung „Saxo". Freilich ist der im Kriege gefallene Kandidat Anton Kjern äußerlich eine humoristische Gestalt gewesen, aber über seinem Wesen, Thun und Schicksal ruht zugleich ein solcher Duft der Poesie und es strahlt ein solcher Herzensreichtum daraus hervor, daß wir seiner mit tiefer Rührung gedenken. — Welch ein Musterbild des humoristischen Stils ist das dramatische Charakterbild „Nikodemus", das uns in dem Raddiner Nikodemus einen Menschen vorführt, der aus Feigheit immer gegen seine Überzeugung handelt und sich dabei noch einbildet, stets sehr verwegen zu sein. So wird er der Hauptankläger Christi, obwohl er von der Erhabenheit der Lehren und des Wesens dieses Mannes überzeugt ist. — Etwas derberer Art ist der Humor und bereits hart die Grenze der Satire streifend in der Erzählung „Meier Silberreichs Gelübde", aber hier zeigt sich Schmidts Fähigkeit, selbst einen widerwärtigen Charakter und eine gemeine Leidenschaft durch die eigenartige Beleuchtung rein künstlerisch wirken zu lassen, im glänzendsten Lichte. — Auch im „Kriegsassessor" spürt man noch etwas von Schmidts Humor, obwohl hier schon mehr eine reinkomische Wirkung, wenigstens im Anfang erstrebt wird, um so mehr tritt hier aber eine soziale Anschauung in den Vordergrund, die sich durch des Verfassers ganzes Schaffen hindurch verfolgen läßt, daß nämlich zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten eine Kluft gähnt, die nicht durch Äußerlichkeiten zu überbrücken ist. Auch der zum Kriegsassessor avancierte Oberkanonier Jokumsen steht im Staatskalender und ist äußerst stolz auf diese seine hohe Würde. Aber es kommt ein Moment in seinem Leben, wo er selbst trotz seines Selbstbewußtseins sich gestehen muß: „es giebt Standesunterschiede." —

Schmidts Feinmalerei offenbart sich namentlich auch in seiner Darstellung der gebrochenen Gefühle und Stimmungen. Obwohl er wie in „Korsikansk Kjaerlighed" auch imstande ist, tiefe Leidenschaft und wie in „Praest og Röver" mit großen Zügen und einem gewissen Schwunge zu malen, liegt seine Hauptstärke doch in der Zeichnung der halbverborgen schlummernden, nur in besonderen Momenten unter der kalten Decke des alltäglichen Lebens hervorbrechenden Gefühle. Ein kleines Meisterstück dieser Art ist „Aviskonens Fortaelling", in welcher der Verfasser zeigt, wie die Liebe, die Kindesliebe, ihren erquickenden Glanz selbst über das elende Leben der Armen wirft, wie das bloße Bewußtsein, geliebt worden zu sein, sogar über den Verlust des geliebten Wesens hinwegzutrösten vermag. Und dann namentlich in „Andet Aars Hyacinther". Wie die Hyacinthen im zweiten Jahre nur wenige und kleine Blüten von matterer Farbe treiben, aber von einer Zartheit der Form und einer Feinheit des Duftes, die den prächtigen Blütenkronen des ersten Jahres fremd sind, so sind auch die Herbstgefühle des menschlichen Herzens nicht mehr von jener Glut und Fülle, wie die der ersten Jugend, aber oft von weit größerer Abgeklärtheit und Reinheit. Auch sie können noch ein herrliches, beseligendes Glück bereiten, wenn es auch nur wie ein schwacher Abglanz des Liebesglückes der Jugend erscheint. Und diese zarten, diese edeln Gefühle, wie weiß sie der Dichter in

einen schlichten Alltagsmenschen zu verkörpern! Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch auf die übrigen in dem Bande noch enthaltenen Erzählungen einzeln näher eingehen sollte, fast jede einzelne ist ein Dokument für des Verfassers feincharakterisierende Darstellungsweise.

Wie es große, prachtfarbige und weithinduftende Blumen, die jeden Beschauer sofort zu einem lauten bewundernden Ah! veranlassen, und daneben das zarte, kleine, sich im Grase verbergende Veilchen giebt, das durch seine Schlichtheit und Bescheidenheit uns fast noch lieber wird, weil die Freude, es in seinem Versteck gefunden zu haben, zu dem Wohlgefallen an seinem Duft und seiner zarten Form hinzutritt, so giebt es neben den großen, sei es durch ihre grandiose Form oder ihre kühnen Probleme die Augen aller Litteraturfreunde auf sich lenkenden Dichtungen, eine Veilchenlitteratur, die keinen Sturm in den litterarischen Journalen und den Tageszeitungen entfacht, die aber durch ihren poetischen Duft und ihre Gemütstiefe das Herz derer erfreut, die die vollerblüten Exemplare derselben finden. Zu dieser Veilchenlitteratur, um bei unserem Bilde zu bleiben, gehören auch Karl Krone's (Thekla Juel's) sechs Erzählungen „Paa Skraaplanet". (Kjöbenhavn. J. H. Schubothes Forlag.)

Es sind keine großen neuen Probleme, die hier behandelt werden, keine erschütternden Leidenschaften, die gemalt werden, keine Seelengemälde von frapplerender Tiefe und Originalität, die vor uns entrollt werden, es sind kleine, unscheinbare Erzählungen, bisweilen humoristisch, bisweilen tief ernst, mit stark moralischer Tendenz, Alltagsmenschen, Alltagsereignisse führen sie vor, aber wir spüren, einem feinen Geiste gegenüberzustehen, einem Autor, den die Muse geküßt hat. Es hieße, eine Blume zerfasern, um ihre Schönheit zu zeigen, wenn ich dieses oder jenes der kleinen Werkchen analysieren wollte. Man muß die kleinen Erzählungen lesen, um ihren poetischen Hauch zu spüren, um das Bild des edeln Geistes, dem sie entsprungen, zu erfassen.

Ernst Brausewetter.

Vermischtes.

Der Alpinismus gewinnt mehr und mehr Anhänger und praktische Pfleger, schon aus dem Gegensatz zu der jammervollen Entnervung, zu welcher unser ungesundes Großstadtleben die Kulturmenschheit in steigendem Maße verdammt. Unsere moderne Hoch- und Überbildung hält den physischen und morallschen Krach nur dadurch noch auf, daß sie sich noch einige Restchen Natur gewahrt hat, wo sich die Glücklicheren und Freieren (wenigstens die Begüterteren) jährlich wieder etwas Spannkraft, Geistesfrische, leibliche und gemütliche Stärkung holen können. Zu diesen Restchen Natur, welche das Raubtier „Industrialismus" noch nicht zwischen die Zähne bekommen hat, um sie der gottverdammten „Spekulation" zu Ehren vollständig abzuschlachten, gehören in erster Linie das Meer und das Hochgebirg. Vom Meer haben wir Deutschen nur wenig abbekommen und das Wenige wird für den Nichtmilitär bald kaum mehr genießbar sein, vor lauter millionenschwerer Küstenbepanzerung, aber vom Hochgebirg haben wir eln gutes Stück in unseren bayerischen, schweizer, tiroler u. s. w. Alpen, die zum Glück nlcht in der preußischen Militärgeographie liegen. Wenn einmal im Reich des „neuen Kursus" aber doch alles hinter Schloß und Riegel kommen sollte, bei Gott ist keln Ding unmöglich: § 1. Jeder Deutsche ist berechtigt, eingesperrt zu werden. § 2. Jeder Deutsche, der Recht hat, wird eingesperrt — so können wlr wenigstens, sag' ich, im Gefängnisloch oder auf der Festung oder sonst einer Strafburg die herrlichen „Alpenlandschaften", wie sie uns der Verlag der Illustrierten Zeitung (J. J. Weber in Leipzig) aus den vielen Jahr-

gängen gesammelt und in einem stattlichen Folioband, an die hundert Blatt stark, vorgelegt hat, betrachten. Es giebt fast keine Gebirgsgruppe, keinen Ort, kein Thal von einigem Ruf im weiten Alpenreich, das wir hier nicht in gelungenem Abbilde vor uns hätten. Der Holzschnitt ist fast durchweg meisterhaft. Ein textlicher Anfang von Julius Meurer giebt kurz und gut das Wissenswerteste, ohne durch beschreibendes Larifari zu ermüden. Eine Augenweide, ein Seelentrost für die armen menschlichen Mauerwürmer ist dieses Buch, das durch die Herstellung einer billigen Volksausgabe wahrhaft segensreich wirken könnte. Denn jemehr die Komödianterei, Hanswursterei und Narretei in unserer Kultur zunimmt, desto größer wird unser Sehnen nach der stillen Größe und hehren Einfalt der ewigen Natur. — Soeben geht uns die Probenummer einer neuen Zeitschrift für häusliche Kunst zu. Titel: „Liebhaberkünste“. Herausgeber: Rudolf von Seydlitz, Verleger: R. Oldenburg in München. Nach dieser ersten Nummer zu schließen, dürfen sich Liebhaber auf sehr Geschmackvolles, Geistreiches — und was die Hauptsache — auch für kleinere Geldbörsen Erreichbares freuen. Wir werden auf dieses Unternehmen zurückkommen. M. G. Conrad.

In der Nr. 2 der „Breslauer Monatsblätter“ (Februar 1892) finden wir folgenden Aufruf, dem wir im Interesse der guten Sache hiermit weitere Verbreitung geben: Am 24. Mai werden es hundert Jahre, daß der unglückliche Rivale Goethes, der Lyriker und Dramatiker Reinhold Lenz in traurigster Dürftigkeit, kaum noch gekannt und genannt von den Zeitgenossen, in Moskau starb. Seitdem hat sich auf Grund der Werke und mancher aufgefundener Quellen eine Gemeinde von Lenz-Verehrern gebildet und die nähere Kenntnis des selten tragischen und inhaltreichen Lebensganges des Dichters hat eine große Litteratur gezeitigt. An Alle, die sich für den Dichter interessieren, geht hiermit die Bitte, ev. Vorschläge, Material zu einer Gedenkschrift usw., an meine Adresse gelangen zu lassen; namentlich willkommen wäre es, wenn eine Biographie, welche überraschende Streiflichter auf Weimars klassische Epoche werfen würde, zu ermöglichen wäre.

Berlin S. W., Gitschinerstr. 111.

Wilh. Arent.

Drei neue Zeitschriften, kennzeichnend für das Gegensätzliche, das unser modernes deutsches Kulturleben bis zum Grunde aufwühlt: Egidys „Angewandtes Christentum“, Bertha v. Suttners „Die Waffen nieder!“ (nach dem Titel ihres berühmten Romans) und Dr. Damms „Wiedergeburt der Völker.“ Dazu noch als neueste Publikation Heinrich Pudors „Dresdner Wochenblätter“, welche nicht schlechthin der deutsch nationalen Kulturuniform, noch weniger der Berliner Central-Mischmasch Civilisation zu Gefallen leben wollen. M. G. C.

Briefe an Deutschlands Töchter. Mitgabe auf den Lebensweg von Ernst Rudolph, Schuldirektor in Chemnitz i. S. Dresden und Leipzig. Verlag von Wilhelm Reuter. — Salbaderig und erbaulich. Weiter braucht ja ein solcher Schmöker keine Empfehlung. G. M.

☞ Wir bitten, fortan **sämtliche Manuskriptsendungen** u. s. w. **ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft“,

K. K. Hofbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Digitized by Google

Die Herrgottschwätzer.

Frommes Postfestum-Exercitium von M. G. Conrad.

(München.)

Credo quia absurdum.

Wenn leitende Staatsmänner vor versammeltem Kriegs- oder Parlamentsvolk von Religion, Christentum, Atheismus, Konfessionalität und ähnlichen Problemen des mehr und mehr Mode werdenden mystischen Sports mit militärischer Bravour und schneidiger Sachkenntnis reden, so ist das für die gebildete Welt ein erbauliches Schauspiel. Namentlich das deutsche Gemüt fühlt sich davon bis in seine innersten Gründe und Abgründe bewegt. Kein mittelalterlicher Gottesdienst wirkt so ergreifend. Das absterbende Jahrhundert, das unserer Kultur die Wunderblüte des allbeherrschenden Militarismus geschenkt, umgeben vom Pomp geistlichen Beistandes, überströmt vom Glanze der Magier und Zeichendeuter einer senil-raffinierten Gläubigkeit in seinen letzten schweren Stunden — fürwahr, ein beseligender Anblick. Niemals hat eine junge Hure, die zur alten Betschwester geworden, mit solcher inbrünstigen Virtuosität ihre Himmelfahrt inszeniert. Hedda Gabler mit den Generals-Pistolen nennt das „in Schönheit sterben" — „mit Weinlaub im Haar". Welche arme Sünderseele fällt da nicht in seraphische Entzückungskrämpfe, welche — o du heiliger Antonius von Padua?

* * *

Ja, sie besitzen alle Schätze überirdischer Erkenntnis, unsere Fin de siècle-Heroen, unsere feudalen Militärs und Staatsmänner. Es ist nur Augen-

Digitized by Google

täuſchung, wenn man den ſchwärzlichen Eindruck der Reaktion von ihnen empfängt. Niemals iſt der Himmel der Regierenden blauer und ſternenlichter geweſen. Niemals ihr Hirn friſcher, ihr Herz moderner.

Und ſo ſind ſie befähigt, auf jede Frage eine Antwort zu geben, im Fach und Nichtfach.

Fragen der Erziehung und des Unterrichts von zünftigen Erziehern und Unterrichtern entſcheiden zu laſſen, iſt wider alle Weisheit und Gottesfurcht. Wer ſich über die Farben belehren laſſen will, thut's am beſten bei Farben- oder Ganzblinden. Das ſtärkt den Glauben. Hat ein Philoſoph oder Soziolog ſein halbes Leben ſich den Kopf über Fragen der Sittlichkeit, der Moral uſw. müde gedacht und kann damit immer noch nicht glatt zu Rande kommen, ſo frage er z. B. den General Caprivi, z. Z. Reichskanzler von Deutſchland, oder den Grafen Zedlitz-Trützſchler, z. Z. Kultusminiſter a. D. von Preußen, und er bekommt die Antwort prompt und unfehlbar. Kein Papſt kann prompter und unfehlbarer ex cathedra bedienen. Berlin iſt Rom „über".

Religion! Wie einfach und durchſichtig iſt dieſe einſt ſo verwickelte und rätſelbeſchwerte Materie geworden, ſeit im deutſchen Reichstag jeder Unteroffizier zum Stellvertreter Gottes avancierte! Bald wird den theologiſchen Fakultäten das preußiſche Exercier-Reglement als beſter Theologie-Erſatz anempfohlen und zum Selbſtkoſtenpreis abgelaſſen werden. Was hätte ſich der arme Martinus Luther für Kämpfe erſpart, wäre er als moderner Preuße oder Brandenburger zur Welt gekommen, mit dem, wie jetzt beglaubigt feſtſteht, der alte Herrgott von Dennewitz und Roßbach ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, während der ſimple Auguſtinermönch und Wittenberger Reformator ſein Werk ſich ſo ſauer werden laſſen mußte!

Religion iſt weſentlich Disziplin, ſtramme Mann-, Weib- und Kinderzucht auf dem Wege der Unterwerfung unter das gegebene konfeſſionelle Dogmenkirchentum, Beugung der Lehrenden und Lernenden unter den Katechismus der regierungsfreundlichen, ſtaatſchützenden Prieſterſchaft.

Das iſt das neue Evangelium des neuen Kurſus. Es giebt nichts Einleuchtenderes und Befriedigenderes. Damit iſt die Olla Potrida der ſeitherigen Kulturpolitik auf den Kehrichthaufen geworfen, wo ſie irgend ein Mantegazza auflöffeln und in ſeinem völkerpſychologiſchen Muſeum zur Erheiterung der künftigen Glaubensmenſchheit ausſtellen kann. Die beiden modernen Heilsmächte ſind Deſpotismus und Klerikalismus in innigſter, militäriſch organiſierter Erlöſungsarbeit. Überall ſchlagen ſie ihre Kanzeln und Lehrſtühle auf, im Parlament des Reiches, in den Landtagen, in Vereinen und Zeitungen, in Kaſernen und Schulen. Dem in ſeinen letzten Herrſchaftszügen liegenden philoſophiſchen, naturwiſſenſchaftlichen und ſozial-

ökonomischen Gedanken wird mit einem Gnadenstoß der Garaus gemacht. Der neu entfachte religiöse Idealismus, der ein so wenig imponierendes Dasein führte, so lange er nur stille selige Gemeinschaft mit Gott und bedürfnisloses christliches Leben sein wollte, er hat sich jetzt agitatorisch ausgebaut und als frischen Inhalt und göttliches Ziel die Erhaltung der gegenwärtig bestehenden materiellen und moralischen Ordnung vorgenommen und allen herrschenden Mächten den überlieferten Besitzstand garantiert. Jetzt erst weiß der idealistische Religionsmensch wieder wo, was und wie, da er als himmlischer Leibgardist gegen die Gewalten der Unterwelt, gegen die Elemente des Umsturzes, gegen Nörgler und Unzufriedene mobil gemacht wird. Und während er mit der einen Hand das gottgeweihte Schwert zückt wie ein moderner Kreuzfahrer, führt er mit der andern Hand die Kelle, um Dämme und Schutzmauern gegen die Bedrohung der materiellen Interessen der zu Besitz und Recht und Herrschaft Auserwählten zu bauen. Welch erhabene Gesichtspunkte der neuen Reichsreligionspolitik! Welch ein evangelisches Ziel, der höchsten Anstrengungen und Opfer aller religiösen Idealisten würdig!

Darum, ihr sündhaften, vom natürlichen, gottlosen Entwickelungstraum Darwins umfangenen Forscher, Philosophen und Pädagogen, wenn ihr nicht umkehret, wach und weise werdet wie diese frommen Generäle, welche die Erlösungsschlacht der neuen, preußisch geführten Menschheit kommandieren, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ihr werdet an eurem gelehrten Geistestrotz zu Grunde gehen. Klappt eure Bücher zu, schlagt das evangelische Exercier-Reglement auf, betet das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntnis, so oft euch der alte wissenschaftliche Sündentrieb anwandelt oder der freigeistige Haber sticht, das wird euch ganz anders gut thun als das gewohnte selbstherrliche Lasterleben eures Geistes. In Reih und Glied, Augen rechts, vorwärts marsch!

* * *

Der Niedergang des Bauernstandes ist eine Thatsache, die niemand mehr leugnet.

Der Niedergang des Handwerkerstandes ist so sicher wie der Niedergang des Bauernstandes.

Zugegeben, das sind zwei sogenannte Thatsachen, durch die sogenannte Statistik erhärtet.

Professor Dr. Sering will berechnet haben, daß von 1885 bis 1890 im Deutschen Reich allein 840 000 Landbewohner den Staub von ihren Füßen geschüttelt — Pantoffeln hatten sie also vermutlich nicht mehr — und zum Wanderstecken gegriffen haben.

Was hat die guten Leute, so ferne sie nicht geborene Nörgler und geschworene Reichsfeinde von Haus aus waren, aus ihrer behaglichen Ruhe aufgescheucht und zu dieser unschönen Beweglichkeit getrieben? Warum sind sie nicht auf der angestammten Scholle sitzen geblieben, um im Notfalle sich redlich durchzuhungern, bis sie Gott in das bessere Jenseits abberuft? Warum haben sie nicht in Zuversicht auf die kaiserliche Sozialreform ausgehalten, die Brust geschwellt von patriotischem Hochgefühl, wenn auch der nicht vollkommen gesättigte Magen manchmal ein wenig dazwischen knurrte? Die Heimat ist doch so schön, der vertraute Verkehr mit dem Pfarrer, dem Lehrer, dem Nachtwächter, dem Gendarmen, dem Steuerboten, dem Gerichtsvollzieher und anderen staatlichen Honoratioren so herzerquickend, so voll intimster Reize, selbst den fast unmöglichen Fall angenommen, daß man kein ganzes Hemd mehr auf dem Leibe hat! Auf dem Lande, wie kann da der Ärmste dem Genuß der freien Luft sich hingeben und sich das unschätzbare, sittlich durchaus ungefährliche Vergnügen gewähren, als Veilchen im Verborgenen zu blühen, fern von allen wissenschaftlichen Irrlehren, fern von aller sozialdemokratischen Verhetzung, fern von aller Vergiftung durch realistische Litteratur und Kunst!

Unbegreiflich.

Die volkswirtschaftlichen Aufwiegler und Unruhestifter reden nun allerdings ein Langes und Breites daher von den Verschiebungen der Erwerbsverhältnisse, von Großgrundbesitz, Großindustrie, Großbetrieb, wodurch die Massen proletarisiert und zerrieben würden, sie ersinnen allerhand gottlose Ursachen, um den Niedergang des Bauern- und Handwerkerstandes im Zeitalter der Maschinen und des Großkapitalismus auf unwürdig irdische und grob materialistische Weise zu erklären.

Unsinn und Gemeinheit.

Das ist das ganze Geheimnis des sozialen Zersetzungsprozesses: Mangel an Religion. Die Leute lernen in ihrer Jugend zu wenig den Katechismus, die Bibel, das Gesangbuch, sie beten, beichten, wallfahrten zu wenig, sammeln zu wenig Peterspfennige für den heiligen Vater in Rom, steuern zu wenig bei für fromme Vereine, Kirchen- und Klosterbauten, befleißigen sich nicht der Andacht, der Bescheidenheit und Unterthänigkeit. Daher ihre Verarmung, ihr Elend, ihr Hunger, ihre Unzufriedenheit.

Woher soll da Hilfe kommen? Von unsern gotterleuchteten Staatsmännern im Bunde mit den Gewaltigen der Kirche. Von ihrer genialen politischen Liebhaberkunst, denn sie hätten es ja eigentlich nicht nötig, ihnen geht's ja gut und ihre Einsicht und Gesinnung ist ohne Fehl und Mangel. Sie haben die Erlösung des Volkes in die Hand genommen, teils aus reiner christlicher Barmherzigkeit, teils aus Gehorsam einer besonderen Mission von oben. Sie sind die Auserwählten, Gottgezeichneten.

Eines ihrer Erlösungsmittel bildet das preußische Volksschulgesetz, als enorm verheißungsvoller Anfang der sittlich-religiös-sozialen Heilsordnung des neuen Kursus. Das preußische Volksschulgesetz wird der landwirtschaftlichen und gewerblichen Not mit der konfessionellen Erziehung und Unterrichtung der Volksjugend aufs wirksamste entgegenarbeiten. Die verkirchlichte Schule, deren Kern und Stern Religion und Patriotismus, wird, so Gott will, einfach Wunder thun. Sie wird mit Streichhölzern Felsen sprengen, mit Regenschirmen Lawinenstürze aufhalten, mit Gesang und Gebet Berge versetzen, mit dem kleinen Einmaleins die Produktions- und Absatzkrisen auf dem Weltmarkt beschwören, mit den Wundererzählungen der biblischen Geschichte Hungerige speisen, Durstige tränken, Nackte kleiden, mit patriotischen Feiertagen dem internationalen Kapitalismus in seinen Spekulationen Halt gebieten, mit geistlichen und fürstlichen Heiligenlegenden die verheerende Ausbreitung der technischen Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen hemmen, mit der Mundtotmachung und kirchlichen Knechtung des Lehrers neue begeisterte Heerscharen gegen die Sozialdemokratie ins Feld stellen, mit Psalmen und Litaneien die Gegensätze und Abgründe zwischen Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Gebildet und Ungebildet, Luxus und Ausbeutung, Müßiggang und Frohndienst, Üppigkeit und schreiendem Mangel überbrücken. — —

Das ist die Schulweisheit des neuen Kurses, womit Preußen-Deutschland durch Sturm und Wetter der Entwickelungskämpfe der gegenwärtigen und kommenden, nach vernünftiger Lebensgestaltung mit dem Einsatz aller Kräfte ringenden Menschheit auf die Insel der Seligen gesteuert wird.

* * *

Darum, ihr Denker, Dichter und Künstler, ihr Psychologen und Physiologen, ihr Nationalökonomen, Statistiker und Sozialreformer, wenn ihr nicht umkehret und weise und gläubig werdet wie die frommen Väter des preußischen Schulgesetzes, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Amen.

* * *

Stimme aus der Tiefe des deutschen Gewissens: Haltet euch vor den Herrgottschwätzern beide Ohren zu! Fallstricke sind ihre Worte und Verführung zu schwerer Knechtschaft. Befreiung des Geistes sei euer höchstes Ziel. Habet Acht, habet Acht —! Discite, populi, miseri, cupidi!

Die Wohnungsnot der arbeitenden Klassen in den Grossstädten.

Von Dr. Kuno Frankenstein.

(Berlin.)

Daß der Zustand der Wohnungen einen großen Einfluß auf die soziale Wohlfahrt, Zufriedenheit und Ruhe des Volkes ausübt, unterliegt keinem Zweifel. Um so bedauernswerter ist es, daß namentlich die arbeitenden Klassen in unseren großen Städten unter einem Mangel an gesunden, geräumigen und billigen Wohnungen, unter einer Wohnungsnot leiden, die sich allmählich zu einer ständigen Erscheinung in unserem sozialen Leben herausgebildet hat. Zahlreiche Schriften, Berichte und Gutachten, insbesondere die bekannten Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik, haben über die Arbeiterwohnungsfrage ein umfangreiches Material beigebracht und sind voll von interessanten Einzelheiten. Ich muß es freilich unterlassen, an dieser Stelle auf die einzelnen Schilderungen einzugehen, die sachkundige und erfahrene Beobachter geliefert haben; dagegen möge mir erlaubt sein, zunächst einige Zahlen mitzuteilen, die in ihrer Nacktheit vielleicht bessere Aufschlüsse geben, als sensationelle Darstellungen.

In Berlin hatten nach der Volkszählung von 1885*) von 304108 Wohnungen mit 1281299 Bewohnern 2974 Wohnungen mit 7675 (6 ‰) Bewohnern kein heizbares Zimmer, 152493 mit 564153 (440 ‰) Bewohnern nur ein heizbares Zimmer. In einzelnen Stadtteilen waren diese Verhältnisse noch weit ungünstiger. So wohnten in der östlichen Luisenstadt (jenseits des Kanals) von 1000 Menschen 13 in Wohnungen ohne heizbares Zimmer und 755 in Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer. Von 100 lebten nur 7 in Wohnungen, die mehr als zwei heizbare Zimmer hatten. Ähnlich schlecht sind die Zustände im Wedding. —

Kellerwohnungen waren 28023 vorhanden, hiervon 19069 ohne Gewerberäume und 8954 mit Gewerberäumen. In ihnen wohnten 118333 (78431 und 39902) Personen. Von den Kellerwohnungen ohne Gewerberäume hatten 268 mit 734 Bewohnern kein und 13098 mit 50786 Bewohnern nur ein heizbares Zimmer, für die Wohnungen mit Gewerbe-

*) Die Ergebnisse der Aufnahme von 1890 liegen noch nicht vor und werden voraussichtlich auch nicht früher, als in 2—3 Jahren veröffentlicht werden können.

räumen lauten die gleichen Zahlen 107 mit 1349 und 4769 mit 20082 Bewohnern.

Nur aus der Küche bestehende Wohnungen waren 1007 = 3 ‰ aller Wohnungen vorhanden.

Es betrug die Zahl der Haushaltungen ohne Einmieter und Schlafleute:

in Wohnungen mit nur 1 Wohnraume 29273,
" " " 2 Wohnräumen 76023,
" " " 3 " 65229,
" " " 4 und mehr Wohnräumen 62697.

Für Haushaltungen mit Einmietern lauten die gleichen Zahlen: 1180, 6239, 10498, —, für Haushaltungen mit Schlafleuten: 2298, 21245, 24466, 4106, für Haushaltungen mit Einmietern und Schlafleuten: —, 67, 628, 977. Im ganzen zeigen die Haushaltungen, denen Einmieter, aber keine Schlafleute zugehörten, seit 1880 eine Abnahme um 401 oder 2,19 %, die mit Schlafleuten, aber ohne Einmieter, die sehr erhebliche Zunahme um 16230 oder 45,23 %, die mit Einmietern und Schlafleuten eine Abnahme um 1741 oder 51 %, die ohne Einmieter oder Schlafleute eine Zunahme um 34473 oder 17,35 %.

An Wohnungen, in denen mehr als zwei Personen pro heizbares Zimmer wohnten, waren 1885: 102287 = 335 ‰ aller Wohnungen mit 582976 Bewohnern = 455 ‰ der Bewohner vorhanden. An Wohnungen, in denen mehr als vier Personen auf ein heizbares Zimmer kamen, gab es 22830 = 75 ‰ aller Wohnungen mit 155850 Bewohnern = 122 ‰ der Bewohner.

Nimmt man an, daß jede Wohnung mit mehr als zwei Personen auf das heizbare und mit mehr als einer Person auf das unheizbare Zimmer bezw. auf die Küche als übervölkert gelten kann, so ergiebt sich, daß 1885 in Berlin mehr als ein Drittel der Wohnungen übervölkert waren und daß in diesen 455 pro Tausend der Bevölkerung wohnten. Bei dem höheren Grade der Übervölkerung stellen sich diese Zahlen auf 75 ‰ bei den Wohnungen und 122 ‰ bei den Bewohnern. In dem Arbeiterviertel östliche Luisenstadt (jenseits des Kanals) waren 548 ‰ der Wohnungen mit 688 ‰ der Einwohner übervölkert, 178 ‰ Wohnungen mit 273 ‰ Einwohnern im höchsten Grade übervölkert.

Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache.

Übrigens leidet Berlin unter den deutschen Großstädten keineswegs allein an einer chronischen Wohnungsnot der ärmeren Klassen. Auch in einer ganzen Reihe anderer Städte, so in Hamburg, Leipzig, Straßburg u. s. w., selbst in Dresden finden sich Wohnungsverhältnisse traurigster Art. Es

würde zu weit führen, wenn ich diese Behauptung ziffermäßig belegen wollte, was an sich ja nicht schwer wäre. Der Leser möge mir glauben, daß es unzweifelhaft nachgewiesen ist, daß in der Mehrzahl unserer Großstädte äußerst bedenkliche, der Abhilfe dringend bedürfende Mißstände in Bezug auf das Wohnen der ärmeren Volksklassen bestehen. Die Thatsache, daß in einer erschreckend großen Zahl großstädtischer, oft nur aus einem einzigen Raume bestehender Wohnungen die verschiedenartigsten, zum Teil zweifelhaftesten Elemente oft geradezu zusammengepfercht sind, ist nicht zu leugnen. Die Folgen, die hieraus für die Sittlichkeit der heranwachsenden Generation und für die Sicherheit der Gesellschaft entstehen, machen sich schon jetzt fühlbar. Das beweist, daß die Wohnungsfrage nicht allein eine wirtschaftliche und soziale Frage ist, sondern daß sie auch als eins der bedeutsamsten sittlichen Probleme erscheint, an dessen Lösung Staat und Gesellschaft in gleicher Weise interessiert und mitzuwirken berufen sind.

Wenn wir nun der Frage näher treten, wie denn der heutigen Wohnungsnot der ärmeren Klassen abgeholfen werden könne, so ist es natürlich geboten, vorerst gewisser Bestrebungen zu gedenken, die teils schon früher auf die Beseitigung des Notstandes gerichtet waren, teils erst in neuester Zeit darauf gerichtet sind. An Versuchen auf diesem Gebiete hat es ja nicht gefehlt, und in einigen Städten, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden, Hannover, Bremen, Braunschweig u. a. ist zur Besserung der Wohnungsverhältnisse manches geschehen, was der Beachtung wert erscheint.*) Ich muß mich freilich darauf beschränken, nur typische Beispiele herauszugreifen, und ich habe überdies im voraus zu bemerken, daß sich alle Versuche zur Lösung der Wohnungsfrage seither lediglich in sehr bescheidenen Grenzen gehalten haben. Insbesondere da, wo sich vor allem die Wohnungsnot der arbeitenden Klassen schon lange auf das Empfindlichste fühlbar gemacht hat, in der Reichshauptstadt Berlin, ist man in der Fürsorge für Arbeiterwohnungen sehr zurückgeblieben. Ältere gemeinnützige Baugesellschaften haben hier garnichts geleistet; auch der seit zwei oder drei Jahren wirkende Verein zur Verbesserung der kleinen Wohnungen weiß mit seinen alten Häusern nichts rechtes anzufangen, und die als Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht wirkende Berliner Baugenossenschaft wie einige der Organisation nach ähnliche Gesellschaften, die kleine Eigentumshäuser erbauen, werden die Arbeiterwohnungsfrage nur zu einem ganz geringen Teile der Lösung näher bringen. Für diese Ansicht spricht neben anderen Gründen schon der Umstand, daß die Hauserwerbskosten — 6000 bis 7410 Mark — zweifellos zu hoch sind, um selbst

*) Eine kurze Übersicht giebt H. Albrecht in seiner Schrift „Die Wohnungsnot in den Großstädten“ (München, Oldenbourg).

unter günstigen Zahlungsbedingungen von einer größeren Zahl von Arbeitern erschwungen zu werden.*) Etwas anders liegt die Sache schon hinsichtlich der Veranstaltungen der „Deutschen Volksbaugesellschaft“ und der Baugesellschaft „Eigenhaus“. Beide Vereinigungen sind erst jüngst begründet worden.

Die „Deutsche Volksbaugesellschaft“, eine eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht,**) die ihre Thätigkeit, wie schon der Name sagt, nicht ausschließlich auf Berlin und auch nicht ausschließlich auf den Bau von Arbeiterwohnungen beschränkt, handelt nach folgendem System:

Diejenige Person, die von der Deutschen Volksbaugesellschaft ein Besitztum zu erwerben beabsichtigt, wird mit dem vollen Erwerbspreise dieses Besitztums bei einer leistungsfähigen Lebensversicherungsgesellschaft auf Todes- oder Altersfall eingekauft und hat eine zweijährige Lebensversicherungsprämie im voraus zu zahlen oder sich einer Kreditgenossenschaft m. b. H. anzuschließen, bei der sie ihren Geschäftsteil voll einzahlt. Sodann erhält sie durch Kaufvertrag das Besitztum, in dem sie sofort als eigener Herr schalten und walten kann, ohne vorerst formell als Eigentümer eingetragen zu sein. Das Eigentum wird buchmäßig bei Versicherung auf Altersfall erst in dem Momente erworben, in dem das vorgesehene Alter erreicht ist, bei Versicherung auf Todesfall von den Erben mit dem Tode des Versicherten; in beiden Fällen frei von Schulden und Hypotheken, da von der Lebensversicherungsgesellschaft die ganze Summe am Fälligkeitstermine ausbezahlt wird. Wer wegen zu hohen Alters, aus Gesundheits- oder anderen Gründen für die Lebensversicherung nicht aufnahmefähig ist, kann ein anderes Familienglied zur Versicherung an seine Stelle setzen. Die für den Erwerb und Bau der Grundstücke nötigen Geldmittel werden dadurch beschafft, daß die Deutsche Volksbaugesellschaft Hypothekenbriefe, Grundschuldbriefe oder Anteilscheine auf deponierte Grundschuldbriefe für den Erwerbspreis der Besitzstätten ausgiebt, die mit 4 % verzinst, nach jeweiligem Eingang der Summen von den Lebensversicherungsgesellschaften zurückgezahlt und amortisiert werden und als unbedingt sichere Papiere zu betrachten sind.***)

*) Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß die im Jahre 1889 erbauten Häuser der Berliner Baugenossenschaft erworben wurden: von einem königl. Bauführer, einem Architekten, einem Zeichner, zwei Kaufleuten, zwei Buchhaltern, einem Schneidermeister, einem Graveur, einem Bandagisten, zwei Tischlern, einem Färber, einem Maurer und zwei Arbeitern.

**) Dem Aufsichtsrate gehören u. a. an: Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode, Geh. Justizrat Prof. Dr. Dernburg, Fürstbischof Dr. Kopp, Graf Guido Henckel von Donnersmarck ꝛc.

***) Die Sicherheit der Grundschuldbriefe geht schon daraus hervor, daß für dieselben haftbar sind: a) die Grundstücke selbst, b) das Genossenschaftskapital, c) die Haftsumme der Genossen, d) der Reservefonds, e) die Lebens- und Altersversicherungspolicen.

Bis jetzt hat die Deutsche Volksbaugesellschaft in der Umgebung von Berlin in den durch gesunde Lage sich auszeichnenden, teils von Waldungen umgebenen Orten Lichterfelde, Giesensdorf, Hermsdorf, Rahnsdorf und Grünheide den Bau von Wohnhäusern in Angriff genommen.

Die Baugesellschaft „Eigenhaus" beabsichtigt, zunächst auf einem unmittelbar an der Ostbahn-Station Biesdorf, in der zweiten Zone des Berliner Vorortverkehrs gelegenen, ungefähr 200 Morgen großen Gelände 1500 Einfamilienhäuser in vier nach Größe und Einrichtung verschiedenen Arten (zum Preise von 2800, 3750, 5200 und 6500 Mark) zu errichten und den Wohnungsbedürftigen zur Verfügung zu stellen. 300 Wohnhäuser werden im Laufe des Frühjahrs erbaut, der größte Teil hiervon hatte schon zu Anfang dieses Jahres feste Abnehmer. Der Erwerb der Grundstücke (Haus, Hof mit Garten einschl. Umzäunung und Brunnen) ist an folgende Bedingungen geknüpft:

1. Die bar zu leistende Anzahlung auf den Kaufpreis soll der Regel nach mindestens $^1/_{10}$ des Preises betragen.

2. Die Tilgung des Preises geschieht allmählich durch Verrechnung eines Teiles der Miete so, daß die Amortisation ausschließlich der ersten Hypothek (in Höhe von 1000, 1350, 1900 oder 2400 Mark, entsprechend der Art des Hauses) in $18^1/_2$, einschließlich derselben in 28 Jahren erfolgt. Die Jahresmiete einschl. der Amortisation beträgt bei Haus A 210 Mark, Haus B 280 Mark, Haus C 390 Mark, Haus D 500 Mark.

3. Das Eigentum des Grundstückes geht auf den Käufer über, sobald der dritte Teil des Kaufpreises berichtigt ist.

4. Die Verfügung über das Grundstück unterliegt in gemeinnützigem Interesse gewissen in das Grundbuch einzutragenden Beschränkungen.

5. An der Verwaltung der gemeinsamen Einrichtungen nehmen die Käufer behufs Wahrung ihrer Interessen teil.

6. Reparaturkosten, Steuern und Abgaben trägt der Käufer, während es der Gesellschaft obliegt, die Straßen anzulegen, zu unterhalten, zu beleuchten und zu reinigen.

Der Flächeninhalt beträgt bei

Haus A mit Hof und Garten 170,28 qm; hiervon sind 32,00 qm bebaute Fläche.

„ B „ „ „ „ 212,85 „ „ „ 33,60 „ „ „

„ C „ „ „ „ 283,80 „ „ „ 56,80 „ „ „

„ D „ „ „ „ 340,56 „ „ „ 69,00 „ „ „

Haus A enthält im Erdgeschoß ein Zimmer und die Küche von 4,00 × 4,00 und 2,70 × 2,18 m Größe und 2,70 m lichter Höhe, im ersten Stockwerk ein Zimmer und den Bodenraum von einer den Parterreräumen entsprechenden Größe bei 2,50 und 3,35 m Höhe.

Haus B besteht aus 2 Zimmern von je 16 qm Grundfläche bei 2,95 und 2,50 m Höhe, einer Kochnische von 1 × 2,40 m und einer 2,35 m hohen Bodenkammer von 1 × 5 m Größe.

Haus C, mit unterkellertem Treppenhaus, enthält im Erdgeschoß zwei Stuben von 3,80 × 4,20 und 2,50 × 3,75 m Größe und eine Küche von 3,02 × 3,68 m bei 2,90 m Höhe. Diesen Räumen entsprechen im Obergeschoß zwei Stuben und ein Bodenraum, die 2,50—1,90 m hoch sind.

Haus D endlich, gleichfalls mit unterkellertem Treppenhaus, besteht im Erdgeschoß aus zwei 2,90 m hohen Zimmern von 4,00 × 4,50 und 3,00 × 4,00 m, einer Kammer von 2,30 × 3,40 und einer Küche von 2,45 × 3,40 m Größe. Im ersten Stockwerke befinden sich 2 Zimmer, deren Grundfläche den Wohnräumen des Erdgeschosses entspricht, die indessen nur 2,50—1,95 m lichte Höhe aufweisen, und ein Bodenraum von 2,30 × 4,75 m Größe.

Ob die Bauart und Einrichtung dieser vier Häuserarten im wesentlichen den Anforderungen entspricht, die an Arbeiterfamilienhäuser zumeist gestellt werden, will ich hier nicht erörtern. Es genügt vielleicht, zu erwähnen, daß die Baugesellschaft „Eigenhaus" die individuellen Wünsche ihrer Auftraggeber möglichst berücksichtigt.

Eine Frage von größter Bedeutung ist nun: wie gestalten sich die Preisverhältnisse für Wohnungen in der Kolonie des Vorortes Biesdorf einerseits, in den Berliner Arbeiterquartieren anderseits?

In den Berliner Stadtteilen, die vorzugsweise von Arbeitern bewohnt sind, beläuft sich der mittlere — im Einzelfalle natürlich nach dem Umfange des Zubehörs, der Größe und Lage der Räume 2c. abweichende — Preis für eine, meist aus Stube und Küche bestehende Wohnung auf 300 Mark jährlich. Dieser Preis erhöht sich jedoch in der Mehrzahl der Fälle indirekt aus folgendem Grunde.

Nach einer Statistik, die vor einiger Zeit in zwei großen Gemeindeschulen der Berliner Arbeiterviertel aufgenommen wurde, ergab sich, daß bei ca. 50 Proz. der Schüler der — in Berlin wohnende — Vater seine Arbeitsstätte soweit von der Wohnung entfernt hatte, daß er über Mittag nicht zu Hause sein konnte, während bei 23 Proz. das Mittagessen nachgetragen wurde. Es liegt nun wohl auf der Hand, daß weder der Arbeiter noch dasjenige seiner Angehörigen, das ihm Mittagessen bringt, täglich zweimal den weiten Weg zwischen Wohnung und Arbeitsstätte zu Fuß zurücklegen werden. Nun würde aber selbst eine täglich nur ein- bis zweimal erfolgende Benutzung des Omnibus, der Pferde- oder Stadtbahn pro Jahr eine Ausgabe von mindestens 30 oder 60 Mark verursachen. Rechnet man diesen Betrag der Wohnungsmiete zu, so ergiebt sich, daß der Berliner

Arbeiter durchschnittlich 330—360 Mark jährlich auf die Befriedigung seines Wohnbedürfnisses verwenden muß. Wer eine derartige Summe nicht zu erschwingen vermag, dem bleibt nichts anderes übrig, als seine Ansprüche an die Wohnung herunterzuschrauben und sich mit einer einzelnen Stube zu begnügen. Daß die Stube aber, in der gekocht, gegessen, geschlafen und wenn möglich auch gewaschen wird, durch Überfüllung, Unsauberkeit und Mangel an Ventilation zu einer wahren Brutstätte von Krankheiten aller Art zu werden pflegt, daß aus dem Zusammengepferchtsein der Bewohner dieses einen Raumes schreiende Übelstände in sittlicher Beziehung entspringen, — das brauche ich wohl nicht näher zu erörtern. Nur daran möchte ich noch erinnern, daß der Durchschnittsmietpreis selbst einer Einzimmerwohnung mit 200 Mark in Ansatz zu bringen ist und hierzu 30—60 Mark Transportkosten nach und von der Arbeitsstätte zuzurechnen sind.

Betrachtet man nun die Zustände, wie sie sich zweifellos in der Kolonie des Vorortes Biesdorf gestalten werden, so kommt man im wesentlichen zu folgenden Ergebnissen. Der Käufer eines aus zwei Stuben, Küche und Bodenraum bestehenden Hauses (A) der Baugesellschaft „Eigenhaus" zahlt jährlich für Miete und Amortisation der Grunderwerbskosten 280 Mark. Die Bahnverwaltung gewährt ihm für 1,10 Mark eine Arbeiterwochenkarte III. Klasse, die täglich einmal zur Hin- und Rückfahrt zwischen Berlin-Schlesischem Bahnhofe, dem Mittelpunkte des Berliner Fabrikviertels, berechtigt. Somit sind 57 Mark jährlich für Arbeiterwochenkarten bei Berechnung der Wohnungsmiete in Ansatz zu bringen. Es ergiebt sich hiernach eine Ausgabe von 337 Mark für Befriedigung des Wohnbedürfnisses. Ein gleiches oder ähnliches Resultat dürfte sich herausstellen, wenn es sich um Erwerb eines Hauses der Deutschen Volksbaugesellschaft in den Orten Lichterfelde, Rahnsdorf, Hermsdorf 2c. handelt. Das Endergebnis aber ist folgendes:

Da nach meinen Mitteilungen über die Entfernung der Wohnungen von der Arbeitsstätte mindestens in der Hälfte der Fälle kein Grund vorhanden ist, daß die Arbeiterfamilie in der teuern Stadt wohnen bleibt; da ein Arbeiter, der 300 Mark jährlich auf die Wohnung zu verwenden vermag, mit dieser Summe in mehreren Vororten ein geräumiges eigenes Haus zu erwerben im Stande ist, während er sich in Berlin mit einer bescheidenen Mietwohnung begnügen muß; da endlich in den Vorortkolonien außer dem Vorteil, räumlich bequem zu wohnen, auch der große Vorzug, gesund zu wohnen, sehr ins Gewicht fällt, so wird für den Arbeiter nichts vorteilhafter sein, als der Erwerb eines eigenen Hauses, vorausgesetzt natürlich, daß er über die auf den Kaufpreis zu leistende Anzahlung oder über den Betrag einer für zwei Jahre voraus zu zahlenden Lebensversicherungsprämie verfügt.

Das Projekt der Baugesellschaft „Eigenhaus“ ist in letzter Zeit ohne Frage deshalb viel erörtert worden, weil das Kaiserpaar seine Sympathie für das Unternehmen dadurch bekundete, daß es der in Rede stehenden Gesellschaft den Auftrag zum Bau einiger, nach seinem Ermessen mit Arbeiterfamilien zu besetzender Häuser erteilte. Hierbei hat der Kaiser die Hoffnung ausgesprochen, die wohlhabenden Klassen möchten seinem Beispiele folgen und würdigen, aber mittellosen Arbeitern dadurch helfen, daß sie ihnen solche Häuser zur Verfügung stellten. Das hieße die Lösung der Arbeiterwohnungsfrage auf dem Wege der Wohlthätigkeit anbahnen. Nun kann man gewiß zugeben, daß auch diese Form in besonderen Fällen angebracht ist, allein man wird sich nicht verhehlen dürfen, daß die Wohnungsfrage nur dann zu lösen ist, wenn sehr große Mittel, weit größere, als einzelne Menschenfreunde aufzubringen vermögen, bereit gestellt werden; dann wird man zu beachten haben, daß die Schenkung oder Nießbrauchsüberlassung von Einfamilienhäusern an einzelne Arbeiter keine Garantie bietet, daß die Wohnungen ihrem Zwecke als Arbeiterwohnungen erhalten bleiben; und endlich wird man erwägen müssen, daß die Wohlthätigkeit, die durch Schenken geübt wird, niemals große soziale Schäden heilt, daß sie vielmehr die Energie und das Selbstbewußtsein derer, denen geholfen werden soll, schädigt und herabdrückt. Ich verkenne die auf dem reinen Wohlthätigkeitsprinzipe beruhenden humanitären Bestrebungen Privater keineswegs, ich möchte ihnen indessen eine andere Richtung geben — eine Richtung, wie sie durch die großartige Stiftung George Peabodys in London, eine Stiftung des verstorbenen Geh. Bergrats Prof. Dr. Gerhard vom Rat in Bonn und durch eine Schöpfung des Vereins für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau vorgezeichnet worden ist.

Der aus einem Konsortium von Stiftern bestehende Verein für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau, an dessen Spitze der Verlagsbuchhändler H. J. Meyer steht, hatte sich vorläufig die Erbauung von 26 Miethäusern, jedes von 10 bis 12 Wohnungen für kleine und kleinste Haushaltungen innerhalb der Preisgrenzen von 40—200 Mark, zur Aufgabe gestellt. Der Gesamtaufwand (Areal-, Baukosten, Anlegen der Straßenzüge, Gärten, Brunnen, Spielplätze, Bauzinsen) für die in diesem Umfange zu Ostern 1890 fertig gestellte Anlage betrug 759863 Mark, d. i. pro Haus 29226 Mark. Als Mietertrag der Häuser und Gärten sind jährlich 45030 Mark in Ansatz gebracht, als Ausgaben für Amortisation, Reparaturen, Verwaltung und unvorhergesehene Ausfälle 18171 Mark. Da nun zu Gunsten der Weiterentwickelung des Unternehmens auf Kapitalverzinsung verzichtet wird, so bleibt pro Jahr ein Einnahmeüberschuß von 26859 Mark für Fortsetzung der Bauten

zur Verfügung. Nimmt man zu diesem Überschusse des ersten Jahres einen Teil der Mieteingänge des darauffolgenden, so kann bereits im zweiten Jahre ein Neubau fertiggestellt werden, während für das dritte Jahr 23 718 Mark zur Verfügung stehen. Eine einfache Wiederholung dieser Rechnung von Jahr zu Jahr ergiebt unter Zurechnung des Miet-ertrages jedes Neubaues schon am Schluß des dritten Jahres einen die Kosten eines Neubaues deckenden Überschuß. Nach dem zehnten Jahr wird sich die Zahl der Häuser auf 35, im zwanzigsten auf 50 vermehrt haben, und das dreißigste Jahr wird bereits einen Bestand von mehr als 70 Häusern, in denen ca. 3000 Menschen wohnen, aufzuweisen haben.

Der jährliche Mietpreis, der sich in den Häusern des Leipzig-Lindenauer Vereins um 15 % billiger als der ortsübliche stellt, beträgt je nach Lage der Wohnungen für eine einfenstrige Stube 40—60 Mark, für eine Wohnung aus einer zwei-, einer einfenstrigen Stube und Küche 130—160 Mark und für eine Wohnung, bestehend aus einer zwei- und zwei einfenstrigen Stuben und Küche 155—200 Mark. Für einen Garten sind wöchentlich 15 Pfennige zu entrichten.

Die Organisation einer Stiftung wie der des Vereins für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau giebt nun zweifellos die Gewähr, daß die aus den Stiftungsmitteln erbauten Wohnungen auch ihrem Zwecke, den arbeitenden Klassen gesunde, geräumige und billige Heimstätten zu bieten, dauernd erhalten bleiben, und daß die Anlage allmählich erweitert wird. Stellen also Private bedeutende Mittel zur Verfügung und werden die Wohlthätigkeitsbestrebungen in die richtigen Bahnen gelenkt, so kann auf dem angegebenen Wege gewiß Erhebliches geleistet werden. Das Erhebliche freilich wird nur nicht ausreichen, um die Wohnungsfrage in ihrem ganzen Umfange zu lösen; die hierzu nötigen Mittel werden niemals von selbstlosen Menschenfreunden allein aufgebracht werden. Für Beseitigung der heutigen Wohnungsnot wird daher in anderer Weise gesorgt werden müssen.

Ich will an dieser Stelle nicht darauf eingehen, wie sich die Gesetzgebung und Verwaltung den Mißständen im Gebiete der Wohnungsfrage gegenüber zu stellen hat. Das zu erörtern, würde zu weit führen. Dagegen möchte ich noch kurz darlegen, in welcher Richtung sich die Fürsorge für zweckentsprechende neue Wohnungen in Zukunft zu bewegen haben wird.

In erster Linie hat wohl der Arbeitgeber ein Interesse daran, daß in der Nähe der Arbeitsstätte Wohnungen vorhanden sind. In den Großstädten freilich erheischt solch eine Fürsorge Opfer, die ein großer Teil der Arbeitgeber nicht zu tragen vermag. Eine Linderung der Wohnungsnot würde

vielfach auch nur dann eintreten, wenn die Fabriketablissements und mit ihnen die Arbeiterwohnungen aus dem Innern der Städte nach den Vororten verlegt werden könnten; einem derartigen Risiko entsprechen aber nicht die Vorteile, die für die Unternehmer erwachsen würden.

Ebenso wenig wie von der Fürsorge der Arbeitgeber ist von der Selbsthilfe der Arbeiter eine Lösung der Wohnungsfrage zu erwarten. In Hannover, Kiel und neuerdings in Berlin sind freilich von Arbeitern sogenannte „Spar- und Bauvereine" begründet worden, die sich in der Form von Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht mit dem Bau, dem Erwerb und der Verwaltung von Wohnhäusern, mit deren Vermietung an Genossen, sowie mit der Annahme und Verwaltung von Spareinlagen der Genossen beschäftigen wollen. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß derartige Vereine, falls sie überhaupt einen Erfolg erreichen, immerhin nur in sehr beschränktem Umfange wirken können.

Auch die Privatbauthätigkeit hat seither zur Linderung der Wohnungsnot der arbeitenden Klassen nichts beigetragen. Nicht nur in Berlin, sondern auch in andern großen Städten fehlt es an zweckmäßig eingerichteten kleinen (aus 2—3 Räumen bestehenden) Wohnungen zu einem für die Arbeiter erschwinglichen und angemessenen Mietpreise. In Zukunft wird sich das kaum ändern. Abgesehen davon, darf man schließlich auch nicht außer acht lassen, daß die Lösung eines so überaus wichtigen sozialen Problems, wie der Arbeiterwohnungsfrage, überhaupt nicht in die Hände der Privatspekulation gelegt werden sollte.

Es entsteht nun die Frage: was hat zu geschehen, wenn die Fürsorge der Arbeitgeber, die Selbsthilfe der Arbeiter und die Privatbauthätigkeit die Arbeiterwohnungsnot nicht beseitigen können, wenn humanitäre Bestrebungen Privater nicht ausreichen? Um eine Antwort zu geben, muß man sich vor allen Dingen vergegenwärtigen, daß nur die Bereitstellung großer Mittel die Arbeiterwohnungsfrage ihrer Lösung näher bringen kann. Solche Mittel werden aber nur dann zu beschaffen sein, wenn die Unternehmungen auf dem in Rede stehenden Gebiete eine angemessene Kapitalverzinsung gewährleisten. Da nun einerseits sich das Publikum, zumal nach den Erfahrungen in jüngster Zeit, mit einem mäßigen Zinse begnügen wird, wenn es nur sein Kapital sichergestellt weiß, anderseits aber der Ertrag von Arbeiterwohnhäusern, die nicht ausschließlich Wohlthätigkeitsanstalten sind, nachweisbar verhältnismäßig recht gut, die Kapitalanlage selbst durchaus sicher zu sein pflegt, so läßt sich bestimmt annehmen, daß derartigen Unternehmungen genügend große Kapitalien zur Verfügung stehen werden. Die Organisation dieser Unternehmungen wird am zweckmäßigsten folgendermaßen zu gestalten sein:

In einer den Bedürfnissen genügenden Zahl sind große gemeinnützige Baugesellschaften in der Form von Aktiengesellschaften oder Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht zu bilden. Ihre Aufgabe ergiebt sich aus dem Gesagten und ist, nicht nur billige, sondern auch gute Arbeiterwohnungen herzustellen. Diese sollen vor allem für die Aktionäre oder Gesellschafter eine Kapitalverzinsung abwerfen, wie sie etwa die deutschen Staatspapiere durchschnittlich gewähren, also $3\frac{1}{2}$ bis 4 %. Erfahrungsgemäß ist aber die Verzinsung des Anlagekapitals, zumal bei großen Miethäusern, erheblich höher als $3\frac{1}{2}$ bis 4 %. Um den gemeinnützigen Charakter der Gesellschaften zu wahren, ist deshalb die Bestimmung zu treffen, daß der über eine Kapitalverzinsung von $3\frac{1}{2}$ bis 4 % hinausgehende Betrag der Reineinnahmen nicht zur Auszahlung zu bringen, sondern zum Bau neuer Häuser wie überhaupt im Interesse der arbeitenden Klassen zu verwenden ist. Nach diesem Verwaltungsprinzip wirken schon jetzt in einer Reihe von Orten Baugesellschaften mit bestem Erfolge. Daß das auch in größeren Städten, z. B. in Berlin, möglich sein wird, halte ich für zweifellos. Hat man nur erst die kleinen wie die großen Kapitalisten von der Rentabilität derartiger Unternehmungen und von der Sicherheit der Kapitalanlage überzeugt, dann wird es gewiß nicht an Mitteln fehlen, und man wird dem Bedürfnisse an zweckmäßig eingerichteten, gesunden und billigen Wohnungen vollauf gerecht werden können. Aller Orten aber, glaube ich, werden sich in großer Zahl Personen finden, die aus Interesse für die Sache den gemeinnützigen Baugesellschaften ihre Dienste unentgeltlich widmen.

Was schließlich die praktische Thätigkeit der Baugesellschaften in den großen Städten anbelangt, so wird sich diese einerseits auf den Bau von Häusern, die zum Übergange in das Eigentum der Bewohner bestimmt sind, anderseits auf die Errichtung von großen Miethäusern erstrecken müssen.

Der Bau von Eigenhäusern, die natürlich nur in den Vororten gelegen sein können, ist zweifellos als Ideal der Lösung der Wohnungsfrage hinzustellen. Seine Ausführung stößt aber schon deshalb auf Schwierigkeiten, weil viele Arbeiter nicht über das zur Anzahlung ꝛc. notwendige Kapital verfügen. Vielleicht läßt sich das Hindernis dadurch überwinden, daß man auf die Forderung der Anzahlung einer größeren Summe, als ersten Teils des Kaufpreises (oder der Versicherungsprämie), verzichtet und die Frage, ob der ein Einfamilienhaus beziehende Arbeiter nur Mieter oder Käufer sein will, eine Reihe von Jahren offen läßt. Die Amortisationsquote, die zu dem Zwecke auf den Mietpreis zu schlagen wäre, würde als Spareinlage zu behandeln und dem Arbeiter, der die Absicht des Hauserwerbes wieder aufgiebt, oder seinen Erben mit Zinsen zurückzuerstatten sein. Selbst wenn

man dieſen Weg ginge, würde freilich für eine Reihe von Arbeitern, namentlich der unterſten Lohnklaſſen, der Erwerb eines Hauſes trotzdem nicht in Frage kommen. Ergänzend wird man deshalb immerhin auf das Kaſernenſyſtem zurückgreifen müſſen. Dabei iſt natürlich im Auge zu behalten, daß auch dem, der nur wenig auf die Befriedigung ſeines Wohnbedürfniſſes verwenden kann, zu billigem Preiſe eine gute, freundliche und bequeme Wohnung zur Verfügung geſtellt wird. Aus dem Grunde wird ſich vielleicht empfehlen, ſelbſt bei der Errichtung von Mietkaſernen die Anlage in den Vororten zu begünſtigen.

Ich kann an dieſer Stelle nicht auf Einzelfragen eingehen, die ſich auf die Anlage und Einrichtung der Einfamilien- wie der Miethäuſer beziehen. Alle dieſe Fragen werden auch je nach den örtlichen Verhältniſſen hier ſo, dort anders zu beantworten ſein. Mir kam es im weſentlichen nur darauf an, auf die hohe Bedeutung der Wohnungsfrage nach ihrer ſittlichen, ſozialen und wirtſchaftlichen Seite hin aufmerkſam zu machen und die verſchiedenen Beſtrebungen zur Löſung jener Frage an einzelnen typiſchen Beiſpielen kurz zu beſprechen. Wenn ich hierbei die Bedeutung mancher dieſer Beſtrebungen als wenig belangreich für die Beſeitigung der großſtädtiſchen Wohnungsnot bezeichnet habe, ſo ſoll damit, wie ich zum Schluſſe noch betonen möchte, doch keineswegs geſagt ſein, daß ich jene Beſtrebungen ſelbſt für unberechtigt oder überflüſſig halte. Ich weiß, daß das Wirken einzelner Menſchenfreunde, die gemeinnützige Thätigkeit von Geſellſchaften, die Fürſorge der Arbeitgeber wie die Selbſthilfe der Arbeiter, jedes in ſeiner Art, in dem einen Streben, zur ſozialen Wohlfahrt beizutragen, eins ſind. Allein, um die Wohnungsnot der arbeitenden Klaſſen unſerer Großſtädte beſeitigen oder nur lindern zu können, dazu gehört Geld, viel Geld. Je reichlicher die Mittel fließen, deſto größer werden die Erfolge ſein.

Zu Liliencrons neuem Bild.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Zu Liliencrons Bild — braucht es da noch Worte, Erklärungen? Eigentlich nein!

Aber es giebt bei uns leider immer noch gar zu viele Leute, die bei allem und jedem fragen: Was iſt das? Was bedeutet das?

Dieſe wißbegierigen Leute ſind für jeden eine rechte Qual, und niemand iſt ſicher vor Ihnen. Sie wollen wiſſen warum die Amſel ſingt und weshalb der Froſch quakt, ſie forſchen nach dem Grunde warum Michel Angelo die prächtigen nackten Kerle neben und zwiſchen die bibliſchen Bilder ſeiner ſixtiniſchen Decke gemalt und möchten erfahren, „was die wohl für einen Sinn haben", ſie fragen einen Beethoven, was er ſich bei ſeiner Heroica, oder bei der Sonata appassionata „gedacht".

„Zum Teufel! nichts! garnichts!" knurrte der nicht eben umgängliche Meiſter der Töne ſeinerzeit einem dieſer weiſen und ſehr höflichen Interviewer entgegen, und ließ den Wißbegierigen verdutzt daſtehen.

Das war recht wohlgethan von Beethoven und ſo ſollten es alle machen. Ich ſelber will mir ein Beiſpiel dran nehmen, und wenn einer mich fragen ſollte: Warum kommt Liliencrons Bild jetzt in der „Geſellſchaft", warum kommt es zum zweiten Male? ſo antworte ich einfach:

„Sehr geehrter Herr Frager! Denken Sie gefälligſt dazu und darüber ganz was Sie wollen. Ich will Sie nicht hindern. Empfehle mich!"

Die Mehrzahl der Leſer wird überhaupt nicht fragen, ſondern wird ſich einfach freuen, den lieben Liliencron in effigie zu erblicken.

„Das iſt er alſo und ſo ſieht er nun aus, der fröhliche Sänger und Antiphiliſter!"

Er hat ja den Uniformrock ausgezogen.

Schadet nichts!

Und wie träumeriſch er in die Welt hinausblickt. Und doch zwinkert es ihm wie leiſer Humor um die tiefliegenden Augen. Der Schalk ſitzt ihm im Nacken.

An welches Haideröslein er wohl denken mag? — — —

* * *

Im Café Bauer an einem der kleinen Marmortiſchchen, nachläſſig in die Polſter des Divans zurückgelehnt, ſitzt ein Herr, — offenbar ein ſehr gebildeter Herr; denn er trägt breite Hoſen und Schnabelſchuhe, blankgebügelt hängt der Cylinder über ſeinem Haupte und ein Paar feiner, däniſcher Handſchuhe liegt neben ſeiner Kafeetaſſe. Der gebildete Herr langweilt ſich, wie das ſo vielen gebildeten Menſchen geht, wenn ſie mit ſich allein ſind.

Kellner, bitte einige Journale, was Illuſtriertes!

Zu dienen, Herr Doktor!

Ein ganzer Stoß periodiſcher Litteratur wird herbeigeſchleppt.

Der Herr Doktor vertieft ſich in die „Lektüre". Zuerſt kommen natürlich die Witzblätter dran, die „Fliegenden", der „Floh", die Wiener „Karikaturen", dann alles was der berühmte Leipziger Donnerſtag an illuſtriertem

und bedrucktem Papier allwöchentlich ins deutsche Reich hinausspeit, zuletzt die Monatschriften. Natürlich werden nur die Bilder besehen; denn der Text ist ja Nebensache.

Da fällt denn auch die „Gesellschaft" in des gebildeten Herrn wohlgepflegte Hände.

Auch wieder so eine neue Gründung, — so eine Vier-bis-sechs-Monat-Fliege! (Der gebildete Herr hatte nämlich nicht bemerkt, daß „VIII. Jahrgang" auf dem Umschlag steht.)

Nun rückt er die Brille zurecht, beschnuppert das Bild und sucht den darunterstehenden Namenszug zu entziffern.

Liliencron — Liliencron — klingt eigentlich ein wenig semitisch. (Der gebildete Herr ist natürlich ein überall Knoblauchwitternder, gegenjüdlerischer Urtentone.) Aber Detlev? Freiherr? Äh bäh! Wahrscheinlich Pseudonym. Wer ist Liliencron? — — —

Himmelherrgottkreuzbombenelement noch einmal! Soll man da nicht losfluchen? Kennt so ein gebildeter Deutschtümler nicht einmal den Liliencron! O Volk der Dichter und Denker, schäme dich!

* * *

Aber das ist ja garnicht möglich. Wer sollte Liliencron nicht kennen?

Freilich, meine Freunde, ist es möglich, ja es ist sogar eine Thatsache, die bei neun Zehnteln unserer „Gebildeten" zutrifft.

Liliencron fabriziert eben keine Wagenschmiere, er hat weder Brands Schweizerpillen noch die Bartsalbe von Migargee erfunden; er vertreibt auch nicht die Bandwürmer, wie der große Mohrmann, ja er hat nicht einmal „das heilige Lachen" verbrochen. Liliencron ist nur ein deutscher Dichter, also ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hat, der seine Zeit vertrödelt und dem lieben Herrgott den Tag wegstiehlt; denn wozu dient ein Dichter in unserem Säculum?

Ja er ist nur ein Dichter! Aber was für einer!

Wer je eines seiner lenzfrischen, naturduftenden Gedichte gelesen, dem brauche ich gewiß kein Langes und Breites über diesen einzigen Vollmenschen zu sagen. Ihr anderen aber, ihr „Gebildeten", die ihr noch nichts von ihm wißt, gehet hin und badet eure Seele rein in seinen Liedern.

Wer aber ein solches Seelenbad nicht nötig zu haben glaubt — nun, der konversiere geistreich über die Modegötzen oder tratsche sich aus mit seinesgleichen über Tolstoi, Ibsen und andere Ausländer, die er doch nicht versteht, ich habe da weiter nichts zu sagen; denn es stehet geschrieben: „Ihr sollt eure Perlen nicht vor die Säue werfen." Sela!

Der Dramatiker Reinhold Lenz.

Zu seinem hundertjährigen Todestage.

Von Max Halbe.

(München.)

Am 24. Mai 1792 starb in Moskau der Dramatiker aus der Sturm- und Drangzeit, der einstige Genosse Goethes, Reinhold Lenz, als ein vergessener Mann. Das jüngere Geschlecht, welches erwachsen war unter dem breitern und breitern Schatten des Goetheschen Namens, kannte ihn nicht mehr. Um 14 Jahre hatte Lenz den Ruin seines Geistes, den Bankrott seiner Schaffenskraft überlebt. Ein Zeitraum von einem halben Menschenalter hatte genügt, den Schöpfer des „Hofmeisters" und der „Soldaten", den Dichter manches tief empfundenen Liedes und manches bittern Verzweiflungsschreies aus dem Gedächtnis der Mitwelt auszutilgen.

Aber die Nachwelt vollzieht gerechtes Gericht. Ein Jahrhundert will sich runden, seitdem man die Reste des Vergessenen der Erde übergab, und auch an Lenz erfüllt sich Nietzsches tiefsinniges Wort von der ewigen Wiederkunft. So stehe es denn hier als ein Motto und als eine Inschrift, gesetzt von einem Nachkommen auf das Grab des Dichters Lenz:

„Nun sterbe und schwinde ich, und im Nu bin ich ein Nichts. Die Seelen sind so sterblich wie die Leiber.

„Aber der Knoten von Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin, — der wird mich wieder schaffen! Ich selber gehöre zu den Ursachen der ewigen Wiederkunft.

„Ich komme wieder, mit dieser Sonne, mit dieser Erde, mit diesem Adler, mit dieser Schlange . . ."

Im Jahre 1774 erschien der „Hofmeister", das erste große Drama Reinhold Lenzens, von ihm eine Komödie genannt. Im gleichen Jahre kamen seine „Anmerkungen übers Theater" heraus, die er einem kurzen Vorwort zufolge bereits zwei Jahre vor dem Erscheinen des „Götz" in einer Gesellschaft vorgelesen hatte. Die kühne Ketzerei eines Frevlers und Aufrührers wider uraltes ästhetisches Recht und Gesetz, wider aristotelisch-französische Hürden- und Heckendramatik, wider „Wohlstand, Geschmack und Moralität, und eines stürmenden Verehrers Shakespeare'scher Naturnacktheit, gährt in diesen „Anmerkungen". Der Morgenruf einer neuen Zeit. Der Dank eines jüngeren Geschlechts an die großen Auflöser und Umwerter der ältern Generation und eine Bestätigung, daß diesem jungen Geschlecht

das Lebenswerk eines Leſſing und Herder unverloren ſein ſollte. In knapper Kürze, im knorrig bizarren Kraftton der jungen Genies, mit ſchlagender Logik werden die alten Tafeln zertrümmert und neue Werte gemünzt.

„Was ſie (die Dichtkunſt) nun ſo reizend macht . . . ſcheint meinem Bedünken nach nichts anderes als die Nachahmung der Natur, das heißt aller der Dinge, die wir um uns herum ſehen, hören et cetera . . . .“

„Den Gegenſtand zurückzuſpiegeln, das iſt der Knoten, die nota diacritica des poetiſchen Genies . . .“

„Der wahre Dichter verbindet nicht in ſeiner Einbildungskraft, wie es ihm gefällt, was die Herren die ſchöne Natur zu nennen belieben, was aber, mit ihrer Erlaubnis, nichts als die verfehlte Natur iſt. Er nimmt Standpunkt — und dann *muß* er *ſo* verbinden. Man könnte ſein Gemälde mit der Sache verwechſeln, und der Schöpfer ſieht auf ihn hinab, wie auf die kleinen Götter, die mit ſeinem Funken in der Bruſt auf den Thronen der Erde ſitzen . . . .“

„Sei es alſo, daß Drama notwendig die Handlung mit einſchließt, um mir die Beſchaffenheit anſchaulich zu machen: iſt darum Handlung der letzte Endzweck, das *Prinzipium* (des Dramas)?“

Und er kommt zu dem Schluß, nicht Handlung, der *Charakter* iſt der Endzweck des Dramas, und nur ſoweit in der Handlung eben der Charakter, der *Menſch* ſich entfaltet, kann auch die Handlung als Mitfaktor des Dramatiſchen gelten. Naturwiedergabe! Menſchengeſtaltung! „Oder ſcheuen Sie ſich, meine Herren, einen Menſchen zu ſehen?“ redet der Stürmer ſeine weiſen kritiſchen Häupter von dazumal an. Wer wollte ſich getrauen, zu unterſcheiden, ward dies Anno 1770 geſchrieben oder 120 Jahre ſpäter? Das große Geſetz von der ewigen Wiederkunft! . . . .

Die Formel des naturaliſtiſchen Charakterdramas ſteht vor uns, jugendlich, zeit- und ſturmgefeit, wie in den Tagen Shakeſpeares. Ihr einziges Geſetz die Erfaſſung des Menſchen, der Natur, des Charakteriſtiſchen. Ihre große Verachtung die Handlung, die Fabel, das Stoffliche, das Handwerksmäßige. Die Natur iſt mannigfaltig in ihren Wirkungen. Das Handwerk iſt einfach. Die Produktion an Charakteren iſt unerſchöpflich, wie die Natur ſelbſt. Aber wer fünfzig Intrigenſtücke geſehen hat, läuft vor Ekel und Langeweile davon.

Die Formel des naturaliſtiſchen Charakterdramas, und als Koſtüm und Poſitur des 18. Jahrhunderts die Fechterſtellung gegen den Ariſtoteles und ſeine drei Einheiten, denen Lenz eine einzige Einheit gegenüberſtellt, „nämlich die uns den Geſichtspunkt giebt, aus dem wir das Ganze umfangen und überſchauen können“. Die Einheit des *Überblicks*, von der Einheit der Nation, der Sprache, der Religion, der Sitten und hundert andere eben ſo notwendige Beſtandteile ſind, wie Einheit der Handlung.

Mit scharfem historischen Blick, dem man die Herdersche Schule anmerkt, wird zunächst die aristotelische Einheit des Orts auf die eigentümlichen Bedürfnisse der altgriechischen Bühne, dann die Grundanlage der griechischen Dramatik überhaupt, die Bevorzugung der Handlung, der Begebenheit, die Vernachlässigung des Charakters, der Person, zurückgeführt auf die Religions- und Weltanschauung des Volkes, als auf die jeweilige Quelle aller Gestaltung und Dichtung. So hoch wie das Fatum der Griechen über dem einzelnen Menschen stand, so hoch dem griechischen Dramatiker der straffe Zusammenhang der Begebenheit über dem Einzelcharakter. „Es war Gottesdienst, die furchtbare Gewalt des Schicksals anzuerkennen." Und Gottesdienst ist alle Kunst.

Es ist interessant, wie Lenz neben dem Nachahmungsprinzip, das er wiederholt als den Träger aller Kunst bezeichnet, in dunklem Drang, sich selbst halb unbewußt, noch ein zweites Moment künstlerischen Thuns mit in die Erörterung einfließen läßt, das religiöse Moment, den Punkt, wo über die einfache Naturnachahmung hinaus und über das Vergnügen am Nachgeahmten hinaus, die große Erbauung, Erhebung, Erschütterung, der Gottesdienst beginnt, oder wenn wir wollen, der Alldienst, der Unendlichkeitskultus. Jede ergründende Psychologie der Kunst wird auch an diesen andern Angelpunkt künstlerischen Gestaltens rühren müssen und sich's nicht an dem einfachen Nachahmungstrieb genügen lassen, wenn sie nicht die Erklärung für große Kunstepochen und Kunstthaten schuldig bleiben will.

Umgekehrt wie die griechische Welt gravitieren für Lenz die neueren, speciell die nordischen Völker zu einem gesteigerten Bewußtsein der Eigenpersönlichkeit hin. Wenn es für den Griechen Gottesdienst war, das Schicksal anzubeten, so ist es für Lenz und seine Zeitgenossen Erhebung und Religion, beim Anblick eines Menschen, eines Charakters, auszurufen: „Das ist ein Kerl! Das sind Kerls!" Die Folgerungen für die Durchbrechung der aristotelischen Ästhetik und eine moderne Ausgestaltung des Dramas liegen klar.

Von zwei Seiten her schreitet die Beweisführung Lenzens auf ihr Ziel zu, von dem Triebe nach Naturnachahmung und -Wiedergabe, und von dem modernen Religionsbedürfnisse und Weltanschauungsbegriffe (Religion im weitesten Sinne genommen). An dem Punkte, wo die beiden Bahnen ineinander laufen, baut sich das naturalistische Charakterdrama auf. Sein großer Heros — Shakespeare.

Die erste produktive dramatische Gabe des jungen Revolutionärs war der „Hofmeister". Eine reiche Galerie von Charakterköpfen, herausgegriffen aus dem privaten Leben der Zeit und mit feiner Beobachtung der intimen

Züge, der individuellen Geberden wiedergegeben. Die Luft des achtzehnten Jahrhunderts flimmert um diese Menschen. Der Atem einer vergangenen Welt weht uns entgegen, so wunderlich fremd uns und so wunderlich bekannt zugleich. Und wir stehen vor diesen Bildern in einer tiefen, feierlichen Stille um uns, und schauen und lauschen, und allgemach werden die Menschen vor uns lebendig und treten aus ihrem Rahmen. Wir sehen sie sich herzen und sich hassen, sich verführen und sich verderben, sich schlagen und sich vertragen, und wir greifen uns an unsere Köpfe: Bist du das nicht? Sind wir das nicht, die dorten agieren? Und mit einem Male wird uns Erlebnis, daß Raum und Zeit nur Anschauungsformen und hundert und tausend Jahre werden uns wie der Tag, der gestern vergangen ist. Dort geht das Brüderpaar, der Geheime Rat und der Major von Berg, und beide tragen die Familienähnlichkeit auf ihrem Gesicht, und in ihren Geberden, die Derbheit des Wortes und die Lust zu erziehen und zu moralisieren. Aber der alte Kriegsmann leistet noch ein Erkleckliches mehr in wilden Flüchen und himmelstürmenden Donnerwettern, als der feinere, weitsichtigere, überlegenere Rat. Und treffen sich die beiden in ihrer väterlichen Zärtlichkeit für ihre Kinder, der Major für sein Gustchen, die schwärmende schöne Seele im Flügelkleide eines noch nicht eingesegneten Backfischs, und der Rat für seinen Galgenstrick von Jungen, den Liebhaber und Flegel Fritz — so gehen doch die Wege, auf denen die beiden Alten ihre Erziehungsideale suchen, weit, weit auseinander. Und weit auseinander liegen die Resultate.

Fritz, zum Entsetzen des Onkel Majors auf der öffentlichen Schule erzogen, kommt zur Universität, nachdem er seinem schwärmerischen Cousinchen ewige Romeo-Liebe geschworen und heißen Abschied genommen, und wird ein braver Student und ganzer Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hat und im übrigen etwas von dem Moralisierungstalent seiner Familie geerbt hat. Und Gustchen, seine Julia . . . Der Vater Major will's dem Bruder zeigen, was für ein ander Ding es doch ist mit der Privat-Erziehung und Absonderung adliger Kinder von dem bürgerlichen Pöbel und engagiert für seine Sprößlinge einen Hofmeister. Monsieur Läuffer, ein Pastorssohn, wie Lenz es auch war, eine unzufriedene, schweifende, excentrische Seele, wie Lenz es ebenfalls war, in dem heillosen Zwiespalt zwischen hochfliegendem Studierten-Ehrgeiz und engumfriedeter Lebensaussicht, zwischen gesteigertem Individuumsbewußtsein und betreßter Lakaienstellung, eine sinnliche Natur mit dem Umschlag bis zur Askese, zur Selbstvernichtung, vollzieht die instinktive Rache des Unterdrückten an seinem Gebieter und schneidet erst dessen verschrobener Hausehre und Xantippe, dann dem schwärmerischen Töchterchen die Cour. Dem verzogenen,

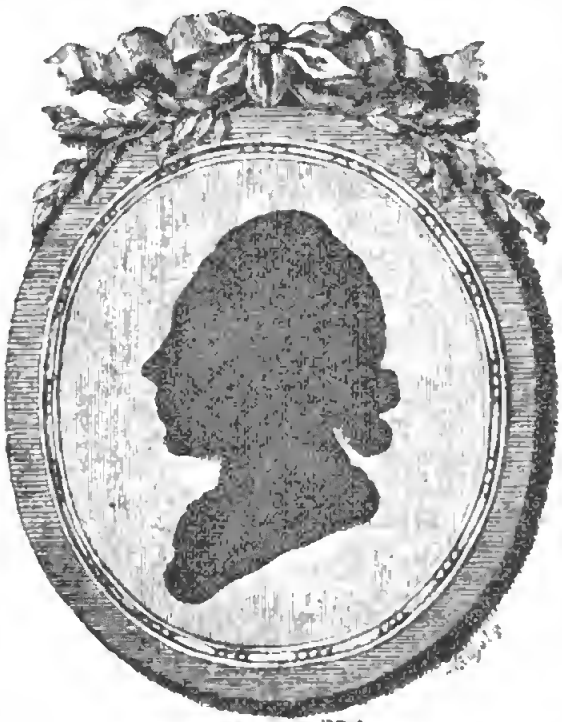
übergut genährten, frühsinnlichen Fräulein, welches ihren abwesenden Romeo schnell genug vergißt, kommt der charmante Hofmeister gerade recht. Sie ergiebt sich ihm mit der schmachtenden Wollust ihrer sechzehn Jahre. Als der Major entdeckt, daß er im Begriff ist, Großpapa zu werden, ist die Katastrophe da. Gustchen läuft aus dem Hause, Monsieur Läuffer desgleichen, nach der entgegengesetzten Windrichtung. Auf vier fünf und mehr Schauplätzen setzt sich die Handlung fort. Läuffer findet verborgenen Unterschlupf bei Herrn Wenzeslaus, einem tollen, ungehobelten, herzensechten Poltron von Schulmeister und in litteris et theologicis wohlfundierten Kirchenlicht. Ein Kerl, grob wie eine ostpreußische Landwurst, aber ein Meister in der Lebenskunst, der sich ebensowenig aus dem Gleichgewicht seiner fröhlichen Weltverachtung wie aus der Wohlgesetztheit seiner langatmigen Perioden herausbringen läßt, der seinem windigen Gaste die Knochen ordentlich geraderichtet und ihm gleich zur Einleitung ihrer Freundschaft die verabscheute Tabakspfeife in den Mund zwingt, „als welche gut ist wider die böse Lust und wider die bösen Begierden ebenfalls". Eine Gestalt, aus dem Vollen geschöpft von Einem, der das Schöpfen verstand.

Während Läuffer unter der Fuchtel seines gestrengen Meisters wieder aufrecht stehen lernt und neues Mark in die Knochen saugt, gebiert Gustchen im Waldversteck, verloren den Ihrigen, ein Kind. Das schwüle, sinnliche Mädchen ist ein starkmütiges Weib geworden, gereift um Jahre durch die eine große Erfahrung ihres Lebens. Und nun treibt sie's als Büßerin zu den Füßen ihres Vaters, wie es ihren Vater treibt nach der Umarmung der verlorenen, umsonst gesuchten Tochter. In einer der starken Szenen, an denen das Drama so sehr reich ist, finden sich die beiden Suchenden, in einem Augenblick, da die Geschicke Gustchens sich zu erfüllen scheinen und über der Ertrinkenden die große Flut zusammenschlagen will. Der Vater rettet seine Tochter und trägt sie in seinen Armen davon.

Aber der Faden ist noch nicht zu Ende gesponnen. Läuffer, der als Kollaborator an der Seite seine Wenzeslaus kaum zu neuem Lebensmut erstarkt ist, erblickt und erkennt durch einen Zufall sein und Gustchens Kind, die Frucht seiner maßlosen Selbstbethätigung, und nun vollzieht sich an ihm der unvermittelte Umschlag zum Gegenextrem, zur maßlosen Selbstaufhebung. Er entmannt sich und empfängt in einer Szene, die an tragikomischem Humor ihres Gleichen sucht, die begeisterten Glückwünsche seines schulmeisterlichen Freundes zu seiner heroischen That.

Fritz von Berg absolviert die drei Jahre seiner Studentenzeit in Halle und Leipzig und macht unter allerlei andern Erfahrungen auch die Bekanntschaft des altbeliebten Studentenheims, des Karzers. Die ganze studentische Umgebung und ihre Anhängsel sind mit köstlich modernem Naturalismus

gezeichnet. Da giebt es eine Zimmervermieterin Frau Blitzer in . . . beinahe wollte ich sagen in Berlin N. Ach, auch Zimmervermieterinnen sind unsterblich! . . . . Aber die cholerische Dame lebte ja in Halle, als man das dritte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts schrieb, und stand in einem ausgiebigen Pumpverhältnis mit ihrem Chambregarnisten Pätus, einer kreuzbraven, etwas angebummelten Haut, an der der wackere Fritz seine moralistischen Züchtungstalente so recht nach Herzenslust erproben konnte. Denn Herr stud. Pätus hatte Schulden mehr als Haare auf dem Kopfe, und seine galanten Neigungen brachten ihn in die schwierigsten Situationen, verhalfen ihm schließlich aber doch zu einer beneidenswerten Acquisition, zu der jungen, unschuldigen, zarten Jungfer Rehhaar, welche beinahe in die Klauen des Sehr Edlen von Seiffenblase gefallen wäre, eines brutalen Schweinhunds und Korpsstudenten, späteren Referendars und Reserveoffiziers in der Uniform des 18. Jahrhunderts. Und nun dieser Vater Rehhaar, ein ausgesuchtes, prächtiges Exemplar von einem Hasenfuß, welcher die jungen Stutzchen deutschen Lautlehrt und die spielen für der Laster „Courasche" Auch eine Geoberstes hält. Meister der stalt von einem Menschendarstellung.



(Lenz' Silhouette aus „Olla Potrida", 1778.)

Und alle diese Menschen leben und stürmen durcheinander in einer krausen, bunten, starken Handlung, die freilich allen ästhetischen Schulgesetzen gar sehr wider den Strich läuft, aber Bühnenkraft genug hätte, um auch unter dem modernen Lampenlicht die Probe zu bestehen vor einem empfänglichen, unbeeinflußten Publikum. Die Shakespearebühne in München wäre der geeignete Ort, dem Geiste des neu erweckten Dichters Lenz das Sühnopfer der Nachwelt darzubringen. Die szenischen Schwierigkeiten stehen zurück hinter denen des „Götz", der überhaupt vielfach weniger bühnengerecht erscheint, als der „Hofmeister". Und der „Hofmeister" ist nicht nur das notwendige Pendant zum „Götz" und erweist in seiner Eigenständigkeit

und Unabhängigkeit vom letztern, die Naturgewalt jenes litterarischen Verjüngungsprozesses „Sturm und Drang", der neben und mit Goethe auch die andern produktiven Köpfe der Zeit erfaßt hatte und zu den genialsten Jugendthaten fortriß. Eine Thatsache, die man unsern Zeitgenossen nicht sollte vergessen und verloren gehen lassen. Der „Hofmeister" ist also nicht nur das gleichwertige Gegenstück zu Goethes Geniedrama, er ist zugleich viel specifischer und zeitcharakteristischer, als der historische „Götz" und darum für uns, deren *menschliches* Interesse gerade noch bis in jene Tage zurückreicht (was *weiter* zurückliegt kümmert uns höchstens historisch *wissenschaftlich*), darum für uns Urenkel eine melancholische Lust, ein ferner, ferner, süßer Klang im Ohr. Haben wir doch als *lebendiges* Dokument jener großen Entwicklungs- und Vorbereitungszeit nur noch Lessing und seine Minna von Barnhelm. Denn Goethe, selbst Schiller, beide mit ihrer Neigung zum historischen Stück, tragen etwas Zeitloses auf ihren Gesichtern. Lenz dagegen, dessen große Kraft das bürgerliche Schauspiel war, Lenz war ganz Fleisch vom Fleisch seiner Zeit und Geist von ihrem Geist.

Es müßte eine Freude sein, dieses Stück achtzehntes Jahrhundert, genannt „der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung", vor unsern Augen wieder zu Fleisch und Blut auferstehen zu sehen, diese starken, vollen, stürmischen Menschen, welche unsere Urgroßväter und Urgroßmütter waren und noch nichts wußten von Decadence und Fin de siècle Pariser und Berliner Marke, trotzdem ihr geistiger Vater und Schöpfer ein krankheitgezeichneter Mann war.

Und wenn wir dann am Schluß der Komödie die ganze Gesellschaft einander gerührt in die Arme sinken sehen, wenn die schöne Sünderin, Büßerin von ihrem heimgekehrten Romeo doch noch als eheliches Weib in die Arme geschlossen wird, wenn das große Verzeihen über Söhne und Väter kommt, wenn sogar der arme verstümmelte Monsieur Läuffer als sinnlich übersinnlicher Freier noch eine sehr handfeste und annehmbare Tröstung, ein vollbrüstiges, köstlich naturwüchsiges Dorfmädel zugewiesen erhält, wenn alles sich in Wohlgefallen auflöst, was in Nacht und Untergang enden mußte, dann erleben auch wir Modernen einen kleinen Triumph mit unserer Sucht, überall Fin de siècle zu suchen. Dann wissen wir, auch der Dichter Lenz hatte seinen Stich, wenn es freilich auch ein anderer war, als der von uns Thorschlußmenschen. Der Dichter Lenz krankte an dramatischer Weichmütigkeit, an Konsequenzenfurcht, wenn es darum handelte, die letzten tragischen Resultate aus gegebenen tragischen Charakteren und Situationen zu ziehen. Er zagte vor den unversöhnenden Abschlüssen, vor dem Auge in Auge mit der unendlichen Erbarmungslosigkeit alles Daseins und Schicksals, und was dem *Menschen* Lenz an sich selbst zu erfahren und bis auf den

letzten Tropfen auszukosten bevorstand, die unerbittliche tragische Konsequenz, das ist der Dichter Lenz seinen Schöpfungen schuldig geblieben, das hat er seinen Gestalten erspart, vielleicht aus einem instinktiven Vorahnungsgefühl und Selbsttäuschungsbedürfnis, in der Vogelstraußempfindung schwächlicher Naturen, vielleicht auch aus unkünstlerischer Rücksicht auf das Publikum seiner Zeit, welches sich gegen die letzte tragische Ausgestaltung dieser so furchtbar nahe gerückten Lebensbilder mit aller Gewalt aufgebäumt hätte. So ist der Charakteristiker und Naturalist einer von den Ahnherren des bürgerlichen Rührstücks geworden . . . .

Die Gestalten des Dramas „der Hofmeister" verraten den fanatischen Objektivisten, und doch klingt, als ein seltsamer Widerspruch, ein lehrhafter, tendenziöser Ton durch das Ganze. Der Nebentitel „Vorteile der Privaterziehung" giebt die Signatur für diesen Zug. Es soll nachgewiesen werden, welches Unheil über die Familien durch die Privaterziehung der Kinder gebracht wird, und das Stück klingt nach all den Erschütterungen und Charakterexplosionen in der für uns gar harmlosen Pointe aus: „Wenigstens, mein süßer Junge, werd' ich Dich nie durch Hofmeister erziehen lassen." Wir lächeln. Überwundene Geschichten! Tant de bruit pour une omelette! Aber was für uns triviale Selbstverständlichkeiten, das war für Lenz blutiger Ernst. Selbst Hofmeister, mußte er manche Erfahrung gemacht haben, nach deren künstlerischer Wiedergabe es ihn drängte. Ein lehrhafter Zug lag überhaupt in seinem Charakter. Er kehrt in allen seinen Schöpfungen wieder, bald in das Eigenste der Persönlichkeit eingefangen, wie fast überall im „Hofmeister", bald auch nur auf die Oberfläche der Gestalten geklext und dann eine beleidigende Störung des künstlerischen Gesamtbildes.

Diesem subjektivistischen, wenn man will lyrischen Drang, welcher zu dem objektivistischen, bildnerischen Vermögen Lenzens die Ergänzung bildet, wie die Begleitung zur Melodie, scheint das zweite Drama des Dichters seine Entstehung zu verdanken, „der neue Menoza oder die Geschichte des kumbanischen Prinzen Tandi", ebenfalls bereits 1774 erschienen. Die neue Komödie stand in dem charakteristischen psychologischen Verhältnis so vieler zweiten Werke zu der vorausgehenden Erstlingsschöpfung. Der tastende Gestaltungsdrang des Lebensneulings hatte sich erprobt und Genüge gethan an der Wiedergabe der Außenwelt, an der Objektivierung all der drängenden Erfahrungen und hartkantigen Menschen, die den jungen halbflüggen Dichter bei seinem Hinaustritt in den großen Jahrmarkt der Welt gestoßen und zerbeult hatten. Der innere Mensch, das Ich war dabei von den lieben Mitmenschen vergewaltigt worden. Es war ein Monsieur Läuffer herausgekommen. Jetzt, nach der großen Befreiung und Abwälzung, wandte sich die suchende Sehnsucht wieder dem eigenen Selbst zu und aus der Raupe

des Hofmeisters Läuffer entstieg als geflügelter Schmetterling der kumbanische Prinz Tandi.

Die große Rousseausche Europamüdigkeit, der Kulturekel und der Traum von einer markigern Welt, von einem volleren, ungebrochenen Geschlecht lebt in dieser Gestalt, welche das ganze Stück überschattet, obwohl sie räumlich mit äußerster Sparsamkeit behandelt ist. Ein wunderlicher Prinz aus einer andern Welt, aus Kumba, einem Reich, „welches nicht einmal auf unserer Landkarte steht", bereist Europa, um die Menschen kennen zu lernen, damit er sie einst zu regieren verstehe. Dunkel seine Geburt, nach Kumba verschlagen, Europäer von Abstammung, abenteuerlich seine Schicksale, bergauf, bergab gewälzt, Page geworden, dann adoptiert, zum Thronfolger erklärt, gestürzt, „bergunter gerollt bis an die Hölle", wieder erhoben zu den Höhen, ein stürmischer und doch so zärtlicher Barbar, und wieder ein keuscher, ach so moralischer Joseph, wie man es von einem kumbanischen Prinzen nicht erwarten würde, wenn man nicht wüßte, wo eigentlich Kumba zu suchen ist, in dem Dichtergehirn von Reinhold Lenz. Armer, umgeworfener Prinz! Dein Reich war nicht von dieser Welt! Und gar bald erkanntest Du, in welchem Morast Du versankst, als Du den aufgeklärten, berühmten Weltteil betratest. Statt der großen, vielumfassenden, vielthätigen Menschen fandest Du eine Galerie von Zöpfen und Biederlingen, halb Narren, halb Philister, wenn auch brave, ehrsam hinwandelnde Seelen, und Du sehntest Dich nach Deinem Kumba zurück, um einmal wieder Atem zu schöpfen, denn Du fürchtetest, zu ersticken. Da führte Dir Dein Schicksal ein seelentiefes Weib entgegen, von Deinem Schlage, in weicher, weiblicher Abtönung, als Deine große Tröstung und Erlösung, und Ihr gehörtet einander. Aber der Pfad der Irrungen, auf dem Du wandeltest, war noch nicht zu Ende geschritten. Und als Ihr beiden Menschen einst beieinander saßet, aufgelöst nach den Wonnen der ersten seligen Nacht, in einer Szene, die Deines Zeitgenossen Goethe verwandten Szenen die Hand reicht, da erfuhrest Du, daß Dein Weib Deine Schwester und ihr Vater Dein Vater, und das Geheimnis lichtete sich, woher Du Deine Querköpfigkeit hattest und Dein Anderswollen als Andere, von Deinem guten, derben, komischen Vater, welcher *auch* schon einen Sparren hatte und Seidenwürmchen in Sachsen züchten wollte, wie Du, sein Sohn, *Menschen* in Europa. Und nun, mein Prinz, benahmst Du Dich garnicht wie ein kumbanischer Übermensch, aus jener andern Welt, jenseits von Gut und Böse, sondern es zeigte sich, daß Du doch nur aus Europa warst, befangen in Banden von Sitte und Gesetz, und wütetest gegen Dich selbst und wußtest nicht aus noch ein. Ja, viel hätte nicht gefehlt, daß Du gleicherweise an Dir thatest, wie Dein europäischer Vetter, Monsieur Läuffer, einst an sich. Und was wurde aus

Deinem selig unseligen Weibe? Sie blieb verlassen zurück und verzehrte sich nach Dir, denn sie bereute nicht und vergaß nicht, was zwischen Euch gewesen. Sie war ein Weib, echter, als Du ein kumbanischer Prinz. Dein Nebenbuhler, ein Graf Camäleon von Namen, aber von Art ein zielbewußter und unverbesserlicher Weiberjäger, spann Verführung und Überlistung gegen Dein junges, schmachtendes Weib. Aber sie blieb Dir treu und zerriß seine Gewebe. Und ein weiblicher Racheengel fuhr hernieder, ein Sturmwind im Unterrock, eine Lady Feuerbrand, ein Eva gewordener steinerner Gast, und zerschmetterte den geilen Don Juan, wobei auch ein sehr, sehr naher Verwandter des Weislingenschen Franz, der Bediente Gustav, ums Leben kam.

Deine verachteten Europäer aber dachten und handelten zwar sehr viel nüchterner, als Du, mein Prinz Tandi, aber auch ebensoviel menschlicher und unbefangener, und besorgten sich für den absonderlichen Fall einfach einen Konsens beim Konsistorium, der Deine und Wilhelminens Heirat guthieß. So wurde es denn eine Komödie, da es doch umgekehrt eine Tragödie hätte werden können und müssen, wenn der Prinz nicht wie ein Europäer, und seine Europäer nicht schließlich wie echte Kumbaner gehandelt hätten. Der Dichter Lenz aber hat es anders gewollt. Er ist dem zerschmetternden Aufeinanderprall des moralosen Höhenmenschen und einer kleinlichen, moralbefangenen Welt aus dem Wege gegangen und der Predigerssohn in ihm hat es in der Anlage der Komödie so gefügt, daß am guten Ende Wilhelmine doch nicht des Prinzen, ihres Gemahls, Schwester, und der ehrliche Seidenwürmchenzüchter zwar seines Sohnes, nicht aber seiner vermeintlichen Tochter Vater, zur Beruhigung aller braven Seelen, und nicht zum mindesten Deiner selbst, mein Prinz Tandi. Und jetzt schließest Du Beneidenswerter Dein wiedergefundenes Weib in Deine Arme, und wenn ich mich in Dir nicht täusche, so wirst Du am Morgen nach dieser Nacht den Staub Europas von Deinen Pantoffeln schütteln und mit Deinem Weibe heimkehren nach Deinem Kumba. Der Schauplatz dieser Welt aber verbleibt den Biederlingen und Zöpfen, dem Zierau und dem Magister Beza, von denen der eine der Genußmensch des Augenblicks, und der andere der Sodomprediger gegen Fleisch und Sünde, ein würdiger Ahnherr moderner Sittlichkeitsapostel.

Die Frucht des Jahres 1775 waren die „Soldaten", deren öffentliches Erscheinen jedoch erst das folgende Jahr brachte. Eine Tragödie ihrem Geiste und innern Resultate nach, die reifste Ausgestaltung des Lenzschen Objektivismus. Wieder wie im „Hofmeister" stehen wir auf dem Boden eigenster Beobachtungen und Erfahrungen des Dichters. Wieder enthüllt sich uns ein Zeitbild von brennender Wahrhaftigkeit, eine Galerie von

Menſchen in Farbe und Koſtüm des achtzehnten Jahrhunderts, aber unter der Uniform und dem Reifrock fühlen wir das lebendige, vertraute, unergründete Menſchenherz ſchlagen, und zwiſchen den geſchweiften Möbeln und dem geſchnörkelten Hausrat ſchreitet das gleiche, zeitloſe Schickſal, welches in dieſer Stunde durch unſere hellen, modernen Stuben wandelt und die umfaſſende Kette ſchlingt um die Ungekannten, Ungeborenen, vor uns in grenzenloſen Morgenweiten, wie um die Vergeſſenen, Geweſenen, hinter uns in unerforſchten Nächten, und um uns ſelbſt, uns verlorene, däumernde Kinder des Heute. So weitet ſich das Zeitbild zum Weltbild, und der Schrei des zertretenen Individuums gellt durch die Jahrhunderte.

Hier ein geſchloſſener Kreis von Unterdrückern, brutalen Herren, ſkrupelloſem Genuß ergeben, geboren nur zu pflücken und wegzuſchleudern im Ekel der Überſättigung und dahinzufahren in der Leere ihrer Tage. Dort ein eng umfriedetes, beſcheidenes Geſchlecht, gezüchtet in Hoffnung und Glaube, in Dienſt und Unterwerfung, mit der Sklavenehrfurcht vor Glanz und Brutalität und mit dem Sklaventrieb, ſich einzuſchleichen und den Herren gleichzuthun. Und der Faden ſchlingt ſich. Gegen einander treten das Offizierstum und die Kleinbürgerwelt, und Marie, die verführeriſche, leichtſinnige, ſinnliche Tochter des Galanteriehändlers Weſener aus Lille, macht in der Garniſonsſtadt Armentieres die Bekanntſchaft des jungen adligen Lieutenants Desportes. Der flotte, beſtechende Edelmann blendet das lüſterne, leichtgläubige Bürgermädchen, und die ſchwüle Geſchlechtlichkeit des Weibes erhitzt dem Offizier das überreizte Blut. Aber Mariens Hand und bisherige Neigung gehören ihrem Verlobten, dem Tuchhändler Stolzius, einem braven, weichen, verliebten Jungen, welcher das Original darſtellt, nach welchem der große Goethe ſeinen Brackenburg im „Egmont“ nicht ſehr glücklich kopiert hat. Einen Augenblick ſchwankt die Wage. Marie iſt aus der Garniſon heimgekehrt in das Haus ihres Vaters, der Lieutenant ihren Augen entrückt, in der bevorſtehenden Heirat mit ihrem Standesgenoſſen bietet ſich eine ſichere Zukunft. Als echtes Kind ihres Milieus wird ſie den geraden Weg gehen, der zur Verſorgung führt, wird Frau Tuchhändlerin werden und als ein im Grunde gutmütiges, liebenswürdiges Weib die Tage ihres Mannes erhellen, vielleicht ein wenig den Pantoffel über ihm ſchwingen, vielleicht durch allerlei kleine Seitenſprünge zu mehr oder minder nobeln Courſchneidern die zärtliche Eiferſucht ihres Eheherrn entfachen, wird zahlreiche Kinder gebären und am Ende ihren Weg beſchließen in dem Bewußtſein eines wohlerfüllten Lebens.

Da taucht der junge Lebemann in Mariens Geſichtskreiſe wieder auf, und ſie ſelbſt und ihre Familie mit ihr endet in Elend und Untergang. Papa Weſener, einer von den überklugen Bürgervätern, welche durch vor-

sichtige Preisbietung ihrer hübschen Töchter glänzende Schwiegersöhne zu ködern hoffen und sich Weltgewandtheit genug zutrauen, daß ihnen die Zügel über ihre Kinder nicht entschlüpfen werden, befördert in närrischer Verblendung die Liebelei seines verhätschelten Töchterchens mit dem vornehmen Anbeter. Man kann ja nicht wissen, was einem manchmal für ein Glück aufgehoben ist. „Kannst noch einmal gnädige Frau werden, närrisches Kind." Aber mit Vorsicht! Mit Vorsicht! Der Stolzius darf darum nicht sogleich abgeschreckt werden. Eine solide Reserve schadet für alle Fälle nichts. So nimmt der Roman seinen Verlauf nach Naturgesetz. Kostbare Präsente, Komödienbesuche, heimliche Rendezvous bei Madame Weyhern, der mütterlichen Freundin, offenes Beisammensein im Elternhause, Liebesschäkereien, Stadtklatsch, Heiratsversprechen .... und eines Morgens ist der edle Junker verschwunden. Der Gott ist von der Erde, die er beglückte, zurückgestiegen zu seinen Höhen. Betrogene Gläubiger und ein verführtes Weib, die trauernden Hinterbliebenen.

„Ein Mädele jung ein Würfel ist,
Wohl auf dem Tisch gelegen ...."

sang die alte Großmama Wesener, als die beiden jungen Leutchen einst in ihrer Verliebtheit Maienblüte mit einander tändelten und tollten, und zählte die Maschen ihres Strickstrumpfs ab eine nach der andern, gleichmütig, maschinenmäßig, wie sie gewohnt war, zwei Menschenalter lang. Und der Würfel rollte, und das Mädele wanderte von einer Hand zur andern, und Papa Wesener setzte sein Vermögen zu, um für den durchgebrannten Galan Bürgschaft zu leisten und sein unerschüttertes Vertrauen vor der Stadt zu erweisen. Aber es war etwas gebrochen in dem getäuschten Vaterherzen, was nie wieder zu reparieren war, und eine Lebenshoffnung war vernichtet. Denn sein launisches, liebebedürftiges Kind fieberte nach Betäubung und Vergessenheit, und statt eines ehrsamen Bürgerweibes wurde es ein verrufenes Soldatenliebchen, dessen sich die Kameraden annahmen, halb aus Interesse, halb zum Zeitvertreib, eine Gesellschaft von rohen Renommisten und ausgelassenen Wüstlingen, von dem Dichter mit unvergänglichen Strichen gezeichnet. Da lottern und faullenzen sie herum und stehlen dem Herrgott seinen Tag weg, diese unbeschäftigten, gelangweilten Herren Offiziere, zu nichts in der Welt nutz, als sich in den Schenken und Kaffeehäusern zu lümmeln, zotige Späße auszukramen in den Salons anrüchiger Weiblichkeit, verrückte Streiche gegen einander auszuhecken, Schulden aufzutürmen, den Wanst vollzuschlagen mit Fressen und Saufen und appetitlichen Bürgertöchtern nachzujagen, zur Stillung und Ausleitung der aufgestachelten Gier. Eine Gruppe, meisterhaft im Gesamtbild, meisterhaft in den Einzelzügen, dieser Haudy, ein Rüpel in der Majorsuniform,

der für einen brutalen Spaß seinen leibhaftigen Bruder verkaufen würde, dieser geile genasführte Intrigant Rammler, dieser Großkonfusionarius Pirzel, der rohe, aber wohlmeinende Mary, aus der ganzen Bande der Anständigste, der die verführerische Marie beinahe geheiratet hätte, aus purer Sinnlichkeit, und schließlich der Herr Galan Desportes selbst, mit seiner glatten Gemeinheit, der seine einstige Geliebte, als sie ihm nachläuft und ihn nicht vergessen will, seinem Burschen in die Hände spielt und dafür von dem rächenden Stolzius Gift in die Suppe geschüttet bekommt. Eine großartige Szene, in welcher die Wucht des Verhängnisses niederschmettert auf den Verführer wie auf den Rächer, auf den Betrüger wie auf den Betrogenen am Lebensglück.

Und nun senken sich die Abendschatten über zertrümmerten Schicksalen. Eine verwüstete Weibsperson zupft einen alten, gebrochenen Mann am Rock und bittet um ein Almosen oder einen Schluck Wein im Wirtshaus. Ein kurzer Wortwechsel, ein Hin und Wider von Frage und Antwort, der Vater, der einem adligen Schweinhund Glück und Vermögen geopfert, erkennt seine Tochter, und die beiden Menschen, welchen das Leben seine Versprechungen schuldig blieb, hängen einander am Halse.

Vor dem Bilde schließt sich der Vorhang, sollte man meinen. Aber in den dramatischen, reinen, starken Wein selbst dieses Stückes mischt sich das Wasser Lenzischer Rührseligkeit und Lehrhaftigkeit. Auf das streng stilgerecht aufgeführte, dramatische Gebäude klebt sich ein kurioser Giebel von beleidigender Willkür, und zur Versöhnung der allzu heftig tobenden Leidenschaften müssen sich in einer Schlußszene zwei edle Menschen vereinigen zur Schadloshaltung und Wiederaufrichtung des zerstörten Familienglücks, und obendrein allerlei Hirngespinste des Dichters und Menschenfreundes Lenz zum besten geben, wie derartigen betrübenden Geschehnissen in Zukunft abzuhelfen. Probatum est!

Trotzdem fällt die dramatische Stillosigkeit hier nicht so verletzend in die Augen, weil sie eigentlich nur lose am Schluß angehängt und nicht so untrennbar in das Ganze verwoben ist, wie etwa im „Hofmeister". Läßt man daher Pietätsgründe beiseite und schneidet das Stück mit dem erschütternden Wiedersehen von Vater und Tochter ab, so steht man vor einer einheitlichen, überwältigenden, naturalistischen Tragödie, wie wir deren nicht viele in unserer Litteratur besitzen.

Mehr noch oder doch eben so sehr wie der „Hofmeister" verdienten die „Soldaten" eine Auferstehung vor uns Modernen. Aber es müßte eine Wiedergabe sein, die all die wirbelnde Schönheit, all dies wechselnde Leben jener bunten Bürger- und Soldatenkreise zu Ausdruck und Gestalt brächte, und nicht eine enge Bühnenkonzentrierung und -Bearbeitung, wie sie

in den sechziger Jahren von Bauernfeld in Wien versucht wurde und bei dem ästhetischen Wiener Publikum durchfiel. Die dekorationslose Shakespearebühne bietet sich hier noch dringender, als bei dem „Hofmeister", und vielleicht gedenkt in diesem Jahre, in welchem sich ein Jahrhundert schließt über dem Grabhügel von Lenz, ein Berufener des vergessenen Dichters und seiner „Soldaten". Ja, es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die „Freie Volksbühne" in Berlin, die gesündeste und kräftigste von allen freien Bühnen, im Laufe dieses Sommers die „Soldaten" aufführen wird.

Der große bildnerische Drang des Dramatikers Lenz hatte sich ausgelebt und ausgestaltet. Schärfer und schärfer trat der Lyriker, der Subjektivist hervor, der seine geheimen Träume und enttäuschten Hoffnungen, sein Lieben und sein Hassen, alle Qual und Verzweiflung eines zerrissenen Lebens der getreuen dramatischen Form anvertraute. Bergab rollte das Gefährt.

„Ich bin allen alles geworden — und bin am Ende nichts. Sie haben mich abgeritten wie ein Kurierpferd . . ." und die Antwort: „Das der Ausschlag Eurer philosophischen Träume? Eurer Erforschung der Menschen? Eurer Entwürfe zu ihrer Verbesserung? . . .": so hob die neue Komödie vom Jahre 1776 an, „Die Freunde machen den Philosophen", und es war die Tragödie von dem freigebigen Manne, welcher andern seinen Geist und seine Kraft geopfert hatte und nun selbst arm und ausgegeben dastand, ein neuer Timon von Athen. Die Kräfte waren verbraucht, das Öl verzehrt, im Dienste eigennütziger, aufgeblasener Freunde. Was übrig blieb, das war die Schale ohne Kern, der Ekel und die große Verachtung, das war die marksaugende Mattigkeit und das Nicht-mehr-aufkönnen, ein Satthaben bis zum Halse, ein Gehenlassen, wie es gehen wollte, ein Sich-aufgeben, ein Versinken in der Flut, in der Flut. . . . .

So wandelte sich der weiche Menschenfreund zum bittern Menschenverächter, und der Rest war Schweigen. Aber inmitten des Weges geschah etwas Unvermutetes, wenn auch nicht Ungewöhnliches. Zwischen Reinhold Strephon und sein Schicksal stellte sich ein Weib, Donna Seraphina, ein Engel mit etwas kokettem Flügelschlag und sehr irdischem Liebesbegehren, eine von jenen Lenzischen Frauengestalten, die bei allem Ätherischen ihrer Erscheinung doch nie ins Abstrakte und Wesenlose fallen und sich darum aufs Vorteilhafteste vor ähnlich angelegten Geschlechtsgenossinnen des Lenzschülers Schiller auszeichnen. Donna Seraphina erscheint, und im selben Augenblick klafft durch das Drama ein breiter Riß. Aus der Freundschaftstragödie entpuppt sich ein Liebesstück, ein Duett zwischen der hochgeborenen, gnädig beglückenden, hingegebenen Gebieterin und dem überschwänglichen, stolzen, verrannten Geistesproletarier, mit allerlei romantischem, komödienhaftem Beiwerk, und das Ganze endet in dem grotesk rührseligen Schluß

von dem jungen, schönen Weibe, welches in Zukunft zwei Gatten haben wird, einen wirklichen, welcher ihr durch freie Übereinkunft angehört, und einen scheinbaren, welcher mit ihr am Altare getraut ist, aber vor dem Brautbett seinen Rechten und seiner Liebe entsagt, um für das Glück und den Besitz seines Nebenbuhlers den Namen zu tragen. „O, mehr als ein Mensch!"

Zwei Männer, eine Frau! Zwei Frauen, ein Mann! Vor uns steht der Schluß des „Schauspiels für Liebende", der Goetheschen „Stella", und das Titelblatt trägt das Jahr 1776. Die Lenzische Komödie und das Goethische Schauspiel sind gleichaltrig, zwei Blitze, in einander fahrend vom Gewitterhimmel, und beleuchten in einem schnellen, plötzlichen Licht Stimmung und Ideen der Zeit....

Wie in einem einzigen, langhingezogenen, süßen, schrillen, zerrissenen Ton klang die Lenzische Dramatik aus in der „Phantasie" der „Engländer" (1777). Eine Apotheose der Liebesleidenschaft, hinaus über Vaterliebe und Ehrgeiz, über Kerker und Tod, über Sinnenlust, Seligkeit und Verdammnis hinaus, in einer überschwänglichen, hinreißenden Sprache und einer Extase des Gefühls, welche die Grenzen zwischen Wahn und Wirklichkeit überspringt. „Behaltet Euren Himmel für Euch!" der letzte Zuruf des sterbenden Robert an seinen Beichtvater, welcher ihn für die Ewigkeit vorbereiten und dem Liebenden das Bild seiner Göttin aus dem Herzen stehlen will. „Behaltet Euren Himmel für Euch!" Der Fluch eines untergehenden Mannes gegen die Welt, welche ihn betrogen hatte.

Im November eben des Jahres 1777 hatte Lenz seinen ersten Wahnsinnsanfall. Der letzte Akt der Engländerphantasie hatte das Krankenlager eines Mannes geschildert, dessen Gehirn aus den Fugen gehen will und der mit seiner letzten Kraft sich aufbäumt gegen die kalten, nüchternen Beschwichtigungsversuche seiner gesunden, normalen Umgebung. . . .

Das Instrument war zerschellt, aber die Klänge, die sich von seinen Saiten losgelöst und gestaltet hatten, haben es überdauert und rauschen weiter durch die horchende Stille der Zeiten, als eine Kunde von einem Ahnherrn des Naturalismus unter einem Menschengeschlecht, welches ihn nicht verstand und doch, bewußt und unbewußt, die stärksten Anregungen von ihm empfing (die Gretchentragödie, der Musikus Miller, eine der vollsten Schillerschen Gestalten u. a. sind redende Zeugen), als eine Kunde dessen und als ein Vermächtnis uns Nachgeborenen, auf daß sich erfülle das ewige Wort: „Der Knoten von Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin. Der wird mich wieder schaffen. Ich selber gehöre zu den Ursachen der ewigen Wiederkunft. „Ich komme wieder, mit dieser Sonne, mit dieser Erde, mit diesem Adler, mit dieser Schlange . . . ."

Unſer Dichteralbum.

Kunſt und Prüderie.

Von V. Rudloff in Berlin.

(Preisgekrönt.)

I.

Deutſche Kunſt, dich will erwürgen
Spröde Laſterhaftigkeit!
Ach, wo iſt der Ritter Jürgen,
Der vom Drachen dich befreit?

Zwar die Künſte, die wir lieben,
Übt man noch und immer mehr.
Mit Maſchinenkraft getrieben
Werden ſie ſchon ringsumher.

Ohne wildes Reimgewinſel,
Ohne Pinſel, Staffelei'n
Giebt's faſt keine Nordſee-Inſel,
Keine märk'ſchen Wüſtenei'n.

Liebe — Triebe, Herzen — Schmerzen,
Doch von Herzen nie es ſtrömt,
Ein mißlung'nes Himmelwärtſen,
Denn Naturlaut iſt verpönt.

Nur der Lehrer mit Behagen
Giebt noch halben Kinderlein
Den Ovid zum Übertragen:
Klaſſiſch iſt ja nie gemein!

Was die Lyrik heute ſpendet,
Was die Epik uns beſcheert:
Alte Kleider, neu gewendet,
Die doch nicht das Klopfen wert!

II.

Doch der Blauſtrumpf iſt noch ſchlimmer,
Fruchtbar gleich der Scudery,
Und ſie ſchreibt Romane immer
Und iſt voll von Prüderie.

Einen Kuß — doch nur in Ehren!
Liebe — ja nicht ſittenlos!
Kinder läßt ſie zwar gebären,
Aber in der Ehe bios.

Bauern, Mägden, die ſie ſchildert,
Sie die feinſte Bildung giebt,
Süß verbildet, nichts verwildert,
Wie's die höh're Tochter liebt.

Alle Baſen ſchrein und Vettern:
Dieſe Dichterin iſt groß!
Gold von den Familienblättern
Fällt der Danae in den Schoß.

Scheucht Natur ihr mit der Gabel,
Kehrt ſie doch an ihre Statt,
Und ein wahres Sündenbabel
Wuchert unterm Feigenblatt.

III.

Heiter auch iſt's im Theater,
Wo regiert das freie Weib.
Knabe, Mädchen, Mutter, Vater,
Alles ſucht dort Zeitvertreib.

Will, daß man nur ſcherz' und witzel',
Streife, nicht verletze Scham,
Denn man wünſcht nur Sinnenkitzel,
Der Verdauung förderſam.

Zwar ein Mann von Takt und Wiſſen
Gern in Sinnlichkeit entbrannt,
Und er mag ſie gar nicht miſſen, —
Offen nie er ſie bekennt.

Liebt ein keuſch verſchämtes Nippen
An der Wolluſt Becherrand,
An den Schleiern leis zu tippen,
Denn Verhülltes iſt pikant.

Blos den windigen Franzoſen
Gern erlaubt die Zote ſei,
Und empfindliche Mimoſen
Amüſieren ſich dabei.

Ja die größte Zimperliese,
Die errötet gar ſo ſchnell,
Freut ſich an Sardous Marquiſe
Und dem Seligen Coupinel.

IV.

Ihr Kunſtjünger, volle Schüſſel
Giebt's in München, Wien, Berlin,
Von der Donau bis zur Düſſel
Auf den Kunſtakademien.

Fragt nicht lange, ob ihr tüchtig,
Wenn ihr nur das Handwerk kennt.
Künſtler macht man maſſenzüchtig,
Und die Übung giebt Talent.

Drum auf jeder Kunſtausſtellung,
Wie ein Jahrmarkt pöbeldicht,
Iſt ſo wenig Dunſtaufhellung,
Trotz der Kunſt vom freien Licht.

Landſchaftsbild, Hiſtorien, Viehſtück,
Schneid'ge Schlachtgemälde, kauft!
Wählt Porträts, Figur und Knieſtück,
Genrebilder, hübſch getauft.

Aber malt in Kleid und Hoſen
Männertorſo, Weiberakt,
Laßt den üppigen Franzoſen
(Unverkäuflich iſt's!), was nackt.

Auf daß deutſche Zucht und Sitte
Überall man wohlig ſpürt, —
Töchterchen in eure Mitte
Gern dann ſeine Mutter führt.

V.

Hell und Gruß, ihr Sittenwächter
In der Künſte Republik:
Bilderhändler, Bühnenpächter,
Buchverleger und Kritik!

Bühnenlenker, geldgewichtig,
Sind voll Kunſtſinn jeden Tag.
Dankbar iſt tributepflichtig
Auch die Kunſt dem Kunſtverlag.

Hier Koſtüme, — ſeid ſo witzig,
Dichter, ſchreibt ein Stück dazu!
Maler, malet mir, dem Itzig,
Eine Schwarte von zehn Schuh!

Die Première füllt die Bude,
Und das Bild wird ausgeſtellt.
Bilder- und Theaterjude
Und ihr Künſtler kriegen Geld.

Nur der ſonderbare Schwärmer,
Der noch ſchafft nach innerm Drang,
Wird verhungerter und ärmer
Und verkommt im Überſchwang.

VI.

Wer auf die Kritik will ſchwören,
Wird gelockt auf dünnſtes Eis:
Was das Publikum will hören,
Sagt ſie, und was jeder weiß.

Wie es vorſchreibt der Verleger
Und der mächt'ge Abonnent
Und der Zeitung Chef und Heger,
Der im Grund der Inſerent.

Kämpft drum auch geſinnungstüchtig
Für Moral und Seelenheil,
Denn die Zeitung iſt ſehr züchtig
— Außerhalb Annoncenteil.

Dort ſucht unerfahrne Jugend
Stütze ſich durch Inſerat,
Ehrbare Bekanntſchaft, Tugend,
Gummi und diskreten Rat.

VII.

Leider kauft die Bücherware
Selten nur die Bildungsplebs.
Ärmlich ſind drum Honorare,
Reich Makulatur und Krebs.

Können Männer Bücher leſen?
Skat und Zeitung läßt nicht Zeit.
Und ſo lebt das Schriftenweſen
Ach! nur von der deutſchen Maid.

Abgegriffene Scharteken
Holt ſie leſewütig nur
Aus den Leihbibliotheken —
Findelhaus der Litteratur!

Höchſtens daß zum Weihnachtsfeſte
Ihr den Ebers ſchenkt ein Duns.
„Himmliſch iſt er, meine Beſte,
Und in Rom war's wie bei uns!"

Was noch ſonſt dem deutſchen Braven
Heimlich wärmt das Kunſtgemüt,
Iſt das Buch des Pornographen,
Und die Kolportage blüht.

VIII.

Stehn wir an Jahrhunderts Wende
Arm an Kunſt, doch erzumſchient,
Merkt euch: Jedes Volk am Ende
Hat die Kunſt, die es verdient!

Wie's zum Wald ſchreit, hallt es wieder,
Seid ihr ehrlich, iſt's die Kunſt,
Und verbuhlte Bilder, Lieder
Künden die geheime Brunſt.

Weibiſch iſt die Kunſt und Dichtung,
Die ja blos noch Zeitvertreib,
Weil das Weib beſtimmt die Richtung,
Und ſie nur beſtimmt dem Weib.

Denket, ſcheint euch manches plaſtiſch:
Gummi hat die Zeit im Brauch.
Hüft' und Buſen falſch, — elaſtiſch
Iſt heut das Gewiſſen auch.

Euren Lotten, Lieſen, Olgen
Wird es täglich ja gelehrt:
Bleibt die Liebe ohne Folgen,
Iſt die Jungfrau ehrenwert.

Alles iſt ihr klatſchbar, hechlich,
Sitzt ſie ſtrickend beim Kaffee.
„Hoſen" ſind ihr unausſprechlich,
Und was ſinnlich, thut ihr weh.

Strömen dann zu Tingeltangeln,
Freu'n ſich dort bei Kling und Klang,
Wo die Mädchen Männer angeln,
Und die Zote wird Geſang.

XI.

Komm, erſcheine, kühner Ritter,
Der die deutſche Kunſt befreit,
Und wie heil'gen Zorns Gewitter
Donnernd in die Ohren ſchreit:

Was ihr als Genuß betrachtet,
Iſt von hohem Ernſt durchglüht,
Der Geſchlechtstrieb, auch verachtet,
Wurzelt tief in dem Gemüt!

Iſt nicht nur des Daſeins Quelle
Und der Weſen ew'ger Born,
Macht das Leben ſonnenhelle,
Iſt des Schönen Wunderhorn.

Auch Ulyſſes' Volk vergebens
Hat mit Wachs das Ohr verklebt,
Weil der Liebesdrang des Lebens
Kern iſt allem, was da lebt.

Urgewalt'gen Triebs die Minne
Durch die Kunſt belebend zieht,
Nur der Künſtler ſingt der Sinne
Süß und ſchmerzlich Hoheslied.

Angeboren, nicht erwerblich
Iſt Genie, das glaubet nur,
Und es iſt die Kunſt unſterblich,
Iſt ſie ſtatt Kultur: Natur!

Betrunken.

Ich ſitze zwiſchen Mine und Stine,
Den hellblonden hübſchen Frieſen-
Und trinke Grogk. [mädchen,
Die Mutter ging ſchlafen.
Geht Stine hinaus,
Um heißes Waſſer zu holen,
Küſſ' ich Mine.
Geht Mine hinaus,
Um ein Brödchen
Mit aufgelegten kalten Eiern
Und Anchovis zu bringen,
Küſſ' ich Stine.
Nun ſitzen wieder beide neben mir.
Meinen rechten Arm halt ich um Stine,
Meinen linken um Mine.
Wir ſind luſtig und lachen.
Stine häkelt,
Mine blättert
In einem verjährten Modejournal.
Und ich erzähle ihnen Geſchichten.

Draußen tobt, höchſt erzürnt,
Unſer guter Freund,
Der Nordweſt.
Die Wellen ſpritzen,
Es iſt Hochflut,
Zuweilen über den nahen Deich
Und ſprengen Tropfen
An unſre Fenſter.

Ich bin verbannt und ein Gefangner
Auf dieſer vermaledeiten,
Einſamen kleinen Inſel.
Zwei Panzerfregatten
Und ſechs Kreuzer
Spinnen mich ein.
Auf den Wällen
Wachen die Poſten,
Und einer ruft dem andern zu,
Durch die hohle Hand,
Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde,
In ſingendem Tone:
Kamerad, lebſt du noch?

Wie wohl mir wird.
Alles Leid ſinkt, ſinkt.
Mine und Stine lehnen
An meine Schultern;
Ich küſſe ſie abwechſelnd.
Ich ziehe ſie dichter und dichter
An mich heran,
Denn im Lande der Hyperboreer,
Wo wir wohnen,
Iſt es kalt.

Ich trank das ſechſte Glas.
Ich ſtehe draußen
An der Mauer des Hauſes,
Barhaupt,
Und ſchaue in die Sterne:
Der winzige, matt blinkende,
Grad über mir,
Iſt der Stern der Gemütlichkeit,
Zugleich der Stern
Der äußerſten geiſtigen Genügſamkeit.
Der nah daneben blitzt,
Der große, feuerfunkelnde,
Iſt der Stern des Zorns.
Welten — Rätſel.
Wie mir der Wind
Die heiße Stirn kühlt.
Angenehm, höchſt angenehm.

Ich bin wieder im Zimmer.
Ich trinke mein achtes Glas Nordnordgrogk.
Kinder, erklärt mir das Rätſel der Welt.
Aber Mine und Stine lachen.
Das Rätſel, bitt' ich,
Das Rätſel der Welt.

Ich trank das zehnte Glas.
Tanzt, Kinder, tanzt,
Ich bin der Sultan,
Ihr ſeid meine Georgierinnen,
Ich liebe euch,
Geht mit mir zu Bett.
Ich kann nicht tanzen mehr?
Wie ſagte doch der Sultan
Im Macbeth?
Ich meine Shakeſpeare:
Trunkenheit reizt zur Liebe,
Aber die Beine,
Oder was ſagte er,
Möchten gern, aber ſie können nicht.

Mädchens, unterſtützt mich,
Hebt mich,
Ich will eine Rede reden:
Die Welt iſt das Thal der Küſſe,
Die Welt iſt der Berg des Kummers,
Die Welt iſt das Waſſer der Flüſſigkeit,
Die Welt iſt die Luft des Unſinns.
Was ſagte ich?
Ich ſetze mich.
Noch ein Glas Grogk, vorwärts!
Die Langeweile,
Verzeiht, Mächens,
An eurer Seite,
Schändlich, das zu ſagen,
Die Welt iſt das — das —

Das Thal der Lang — Langenweile.
Jetzt iſt Macbeth,
Ich lieb euch, Kinder,
Ich bin der Sultan.
Gebt mir Pantherfelle,
Die Sklaven, die Sklaven her!
Zum Donner, wo bleiben die Schufte!
Auf mein Lager tragt mich.
Ich will ſchlafen.
So. Macbeth —
Tanzen, tan — zen.
Gu — Nacht.
Ich — wer — mü — de,
Gu — Nacht . . .
Wie — e?

Ottenſen b. Hamburg. Detlev Freiherr von Liliencron.

Reinhold Lenz.

(Zum 24. Mai 1892.)

I.

Die Welt ſahſt Du durch Wolken nur,
So trübe, nebligt war Dein Blick,
Voll Erdendunſt, Maulwurfsgefühl,
Und Licht und Muße fehlte Dir
Zu der Vollendung Götterziel . . .
Tief ward Dein Schaffensborn vergraben
Von dunklen Schickſals Neſſelſchlamm:
Die tiefgemeine Not des Lebens,
Des Genius Unraſt, Leidensnot
Trieb Dich auf rauhe Pilgerſchaft,
In frühen, einſam-herben Tod . . .

II.

Des Wahnſinns Schlangen gaukelten
Lüſtern nach Deinem Dichterhaupt,
Verhängnisſchwer wie Höllenfurien . . .
Ein herbes Rätſel der Natur
Verſtummte früh die Liederkehle,
Die goldne Dir, die zuerſt voll
Und rein, entzückend pries die Gottheit, —
Allzuſchnell Deiner Hand entfiel
Der Wahrheit leuchtend Flammenſchwert . . .

III.

O Lenz, Du aller Stürmer größter,
Du Voll-Poet à triple carillon,
Wie Dich der alte Faun, der Wieland, nannte —
Dein Herz war beſſer'n Lohnes wert,
Das groß und edelfühlend ſchlug,
Voll Zorn und Haß der Menſchheit Lug
Im Spiegel echter Kunſt aufdeckte,
Das ſatte Laſter jäh aufſchreckte
Von feiler Lüſte Lotterbett! . . .
Von Deinen Freunden abgekehrt,
Verlorner Sohn, Rivale Goethes,
Verſtoßen aus dem Paradies,
Aus Weimars grünen Zaubergärten,
Bettelarm, ſiech Deutſchland Du ließeſt,
Schloſſer, — Seſenheims ſtille Flur
Und alles — Nachruhms überſatt —
Starbſt Du in Rußlands Wüſtenei'n, —
Der Kehricht Deine Lagerſtatt —
In einer engen ſchmutz'gen Gaſſe
Der alten fernen Kremelſtadt! . . .
Ein Armenſarg das letzte Bett
War, drauf man Dich zur Ruhe trug,
Zu ewiger, leidloſer Raſt:
Dich, der wie keiner je zuvor,
Ein Märtyrer der Phantaſie,
Dem dieſes Leben Leid nur lieh!

Berlin. Wilhelm Arent.

Regina coeli.

(Aus einem Cyklus.)

Herr des Himmels, auch dieſes noch!
Wird nicht bald Frieden,
So ſind wir geſchieden.
Nun pfeift der Humor aus dem letzten Loch.
Längſt hab' ich ſatt den Tanz
Mit dir dummem Ding im Jungfernkranz.
Gaſſen auf, Gaſſen ab, ſchämſt vor den Leuten dich nicht
Mit dem blöd verheulten Trauergeſicht?
Das ewige Geflenn' und Geſtöhne
Verdirbt deinen Teint, o Schöne. —
Wir hatten uns lieb, ja — und gönnten uns was,
Manch' luſtige Kurzweil und heimlichen Spaß. —
Verſprach ich dir je, daß ich dich gefreit,
Deinem Gefühl zur Weide in Ewigkeit?
Bin voll bis oben vom Kinderbrei,
Vom Singſang deiner Litanei. —
Herr des Himmels, nun iſt's genug,
Mich wundert, daß ſo lang ich's ertrug — —.

* * *

Schwerter im Herzen,
Die Augen blind von Thränen,
In Todesſchweiß die blonden Strähnen,
Wund die Stirn vor Laſt der Schmerzen,
Und leichenblaß, die armen Hände
Gekrampft im Jammer ohn' Ende, ohn' Ende:
Ora pro nobis!

Erſtarrt die Lippen im Hilfeſchrei —
O wär's vorüber, o wär's vorbei!
In wilden Wehen wälzt ſich die Welt,
Wo weilt der Heiland, der ihr ſich geſellt?
Ein ſchluchzendes Meer, ein Jammerthal
Die ganze Schöpfung in Nacht und Qual.
Für Seelenkranke, Ärmſte der Armen,
Wo findet ſich ein himmliſch' Erbarmen?
Ora pro nobis!

Der Bruder erſchlagen im bunten Rock,
Die Schweſter gefoltert am Marterſtock,
Die Kinder verachtet, verkommen in Not,
Großmütterlein im Irrſinn tot —
Wer trägt ſolch Leid in Ewigkeit? — —
Es brüllt der See, Sturmvogel ſchreit — —
Schwerter im Herzen.

Die Augen blind von Thränen,
In Todesſchweiß die blonden Strähnen,
Wund die Stirn vor Laſt der Schmerzen —
Meine Glieder zerſchlagen, ach, ſchwer wie Blei —
Ein Schritt — ein Sprung — dann iſt's vorbei —
Sturmvogel ſchreit — es brüllt der See — —
Ora pro nobis!

München. M. G. Conrad.

Der Heimat.

Du Land der Niederſachſen,
Da meine Wiege ſtand,
Du Land der herben Eigenart,
Du tiefes, ernſtes Land!

Da knorrig wächſt die Eiche,
Die Buche kronenweit!
Die Äſte ſtumm hinausgereckt
In öde Einſamkeit!

Da über dunkle Moore
Und Heidebruch und Kraut
Ein ernſter, ewger Himmel ſtumm
Herab zur Erde ſchaut!

Da an den kahlen Dünen
Die See das Land bedroht:
Erkämpft, erſtritten jeder Zoll
Mit eigner Lebensnot!

Da langſam ſind die Menſchen,
Doch grade, wenn auch ſchwer,
Doch wetterfeſt wie Eichenſtamm
Und ſeelentief wie Meer!

Du Land der Niederſachſen,
Da meine Wiege ſtand!
Ich grüße Dich mit heißem Gruß
Mein teures Heimatland!

Dresden. Georg Egeſtorff.

Ein Lied vom Flachs.

Sie war zu arm, ich war zu jung,
Wir ſollten uns nicht lieben,
Da hat mich Herzeleid und Groll
Fort in die Welt getrieben.

Noch einmal gingen wir allein
Zum Abſchied durch die Heide,
Ein Flachsfeld ſtand an ihrem Rand
Im blauen Blütenkleide.

Sie brach davon ein Sträußlein ab
Und ſprach mit leiſem Beben:
„Bewahr es fein, Du weißt, ich hab
Nicht's beſſ'res Dir zu geben.

Doch während Du im fremden Land
Die Freiheit wirſt gewinnen,
Will ich daheim in Lieb und Treu
An meinem Brauthemd ſpinnen."

Und ſah ich ſtehn im fremden Land
Den Flachs im Blütenkleide,
Dacht ich an ihre Augen blau
Und an ihr Haar wie Seide.

Sah ich auf grünem Wieſenplan
Zur Bleiche ſchimmernd Linnen,
Dacht ich an ihre Hände, die
Daheim ſo emſig ſpinnen.

Und fuhr ich übers weite Meer
Des Nachts beim Sterngefunkel,
War mir's, als hört ich ſchnurren leis
Ihr Spinnrad an der Kunkel.

Und endlich, endlich kehrt ich heim
Aus freudeloſer Fremde —
Geſponnen hatte ſie den Flachs
Zu ihrem Totenhemde.

Im Lenz.

Du ſagſt mir, in den Lüften ſängen
Die Lerchen ihren Jubelchor
Und aus des Eiſes Rinde drängen
Des Fluſſes Wellen ſchon hervor.

Du ſagſt mir, durch die Auen wehe
Ein weicher, duftgewürzter Hauch,
Manch Veilchen ſchon am Wege ſtehe
Und Knoſpen trüge Baum und Strauch.

Ich ſeh durch halbverhüllte Scheiben
Nur Dächer und des Walls Geſtein
Und drüber hin die Wolken treiben,
Doch weder Grün, noch Sonnenſchein.

Und ſehnt mein Herz in heißem Sehnen
Nach dem ſich, was der Lenz dir beut,
So ſchiltſt du kindiſch meine Thränen
Und gehſt von mir im Groll wie heut.

Verſteh mich doch und hab' Erbarmen,
Führ mich zur Bank am Gartenzaun
Und laß, geſtützt von deinen Armen
Mich einmal noch den Frühling ſchaun.

München. Heinz Oſſer.

Auf einem andern Stern.

(à la Liliencron.)

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
Ganz langſam eine ſchmale weiße Hand,
Und meine Königin, im Roſenſchmuck
Der ſchlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.

Seit geſtern weilen wir auf dieſem Stern,
Millionen mal Millionen Meilen weit
Entrückt der Erde. Als ich von dir ging,
Stand über mir der blaſſe Erdenmond,
Und eines Wächters harte Stimme wies
Von deines ſtillen Gartens Gitter mich,
Vermutend den geſuchten Äpfeldieb.

Seit geſtern weilen wir auf dieſem Stern,
Und eine Nacht, der ſelbſt der Wettgeſang
Von vielen hundert Nachtigallen nichts
Vom Zauber ihres tiefen Schweigens nahm,
Bracht uns Vergeſſen. Mißverſtändnis, Stolz,
Und jede Kluft, die Menſchennarrheit ſchuf,
Blieb hinter uns, und die Erinn'rung ſtarb.

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
Ganz langſam eine ſchmale weiße Hand,
Und meine Königin, im Roſenſchmuck
Der ſchlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.

Digitized by Google

Wie biſt du ſchön im vollen Morgenglanz
Der ſieben Sonnen, die im reichen Ring
Hier unſeres Glückes Wiegenbett umſtehn.
Schneeweiße Seide, loſe aufgerafft
Von goldnen Spangen, hüllt den ſchlanken Leib,
Und nicht der kleinſte Zierrat weiter ſtört
Der zarten Formen keuſchen Linienfluß,
Als nur der große blaue Schmetterling,
Ein leuchtend helles Blau, der, ohne Raſt
Umflügelnd dich, dir um das braune Blond
Der Locken legt ein lebend Diadem.

Seit geſtern weilen wir auf dieſem Stern,
Und niemals iſt ein ſchönerer Morgen wohl
Auf eine ſchönere Nacht, wo auch, gefolgt.
Den ſieben Sonnen wich die Siebenzahl
Der ſanften Silbermonde, die das Amt
Der Wächter vor dem Liebeszelt verſahn,
Und blaß und bläſſer wurden, ſtündlich mehr,
Vor Neid und Neugier. Doch das dichte Tuch
Des Purpurdaches wehrte jedem Blick,
Selbſt jeder Laut verfing im ſchweren Stoff
Des Vorhangs ſich, und wie ein Traumakkord
Traf leis von draußen das Geſchluchze nur
Der lauten Liebesſänger unſer Ohr.

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
Ganz langſam eine ſchmale weiße Hand,
Und meine Königin, im Roſenſchmuck
Der ſchlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.

Ein wenig neigſt du unterm Falterflug
Die weiße Stirn, geblendet von dem Licht,
Und hold verwirrt von dem Gedanken noch
Der ſüßen Stunden, die nun hinter uns.
Doch ſtürmiſch reißt mein Arm dich zu mir her,
Und ſtürmiſch küßt mein Mund auf deinem Mund
Den erſten Morgengruß des Weibes wach,
Dann ſchreiten wir umſchlungen in den Tag,
Glücktrunken in das goldene Paradies,
Das niemals eines Menſchen Fuß betrat.
Denn unſer iſt der Stern, der uns jetzt trägt,
Von Anbeginn, und unſerer Liebe ward
Er aufgehoben in dem Weltenplan.

Hamburg. Guſtav Falke.

Wiegenlied für meinen Jungen.

Schlaf, mein Küken; Racker, ſchlafe!
Kuck, im Spiegel ſtehn zwei Schafe,
bläkt ein großes, mäkt ein kleines,
und das kleine, das iſt meines!
Bengel, Bengel, brülle nicht,
du verdammter Strampelwicht.

Still, mein ſüßes Engelsfüllen:
morgen ſchneet es Zuckerpillen,
übermorgen blanke Dreier,
nächſte Woche goldne Eier,
und der liebe Gott, der lacht,
daß der ganze Himmel kracht;
und du kommſt und nimmſt die Spenden,
ſäſt ſie aus mit Sonntagshänden,
und die Erde blüht von Farben,
und die Menſchen thun's in Garben —
Herr, den Bengel ſchmeichelt niſcht,
was man auch für Lügen driſcht.

Warte nur, du Satansrachen:
heute Nacht, du kleiner Drachen,
durch den roten Höllenbogen
Kommt ein Schmetterling geflogen,
huſcht dir auf die Naſe — hu,
deckt dir beide Augen zu,
deckt die Flügel ſacht zuſammen,
daß du träumſt von ſtillen Flammen,
von zwei Flammen, die ſich fanden,
Hölle Himmel ſtill verbanden — —
ſo, nun ſchläft er; es gelang;
Himmel Hölle, Gott ſei Dank!

Berlin. Richard Dehmel.

Sei du mit mir!

Wenn ich im Vorwärtskampfe,
Im Staub und Pulverdampfe
Hoch halte das Panier,
Sei du mit mir!

Wenn ich im müden Ringen
Den Glauben ans Gelingen,
Den Mut zum Sieg verlier,
Sei du mit mir!

Wenn ich in Zorn und Haſſen,
Von Menſchen und Gott verlaſſen,
Zertrümmre mein Viſier —
Sei du mit mir!

Wenn einſt mein Dichten und Sehnen
Lächelnde Götter krönen
Mit blühender Roſenzier —
Sei du mit mir!

Helſingfors. Johannes Öhquiſt.

Im Dorf.

Von E. Avari.

(Karlsruhe.)

Über Moor und Röhricht fegte die Windsbraut. Dunkle Wolkenmassen vor sich her treibend, brach sie sich an dem uralten, verwitterten Kirchlein, das den einsam aus dem Flachland emporragenden Hügel krönte, an dessen Fuße das Dörflein lag. Sie schüttelte das herbstlich gelbe Laub von den Ulmen und Trauerweiden des Dorfkirchhofes. Als wollte sie die Toten aus ihrem Schlafe erwecken, so rüttelte sie an den morschen Holzkreuzen. Auf dem Turme ächzte der Wetterhahn, und die hohen gotischen Fenster klirrten im tollen Wirbel des Windes. Das Glockengeläute, welches die Dorfbewohner zur Kirche rufen sollte, klang durch die Gewalt des Sturmes wie ein lang andauerndes Wimmern.

Auf dem kiesbeworfenen Pfade schritten sie hierbei. Die Frauen in ihren dunkeln Tuchgewändern wurden zerzaust, kaum vermochten sie gegen den Sturm anzukämpfen. Die langflatternden Bänder ihrer kleinen, zugespitzten Hauben brachten ein klatschendes Geräusch hervor. Nur selten wurde ein leises: „Gott steh uns bei!“ hörbar, wenn das Rasen des Sturmes auf Augenblicke verstummte und eine der Frauen zu Atem kommen ließ. Fest und stark stiegen die Männer den Hügel hinauf und ließen sich nach ihrem Eintritt ins Gotteshaus polternd auf der hölzernen Empore nieder, während die atemlosen Frauen müde die Bänke des Schiffes füllten.

In den von Alter geschwärzten, wurmstichigen Kirchenstühlen saßen sie eng aneinander gedrängt, Frauen und Mädchen aber auf gesonderten Plätzen. Jede hatte heute den Gottesdienst besucht: es war Buß- und Bettag.

Trotz des Gedränges war ein Kirchenstuhl auf der Abteilung der Mädchen völlig leer geblieben.

Ein hochgewachsenes Mädchen mit feinem, hübschem Gesicht war zuletzt in Begleitung einer älteren Frau eingetreten.

Die Alte setzte sich zu den Frauen in eine der hinteren Bänke, während ihre jugendliche Gefährtin einen Augenblick zögernd, unschlüssig vor dem leeren Stuhle stehen geblieben war, um sich dann aber desto geschwinder in den nächstfolgenden, über und über besetzten, zu drängen. Hastig und erschrocken rückten die jugendlichen Insassinnen zusammen, als wäre ihnen eine Berührung mit der Eingedrungenen unliebsam. Sie zischelten und lachten. Auch die Frauen steckten die Köpfe zusammen und schauten verwundert, manche vorwurfsvoll nach der Spätgekommenen.

Dieſe fühlte, daß ſie der Zielpunkt aller Blicke ſei und die leiſe geführten Reden ihr galten. Geſenkten Hauptes ſaß ſie da. Ihre dunkeln Augen irrten über die Liederverſe des Geſangbuches, langſam rieſelte eine Thräne über ihre bleiche Wange und fiel auf die bebenden Hände. Sie wußte ſelbſt nur zu gut, daß ſie ſich gegen eine Satzung auflehne, die der vor wenigen Jahren ins Dorf gekommene Pfarrer aufgeſtellt hatte. Am liebſten wäre ſie auch zu Hauſe geblieben. Aber durfte ſie das Maß ihrer Sünden noch ſteigern? Nein, ſie wollte mit allen gemeinſam an dieſem Tage zum Himmel um Vergebung flehen, hatte ſie doch nötig Buße zu thun! Jedoch in dem verpönten Stuhl zu ſitzen vermochte ſie nicht. Sie war ja nicht ſchlecht, gewiß nicht! Ihr Heiner wollte ſie ja heiraten. Nur war ſeine Militärzeit noch nicht vorüber. — Daß er am Ernteſeſt in Urlaub gekommen und ſie beim Tanze glücklich zuſammen geweſen, das war doch keine ſo ſchlimme Sünde, daß ſie nicht Vergebung finden konnte. Und der Pfarrer wußte vielleicht auch garnicht, was ſie ſich im Dorfe erzählen? — Aber wenn auch, ſie hatte ja nur den Heiner lieb. Sie war doch nicht wie die anderen, für welche eigentlich dieſer Kirchenſtuhl — der Schandſtuhl, wie ihn die Burſche mit Zorn und Hohn nannten — in erſter Reihe beſtimmt war. Er war bis jetzt auch immer leer geblieben. Jene andern, ſie ſchlugen dem ſtrengen Sittenrichter ein Schnippchen und kamen nicht in die Kirche. Sie aber, Eva, das reiche, angeſehene Mädchen, wollte den Gottesdienſt nicht meiden — im März mußte ja Heiner kommen, dann würde ja ihrer Heirat nichts mehr im Wege ſtehen. Ihrer Überzeugung nach konnte es keine ſo große Sünde ſein, daß ſie ſich ſo lieb hatten. Was verſchlug es am Ende, wenn morgen der Pfarrer zu ihrer Pflegemutter kam und dieſe oder ſie ſelbſt zur Rede ſtellte, weil ſie ſich zu den Mädchen geſetzt.

Sie ſchreckte aus dieſen Gedanken empor, als die Glockenklänge verhallten und ernſte Töne von der Orgel herab die Ankunft des Predigers verkündeten. Gefolgt von ſeiner Frau und einem etwa neunjährigen Sohne überſchritt er hocherhobenen Hauptes die Schwelle des Gotteshauſes.

Befriedigten Blickes überflog er die dichtbeſetzten Reihen. Als ſein kleines, blitzendes Auge den leeren Stuhl gewahrte, zog ein Ausdruck des tiefſten Unwillens über ſein unſchönes, fleiſchiges Geſicht. Hatte er doch gerade einen Abſchnitt ſeiner Predigt für die Gefallenen ausgearbeitet, und nun waren ſie ſelbſt an dieſem Tage fern geblieben. Das Blut ſtieg ihm vor Ärger ins Geſicht, aber ſeine innere Wut kannte keine Grenzen mehr, als er die tief ihr Haupt neigende Eva erblickte. Auf einen Augenblick vergaß er die Prieſterwürde, welche er ſonſt ſo gern auch in Gang und Bewegung zur Schau trug; mit einem raubtierähnlichen Sprunge ſtand er neben dem zuſammenſchauernden Mädchen.

„Was haſt Du hier bei den unbeſcholtenen Jungfrauen zu thun?“ herrſchte er ſie an, während ſeine, nun im Zorne faſt gemein ausſehenden Züge den Ausdruck der erbarmungsloſeſten Härte annahmen.

Die Angeredete kauerte noch mehr in ſich zuſammen, antwortete aber nicht. Manche der Umſitzenden erröteten, wohl im Bewußtſein ihrer eigenen Schwächen, andere ſchauten ſchadenfroh herüber, wenige nur hatten einen Blick des Mitleids für die Gefährtin.

„Augenblicklich gehſt Du auf den Platz, der Dir gebührt, Du Ungehorſame!“ ſetzte der Pfarrer hinzu.

Eva legte ihre Arme auf den Betpult und verbarg ihr Geſicht. Niemand ſah den namenloſen Schmerz, der ſich auf den Zügen der Gequälten ausprägte. Als ſie auch jetzt regungslos blieb, ſtampfte der Geiſtliche zornig mit dem Fuß auf. Er ergriff die Zuſammengeſunkene beim Arm, zerrte ſie wütend empor und ſtieß ſie mit Heftigkeit in den leeren Stuhl. Laut ſtöhnend ſank Eva dort nieder, ihr Kopf ſchlug hart auf den Betpult, wo er liegen blieb.

Mit erſchrockenem Blick und unwilligem Ziſcheln hatten die Frauen dieſen unerhörten Vorgang mit angeſehen, aber keine hatte den Mut einzuſchreiten. Ein Murmeln der Entrüſtung war auch auf der Empore hörbar geworden. Auch dort ballte ſich manche Fauſt in ohnmächtiger Wut, aber auch dort ſiegte die Scheu vor dem Amte des Seelſorgers. Stolz erhobenen Hauptes ſetzte nun der Prediger den unterbrochenen Gang zur Sakriſtei wieder fort. Auf ſeinem hochgeröteten Geſichte konnte man die Befriedigung leſen, ein Exempel ſtatuiert zu haben, um andere vom Pfade des Laſters abzuhalten.

Das wird noch für künftige Bewohner des Dorfes als abſchreckendes Beiſpiel dienen, dachte er beim Anblick der um den Altar ſitzenden Schulkinder. Des Pfarrers eigener Knabe war neugierig ſtehen geblieben. In ſeinen übermütigen Augen ſprach ſich jene Frühreife aus, welcher der Sinn dieſer Szene nicht unverſtändlich ſein konnte. Sein breiter Mund verzog ſich zu einem häßlichen, gemeinen Lächeln.

„Der geſchieht es recht,“ hatte er ſeiner Mutter zugeflüſtert, die mit einem bedauernden Achſelzucken an dem Mädchen vorbeigeſchritten war. Daß ihr Mann ſich bei dem Vorfalle erhitzt hatte, lag ihr zunächſt im Sinn. In der Sakriſtei angelangt ſchaute ſie mitleidig zu ihm empor: „Haſt Dich mit den Bauern wieder recht echauffiert, Alter!“ meinte ſie im Tone des innigſten Bedauerns.

„Man kann nicht ſtreng genug ſein!“ gab dieſer zur Antwort. „Auf die Eva hätt' ich Häuſer gebaut, ſie war meine liebſte und fleißigſte Konfirmandin und nun iſt es ſo — es macht mich recht traurig!“

„O Papa, was ſcherſt Du Dich um ſo ein Bauernmädel?“ ließ ſich der Knabe altklug und geringſchätzend vernehmen, „um die alle zuſammen würd' ich mich an Deiner Stelle nicht grämen oder ärgern.“

„Haſt recht, Arthur!“ ſtimmte die Pfarrerin bei, „Papa ſollte ſich nicht immer ſo aufregen — er macht die dummen Bauern doch nicht anders, 's iſt auch nicht nötig.“

Der Pfarrer warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu und erwiderte nichts. Er nahm das Buch und verfolgte das Lied, das die Gemeinde zu ſingen begann: „Ich armer Menſch, ich armer Sünder, ſteh hier vor Gottes Angeſicht.“ —

Eva lag noch immer regungslos auf dem Betpult. Ihre Pflegemutter ſorgte ſich um ſie. Sie ſchaute eine Zeit lang nach ihr hin. Als das Mädchen ſich aber immer nicht bewegte, faßte ſie ſich ein Herz und auf die Gefahr hin, den Gottesdienſt zu ſtören, ſchlich ſie den Gang entlang. Endlich hatte ſie ihr Pflegekind erreicht. Sie verſuchte ſie aufzurichten, ſtieß aber einen leiſen Schrei aus. „Ach Gott, 's Evale iſch tot!“ jammerte ſie halblaut.

Aufs neue gab es ein Ziſcheln und Köpfezuſammenſtecken. Aber auf der Empore ward es lebendig. Zwei Männer kamen polternd herunter, nahmen die Ohnmächtige und trugen ſie voll Teilnahme hinaus in die freie Luft.

„Erbarme dich, erbarme dich, Gott mein Erbarmer über mich!“ ſang gerade die Gemeinde in flehenden tief ergreifenden Tönen, als die Männer mit ihrer Laſt die Schwelle überſchritten.

Draußen kauerte ſich die jammernde Alte auf ein Grab in einer geſchützten Ecke. Dürres Laub hatte der Wind dort zuſammengeweht. Vorſichtig legten die Männer Eva nieder. Die Alte nahm weinend ihr Haupt auf den Schoß.

„Warum habt Ihr's Evale in d' Kirch' gehe laſſe, Mutter Bäbe?“ frug einer der Männer vorwurfsvoll.

„Ach Gott, 's iſch doch Buß- und Bettag — da g'hört jeder Chriſtenmenſch in ſeine Kirch',“ greinte die alte Frau.

„Jetzt habt Ihr d' B'ſcherung! — wenn das der Heiner wüßt', der arm' Kerl —“

„Hab ich denn wiſſe könne, daß —“

„Daß der verflucht Pfaff weiß, was los iſch?“ ergänzte der Mann, „des hättet Ihr wiſſe könne — der hat überall ſein Horcher und ſein Zuträger.“

„Still, ſtill, Schorſch — verſündig Dich nit am heilige Bußtag —“

„Verſündige?“ höhnte dieſer, „und wenn d' Eva nm's Lebe kommt vor Schrecke — wer hat ſich nachher verſündigt?“ Mit geballter Fauſt gegen

die Kirche drohend, ſetzte er hinzu: „An dem Pfaff vergreif' ich mich doch noch und wann ich ins Zuchthaus komm! — hat er nit meiner Frau vor dem Altar au den Kranz runter reiße wolle, daß ſie faſt ein Ohnmacht kriegt hat?“

„Ach Gott, ach Gott, wär doch d'r Heiner nit in Urlaub komme,“ jammerte die Alte wieder, immer bemüht, durch Reiben mit einem Tuch Eva ins Leben zu rufen.

Es begann zu regnen. Einige große Tropfen fielen auf das bleiche Geſicht der Beſinnungsloſen. Sie ſchlug die Augen auf und ſchaute verwundert um ſich.

„Gott Lob und Dank, Eva, daß d' ufwachſt!“ rief Mutter Bäbe.

Nach kurzem Beſinnen ſchrak das Mädchen jäh empor. Sie ſchlug die Hände vors Geſicht und fing an bitterlich zu weinen.

„Grein nit, Evale!“ bat die Alte, ſelbſt dem Weinen nahe, „wenn d' laufe kannſt, wolle mer heim — 's regnet ſtärker.“

„In Rhein ſpring ich!“ ſchluchzte das Mädchen, „in Rhein — den Schimpf kann ich nit überlebe.“

„Nein, Eva!“ rief Schorſch, „Du brauchſt nit ins Waſſer — ich bring den Pfaff zum Dorf naus — bis Du Hochzig machſt, iſt er nimmer do.“

Eva erwiderte nichts. Wie irrſinnig ſchaute ſie vor ſich nieder und rang die Hände. „Ich kann nimmer lebe!“ wimmerte ſie, „die Schand vor der ganze G'meind' — ach Heiner! Heiner!“ und indem ſie ſich auf das Grab niederwarf, brach ſie abermals in krampfhaftes Schluchzen aus.

Ratlos ſtanden die Männer vor dem Ausbruch ſolchen Schmerzes.

Die Alte verſuchte vergeblich zu tröſten. „Komm, Evale, wir wolle heim,“ bat ſie, doch nur Stöhnen und Schluchzen ward ihr zur Antwort. —

Indeſſen hatte die Bußpredigt in der Kirche die Zuhörer mächtig ergriffen.

Erſt hatte der Geiſtliche in ruhigen, ernſten Worten die Gemeinde zur Einkehr in ſich ſelbſt, zur Reue und Buße ermahnt. Aber immer eindringlicher, immer ſtrenger ward ſeine Rede, immer mehr begeiſterte er ſich an ſeinen eigenen ſalbungsvollen Worten, bis er zuletzt, mit lauter, weithindröhnender Stimme, Strafe und Tod, Hölle und ewige Verdammnis als Schreckmittel heraufbeſchwor, die geängſteten Gemüter noch tiefer erbeben zu machen. War ſchon bei dieſen, die Einbildungskraft furchtbar erregenden, gewaltigen Worten ein tiefer Ernſt, ein banger Schauder über die Verſammlung gekommen, ſo wirkte das folgende, inbrünſtigen Tones vorgetragene Bußgebet, begleitet vom Geläute der Glocken und dem Geheul des Sturmes, der den Regen praſſelnd an die Kirchenfenſter ſchlug, geradezu erſchütternd. Die zerknirſchten Frauen brachen in lautes, herzbrechendes Schluchzen aus und auch die Männer blickten ſcheu und ergriffen vor ſich

nieder, als ſich von den vor Aufregung bebenden Lippen des Pfarrers in flehendem Tone die Worte rangen: „Herr, Herr, erbarme Dich unſer! Chriſte, erbarme Dich unſer! Herr, Herr, ſei uns armen Sündern gnädig!“ — —

Im Moment dachte keiner daran, daß der, welcher hier ſo eifrig die göttliche Barmherzigkeit anrief, ſelbſt ſo wenig Erbarmen menſchlicher Schwäche gegenüber gezeigt hatte. Die Beiden, welche das Mädchen durch Sturm und Regen trugen, waren ſchon weit entfernt. —

II.

In dem geräumigen, behaglich ausgeſtatteten Wohnzimmer des Pfarrhauſes trug das Dienſtmädchen das frugale Veſperbrod auf.

„Bitte den Herrn Pfarrer, er iſt in ſeiner Studierſtube,“ ſagte die Pfarrerin.

Sie ſaß nähend am offenen Fenſter, durch welches linde Märzluft hereinſtrömte.

Mit einem langen, tiefen Atemzug ſprach ſie zu ihrem Knaben, der an einem mit Büchern belegten Seitentiſchchen ſaß und ſeine Aufgaben machte: „Glaubt man nicht Veilchenduft zu riechen?“

„Veilchenduft?“ meinte dieſer beluſtigt, „aber Mama, da gehört viel Einbildung dazu — mir kommt's vor, als rieche ich Kuhſtall —“

„O Du garſtiger Bub Du!“ rief die Mama, halb geärgert, halb amüſiert, indem ſie aus einem kleinen ſilbernen Döschen mit großem Behagen eine Priſe nahm.

„Und wenn Du immer ſchnupfſt, kannſt Du überhaupt nichts geſcheites riechen, Mama,“ fuhr der Knabe unbeirrt fort, indem er ſeine zu volle Feder auf den blank geſcheuerten Fußboden ausſpritzte. Boshaft lauernd ſchaute er ſich um, ob die Mama den Schaden gewahre; als er ſie mit dem Einfädeln einer Nadel beſchäftigt fand, das bei ihrer Kurzſichtigkeit immer die ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, machte er ſich enttäuſcht wieder über ſeine Arbeit.

„Du weißt, daß ich wegen meiner Augen ſchnupfen muß, Arthur,“ meinte ſie, als der Faden glücklich durch das Öhr hindurch war.

„Oh, oh, Mama — wegen der Augen!“ lachte dieſer, „wer das glauben wollte.“

„Du behaupteſt immer das Gegenteil von dem, was die Mama ſagt.“

„Aber Mama, Du ſprichſt auch manchmal ſo drollig Zeug,“ entgegnete der Knabe dreiſt, „ich bin ſicher, Du glaubſt oft ſelbſt nicht, was Du ſagſt.“

„Unerhört! — Du biſt unausſtehlich frech, Arthur — Du gewöhnſt Dir eine ſo tadelnde, alles beſſer wiſſende Manier an, daß —

„Aber Mama, Du machſt es ja mit Papa gerade ſo — er wird nur nie ſo ärgerlich wie Du.“

„Frecher Junge Du! Ich ſag's dem Papa.“

„Oh, das thuſt Du nicht!“ frohlockte dieſer, „Du lobſt mich ja immer vor Papa und —“

Vor der Thür wurden die Schritte des Pfarrers hörbar, er trat ein.

„Papa, haſt Du Deine Predigt bald fertig?“ fragte der Knabe vorlaut, „Du könnteſt mir dann helfen — ich komme mit meiner Aufgabe nicht zurecht.“

Der Pfarrer trat hinzu und ſchaute Arthur über die Schulter: „Wieder Flecken und Unordnung im Heft,“ tadelte er, „ei, ei, wie ſoll das werden?“

„Wie wird's werden?“ meinte dieſer, gleichmütig die Achſel zuckend. „Ich will nun einmal nicht Pfarrer werden — wozu all den Kram da lernen?“

Er ſtützte den Kopf auf die Hand und ſchaute trotzig vor ſich nieder.

„Das wirſt Du anders anſehen, wenn Du älter biſt,“ meinte der Pfarrer ruhig.

Der Knabe brubbelte weinerlich vor ſich hin: „Ich will aber Offizier werden, wie der Großpapa und der Onkel Alfred — ich will einmal vergnügt in der Stadt leben — ich —“

„Komm, komm, Arthur,“ mahnte ſein Vater, „ſieh, das Bier ſteht ab.“

Die Pfarrerin hatte während deſſen große Stücke Brot vom Laibe geſchnitten, die ſie mit Butter beſtrich. Flink und gewandt waren alle ihre Bewegungen. Munter hantierte ſie auf dem Tiſche herum, ihr Mißmut war vollſtändig verflogen. Mit zierlicher Armbewegung die Gläſer füllend, erhob ſie das ihre.

„Auf Arthurs glückliche Zukunft!“ rief ſie fröhlich, erſt mit ihrem Gatten und dann mit dem Knaben anſtoßend.

„Proſt Mama!“ ſchrie dieſer und trank ſein Glas auf einen Zug leer.

Auf einen mißbilligenden Blick ſeines Vaters meinte er: „Glaubſt Du, ich wollte nur ein Reſtchen von Glück, Papa? — nein, ich will es ganz ausgenießen — — ganz! — Mama, iſt die Terrine vom Paſteteonkel ſchon leer?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Ein Reſtchen iſt noch da — ich wollte es für Papa zum Nachteſſen aufheben.“

Dieſer ſchaute ihr dankbar in die Augen. „Du biſt eben immer eine ſorgende, gute, ſelbſtloſe Frau,“ nickte er — „ich denk, wir teilen das Reſtchen jetzt, nicht Arthur?“

Der Knabe ſtimmte eifrig zu. „Weißt Du, Papa, was ich möchte?“ ſagte er. „Eben hab ich geleſen, wie Chriſtus mit einigen Laiben Brot 5000 Menſchen geſpeiſet hat — ich wollte, ſo eine Paſtete könnte man ebenſo vervielfältigen — das wäre ſchön — nicht?“

„Schweig mit Deinen frechen Reden!“ ſagte der Pfarrer in heftigem Ton, „ſolchen Vergleich ſollteſt Du nicht machen,“ ſetzte er milder werdend hinzu.

„Ach, was thuts, Alter?“ warf ſeine Frau entſchuldigend ein — „Du würdeſt doch auch gern mithalten, gelt?“ Sie brach in ein luſtiges Lachen aus, erhob wieder ihr Glas: „Dein Paſtetenonkel ſoll leben!“ rief ſie laut.

Als ihr Mann nur ernſt lächelnd den Kopf ſchüttelte und ſie mit einem ſeltſam mißbilligenden Blick anſchaute, ſetzte ſie übermütig hinzu: „Du möcht'ſt nun gern bös werden, Alter? gegen mich und Arthur bringſt's ja doch nicht fertig — Du kannſt doch nur an andern Leuten Deinen Zorn auslaſſen, nicht an uns — wenn Du es einmal verſuchſt, bricht Deine Liebe wieder zu allen Fugen aus — Du alter Heide, Du!“ Mit dieſen Worten ſprang ſie auf ihren Gatten zu, ſchüttelte ihn erſt in etwas derber Weiſe und küßte ihn tüchtig ab. Dieſelbe Prozedur wollte ſie an ihrem Knaben vornehmen, dieſer wehrte ſich aber unbändig lachend und mit Händen und Füßen zappelnd und um ſich ſchlagend ſchrie er: „Laß mich doch, Mama — laß mich in Ruh! — ich kann den Schnupftabaksgeruch nicht leiden.“

Sie ſtimmte ohne Empfindlichkeit in das laute Lachen des Knaben mit ein.

„Hol doch den Paſtetenreſt!“ rief Arthur ungeduldig, „es ging heute ohnedies wieder einmal ſo knapp her beim Mittageſſen.“

„Haſt Du die Speiſung der 5000 als Aufgabe, Arthur?“ fragte ſein Papa.

„Ja,“ antwortete dieſer, „es kommt mir aber ziemlich unwahrſcheinlich vor.“ Als ihn ſein Vater faſt entſetzt anſtarrte und ungeſtüm vom Tiſch aufſtand, murmelte er lümmelhaft: „Überhaupt iſt mir eine Paſtete viel lieber als die ganze Bibel.“ Bei dieſen Worten ſchaute er mit einem halb verlegenen, halb frechen Lächeln empor, offenbar neugierig, ob ſein Vater überhaupt imſtande ſei, ihn zu züchtigen. Es hätte wohl eine Strafe ſtattgefunden, denn darin verſtand der Pfarrer keinen Spaß, wäre nicht in dieſem Augenblick das Mädchen eingetreten mit der Meldung: „Herr Pfarrer, der Maurer Heiner iſch do, wege ſeiner Hochzig — ſoll er in d' Studierſtub?“

„Ja, führe ihn hinauf, ich werd ſogleich kommen.“

„Laß ihn doch darein kommen, Alter,“ bat ſeine Frau, die auf dieſe Weiſe die verdiente Strafe von ihrem Knaben abzuwenden gedachte, denn in der Regel wußte ſie die Bauern durch ihre munteren Reden lang aufzuhalten. Ohne ihres Mannes Antwort abzuwarten, machte ſie die Thür weit auf und rief freundlich: „Ei, guten Tag, Maurer! — den Soldatenrock ausgezogen? — wird Ihnen wohl ſein wieder daheim — kommen Sie nur näher!“

Zögernd überschritt der junge Mann die Schwelle. Den Hut verlegen in den Händen drehend, blieb er an der Thüre stehen. Die innere Erregung schien ihn erst der Sprache zu berauben. Er suchte ihrer Herr zu werden; das Geplauder der Pfarrerin überhörend, warf er einen haßerfüllten Blick auf ihren Mann.

Endlich sagte er mit vibrierender Stimme: „Ich hab den Herr Pfarrer ersuche wolle, unsere Papiere in Ordnung zu bringe, mir wolle in drei Woche Hochzig mache — da sin die schriftliche Sache von mir und meiner Hochzeitere."

Er beugte sich weit vor und legte das Päckchen Schriften auf den Tisch. Ohne eine Antwort abzuwarten, kehrte er sich schleunig der Thüre zu und mit einem lauten: „Adjes, Herr Pfarrer!" hatte er das Zimmer verlassen.

War der Geistliche schon über die freche Rede seines Sohnes indigniert gewesen und durch die eigenmächtige Handlungsweise seiner Frau außer Fassung gebracht, so hatte nun sein Zorn über das kurze Verfahren des Bauern seinen Höhepunkt erreicht. Wütend schaute er die Thür an, welche der Besucher leise hinter sich geschlossen.

„Au, Papa, dem hat's aber pressiert!" platzte Arthur mit komischem Lachen heraus, „brauchst nimmer die Thür anzustarren — er ist wirklich fort."

Seine Mutter gab ihm einen nicht mißzuverstehenden Wink. Indem sie nach dem Vater blickte, wies sie nach der Thür.

Arthur mochte einsehen, daß es besser sei, für einige Zeit zu verschwinden, bis sich der Groll seines Vaters gelegt haben würde. Rasch zog sich der Knabe zurück, um bald darauf im Hofe aufzutauchen, wo die durch sein Tollen aufgescheuchten Hühner kreischend über Gartenzaun und Remisendächer hinwegflatterten.

Mit großen Schritten ging der Pfarrer im Zimmer auf und ab.

„Die Bauern werden immer dreister und unhöflicher," stieß er in heftigem Tone hervor.

Nach einer Pause, die seine Frau wohlweislich nicht unterbrach, weil sie wußte, daß sein Zorn sich so am ersten legen würde, sagte er, schon in etwas ruhigerem Tone: „Der Maurer wollte offenbar der Mahnung entgehen, die ich ihm selbstverständlich als Seelsorger zugedacht hatte und die er auch verdient hat, darum sein schleuniger Rückzug."

„Nein, Alter," sagte jetzt seine Frau, „der hat einen Groll wegen der Eva. Sie soll immer noch kränkeln, — Du bist auch manchmal gar zu streng und —"

„Und das sagst Du, die Du mich täglich versicherst, wie gut ich sei und wie glücklich Du Dich fühlst?" meinte er ein wenig vorwurfsvoll.

„Gegen die Bauern biſt Du zu hart, nur gegen die — und es ſind doch ſozuſagen auch Menſchen, die ſich nicht immer in der Gewalt haben. — Geh, Alter, denk doch auch an Deine eigene Studentenzeit! — Und dann machſt Du Dich durch die übertriebene Strenge im ganzen Dorfe verhaßt."

„Soll ich all ihre Sittenverderbnis ruhig mit anſehen?"

„Sittenverderbnis!" warf ſie ein, „Du tadelſt auch ihre ſonſtige Lebensweiſe, machſt ihnen zum Vorwurf, daß ſie zu gut und zu viel eſſen — geh ſei nicht ſo gar ſtreng! — Gelt ihre Schinken und Würſte, Butter und Eier behalten die Leute nun ſelbſt — am Anfang iſt das anders geweſen —"

„Soll ich wegen meines eigenen Vorteils die Pflicht des Seelſorgers vernachläſſigen?" unterbrach er ſeine Frau erregt.

„Ach Pflicht!" rief dieſe, „Du weißt, daß bei unſerm beſcheidenen Einkommen die Geſchenke recht gut gethan haben — laß die Jugend jung ſein, wir ſind auch einmal jung geweſen, Du machſt es doch nicht anders mit Deinem ewigen Hadern. Und laß die Bauern eſſen, was ſie haben, ſie müſſen ſich das ganze Jahr genug plagen — leben und leben laſſen, ſagt mein Vater."

„Mimmi, Mimmi, dieſer frivole Ton paßt ſchlecht ins Pfarrhaus!" warf der Pfarrer nun ernſt tadelnd ein. „Ich laſſe mir da nicht hinein reden — das verſtehſt Du nicht!"

„Ach, geh Mann, Du haſt gewußt, daß ich als die Tochter eines Offiziers nicht in der Umgebung von Engeln aufgewachſen bin — wenn Dir der Ton in meinem Elternhaus ſo arg mißfallen hat, hätteſt Du mich ja nicht zu heiraten brauchen!" rief ſie zornig.

„Wer ſagt denn, daß ich Deinen Eltern einen Vorwurf machen will? Sei doch vernünftig, Kind — Mimmi!"

„Du haſt Dir Mühe genug um mich gegeben," weinte ſie nun, „ich wollte ja — ich wollte ja gar nicht in ſo ein Neſt! — Das iſt nun der Dank. — Wie ſchade, daß ich kein Mann bin, was hätt' ich für ein' prächtigen Offizier gegeben", ſeufzte ſie plötzlich in faſt komiſchem Ton. Dann fing ſie wieder zu ſchluchzen an, indem ſie mit einem Auge halb ſchelmiſch nach ihrem Mann ſchaute, ob er noch nicht klein beigebe.

„Aber liebe Frau, ſo wein doch nicht!" bat er, „ſo wars ja nicht gemeint." Er war ihr näher getreten und wollte ſie an ſich ziehen, ſie aber ſtieß ihn unſanft zurück. „Laß mich!" rief ſie, ihr Weinen unterbrechend, „ich will allein ſein — hörſt Du!"

„Erſt mußt Du wieder gut ſein — Mimmi, Liebe ſo hör doch nur! —"

Lange ließ ſie ſich bitten, bis ſie endlich ihre Thränen trocknend ſagte: „Wenn Du mir etwas verſprichſt."

„Alles, alles was Du willſt!" rief er, „ſei nur wieder gut und höre auf

zu weinen." Er ſetzte ſich neben ſie auf das Sofa: „Was möchteſt Du denn?" ſchmeichelte er, ſeinen Arm um ſie legend und ihr in die Augen ſchauend.

„Daß Du bei Evas Hochzeit keine Sittenpredigt hältſt und — den Bauern auch ihre Freude läßt," ſetzte ſie ſeltſam lächelnd hinzu.

„Sei nur wieder gut — — ich will alles thun, was Du willſt!" Er zog ſie an ſich und beſiegelte mit einem langen Kuß ſein Verſprechen. —

Vorſichtig ſpähend ſteckte Arthur den Kopf zur Thür herein. Als er die Eltern ſo einmütig auf dem Sofa ſitzen ſah, ſchob er ſich leiſe vorwärts und ſetzte ſich an ſeine Arbeit.

„Papa," hub er nach einer Weile an, „weißt Du, was hier die Leute ſagen?"

„Nein, das weiß ich nicht."

„Wir müßten nun bald von hier fort, ſonſt — ſonſt würden ſie uns zum Dorf hinausbringen."

„Wer hat das geſagt?" brauſte der Pfarrer auf.

„Nachbars Fritz. Ich bin mit ihm und ſeiner Großmutter vor dem Haus geſeſſen."

„Ich hab Dir ſchon oft geſagt, Du ſollſt nicht zu den Kindern auf die Straße gehen!"

„So? dann wüßteſt Du nicht, wie bös die Leute auf Dich ſind."

„Was wollen ſie denn wieder?" fragte ſein Vater ärgerlich.

„Weil Du den Sommertag abgeſchafft haſt. Nächſten Sonntag iſt Lätare, da wäre nun das Feſt. Fritz' Großmutter hat geſagt: ſo ſchön warm Wetter und der Sommertag nimmer — das wär recht traurig. Und dann hat ſie geſagt: ſo lang 's Dorf ſteht, ſind d' Kinder am Lätare dem Sommer entgegen gezogen. Und wie ſchön habe ſie ihre Frühlingslieder geſungen. — Und ſie hat davon geſproche, daß die Kinder ſo ſauber in ihre neue Sommerkleidle geweſen ſeien und daß die Alte ſich auch gefreut hätte. Das hätt der Papa nit thun ſolle, hat ſie noch gebrummt, die Freud hätt er den hieſige Leut laſſe ſolle."

„Die alte Frau verſteht es eben nicht beſſer. Solche heidniſchen Gebräuche müſſen ausgerottet und vertilgt werden," meinte der Pfarrer ſtreng. „Nächſten Sonntag werde ich darüber predigen."

„O Papa, ich hab mich auch immer auf die großen Brezeln gefreut, die ausgeteilt worden ſind. Und jedes Kind hat in der Schule doppelt ſo gern gelernt, wenn wir die Frühlingslieder für den Sommertag eingeübt haben."

„Was verſteht ihr Kinder davon, welch tiefe heidniſche Bedeutung dieſes Feſt hatte — die Brezel iſt eine Nachbildung des Rades am Sonnenwagen — wir ſind Chriſten und ſollen uns nicht an heidniſchen Sitten erfreuen."

Die Pfarrerin hatte sich an den Fensterplatz gesetzt und emsig nähend dem Gespräche zugehört. Als ihr Gatte sich nach den letzten Worten erhob und ärgerlich das Zimmer verließ, nahm sie ruhig eine Prise, indem sie zu ihrem Knaben sagte: „Hattest recht, Arthur, Papa dies zu sagen. Er übertreibt in seinem kirchlichen Eifer und macht sich das ganze Dorf zum Feind."

„Und weißt, Mama, ich hab noch gar nicht alles gesagt: die Bursch schimpfen auch, weil der Papa haben will, daß sie nimmer vor die Spinnstubenfenster gehen sollen, um die Mädle zu necken."

„Und jetzt nimmt er auch noch den Kindern diese Freud. Gelt, Arthur," fuhr die Pfarrerin lachend fort, „Du wirst einmal kein so strenger Pfarrherr werden?"

„Ich werd überhaupt kein Pfarrer, Mama — ich werd Offizier, Offizier!" jubelte er halb singend und setzte ernst hinzu: „Großpapa und Onkel Alfred gefallen mir weit besser, wie Papa."

„Arthur!" warnte seine Mutter. Der Knabe aber hörte es nicht mehr. Mit einem Satz war er zum Fenster hinaus auf die Straße gesprungen, wo er anderen Knaben nachrannte, die mit einem Drachen vorüberzogen, um ihn im Felde steigen zu lassen. —

III.

Es war keine fröhliche Hochzeit, wie sie sonst im Dorfe üblich, als Heiner seine Braut zum Altare führte. Keine Freudenschüsse und kein fröhliches Lachen ertönte beim Kirchgang.

Müde und bleich schleppte sich Eva den Pfad zur Kirche empor. Nur ihre dunkeln Augen glühten auf seltsame Weise. Ein mattes Lächeln umspielte ihre weißen Lippen, wenn sie Heiner anschaute, dessen Blicke fortwährend mit inniger Liebe und Sorge auf ihr ruhten.

Seit jenem traurigen Vorfall am Buß- und Bettag hatte Eva fortwährend gekränkelt. Heiner gab sich zwar der Hoffnung hin, sie würde als sein Weib gesund werden, Eva aber schien es besser zu wissen. Mit fast überirdischen Blicken schaute sie Heiner an, als der Pfarrer ihre Hände zusammenlegte und die Worte sprach: „Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden."

Mit Rücksicht auf das, was er über die Stimmung im Dorfe gehört, nahm sich der Pfarrer diesmal zusammen. Er sprach nur das Nötigste und nur an seiner Miene konnte das junge Paar merken, daß er sich nur mit Mühe im Zaume hielt. Der junge Mann hatte mit Sorge der Trauung entgegengesehen und war glücklich als alles vorüber war. Eva selbst schien ihm ganz abwesend zu sein während der heiligen Handlung, und erst als

der Pfarrer den Segen sprach, schaute sie ihren Mann mit einem traurigen Blick an und dann in bedeutungsvoller Weise nach oben.

* * *

Das alte Dorfkirchlein prangte im Schmucke des frischgrünenden Epheu, der die Strebepfeiler bis unter das bemooste Dach umsponnen hatte. Der Flieder duftete über den Gräbern, die mit ihren mannigfachen Frühlingsblumen kleinen Gärten vergleichbar waren.

Über einem offenen Grab schüttelte ein Goldregenbaum seine gelben, betäubenden Blütenbüschel.

Ein endloser Leichenzug bewegte sich durch die enge Pforte des Friedhofes. Weinend und wehklagend folgten die Weiber dem Sarge Evas. Wenige Wochen nur hatte sie die Geburt eines Knäbleins überlebt.

Das ganze Dorf wußte, daß sie in Folge der Brutalität des Pfarrers gestorben.

Heiner starrte thränenlosen Blicks auf den Sarg seines Weibes, den man in die dunkle Tiefe hinabgelassen. Die Trostesworte des Predigers verhallten ungehört an seinem Ohr. Als der Pfarrer ihm nach der kirchlichen Feier die Hand reichen wollte, mit den Worten: „Was Gott thut, das ist wohlgethan," starrte Heiner ihn an, schüttelte den Kopf und stieß mit heiserm Ton die Worte hervor: „Gott hat's aber nicht gethan, Herr Pfarrer!"

Dieser erschrak über die Worte und den Blick, der ihn dabei traf. „Kein Haar fällt von Euerm Haupte, ohne Gottes Willen, Maurer," sprach der Pfarrer ernst und eindringlich.

Dieser wandte sich von ihm ab und ging tief gebeugt dem Ausgang zu.

IV.

Nach mehr denn zwei Jahrzehnten steht ein frühgealterter Mann an den Stamm des Goldregenbaumes gelehnt. Seltsam bewegt schaut er auf das längst eingesunkene Grab zu seinen Füßen.

„Oh Eva," sprach er, liebkosend über den verwitterten Leichenstein streichend, „es giebt eine Vergeltung — Du bist gerächt."

Die Strahlen der niedergehenden Sonne brachen sich in den erblindeten Butzenscheiben des Kirchleins. Ein leichter Wind wehte um das Haupt des einsamen Mannes. Er zog einen Brief aus der Tasche und, als könnte ihn die Tote da unten verstehen, fing er laut zu lesen an:

„Lieber Vater! Ich bin nach meinem Urlaub recht traurig in meine Garnison gekommen. Was Ihr mir von meines Hauptmanns Vater ver-

zählt habt, hat mich nimmer froh werden lassen. Meine arme Mutter! Die hat so früh ihr junges Leben lassen müssen wegen dem harten Mann und Ihr, armer Vater, seid nachher allein und ohne Freud geblieben.

„Ich bin so ein Einsiedler worden, daß mich meine Kameraden schier nimmer gekennt haben. Da hat mich der Oberst einmal gefragt, ob ich Diener bei seinem Sohn werden wollt, der Leutnant in unserer Kompagnie worden ist. Ich hab's gethan, daß ich nicht Tag und Nacht an das Elend von Euch hab denken müsse. Da hab ich oft gehört, was die Herre g'sprochen haben, wenn ich sie grad bedient hab.

„Jetzt hat ja der Alte vom Hauptmann nochmals die Schulden bezahlt," hat ein Freund zu meinem Herr gesagt.

„Wird sich ruinieren der alte Pastor," meinte drauf mein Herr.

„Ist schon, ist schon vollständig ruiniert!" hat ein anderer Freund gerufen, „hats auch zu toll getrieben der Hauptmann mit den Mädels und mit dem Spiel, wußte doch, daß er armer Pastorensohn."

Da hab ich vor lauter Schrecken den Champagner fallen glassen. Mein Herr hat auffahren wollen. Wie er mich aber angsehen hat, kreideweiß muß ich gwese sein, hat er gfragt: was giebts Maurer — bist krank?

Zu Befehl, Herr Leutnant, 's ist wegen dem Pfarrer, hab ich gsagt. Nachher hab ich alles der Reih nach verzählen müssen. Die Offizier sind ganz still worden, keiner hat ein Wörtle gsagt. Nach einer Weil hat mein Herr gsagt: „also ein Dorfdespot?"

„Hat aber, wie die meisten Despoten, seinen eigenen Sohn nicht erziehen können," hat meinem Herr sein Freund gsagt.

Champagner hab ich kein mehr holen müssen.

In mein'm Herr sein Wörterbuch hab ich das Wort gsucht, ich hab's nicht verstanden, 's heißt auf Deutsch: Gewaltherrscher oder Tyrann.

Seither sind so vier Wochen vergangen. Gestern ist der Oberst ins Zimmer von mei'm Leutnant komme. Erst hat er mich ein Zeit lang so leutselig angeguckt, daß mir's ganz warm ums Herz worden ist, nachher hat er gsagt: „Maurer, Du bist ein braver, pflichtgetreuer Mensch, Du hast meinem Sohn treu gedient, es wird ihm leid sein, wenn er Dich nimmer hat." — Ich bin verschrocken und hab den Oberst groß angschaut.

„Dein Vater freut sich vielleicht, wenn Du bei ihm bist," hat er nachher gsagt, „das dritte Jahr von Deiner Militärzeit wird Dir geschenkt."

Mit mir ist alles im Ring rum gange und ich hab gar nix sagen können. Der Oberst hat glächelt. Nachher hat er mich wieder so merkwürdig angeguckt. Schon im Fortgehen hat er noch gsagt: „Der Hauptmann von Deiner Kompagnie hat den Dienst quittieren müssen." Nachher hat er noch ernst zu mir hergnickt und ist mit mein'm Leutnant in den

Garten gangen zu der Frau Mutter. Ich hab noch durchs offene Fenster ghört, wie der Oberſt zum Leutnant gſagt hat: „Ehrenhalber hätte er ſich erſchießen müſſen, aber er iſt ſo feig als ehrlos.“ Wißt Ihr Vater, daß ich auf d' Knie nieder gfallen bin und gegreint hab wie ein Kind? O mein gute Mutter im Grab und mein guter Vater hab ich gedenkt. —“

Der einſame Mann legte im Dämmerſchein das Haupt auf den Leichenſtein und weinte bitterlich. —

Die Hummel.

Von Philipp Langmann.

(Brünn.)

Eine halbe Stunde ſchon mochten ſie miteinander gegangen ſein. Der Weg vom Dorfe zur Fabrik zog ſich längs des Baches, der feſt zugefroren unter der fußhohen, fleckenlos weißen Schneedecke unhörbar dahinfloß. Nur zuweilen zeigte er ein ſchwarzes Auge, wo ſein Waſſer leiſe quirlend über einige Steine ſetzte, um gleich wieder in ſeinen eigenen, warmen Dampf unterzuſchlupfen, wie erſchrocken vor der atembeklemmenden Kälte der Nacht. Alles Leben und Geräuſch ſchien erſtickt. Auf den weiten, randloſen Feldern kein Wehen und Raſcheln; maſſiv und unbeweglich lag die Luft auf, kein Flügelſchlag, kein Hundebellen.

Die jungen Weiden, welche den Bach umſäumten, lehnten ſich mit gehobenen Schultern und angſtvoll geſträubtem Haar halb erſtarrt zurück, hinter geſchloſſenen Augenlidern an einem beſſeren Leben, an Glück und Sonne verzweifelnd.

Die Pfeifen waren ihnen ausgegangen und nun empfanden ſie deren Wärme als nicht zu verachtenden Zuſchuß in den Taſchen.

„Freuſt Dich wohl nit wenig aufn warmen Keſſel, gelt?“

„Foppens nit. Samſtag die Nacht durch, Sonntag auf heut wieder, heut geſchunden den ganzen Tag — jetzt das noch!“

„Schämſt Dich nit! Die paar Stunden durchg'haut und nit weiter können! Du wirſt heut beſſer klopfen wie die andern.“

Der Maſchiniſt, der ſo ſprach, ſenkte ſeine kleinen entzündeten Augen, vorſichtshalber, damit der vor ihm Gehende bei plötzlichem Umwenden ihr Funkeln nicht gewahre.

„Die Kathrin, die möcht Dich schön anschaun. Die braucht an, der was anshalt!“

„Is' vielleicht wegen dem, weil Sie von ihr an Anschnauzer kriegt ham?“ —

Drei lange Sekunden verstrichen.

„Bist Du was dumm! Mir war's recht angenehm, daß so g'schei gewesen is, war ja meine Alte dabei, der Teufel wär wieder los gewesen.“

Sie schwiegen und gingen durch den trockenen tiefen Schnee vornübergebeugt hurtig hintereinander fürbaß. Doch schien sie das Gespräch, das einzige auf dem ganzen Wege, auf Gedanken gebracht zu haben, denn sie atmeten bei geschlossenem Munde schneller und kürzer wie bisher, und der Voranschreitende griff sich an den Hals.

Auf der Straße angekommen, erblickten sie in mäßiger Ferne das Ziel, das mit seinem unregelmäßigen, kantigen Profil, seinen vielfenstrigen Gebäudequadern und langgedehnten Magazinen in das matte Licht des überdunsteten Mondes brutal sich hinlegte. Einige der Fenster waren beleuchtet, verschieden stark wie von dem Reflexe einer tief unten in der Erde bloßliegenden, glühenden Hölle; der Rauch, welcher von der riesigen schwarzen Kerze schief aufwärts verflog und das Gestirn wie mit braunen Schwären überdeckte, sprach von ihrem Leben. Vom höchsten Dachfirst flatterte — ein weißer Lappen, der Auspuff einer Dampfmaschine.

Ungeduldig eilten sie an dem verschlafenen Hausmeister vorbei, über den Hof, welcher von mächtigen Schnee- und Kohlenhaufen starrte, ins Heizhaus.

Trocken warm, wie ein weicher Pelz, umfing sie die Wärme. Es war heimlich still. Der etwas undicht gewordene Hahn eines Wasserstandglases entließ mit leisem Summen Tropfen um Tropfen, die tickend auf den Boden fielen, leise knackte es im Speiseventil, welches das heiße Wasser in die Kessel führte, im Aschenfall surrte es, eine alte Schwarzwälderuhr schnarrte schläfrig und überlebt. Das Messing der Armaturen erglänzte im flackernden Lichte der einzigen Flamme, welche den Raum erhellte, und deren Strahlen das bestaubte Balkengewirr des Dachstuhles gierig einzuschlucken schien. In kurzen Zwischenräumen wurde der Friede gestört, wenn der Heizer eine Feuerthüre an ihren klingenden Ringen faßte, sie öffnete, daß sie kreischend rücklings anschlug, eine jähe Helle das Auge blendete, und man das Happen und Wabbern der gefräßigen Flammenhorde vernahm, mit welchem sich die Glut gegen den sausend einströmenden kühlen Luftstrom wehrte. Einige Schaufeln triefend nasser Kohle warf er ein, kreischend und klingend flog es wieder zu, die Blechschaufel schepperte auf dem Flies — — still; mit der Positur eines Lanzknechtes lehnte er sich an ihren Stiel, für eine Weile bloß, dann gings zum nächsten Flammrohr, zum dritten, beide Kessel durch. Der dritte lag kalt

und ſchwarz; bei ihm, auf niedrigem Schemel hockend, der Nachtwächter, die altväteriſche Pelzmütze tief über die Ohren gezogen, den alten graugrünen Soldatenmantel feſt geknöpft, den Hals mit einem dicken, grobmaſchigen Wollſhawl bis zur vollſtändigen Steifheit umwickelt, und ſah ohne Regung und Intereſſe dem Heizer zu, der ſeinerſeits dieſen Menſchen vollſtändig ignorierte.

„Jetzt iſt aber bald Zeit, daß angefangen wird, halb zehn vorüber. Wo ſind die Leute?“

„Oben auf'm Keſſel ſchlafens.“

„Hooooh! Auf! Auf! — Vorwäääärts, vorwärts! Geben Sie mir die Tafel her, ob alle da ſind. Na wird's! Aufg'ſchaut! Auf! Alle, alle herunter!“ —

Den Männern und Jungen wurde es ſchwer, das warme Lager zu verlaſſen, es lag ſich gut auf den Ziegeln um das offene Mannloch herum. Des Reckens und Dehnens war kein Ende; nur langſam, einer um den anderen, kamen ſie die ſchmale Holztreppe herab, krochen in die Winkel, um das beſſere Arbeitsgewand ſamt der Wäſche abzulegen und ſich den Leib mit ſtaubigen Lumpen zu bedecken.

„Bartmann, Hikade, Weber . . . .“ Die Angerufenen antworteten von da und dort.

„Brütt, Kugler, Wehowsky, Klitſch . . .“

„Der Klitſch iſt krank, hat er g'ſagt, ich ſoll ſtatt ſeiner klopfen, er kann nit, hat er g'ſagt.“ —

„Der Klitſch iſt ein Miſtvieh, das iſt was Altes. Jahn, Spielmann, Rießner . . . . Rießner!“

„Er is nit da!“

„Dummheit, er iſt da! Iſt doch mit mir gekomuen. Spielmann, hol ihn. Illich? Komarek —? — Alsdann vorwärts. Nit lang herumlümmelu; und wer nicht gleich, aber gleich anfangt, der iſt heute das letztemal dageweſeu. Ich werde nachſchaun kommeu. Wer ſeine Tafel nicht ſauber hat, dem reiß ich die Ohren aus, beide, merkt's Euch!“

„Na, Rießner, was iſt deun? Nit lang herumſchaun, hinein!“

„Ich geh ja ſchon. Wie ich in die Hitz herein kommen bin, hat's mich umgeſchmiſſen. Ich bin ganz damiſch von dem Tropfen . . . .“

„Herr Hutter, der Brütt hat mir mein Hammerl wegg'nommen; es gehört ihm, hat er g'ſagt.“

„Driun im Kaſten ſind noch zwei, nimm Dir den einen mit dem kurzen Holz.“

„Die Lampen will nit recht brennen.“ —

„Du biſt ein Ochs, mein Lieber, das macht ſich jeder ſelber, ich kann mich nit herſtellen zu jeder Dummheit. Kannſt's nit, laß bleiben.“

Die Leute ſuchten ihr Handwerkszeug zuſammen, banden ſich die Röcke an den Leib und klommen wieder hinauf. Sie waren munter geworden, flink ſchlupften ſie, die Arme mit den brennenden Öllampen hochhaltend, hinunter in den ebenmäßig runden, eiſernen Tunnel des leeren Keſſels, jeder zu der Platte, deren Reinigung vom Keſſelſteine ſeine Aufgabe für dieſe Nacht war.

Rießner hatte das Kopfende des Keſſels, als der Stärkſte und Geübteſte, die härteſte Arbeit. Sie fiel ihm heute beſonders ſchwer, er konnte das Gefühl der Dumpfheit und Mattigkeit nicht los werden, das ihm in den Gliedern lag, den Kopf oberhalb den Schläfen wie zwiſchen zwei Brettern zuſammendrückte und die arbeitgewohnten muskelſtarken Unterarme wie mit ſchweren Ketten belaſtete. Der dicke Geruch nach Dampf und Thon machte ihn ſchwindlig. Er ſtellte die qualmende Lampe ſicher und begann zu klopfen; mit kurzſtieligem, geſchärftem Hammer, Schlag um Schlag, einen knapp beim andern auf die gelblichgraue Kalkſteinſchicht, welche in der Dicke eines Meſſerrückens den ganzen Keſſel belegt hielt. Das Klopfen der Hämmer auf die dicken Eiſenplatten in dem wiederhallenden Raume wuchs zu unerhörtem, fürchterlichem Toſen. Die Hitze wurde unerträglich. Samſtag Abend ſchon war der Keſſel entleert worden, man hatte ihn zur Abkühlung ſeither dreimal mit kaltem Waſſer gefüllt, aber die Ziegel hielten die Wärme hartnäckig feſt und die Nachbarkeſſel waren geheizt. Nach fünf Minuten hatten die Leute die Röcke abgeworfen. Auch Rießner, er kämpfte mit Energie gegen die Ohnmacht. In tauſenden von knapp bei einander ſtehenden Tropfen trat ihm der Schweiß auf die Haut, wie unzählige Perlen lag er auf der mächtigen Bruſt, den knochigen Schultern, dem langen, ausgearbeiteten Rücken, vereinigte ſich zu hundert kitzelnden Rinnen, daß er ungeduldig mit gehöhlter flacher Hand über die Rippen fuhr und das Waſſer abſchlenkerte.

Die Leute klopften tapfer und er ſelber ſchlug los, daß er in dem Lärm beinahe den eigenen Schlag gehört hätte. Die Nerven neckten ihn; hoch über dem Brauſen klang ihm ein alter Gaſſenhauer unaufhörlich ins Ohr und dazwiſchen ſang ein kleines, helles Glöckchen bimbimbim — bimbim — bim — bim — — — —. Zuweilen ſchwellte das erſchütternde Getöſe ab, wenn mehrere gleichzeitig zu ſchlagen aufhörten, um die gelockerte rippige Rinde mit langem Schabemeißel abzukratzen; dann vereinigten ſich ihm die einzelnen Schläge zu einem kunſtvollen Dreſchertakt 1, 2, 3, 4, 5 — 1, 2, 3, 4, 5, — — jäh erhob es ſich wieder im ganzen Rohr zu dröhnendem Klingen.

Die Luft war ſchlecht und nicht atembar. Der Ruß der Öllampen, welcher den Raum wie ein Nebel füllte, daß man in der Reihe der zwölf

nebeneinander hockenden Menschen die letzten nicht mehr zu sehen vermochte, legte sich in die Nasenschleimhäute und Atemwege, die Lungen atmeten kurz und rasch, den spärlichen Sauerstoff auszunützen, ein kratzender Geruch nach Petroleumdampf erdrückte alle anderen.

Selbst der Trotzigste wurde gezwungen hinaufzusteigen und sich zu erholen. Erschöpft legten sie sich auf die Ziegel um sich abzutrocknen und sich einen kurzen Schlaf zu gönnen. — —

„Bartmann, zahl was!"

„Er hört ja nix."

„Wenn er was hergeben soll. Ich kenne ihn besser. Zahl was, Bartmann!"

„Laß'n doch — er ist wirklich taub. Bartmann, he!" — Er hob die Hand und machte die Geberde des Zahlens.

„Ah — nix!"

„Da hast's! Dem steckts hinter den Ohren!"

„Ein Luder!" —

Die Arbeiter, junge und alte kamen ins Lachen.

„Schau'n an, den Rießner, wie er liegt."

„Der is hin von der Kirweih! Rießner trink was!"

„Ich wer'n schon in die Höhe bringen. Rießner, sollst hör ich achtgeben auf die Kathrin, der Fuchs schleicht bei der Steig!"

„Halt scho dein Maul — es wär wahrlich schad um deine Knochen!"

„Na, na, gleich um die Knochen gehts! Sapperment! Da schau ich, daß ich weiterkomm." Er kroch behende hinab.

Die Branntweinflasche wurde nicht leer die Nacht hindurch, ohne Aufhören, aber vereinzelt pochte es, langsam und unstät ging die Arbeit. Die Nacht war lang, — endlos. Alles wurde gleichgiltig und zuwider. Man empfand die Unangenehme nicht sehr, denn die Sinne waren stumpf geworden. Riesig hoch, breit und schwammig war das Bedürfnis nach Schlaf emporgewachsen. Unwiderstehlich schwer tappte es nach Oberarmen und Augenlidern und trat der Pflicht auf den Hals. Die Furcht vor Strafe, welche bis nun mit dicht verhülltem Gesicht rastlos umhergewandert war, ruhte ermüdet aus, der Schleier fiel ihr ab, daß man ihr deutlich in die Zähne sehen und sie zählen konnte; ein schwachbeiniger Fuselkobold mit viereckigen Glasaugen riß ihr den Gürtel der Beschämung ab, wickelte ihn zu einem Knäuel zusammen, der kleiner und immer kleiner wurde, bis er ganz verschwand.

— — Da — — gab es einen Paukenschlag, der jäh in die Fersen fuhr, der Spuk verschwand. Muß, muß! — durch!! Auf rissen sich die Augen sperrangelweit, ingrimmig faßten die Fäuste die leichten Hämmer,

in einer halben Stunde war die Arbeit gethan, der Keſſel abgeklopft, gekehrt, der Schlamm herausgeſchafft — fertig! fertig!!

Theeren!

Zwei der Jüngſten blieben unten und beſtrichen den Keſſel mit ſchwarz glänzendem, gut riechendem Theer, durchaus, mit Sorgfalt, indeß der Maſchiniſt außen die letzte Hand anlegte, ihn zum Dienſt fertig zu ſtellen.

Die Arbeiter verloren ſich in den offenen Sälen und ſuchten einen ſtillen Winkel, die Stunde bis zum Schichtenwechſel zu verſchlafen, oder eilten zur Douche, den vom Staub und Schlamm braungeſchmierten Körper zu reinigen. Dorthin kamen auch nach beendeter Arbeit die beiden Theerſtreicher.

Da ſie Hikade und Rießner erblickten, kam dem einen ein Gedanke: — „Illich, haſt die Kleider vom Rießner herausgenommen —?“

Illich ſtarrte ihn an! — „Sie ſind noch dort!“

In Rießner ſchwoll die Wut.

„Geh, lauf, beſänftigte ihn der andere, der Deckel iſt noch nicht aufgelegt, kannſt noch hinein und hol Dir die Sachen. Aber lauf.“

Er lief wortlos beim Wächter vorüber, der noch immer unbeweglich beim Keſſel ſaß, beim Heizer, der verträumt auf den Zeiger des Manometers ſtarrte, rückwärts herum den Keſſel zu erſteigen, um unbemerkt die Kleider herauszuholen und der Strafe zu entgehen. Über eine weitſproſſige, morſche Leiter ſprang er hinauf. — „Verflucht!“

Der Maſchiniſt ſtand oben am Dom und zog eine Liderung zu, Bartmann half ihm dabei. Auf gut Glück, von ihm nicht bemerkt zu werden, ſchlich Rießner eilends vorbei — in den noch offenen Keſſel, an deſſen Mündung der Deckel ſchon bereit lag. Hurtig ſchlupfte er hinunter.

„So, Bartmann, das haſt du gut gemacht, jetzt komm und nimm den Deckel.“

Ohne Verſtändnis ſah der Gehilfe auf ſeine Lippen, griff aber, nachdem er aus den Geberden erraten hatte, um was es ging, geſchickt mit zu, half genau anlegen, beinahe ohne Geräuſch ſetzte ſich die ſchwere Eiſenplatte auf die Öffnung.

„Gut zuſchrauben!“ Er begleitete den Auftrag mit einer deutenden Bewegung der Hand.

Bartmann kniete auf und legte die ſechs ſchweren Schrauben an.

Schweren Schrittes auch ging Herr Hutter die Holztreppe hinab: — „Waſſer einlaſſen.“

Während der Heizer daran ging, dem Auftrag nachzukommen, traf eine Anzahl Arbeiter, Männer und Weiber, vom langen Feldwege halb erſtarrt, zum Schichtenwechſel ein, mit den Armen um ſich ſchlagend und mit den Füßen ſtampfend, um die ſteifgewordenen Glieder in Bewegung zu bringen.

Er öffnete langsam das Ventil, welches das heiße Speisewasser in den Kessel führte. Auf mächtig großen, rumpelnden Schubkarren führten jetzt zwei Männer Kohle herbei, welche sie auf den während der Nacht niedrig gewordenen Kohlenhaufen entleerten.

In dem Augenblicke, da er das Ventilrad offen gedreht hatte, setzte sich der Wächter steif auf und sah durch das Fenster in die Nacht.

„Was ist denn draußen?"

— — „Wah?" fragte Herr Hutter. —

„Mir is was vorkommen, als ob wer draußen ans Fenster g'schlagen hätt' und was g'rufen."

„Es träumt Ihnen was." — —

„Na." — — — Er lehnte sich zurück und begann ans Nachhausegehen zu denken.

. . . . . .

. . . . . .

Gegen sechs Uhr wurde der Kessel angeheizt.

Gegen sieben Uhr hieß es, Rießner sei nach Hause gegangen.

Gegen acht Uhr flog eine Hummel auf; ein dickes, schwarzes Tier. Erst zog sie brummend einige Spiralen um das Haupt Hikades, welcher infolgedessen nachdenklich wurde, in die rollenden Walzen seiner Maschine sah und kurz aufatmete. Dann als ob sie sich über die Richtung klar geworden, flog sie, wie eine ferne, ferne Ahnung, — bei den Männern vorüber, welche erstaunt aufhorchten, weich schwebend in unsichtbaren, eleganten flachen Bögen. Durch den weiten nebligen Appreturſaal, durch alle, alle kleinen Zimmer, daß die Leute kopfschüttelnd einander ansahen und dann unwirsch wieder zur Arbeit griffen, flog sie hinüber in das andere Gebäude durch verschlossene Thüren — ein Sumsen, worüber den vielen Mädchen und Weibern die unteren Augenlider erblauten, die Herzen zittrig klopften, der Atem beschwerlich wurde. Dann rannte sie köpflings gegen eine blecherne Herzplatte, bekam vor Schrecken einen Herzschlag und verschied.

Gegen neun Uhr konnte es Hikade nicht mehr an sich halten.

— — — — — „Darauf schwör ich!"

„Was sagen Sie dazu?"

„Es ist ein Unsinn sag ich — übrigens, man kann ja ablassen, was liegt daran? — Es wird halt weiter mit den zwei Kesseln gehen — aber — ich hab doch den Kessel selber zugemacht —"

„Nit wahr, nit wahr, der taube Bartmann hat ihn zugemacht. Ich hab ihn gefragt."

„. . . . . Ich bin dabei gestanden —"

„Und Sie — — haben nichts bemerkt?“

Der Heizer zuckte die Schultern.

„Ich hab mich um nichts gekümmert. Aber der Wächter — dort is er g'ſeſſen — hat was g'hört. Er hat geglaubt, beim Fenſter is wer — es hat ihm was wie geklopft oder g'rufen —“

„Feuer ziehn! Sofort!“ — — — — — — — — — — — —

Gegen Zwölf brachte man den Körper ans Licht. Man hatte Mühe.

Der Alchymist.*)

Von Arthur Pfungſt.

(Frankfurt a. Main.)

Die Apotheke Heinrichs von der Linden
Lag dicht am Schloß, umſäumt von engen Gaſſen.
Hier war kein Baum, kein friſches Grün zu finden,
Nur Steine türmten ſich zu Häuſermaſſen.
Das alte Haus ſah ſchon Geſchlechter gehn,
Geſchlechter kommen, blühen und verderben,
Es blickt ſo ernſt — es wird noch viele ſehn
Aufs neue werden und aufs neue ſterben.
— Nur zagend — angſtvoll und die Bruſt beklommen
War Laskaris in dieſes Haus gekommen.

Es drückten ihn die finſtern Mauern ſchwer,
Als wären's Felſen aus entſchwundnen Tagen,
Die aus dem ſonnbeſtrahlten blauen Meer
Des warmen Lebens unheildrohend ragen.
Der Lärm der Stadt zu ſeinem Ohr wohl drang,
Doch rings um ihn blieb alles kalt und ſtumm;
Manch ungehörter Seufzer ſich entrang
Dann ſeiner Bruſt — er wußte nicht warum.
Erblüht ihm das erſehnte Glück hier nicht?
Er träumte Sinnenrauſch und fand die Pflicht.

Umringt von Flaſchen, Gläſern, Spezerein
Stand er am Feuerherde unverdroſſen,
Und kochte unermüdlich Arzenein
Mit Walter — ſeinem einzigen Genoſſen.

*) Dritter Geſang aus dem in Vorbereitung befindlichen zweiten Teile der epiſchen Dichtung „Laskaris“. Siehe „Geſellſchaft“, Jahrgang 1890, Heft V.

In ſeinem Geiſte lebten auf die Zeiten,
Da Mönche ihn gelehrt mit milden Worten,
Aus Waldeskräutern Tränke zu bereiten,
Im ſtillen Hauſe hinter Kloſterpforten.
Läßt trübe Gegenwart die Seele kalt,
Dann ſucht ſie in Vergangnem Troſt und Halt.

Mit Walter, dem Proviſor, ihn verband
Bald jene Freundſchaft, die uns leichter tragen
Die Ketten läßt, die uns das Schickſal wand,
Die Feſſeln auch — in die wir ſelbſt uns ſchlagen.
Die Stunden ſich zu kürzen froh, die langen,
Erzählten von entſchwundner Zeit ſie oft,
Von ſtein'gen Wegen, die ſie einſt gegangen,
Erzählten ſich, was ſie erſehnt, erhofft —
— Und es bedrückten ſie die gleichen Schmerzen;
— Wer *eines* kennt, kennt *alle* Menſchenherzen.

Ein eigenart'ger Anblick war's, die beiden
Geſchäft'gen Freunde hier zu ſehn am Werke.
Der Grieche mahnend an vergangne Zeiten,
Ein Bild der Schönheit und der edeln Stärke.
Auf ſeinem Antlitz helles Sonnenlicht —
Ein Abglanz herrlicher Vergangenheit,
Aus längſt entſchwundnen Zeiten, da noch nicht
Der Menſchheit Blüte ſchien dem Tod geweiht.
Und es verriet ſein feurig-wilder Blick
Den Durſt nach Lebensluſt und Sinnenglück.

Und neben ihm der ſtille Pred'gerſohn,
Der Grübler mit dem bleichen Angeſicht,
Dem längſt der kecke Jugendmut entflohn
Im bittern Kampf des Lebens und der Pflicht.
Doch Walter trug im Herzen tief verborgen
Irenens Bildnis, das ihm Kraft verlieh
Zu trotzen einer Welt voll Müh und Sorgen
In dem Gedanken: „Iſt es doch für ſie!"
Er hoffte ihre Liebe zu erringen —
Vergebens, ach! es konnt ihm nie gelingen.

Fünf lange Jahre waren ſchon vergangen,
Irene war zur Jungfrau aufgeblüht —
Ein ungeſtilltes, ſehnendes Verlangen
Verzehrte Walters düſteres Gemüt.
Wo iſt die kalte Fauſt, die ohn' Erbarmen
Aus eigner Bruſt die letzte Hoffnung reiße,
Das einz'ge Flämmchen, das ſie läßt erwarmen
In finſtrer Winternacht, umſtarrt vom Eiſe?
Es ſträubt das Herz ſich lang vor Nacht und Graus
— Da kommt ein Sturm und bläſt das Flämmchen aus.

Und Walter ſah in Seelenleid und Pein,
Daß hoffnungslos und eitel ſein Beginnen,
Er ahnte, daß ſein Herz durch Lieb' allein
Irene nie vermöchte zu gewinnen.
Er blickte zu ihr auf zu allen Zeiten,
Vor ihrem Worte ſchwand ſein Stolz dahin,
Er ſah den Abgrund nur, den tiefen, weiten,
Der jäh ihn ſchied von der Patrizierin.
Gewalt'ge Sehnſucht, groß zu ſein auf Erden,
Ließ ſeine Seele nimmer fröhlich werden.

Auf Erden groß zu ſein! Empor zu ragen!
Tief unter uns zu ſchauen alles Leben,
Derweil uns unſre Kräfte aufwärts tragen
— Das iſt der Weſen nie geſtilltes Streben.
Hebt flehend ſeine Äſte nicht der Baum
Zum Himmel auf, zum goldnen Sonnenlichte,
Als ſpräche er: Erfülle meinen Traum,
Vergönne mir, daß ich empor mich richte!
Durchraſt der Adler nicht mit mächt'gen Schwingen
Das Meer der Luft, um ſich empor zu ringen?

Auf Erden groß zu ſein — der Wunſch der Schwachen
Beherrſchte Walters düſt'res Sinnen bald,
Der Taumel des Jahrhunderts: Gold zu machen
Ergriff auch ſeinen Geiſt mit Allgewalt.
Im Grimm — mit des Verlaſſ'nen Götterſtärke,
Der zürnend in die Schranken ruft die Welt,
Zerrieb er ſeine Kräfte bei dem Werke —
Verzweifelnd in dem Kampf — und doch ein Held.
Das Weltall wußte nichts von ſeinem Namen
— Die Tage gingen und die Tage kamen.

* * *

Es haßte Laskaris den dumpfen Zwang,
Der feſt ihn hielt mit unſichtbaren Banden;
Es überkam ihn oft ein wilder Drang,
Zu fliehn die Menſchen, die ihn nicht verſtanden,
Zu fliehn von dannen, frei und frohgemut,
Zu wandern mit den Strömen hin zum Meere,
Die Sorgen zu verſenken in die Flut,
Das Haupt zu kühlen, das gedankenſchwere,
Und es erzitterte ſein Herz in Klagen
— So tief zu fühlen — und ſo ſchwer zu ſagen.

Es ward der helle Tag für ihn zur Nacht,
Die Welt lag tot vor ihm in Eis und Schnee,
Ein einz'ger Stern voll wunderbarer Pracht
Erſtrahlte ihm in ſchwarz umwölkter Höh'.

Gleichwie die Blume wendet ſich zum Licht
Und liebend ſchaut empor zu ihm allein,
So ſah auch Laskaris das Treiben nicht,
Das ihn umgab — es dünkte ihn ſo klein.
Der Sonne ſeines Lebens zugewendet
Ward trüb ſein Auge, von dem Glanz geblendet.

Und wilde Sehnſucht faßte ihn mit Macht
— Sein Herz erzitterte bei ihrem Schritt,
Wenn ſchwebend ſie durchs Haus ging, leis und ſacht —
Sie ahnte nicht die Qualen, die er litt.
Wenn ſie ihn ſah, begrüßte ſie ihn mild,
Doch keinen Troſt in ihrem Wort er fand,
Als güt'ge Herrin nicht ihr ſüßes Bild
Vor ſeinem liebestrunknen Geiſte ſtand.
Er ſah Irene nur im Kahn allein —
Im Lenz — umglüht vom Abendſonnenſchein.

Fluch der Erinn'rung, die uns hält gefangen,
Gefeſſelt in vergangner Zeiten Bann,
Die immerdar uns gierig läßt verlangen
Die Stunde, die nicht wiederkommen kann!
Es ſehnte Laskaris ſich fort und fort
Nach längſtenteiltem Glück in tiefer Pein;
Er dachte nicht an Philalethes' Wort:
„Was einmal war — nie kann es wieder ſein.“
Er wußte nicht, daß ewige Gewalten,
Die mächt'ger als der Menſch, das Sein geſtalten.

Doch ſeinem Sehnen, dem gewalt'gen, heißen,
War fremd das ſtille Dulden und Entſagen.
Aus ſeiner Bruſt wollt' er die Liebe reißen,
Die tiefe, bittre Wunden ihm geſchlagen.
Ja, dieſe Liebe, die ſo ſüß ihm ſchien,
Als liebeflehend in dies Haus er kam,
— Sie ward ſein Pein'ger, ſie erdrückte ihn,
Sie ward zum Alp, der ihm den Atem nahm.
Entſchloſſen wollte er Irene fliehn,
Zu neuem Leben neue Straßen ziehn.

Er ging nicht in die weite Welt — er blieb,
Er konnte ihrem Zauber nicht entrinnen.
Er fragte ſich wie einſt: Was iſt die Lieb'?
Welch übermächt'ge Kraft beherrſcht mein Sinnen?
— Es kamen Stunden der Verzweiflung dann,
In denen wildes Weh ihn übermannte,
Weil er nicht brechen konnte dieſen Bann,
Der ihn in ſeine neue Heimat bannte.
Er fühlte ſich ſo machtlos und ſo klein
Und fragte bang: wie wird das Ende ſein?

Die Menſchen um ihn her, ſie wußten nicht,
Daß gramerfüllt ſein Herz entgegenſchlug
Dem neuen Morgen und dem neuen Licht,
Daß wilde Klagen er im Buſen trug.
Sie wußten nicht, daß hülflos angekettet
An Roſenfeſſeln, die nicht zu zerreißen,
Gewalt'ger dulden heißt als unerrettet
In Kerkerluft zu ſchmachten hin in Eiſen.
Die Menſchen drängen ſich in bunten Maſſen,
— Und jeder iſt doch einſam und verlaſſen.

Der Menſch am Menſchen ja vorübergeht
Den ſchnee'gen Flocken gleich, die rieſelnd fallen,
Wenn ſie der kalte Winterſturm umweht.
Die Menſchen einſam nur durchs Leben wallen.
Sie drängen ſich im Raum, dem kargen, kleinen,
In dem ſie Schulter eng an Schulter ſtehn,
Doch Niemand will verweilen, um zu weinen
Mit fremdem Leide im Vorübergehn.
O Menſchenlos! Ich ſeh' die Scharen wandern
Durchs Leben ſtill — und Keiner weiß vom Andern.

Der hiſtoriſche Königsbau der Zukunft.

Von M. Schwann.

(Fürſtenfeldbruck.)

An die Anſchauung von dem „Kärrnerdienſt" der Gegenwart und dem „Königsbau" der Zukunft, wie man ſie in Wort und Schrift ſo häufig begegnet, möchte ich einmal einen kritiſchen Maßſtab anzulegen verſuchen. Stieve rief mir die Erinnerung an dieſe Anſchauung wieder wach durch die geſchichtsphiloſophiſche Einleitung zu der in der Deutſchen Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft erſchienenen trefflichen Abhandlung über „Herzog Maximilian von Bayern und die Kaiſerkrone". Ich lehne mich an dieſe Einleitung an und gehe ſchrittweiſe mit ihr vor.

Stieve unterſcheidet zwei Kategorien der heutigen Geſchichtſchreibung: „die quellenmäßig ſtatiſtiſche und die konſtruierende". „Die erſte ſucht die Thatſachen mit philologiſcher, oft äußerſt ſcharfſinniger, aber nicht ſelten an der Oberfläche haften bleibender Kritik aus den Quellen feſtzuſtellen und reiht ſie der Zeitfolge nach aneinander, ohne weiter nach ihrem Urſprunge

und Zusammenhange zu fragen, als die Antwort in den Quellen ausdrücklich gegeben ist. Die zweite dagegen legt sich die geschichtlichen Entwicklungen und das Wirken der geschichtlichen Persönlichkeiten nach bestimmten, mehr oder minder willkürlich gewählten Gesichtspunkten zurecht und benutzt dabei die Quellen nur insoweit oder nur in dem Sinne, wie es ihrer Auffassung entspricht." Wenn eins wie das andere wahr ist, so dürfte die kategorische Folgerung wohl dahin lauten, daß wir es dann weder diesseits noch jenseits mit einer wirklichen Geschichtschreibung zu thun haben, sondern vielleicht nur mit Vorarbeiten zu einer solchen. Was Stieve folgert, werden wir sogleich erfahren. Hören wir zunächst einmal einen andern.

Als Nitzsch sich darangab, die Geschichte Deutschlands von der Staufenzeit bis zum Augsburger Frieden in ein großes Bild zu bringen, glaubte er einer Entschuldigung für sein Vorgehen zu bedürfen, da sich die Anschauungen über jene Epoche nicht zu einer einheitlichen geklärt, da die Gegensätze, welche damals geboren wurden, bis heute in unserem Leben fortzeugend lebendig seien. Er will deshalb das von ihm Gebotene nur als Bild von relativer Sicherheit betrachtet wissen, wie es sich seinem subjektiven Blicke enthüllte. Dann aber fährt er fort: „Die Einzelforschung steht ebensowenig still, wie die große Strömung der allgemeinen Anschauungen." Und damit trifft er wohl den Kern der Sache. Wie die allgemeinen Anschauungen durch Ergebnisse der Einzelforschung weitergeführt, korrigiert, vertieft und verbreitert, bestimmter und sicherer gemacht werden, so empfängt die Einzelforschung neue Impulse und Gesichtspunkte aus dem Wachstum der allgemeinen Anschauung. Das ist die gegenseitige Befruchtung, welche sich im Leben der Menschheit auf allen Gebieten fortwährend wiederholt, auf welcher geradezu das Wachstum des menschlichen Geistes beruht. Für jeden Sehenden ist es also klar, daß, wie sich aus der Vereinigung beider Elemente erst ein lebendiges Ganzes ergiebt, so auch in dem, der Geschichtschreiber sein will, sich beide Richtungen zu vereinigen haben. Das Specialistentum allein führt unbedingt und notwendig zur Versimpelung im Kleinkram, wie das bloße allgemeine Schauen sich allmählich zu einem Luftgebilde ohne irdisches, festgefügtes Fundament auswachsen muß. Aus demselben Denkboden von dem Wachstum der allgemeinen Anschauung stammt Buckles Urteil, daß „zwischen der Art, wie die Menschen die Vergangenheit betrachten, und derjenigen, wie sie die Gegenwart ansehen, immer eine gewisse Übereinstimmung herrschen muß". Also der Zeitgeist ist es, die allgemeine Entwicklungsstufe, welche der Menschengeist erklettert, die auch in der Betrachtung der historischen Thatsachen und ihrer Auffassung zum Worte streben. Ich hörte einmal von einem gefeierten Historiker den Vergleich anstellen zwischen einem Geschichtschreiber und einem epischen Dichter.

Er erblickte ein Gemeinsames in beiden und betonte nur den Unterschied, daß der Geschichtschreiber mit einem gegebenen Stoffe zu arbeiten habe, während dieser dem Dichter freigegeben sei. Damit fällt wohl der Vergleich; denn während der Dichter eben doch immer wieder auch im Epos durch die Bethätigung seiner Phantasie seiner Subjektivität zum Ausdruck verhilft, hätte der Geschichtschreiber nur gegebene Thatsachen in epische Formen zu kleiden. Seine Persönlichkeit käme also gar nicht in Betracht. Aber wessen Augen sind es denn, welche auf den Thatsachen ruhen? Immer doch nur die des jedesmaligen Geschichtschreibers. Und da diese Augen bekanntlich kurzsichtig oder weitsichtig oder sonstwie sein können, wird auch die Thatsachendarstellung sich nach der Persönlichkeit des Darstellers auswachsen. Die Objektivität also hat ihre Grenze; sie hat sie in der Subjektivität des Darstellers. Der absolut falsche Schluß, der nun gemacht wurde, war der, daß jeder möglichst wenig subjektive Mensch am allerersten zum Geschichtschreiber tauge, daß jeder mit irgend welcher Subjektivität begabte oder behaftete Charakter diese Subjektivität abzustreifen habe, da er so das höchstmögliche Maß von Objektivität erreichen würde. Und was da herauskam, weiß wohl so ziemlich jeder Historiker. Hoffentlich! Es war nicht Objektivität, sondern Charakterlosigkeit, etwas von jener süßsauern Brühe, die uns schon beim ersten Löffel übel macht. Es war ein Irrtum, der korrigiert werden mußte. Und die Zeit korrigierte ihn. Sie belehrte uns, daß die größte Subjektivität, die wirkliche und echte, welche danach ringt, den ganzen Fond der individuellen Kräfte zur höchsten Vollendung zu bringen, auch zugleich die beste und einzige Grundlage, die sicherste Gewähr der Objektivität sei.

Hier halten wir ein und kehren zu Stieve zurück. Er läßt sich über die beiden Arten der heutigen Geschichtschreibung, die quellenmäßig statistische und die abstrakt konstruierende also weiter aus: „Beide Weisen dürften nicht zu voller Befriedigung des nach lebenswahrer Geschichtskenntnis Lechzenden führen. Die eine dringt nicht in den Kern der Dinge ein und übersieht vor lauter Quellenmäßigkeit, daß oft das Wichtigste nicht in den Quellen gesagt wird, daß der Berichterstatter nicht selten die Ergebnisse seines Denkens oder seiner Einbildungskraft als Thatsachen hinstellt und daß auch ein Zeitgenosse, welcher sehr gut unterrichtet sein könnte, es oft nicht ist und Unwahres erzählt, weil der Trieb, die geschichtliche Wahrheit festzustellen und zu überliefern, in weiten Zeiträumen gefehlt hat. Die konstruierende Geschichtschreibung aber wird in der Regel einseitig und häufig willkürlich; die unendliche Mannigfaltigkeit der im Leben der Völker und der Einzelnen wirkenden Kräfte tritt nicht in die Betrachtung und die Persönlichkeiten erscheinen nicht in ihrer Eigenart, sondern nur als — mitunter geradezu automaten-

haſte — Vertreter von Bewegungen und Gedanken, oder werden mit der umfaſſenden Einſicht und dem zielbewußten Streben, welche dem ſpäteren Geſchichtſchreiber ſelbſt eigen ſind, ausgeſtattet."

Beſehen wir uns die einzelnen Einwürfe etwas genauer! Das Streben nach Quellenmäßigkeit läßt meiſt nicht an den Kern der Dinge gelangen. Das iſt richtig. Denn je mehr ich mich in ein Ding oder den Teil eines Dinges vertiefe, um ſo mehr wird mir das Bewußtſein von den äußeren Beziehungen dieſes Dinges zu andern Dingen abhanden kommen, zumal wenn ich von dieſen äußeren Dingen ſelbſt nicht viel weiß. Es rächt ſich alſo auch hier die Außerbezugſetzung der Einzelforſchung von den Strömungen der allgemeinen Anſchauung. Bin ich im Stande oder arbeite ich mich dazu empor, von dieſem Einzeldinge immer wieder hinwegzuſehen, und jeden Faden, der ſich mir in die Hand windet, zu verfolgen bis zu ſeiner lebendigen Verbindung mit dem Allgemeinen, ſo werde ich mich vor dieſer Verſimpelung bewahren können. Dazu aber werde ich nie im Stande ſein, wenn ich an die Unterſuchung des Einzeldinges hinangehe, ohne von dem Allgemeinen auch nur eine Ahnung zu haben. Und damit fällt die Methode des hiſtoriſchen Studiums, die bis heute geübt ward und vielfach noch geübt wird. Nicht das Nichtwiſſen, ſondern gerade das Wiſſen ſollte an die Einzelunterſuchung führen, um durch ſie die Lücken meines Wiſſens auszufüllen, dieſes ſicherer zu fundieren und zu neuem Triebe zur Erkenntnis zu befruchten. Heute oder bis heute aber geht man gerade umgekehrt vor, und ich meine, unſere Doktordiſſertationen dürften uns davon überzeugen, denn mehr, als auf dieſen zwei oder drei Druckbogen ſteht, wiſſen die Allerwenigſten, welche heute zu dieſer erſten „wiſſenſchaftlichen" That verſchreiten, und das iſt doch ſo ungeheuer wenig, daß es eigentlich nicht einmal zu einem „Doktor" ausreicht.

Das Wichtigſte ſteht oft gar nicht in den Quellen, der Berichterſtatter giebt uns die Erzeugniſſe ſeines Denkens und ſeiner Einbildungskraft, er iſt nicht unterrichtet, es kommt ihm garnicht darauf an, die geſchichtliche Wahrheit feſtzuſtellen. Alſo mit andern Worten: jeder kann nur ſagen, was er weiß, und von unſerer heutigen Geſchichtsauffaſſung wiſſen die Quellen miteinander nichts, können derſelben alſo auch nicht direkt oder bewußt vorarbeiten. Die Objektivität hat alſo wieder ein Loch, und die einſeitige Quellenmäßigkeit iſt noch lange keine Geſchichtſchreibung, kann gar keine werden, da das Plus der Geiſtesarbeit von Jahrhunderten in ihr nicht zur Verwendung kommt. Das iſt abſtrakt. Relativ iſt aber auch der „quellenmäßige Geſchichtſchreiber" ein Kind unſerer Tage, und ſo werden die Lichter unſerer Zeit, wenn er nicht will, nun dann gegen ſeinen Willen, in ſeine Arbeit hineinfallen und es darin wenigſtens zu einer gewiſſen Dämmerung bringen.

„Die konstruierende Geschichtschreibung aber wird in der Regel einseitig und häufig willkürlich." Also „in der Regel" und „häufig." Demnach nicht immer! Daß sie einseitig und willkürlich werden muß, wagt Stieve nicht zu sagen, und wir verneinen dieses „Müssen." Fragen wir, warum sie es in der Regel und häufig wird, so werden wir sehen, daß dieses gar keine prinzipielle Notwendigkeit ist. Buckles Urteil giebt uns die Führung und den Schlüssel. „Zwischen der Art, wie die Menschen die Vergangenheit betrachten und derjenigen, wie sie die Gegenwart ansehen, muß immer eine gewisse Übereinstimmung herrschen." Und sie herrscht; denn die Subjektivität des Anschauers giebt, wie wir gesehen haben, den Ausschlag, so oder so. Bin ich Vergangenheitsmensch, d. h. habe ich mich zu der Höhe des heutigen Geisteslebens nicht emporzuschwingen vermocht, wird meine Geschichte der „Zauber der Romantik" durchwehen. Ich werde so etwas wie ein epischer Dichter. — Bin ich Gegenwartsmensch, d. h. stehe ich auf der Höhe des heutigen Lebens, wird sich meine ganze Konstruktion mit der Spitze in die Gegenwart auslaufen, und ich selbst werde die Kreuzblume auf dem Turme sein. — Nun käme der Zukunftsmensch, d. h. der Mann, der an die Frage gedrungen, wohin das heutige Leben führt, der über die Schranken hinwegsieht und mit den feinsten Fühlnerven das Dunkel zu durchbrechen sucht, der in der Gegenwart nicht die „Erfüllung der Zeiten" sieht, sondern eben nur eine Passage der Menschheitsentwicklung, der sich sagt, daß, wenn diese Entwicklung nicht ins Dunkel weitertappen soll, Leute mit Fackeln voraneilen müssen, der also selbst vorwärts zu dringen sucht, um Pfade zu finden und zu bahnen. Was ist mit dem? „Damit hat doch der Geschichtschreiber nichts zu thun. Es giebt doch keine Geschichte der Zukunft. Der Geschichtschreiber ist ja gerade der Mann der Vergangenheit, höchstens der Gegenwart." — Und da sagen wir: nein, er ist es nicht, und wenn er es ist, wird er entweder nur Quellenforscher oder nur Konstruktionskünstler sein. Der Geschichtschreiber ist wie jeder Mann wirklicher und lebendiger Wissenschaft der Mann des Lebens. Und da das Leben in der Gegenwart nicht aufhört, sondern sich fortergießt in die Zukunft, hat auch der wissenschaftliche Geschichtschreiber nicht in der Gegenwart stehen zu bleiben. Er muß Ewigkeitsmensch sein! Das Wissen der Gegenwart soll ihm leuchten in die Vergangenheit, um dort die lebendigen, die positiv wirkenden Faktoren, aber auch die negativen und hemmenden Faktoren zu erkennen. Diese Erkenntnis wird ihm die Erkenntnis der Gegenwart mehren, sie wird sein kritisches Urteil schärfen, und so wird ihm sein Wissen aus Vergangenheit und Gegenwart hinüberleuchten in die Zukunft, es wird vor seinem Seherauge zu dämmern beginnen, er wird das sein, was er sein soll, ein wirklicher Mehrer des Wissens der Menschheit, ein Führer und Bahnbrecher, er wird

lebendige Persönlichkeit und als solche ein Träger, Diener und Forterzeuger des Lebens, wie jeder andere, der auf dem Boden wahrer Wissenschaft steht.

„Die Persönlichkeiten erscheinen nicht in ihrer Eigenart, sondern nur als — mitunter geradezu automatenhafte — Vertreter von Bewegungen und Gedanken." Stieve ist Historiker und als solcher weiß er, daß Persönlichkeiten noch lange nicht immer eine Eigenart, eine wirkliche positive oder negative, zu haben brauchen, daß es in der Entwicklung der Menschheit zu Perioden kam, in denen die sogenannte Eigenart nur bei sehr wenigen aufzukommen und sich durchzuringen vermochte. Erscheinen also da Leute nicht in einer Eigenart, so braucht der Grund davon nicht in der Kunst oder dem Nichtkönnen des Geschichtschreibers zu liegen, sondern er kann auch darin liegen, daß keine Eigenart vorhanden war, daß sich die vorhandenen Keime nur zu einem Chaos von Trieben, nicht aber zu einem kräftigen, in sich geschlossenen, harmonischen Lebewesen zu entwickeln vermochten. „Automatenhafte Vertreter von Bewegungen und Gedanken!" Sehen wir doch nur auf die Gegenwart! Wie viele bewußte Vertreter und damit auch fortwirkende Vertreter von Bewegungen und Gedanken, wie viele Personen mit einer Eigenart giebt es denn unter den Millionen und Abermillionen? Wie viele aber laufen im wahren Sinne des Wortes als Automaten herum? Und nun stelle man einen solchen Automaten an einen hohen Posten durch Geburt oder Amt, er wird deshalb doch Automat bleiben und nicht zum lebenzeugenden Individuum werden. „Oder die Persönlichkeiten werden mit der umfassenden Einsicht und dem zielbewußten Streben, welche dem späteren Geschichtschreiber selbst eigen sind, ausgestattet." Auch das kommt vor und sogar sehr häufig. Aber es kommt meist nur bei dem Vergangenheitsmenschen, dem Romantiker vor, für den alle spätere Entwicklung eigentlich überflüssig ist, da ja seine Helden und Propheten den Pokal der Weisheit schon bis zur Neige geleert. Die Menschheitsentwicklung hätte sich eigentlich nach der Meinung dieser Herren damals zur Ruhe setzen können. Da sie sich aber nicht zur Ruhe setzte, beleuchtet sich eine derartige Konstruktion wohl hinlänglich selbst.

Stieve will nun die Forschungsweise der Naturwissenschaften auf die Geschichte angewendet sehen. Und wie wir uns ihm bisher fast durchweg anzuschließen vermochten, so thun wir es hier erst recht. Er meint damit „nicht jene angeblich naturwissenschaftliche Methode, welche jedes Zielstreben, jeden einheitlichen Fortschritt in den Entwicklungen leugnet". Eine solche verwirft er, weil sie ihm als die einfache Umkehr des alten theologisch-philosophischen Rezeptes erscheint. Also er will nicht, daß man die Zweckentwicklung verwirft, aber auch nicht, daß man sie annimmt, d. h. ein

Ziel hat die Menschenentwicklung nach seinem Glauben, aber welches Ziel sie hat, weiß keiner, auch die Theologen nicht. Den Schluß ziehen wir gleich. — Er denkt aber „auch nicht an jene Methode, welche die Naturentwicklung durch innere Gesetze unabweichbar und mit zwingender Notwendigkeit bestimmt werden läßt; denn für die Geschichte erscheint die Annahme einer solchen Gesetzmäßigkeit durch die Thatsache der menschlichen Willensthätigkeit ausgeschlossen." Nun, wenn man an ein Ziel glaubt und dieses Ziel nicht im Theologenhimmel sucht, so weist uns die Empirie auf den natürlichen Trieb zum Wohlbehagen in jedem Menschen hin. Wohlbehagen will erkämpft sein, erarbeitet, es beruht auf der Entwicklung aller im Individuum emporstrebenden Kräfte, es beruht auf deren fortwährender steigender Bethätigung. Das Ziel der Einzelentwicklung also ist die bestmögliche und harmonische Ausgestaltung der im Individuum vorhandenen Kraftkeime, da nur diese zum individuellen Wohlbehagen führt. Und das Ziel der Menschenentwicklung kann also zunächst einmal als der einfachen Summe der individuellen Entwicklungen gar kein anderes sein. Das kann uns ja einstweilen genügen. Was weiter kommt, werden wir sehen, wenn wir den höchstmöglichen Vollendungsgrad erreicht haben. Und wenn gerade diese Erkenntnis das Ziel der Menschenentwicklung wäre! Jedenfalls wissen wir Zweck und Ziel des Individuums, wir wissen, daß es in einem ewigen Prozesse steht, daß es hervorgehend aus dem All in dasselbe zurückkehrt, daß es aber ebenso, weil aus diesem Ursprunge stammend, Einfluß hat auf die Fortentwicklung dieses Alls. Und diese Erkenntnis könnte jedem Menschen genügen, wird ihm genügen, wenn er sich von der fast unfaßbaren Großartigkeit nur einmal eine Vorstellung zu machen versucht. Damit aber fällt Stieves radikale Abweisung der inneren Gesetzmäßigkeit in der Naturentwicklung und der dieselbe zwingenden Notwendigkeit. Auch die Thatsache der menschlichen Willensthätigkeit beweist gegen dieselbe nichts. Denn gegen mein Glück kann ich nichts wollen. Man führt so gerne den Selbstmord, die Möglichkeit der Selbstverneinung als Beweis für den freien Willen an. Nun die Psychologen reden da anders. Sie meinen, gerade die Unfreiheit des Willens, der Wahnsinn, schaffe diesen Ausgang. Und wenn es selbst der freie Wille wäre, der ihn schüfe, so glaubt der Selbstmörder doch, ein besseres Los gegen das ihm gewordene auszutauschen. Er handelt also seiner Ansicht nach auch für sein Glück, denn das Nichtsein erscheint ihm als Erlösung aus seinem Dasein. So liegt also selbst in diesem höchsten Akte sogenannter Selbstverneinung die höchste Art der Selbstbejahung. Der freie Wille in dieser Fassung also ist eine Fabel. Entweder weiß ich, was ich will, und dann weiß ich auch, daß ich nicht anders handeln kann, als wie ich handle, oder ich weiß nicht, was ich will, und dann kann von einem

freien Willen erst recht nicht die Rede sein, und das Leben, andere, stärkere Kräfte zwingen mich nach ihrem Willen. Es kommt also auf das Wissen an. Allwissenheit und höchste Willensfreiheit sind ein und dasselbe. Mein Wille wird also um so freier, je mehr ich mein Wissen vermehre. Die Anschauung vom Willen ist eben eine historische. Sie steht nicht still. Sie schreitet fort, entwickelt sich, wie die Anschauung von der Aufgabe des Geschichtschreibers fortschreitet, und jeder entscheidet sich da nach der geistigen Entwicklungsstufe, die er erreicht hat. Der Vergangenheitsmensch wird am freien Willen festhalten; wie er an dem Gemeinsamen des Geschichtschreibers mit dem epischen Dichter festhält; er wird all sein Wissen und Können, sein Wünschen und Sehnen in die Vergangenheit tragen und seine Helden damit kostümieren; der Gegenwartsmensch wird den freien Willen leugnen und an der Notwendigkeit festhalten, welche die Persönlichkeit in den Dienst der Thatsache, der Bewegungen und Gedanken stellt, meinetwegen automatenhaft; der Zukunftsmensch wird weder für den freien Willen noch gegen ihn sein Urteil abgeben, sondern er wird einfach zusehen, ob in der Geschichte der einzelne oder der Gesamtwille das Leben bewältigt hat, oder ob er von diesem bewältigt und zur Selbstverneinung gezwungen wurde, er wird forschen, wo in der Geschichte des einzelnen wie der Völker der bewegende Faktor liegt, ob in der Macht der Persönlichkeit über das Leben, ob in der Ohnmacht der Persönlichkeit diesem Leben gegenüber, mit andern Worten, er wird danach fragen, ob die Zeit der Erkenntnis der das Leben bewegenden und dasselbe fortzeugenden Elemente günstig war, und also eine relativ bedingte Eigenart und Willensthätigkeit sich zu entwickeln vermochte, oder ob es zu einer solchen Erkenntnis nicht kam, ob sich die Menschen von der Not schieben ließen, weil sie unfähig geworden, selbst und aus eigener Kraft vorwärts zu gehen. Also Willensfreiheit und innere Gesetzmäßigkeit sind keine Gegensätze, sobald wir anerkennen, daß der Mensch nicht nur ein bedingendes, sondern auch ein bedingtes Element der Weltentwicklung und Lebensbewegung ist.

Nun aber sagt Stieve klar, was er will. „Was ich im Auge habe, ist vielmehr die empirische Forschungsweise, die Methode, ganz voraussetzungslos in die Untersuchung einzutreten und erst auf Grund möglichst zahlreicher, durch prüfende Beobachtung gewonnener Thatsachen Schlüsse zu ziehen, dann aber auch sich nicht mehr durch „Autoritäten" binden zu lassen und die Erscheinungen in ihrer Ganzheit und in ihrem organischen Zusammenhang aufzufassen." Damit erklärt er das, was er unter der innern Gesetzmäßigkeit der Naturentwicklung und der sie zwingenden Notwendigkeit verstanden wissen will. Wie er die Aufstellung eines Endzieles ablehnt, so will er die Aufstellung einer Generalursache vermieden sehen. Er will nur

nach Zielen und Urſachen forſchen, dann aber die Erſcheinungen in ihrer Ganzheit und in ihrem organiſchen Zuſammenhang mit andern auffaſſen. Und ſo leitete alſo dieſe Methode rückwärts und vorwärts in die Ewigkeit und den ewigen Fluß der Dinge. Es iſt der Realismus in ſeiner ganzen und ſchönen Form, der hier verkündigt wird, ausgehend von dem feſten Boden der Thatſache und an ſie anknüpfend zu ewiger Kette die Unendlichkeit der Thatſachen. Und wir meinen, es iſt Zeit, daß dieſe Anſchauung ſich auch einmal auf das Gebiet der Geſchichte erobernd vorwage. Was Stieve, von dieſem Satze ausgehend, weiter entwickelt, iſt wohl wert, noch einmal gedruckt und geleſen zu werden, zumal wir unſere Anſchauungen darüber an ſeine Betrachtungen anknüpfen wollen.

„Der Gedanke, die naturwiſſenſchaftliche Methode der Geſchichtsforſchung anzueignen, iſt ja nun keineswegs neu und grundſätzlich dürfte ſeine Berechtigung ſogar allgemein anerkannt ſein. Mit ſeiner Verwirklichung iſt indeß nur ſelten rechter Ernſt gemacht worden. Dieſe ſetzt äußerſt mühſame und ausgedehnte Vorarbeiten voraus und macht deshalb zugleich die raſche Gewinnung und Veröffentlichung von Ergebniſſen unmöglich. Sie erheiſcht ferner eine ſtarke Zurückdrängung der Individualität des Forſchers und wehrt den Genuß, große Zeiträume mit kühnem Fittig zu durchfliegen und die friſch anſchwellende Gedankenflut in vollem Guſſe ausſtrömen zu laſſen.“ Oben forderten wir möglichſte Herausarbeitung der individuellen Kräfte. Stieve fordert ſtarke Zurückdrängung. Wir wollen uns zu einigen ſuchen. Individualität und Abnormität ſind zwei verſchiedene Dinge. Nur der unfertige Individualismus wirkt abnorm, der fertige iſt die höchſte Potenz der konzentriſchen Kraftſammlung, nicht der exzentriſchen Kraftzerſplitterung. Eine ſolche Individualität aber bedarf keiner Zurückdrängung, weil in ihr die Dinge ihr natürliches Gewicht behalten und nicht vermögen, durch ihr Gewicht eine ſolche Individualität zur exzentriſchen zu degradieren. Natürlich iſt es ebenſo das Kraftmaß, welches einer derartigen Natur Ziel und Grenze ſetzt, und dieſes Kraftmaß wird auch darüber entſcheiden, ob die Fittige über große Zeiträume zu tragen vermögen oder aber ſich auf kleinere Strecken beſchränken müſſen. Es iſt alſo der falſche Individualismus, der zurückgedrängt werden ſoll, das Huhn ſoll ſich als Huhn, nicht aber als Adler erweiſen und bethätigen. „Obendrein iſt ſie (die naturwiſſenſchaftliche Methode) auch durch die Befähigung, ſich ganz in fremde Gedankenkreiſe und Perſönlichkeiten einzuleben, bedingt, und dieſe Gabe läßt ſich nicht durch den Drill eines wohlgeleiteten Seminars erwerben, ſondern muß angeboren ſein und durch mühſelige Selbſtzucht entwickelt werden.“ Alſo wieder die Individualität, die ganze und ungebrochene, nicht die zurückgedrängte, die den Adler zwingt, als Huhn zu erſcheinen. Denn Individualität wird nur

durch Individualität erfaßt und verstanden, Persönlichkeit nur durch Persönlichkeit, wie zwei Kreise sich nur decken, wenn sie gleich groß sind, wie der eine den andern nur in sich aufzunehmen vermag, wenn er größer ist. Nur die ganze und ungebrochene Individualität ist imstande, aus sich herauszugehen, ohne sich zu verlieren, nur sie vermag sich in fremde Gedankenkreise und Persönlichkeiten einzuleben, ohne ihr eigenes Leben daranzuwagen. „Endlich erfordert sie (die naturwissenschaftliche Methode), obwohl ihre feste Grundlage durch die Erforschung von Einzelheiten gewonnen wird, eine gewisse Vertrautheit mit der ganzen Geschichte und mit dem menschlichen Leben; denn erst aus dem Vergleich mit den Erscheinungen in diesem und in jener kann das volle und sichere Verständnis für die Vorgänge und Persönlichkeiten auch eines enger umgrenzten Schauplatzes erwachsen, ja wo die Quellen dürftig fließen, wird oft ausschließlich der Parallelismus in der Menschheitsentwicklung den Schlüssel zur inneren Werkstätte der Geschichte bieten.“ Zu diesem Satze haben wir nichts hinzuzusetzen. Er ist ein Meilenstein auf dem Wege der Entwicklungsbahn unsrer Wissenschaft, er enthält die kategorische Absage an die tote Bücher- und Aktenweisheit, an das Philologentum in der Geschichte und räumt dem Leben den Platz in der Geschichtsforschung ein, der ihm gebührt. Das Leben wird nicht umhin können, der Geschichtsforschung, die sich seinem lebendigen Blutstrome wieder öffnet, den Dank abzustatten und sie als eine lebendige Wissenschaft, als eine wirkliche Mehrerin des menschlichen Wissens, in den Kreis ihrer lebendigen, fröhlich wirkenden Genossinnen wieder hinauszuführen.

Nun aber kommt eine Folgerung, die wir nicht erwartet haben. „Die größten Schwierigkeiten stellen sich ihrer Anwendung auf dem Gebiete des Altertums und Mittelalters durch die Dürftigkeit und Einseitigkeit der Quellen entgegen. Nicht wenige Hindernisse findet sie indeß auch auf dem Gebiete der neueren und neuesten Geschichte in der ungeheueren Masse und Zerstreutheit des Stoffes. Wer sich ihr dort ergeben will, muß sich zur Zeit von vornherein entsagend bescheiden, lediglich Bausteine zu liefern, aus welchen einst ein genialer Kopf ein nicht nur glänzendes, sondern auch festgefügtes Gebäude umfassender Darstellung aufzuführen vermögen wird. Vorläufig ist ein solches wohl noch nicht ausführbar; denn man muß doch erst einmal wissen, was geschehen ist und wie die handelnden Persönlichkeiten ihrem Wesen und Denken nach geartet waren, wenn man aus dem willkürlichen Konstruieren herauskommen will. Es bleibt dem naturwissenschaftlich Forschenden also nichts übrig, als in der verachteten Kaste der „Specialisten“ zu verharren. Dafür begünstigt aber auch eben die reiche Fülle und Zuverlässigkeit der Quellen sein Verfahren und erleichtert die Gewinnung sicherer Ergebnisse. Ich gestehe daher ungescheut, daß ich mich

nach dem geringen Maße meines Könnens und Wissens mit Vergnügen bemühe, auf dem beschränkten Felde meiner Quellenforschungen die naturwissenschaftliche Methode zu befolgen, und weit entfernt, die Ergebnisse meines Strebens für unanfechtbar zu halten, hoffe ich dennoch, den Kärrnerdienst für den Königsbau der Zukunft nicht völlig nutzlos zu verrichten."

Da möchte man eigentlich gleich persönlich werden. Doch sehen wir davon ab und stellen eine weltfremde Frage: Wie ist der Speierer Dom entstanden? Er entstand, indem ein paar Jahrhunderte hindurch die Kärrner Steine fuhren und ein Loch auswarfen. Dann kam nach den paar Jahrhunderten, als der Haufen groß genug und das Loch tief genug war, ein genialer Kopf. Der zog aus sich selbst einen Plan von höchster Vollendung, nahm Stein für Stein und setzte sie auf einander, zuerst in die Erde, dann höher und höher, und als das Ding fertig war, war es nicht nur ein glänzendes, sondern auch festgefügtes Gebäude. Es erhielt die Bezeichnung Speierer Dom und der Stil, nach dem es gebaut, nannte man nach dem Baumeister Romanus, der ihn erfunden, den romanischen. So ist es gewesen, und was im Lübke steht, ist falsch; denn wenn wir den Parallelismus in der Menschheitsentwicklung als Schlüssel heranziehen und sehen, wie sich heutzutage die Geschichtswissenschaft entwickeln soll, so kann es gar nicht anders gewesen sein.

Aber in mir lebt noch ein Stück Romantiker. Ich kann den Lübke nicht loswerden. Er erzählt uns, wie man eine alte römische Basilika fand, wie die germanischen Wilden an ihr herumkletterten, wie Steine losgingen, die man ersetzte, wie Wände einfielen, die man versuchte, neu zu errichten, wie man dann selbst dazu kam, eine Basilika bauen zu wollen, wie die Fehler in der Konstruktion zu komischen Aushülfen führten, wie man dann anfing, das zuerst bloß Nachgeahmte zu variieren, dem bestimmten Zwecke anzupassen, wie jeder neue Baumeister dem älteren einige Kniffe abgesehen, wie selbst draußen auf dem Lande die Bauernbaumeister versuchten, aus den paar Steinen und mit den geringen Mitteln, die sie hatten, ein Kirchlein zu bauen, wie manchmal gerade ein so einfältiges Bauerngehirn einen gar wundersamen Einfall hatte, wie sich also durch dieses Thun und Treiben eine feste Grundform herausgestaltete, wie dann mit den kleinen anfänglichen Erfolgen Können und Kühnheit wuchsen und immer weiter wuchsen, bis zuletzt aus all diesem Leben hervorgehend und in ihm stehend der Baumeister kam, der jene wunderbare Kathedrale der Salier an den Ufern des Rheinstroms zu errichten vermochte. Und das sollte nicht wahr sein? — Ja, es ist wahr, und nun stecken wir den Schlüssel des Parallelismus in das rechte Schloß und nicht ins falsche, in dem ihm der Bart verbogen wird. Der Königsbau der Zukunft wird auch für die Geschichte nicht anders

zu errichten sein. Und wenn nicht auf diese Art, wird er überhaupt nicht errichtet werden. Also die Beschränkung auf das Spezialistentum ist verkehrt, doppelt verkehrt von Leuten, die solche wunderbaren Dinge zu sehen vermögen, wie sie Stieve sieht. Wenn er mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften versuchen wollte, ein ganzes Gebäude aufzuführen, es würde für uns in der Gegenwart, die wir nicht bloß Steinhaufen sehen und uns mit dem Königsbau der Zukunft vertrösten lassen wollen, indes Sturm, Regen und Schnee auf uns niedersausen, von ungemein größerem Nutzen sein, als alle noch so tief und weit hergeholten Steine. Aber ich denke, es geht eins mit dem andern, und jeder war, bevor er sich einer „Kaste" verpflichtete, dem Leben verpflichtet. Dient die Kaste dazu, ihm die Erfüllung dieser Pflicht zu erleichtern, gut, wenn nicht, weg mit der Kaste! Woher soll denn der Plan zum Königsbau kommen, wenn er nicht langsam wächst, wenn nicht alle mithelfen, sein Wachstum zu fördern? Und wenn dann schließlich jeder sagt: ich getraue mich nicht, den Bau anzufangen, wenn keiner den Anfang zum Planentwerfen machen will, haben die Kärrner dann nicht recht, wenn sie sich in die Brust werfen und verächtlich auf die zagen Baumeister herabsehen? Ist es nicht natürlich, wenn sie in ihrem Kärrnerdünkel meinen, ihre Arbeit sei die alleinseligmachende, wenn sie ausrufen: „Da schaut her, unser Haufen ist schon so hoch, und ihr habt noch gar nichts!" Ja wohl noch gar nichts und dort ein Steinhaufen! Da hilft nichts, als Bauen!

Psychopathia spiritualis.

Von C. Vedente.

(Leipzig.)

Unter diesem etwas kühnen Titel ist der besondere Abdruck des Aufsatzes von Kurt Eisner aus den „Gesellschafts"heften 11 und 12 des letzten Jahres bei Wilhelm Friedrich erschienen.

Um sofort zur Kritik etwas Positives bieten zu können, erzähle ich eine Geschichte, für deren Wahrheit ich gewährleiste: In einer wissenschaftlichen Studentenversammlung zu Leipzig wurde ein Vortrag über die Ethik Friedrich Nietzsches gehalten. Bei der Debatte stand ein Nietzschefreund einem Nietzschefeind gegenüber; der erstere hatte den „Zarathustra", der zweite die „Genealogie der Moral" in der Hand, beide bekämpften sich aus diesen Büchern etwa

eine Stunde lang mit Citaten, und setzten sich dann mit der Überzeugung, die Waffen aus dem geistigen Arsenal des Philosophen selbst entnommen zu haben. Wie? Also widerspricht er sich in diesen Büchern?? Das wäre nicht wunderbar, aber daß es Eisner nicht merkt, daß er diese Thatsache nicht in den Mittelpunkt seiner ganzen Entgegnung stellt, daß er hier nicht zwei völlig getrennte, völlig incommensurable Nietzsche erkennt, ist in der That befremdlich. Aber er ruft sogar ganz naiv aus: Ins Schwarze dem System Nietzsches! — wie ich mich über die Entdeckung dieses „Systems" freue! Und auf dieser Grundlage hat er sein ganzes Buch aufgebaut, er hat, statt dem Polyp Nietzsche Glied für Glied abzuhauen — bitte dringend sich nicht an das Bild zu klammern — geglaubt, man könne den vielköpfigen Riesen mit einem Schlag auf den Kopf zu Boden werfen. Für einen Kenner Nietzsches ist der Ausdruck „System Nietzsche" einfach eine contradictio in adjecto. Instinktiv hat Eisner auch dasselbe gethan, was Dr. Hugo Kaatz in seinem Buch „Die Philosophie Friedrich Nietzsches" that, nämlich einzelne Gruppen ausgeschieden und als solche betrachtet. Und selbst diese Art von Widerlegung ist noch viel zu ungründlich bei dem Aphoristiker Nietzsche.

Also ein „System" bei Nietzsche! das ist der unverkennbare formale Fehler Eisners. Ich stelle ihm sofort den materialen Bruder zur Seite: Nietzsche ein Absolutist! Auf diese Thatsache muß ich etwas näher eingehen.

Alle Worte und Benennungen, die notwendigerweise einen Zwang, eine Einengung auf die grade bei Nietzsche so sublimierten Begriffe ausüben, hat Eisner in ihrer engsten und kleinsten Bedeutung als absolute Dinge aufgefaßt und so zu widerlegen gesucht. Heißt das nicht Nietzsche verblümt einen — Dummkopf nennen? So ist z. B. ein Individualist in seiner Darstellung ein Mensch, der absolut allein wohnt, lebt und denkt, mit niemand in Berührung kommt und folglich auch in Krankheitsfällen keinen Arzt hat; ein Egoist rührt keinen Finger ohne den unmittelbarsten direktesten materiellen Vorteil, weswegen ich vermute, daß Eisner einen Bankier mit seinen mittelbaren Vorteilen nie einen Egoisten nennen wird. Den Fehler, in dem Übermenschen ein absolutes Ziel, also etwas anderes wie eine bloße Bahn, eine Richtung zum Vorwärtsschreiten zu erkennen, teilt er mit Strindberg, sonderbarerweise hält er sogar Bismarck für einen Übermenschen, während der Nordländer seinem Helden wenigstens die tiefsten psychischen und intellektuellen Feinheiten zuerteilt hat. Das kommt von dem „System Nietzsches": Der höchste Mensch aus „Jenseits von Gut und Böse" ist einfach mit dem Übermenschen identifiziert, und demnach muß auch der letztere absoluter Egoist und harter Gewaltmensch sein. Auf denselben Grundlagen ruht die Eisner'sche Darstellung von Egoismus und Altruismus.

„Alter = der andere ist hier = der „Nächste" im gröbsten Sinne gesetzt, und allerdings, wenn man den „Zarathustra" mit solchen Augen betrachtet, kann man ihn nicht verstehen. Für mich ist Altruismus = Unegoismus und in diesem Sinn ist der „Zarathustra" ein unerreichbares Lehrbuch des Altruismus: Liebet das kommende Geschlecht, opfert euch auf für die Entwicklung der Menschheit, geht freudig zu Grunde für „die Fernsten" ohne jeden Lohn für euch! Man vergleiche hiermit die Christen und das Heil ihrer eignen Seele: „Sie wollen noch bezahlt sein" spricht Zarathustra.

Ich formuliere hier in Parenthese zur Erklärung die beiden Nietzsche: Historische Ableitungsethik (Jenseits von Gut und Böse. — Genealogie der Moral) und reine Lehrethik (Zarathustra). Natürlich sind die Grenzen schwimmend, es giebt noch „Neben-Nietzsches" und alle zusammen sind in den anderen Büchern nachzuweisen. —

Das „Werdet hart", „Werdet weich", wird absolut (beinahe als Abhärtung!) und mit den Augen des geschlossenen Systems betrachtet; es kommt also neben den grausamen Egoisten zu stehen. Wer soll denn hart werden? Die Vornehmen natürlich! Aber wo sind sie denn heute, diese Vornehmen, in dem einzig noch vorhandenen Stand der Relativ-Besitzenden? Ich — beziehe dieses „Werdet hart" in seiner weitesten psychischsten Bedeutung auf den Uebermenschen, aber Eisner dekretiert ohne langes Überlegen von seinem sozialistischen Standpunkt: Die Reichen sind bei Nietzsche die Vornehmen und sie sind es, die hart werden sollen! Nun käme doch nach dieser vollständig willkürlichen Auslegung noch alles darauf an, gegen wen diese Vornehmen hart sein sollen, und Eisner fährt fort: Natürlich gegen das Gesindel, gegen die Armen, gegen die Arbeiter. Hier löst sich die ganze Logik in Wohlgefallen auf, sobald Eisner konsequent ist: Die Reichen-Vornehmen-Egoisten-Individualisten-Uebermenschen müssen doch nach dem „System" überhaupt hart, an sich hart sein, also auch gegen die anderen Vornehmen, — aber wer hat denn dann recht? Das wäre für Eisner das allerbeste, dann käme einfach die nette Geschichte von den Löwen, die sich „aufgezohren" und die Arbeiter blieben übrig. Das kommt von dem „System". Noch zum Überfluß einen praktischen Fall zur Beleuchtung von Nietzsches Auffassung: Ein Kommerzienrat aus der Frankfurter Liebigstraße oder Zeil wäre für Zarathustra unter allen Umständen „Gesindel", während er nicht anstehen würde, einen Lokomotivführer für vornehm zu erklären, sobald er ihn einen Tag bei seinem Beruf ruhig beobachtet hätte; denn der erstere ist Sklave seines Geldes, der letztere Herr — seiner selbst. — Im Übrigen hätte Eisner hier zum mindesten im Zarathustra selbst noch eine Zweiteilung erkennen müssen: Kritik an der Gegenwart und darauf

aufgebaut Vorschrift für die Zukunft, wofern man nicht einen dritten, rein gedanken-lyrischen Teil ausscheiden will.

Wir kommen zum Mitleid. Absolutistisch ist Nietzsche natürlich auch hier dargestellt, zugleich aber äußerst kurzsichtig: Der arme Philosoph hat sein Gebäude in diesem Punkt in die Luft gestellt, er hat gegen etwas gekämpft, was nach Eisners richtiger Ansicht gar nicht da ist! Sachte, ganz so kurzsichtig ist der „irre Geisteskönig" doch nicht. Kämpft er gegen das Mitleid, gegen die Askese, gegen die himmlischen Dinge, die alle nicht da sind, — oder kämpft er gegen die Heuchelei mit ihnen? Allerdings, das letztere thut er, er bekämpft das Mitleid als Lüge und feige Hinterthüre der Priester, als Schild, den sie immer wieder vorstrecken, wenn man ihnen auf das hohle Haupt schlagen will. Soll ich den Kampf Eisners hier noch näher beleuchten? Er hat an Stelle eines Beweises für sein „Werdet weich", d. h. einer Reihe von Beweisen, dasselbe gethan, was er vorher Kant vorgeworfen hat: die „praktische Vernunft" zur Anwendung gebracht und einen unnachahmlich schönen Gefühlserguß auf das Weihnachtsfest konzentriert, der sicher, ganz sicher enorm wirkt, aber leider mit einem Beweise gar nichts gemein hat. Analog dem sonderbar weichen Ausruf: „O, du thörichter Nietzsche!" sage ich hier: „O, Sie gefühlvoller Herr Eisner!" Ein einziger Punkt, — um noch einen Augenblick beim Mitleid zu verweilen — könnte schon den Streit entscheiden: Nietzsche und Eisner sagen beide: 2000 Jahre hat man den Menschen umsonst das Mitleid gelehrt. Nietzsche schließt nun: Also ist das Experiment mißglückt und wir experimentieren mit der Umkehrung weiter, während sein Gegner sagt: Folglich müssen wir noch 2000 Jahre länger warten. Mit was hat er nun bewiesen, daß er zu seiner Forderung mehr Recht hat, wie Nietzsche zu der entgegengesetzten?? Mit nichts! — aber ich vergesse, daß Eisner Absolutist ist! —

Noch einige formale Punkte. Wenn man, wie der Verfasser der „Psychopathia spiritualis" es thut, gegen Nietzsche den Hauptvorwurf erhebt, daß er nicht beweist, so ist man moralisch gezwungen, selbst viel und genau zu beweisen. Aber das thut Eisner nicht. Seine Beweise sind nie bis zum Ende durchgeführt und man läßt es sich gern gefallen, wenn er in seinem Aufsatz immer und immer wieder für Beweise Bilder und Vergleiche bringt; man wird von dem Buche überhaupt bestochen, — es wird zweifellos viel dazu thun, Nietzsche kritiklos aber gefühlvoll abzuurteilen. Aber warum diese Bilder? Traut sich Eisner nicht selbst? Braucht er eine Stütze, eine Art Selbsttäuschung? — Eine zweite taktische Unklugheit ist es, daß er Nietzsche Witze und Witzeleien vorwirft und selbst keine Gelegenheit versäumt, Witze als logische Kampfmittel zu gebrauchen.

Hier ſinkt er manchmal geradezu auf das ärmliche Niveau Dr. Hermann Türks herunter. Die Witze ſind nicht eine Stärke, ſie ſind eine Schwäche Eisners. Zum dritten, Herr Eisner, es iſt nicht ſchön von Ihnen, daß Sie ganz wie der ſelige Rechtsanwalt Cicero es liebte, Nietzſche erſt loben, um ihn dann um ſo rückſichtsloſer „abthun“ zu können. —

Was mir — trotz alledem — die „Psychopathia spiritualis“ zu einem Lieblingsbuch macht, iſt die Fülle der vorzüglichſten und immer treffenden Bemerkungen zur heutigen Geſellſchaftspſychologie. Wie er von der „latenten Schwangerſchaft der Dirne“, von Nietzſches gänzlich falſcher Auffaſſung des Sozialismus, vom Kampf ums Daſein u. ſ. w. ſpricht, was er von Erziehung, Milieu, Preſſe, Raſſomanie bemerkt — alles iſt faſt unanfechtbar, und wie das ganze Buch, brillant geſchrieben. —

Deutſcher Schriftſteller und amerikaniſcher Flibuſtier.*)

Von Karl Freiherr Du Prel.

(München.)

An die

Germania Publishing Company. 182—184 Fulton Street. New-York. City.
U. S. Amerika.

München, 16. 10. 1891. Sehr geehrter Herr! Durch Vermittlung der „Allgemeinen Zeitung“ in München iſt mir eine Nummer Ihres „Belletriſtiſchen Journals“ zugekommen, woraus ich erſehe, daß darin mein Roman „Das Kreuz am Ferner“ (Stuttgart, Cotta 1891) Aufnahme gefunden hat. Nun bin ich Ihnen für dieſe Ehre allerdings ſehr verbunden, aber Sie werden es begreiflich finden, daß ich, in euro-

*) Im Intereſſe der deutſchen Schriftſteller werden die Tageszeitungen um freundlichen Nachdruck erſucht. Der zwiſchen dem Deutſchen Reiche und den Vereinigten Staaten verhandelte Vertrag zum Schutze des geiſtigen Eigentums iſt dermaßen bureaukratiſch verſchnörkelt, daß er in dieſer Geſtalt für uns Deutſche nahezu zwecklos iſt. Die Schutzfrage darf darum nicht von der Tagesordnung abgeſetzt werden, ſo lange ſie nicht eine auf der Höhe wahrhaft erleuchteter und energiſcher Geſetzgebung ſtehende Löſung gefunden hat. In dieſem Sinne bietet der Fall Du Prel ſehr ſchätzbares Material. Die Schriftleitung.

päischen Anschauungen aufgewachsen, diesen Nachdruck nach europäischen Begriffen beurteile. Nach den bei uns herrschenden Begriffen nun ist ein solcher Nachdruck in hohem Grade befremdend. Wir haben uns längst in die Anschauung hineingelebt, daß zwischen geistigem und materiellem Eigentum nicht der mindeste Unterschied besteht, und in der That ist geistiges Eigentum bei uns so sehr geschätzt, daß kein Feuilleton von mir nachgedruckt werden kann, ohne daß der betreffende Redakteur sich vorher mit mir über die Bedingungen verständigt, unter welchen ich es gestatte. Dieselben Anschauungen herrschen auch im übrigen Europa, und mit Recht; denn durch keinerlei Kasuistik vermöchte irgend jemand den Satz zu widerlegen, daß das Produkt meiner Nerven in demselben Maße als mein Eigentum zu betrachten sei, wie irgend ein materielles Produkt meiner Muskeln.

Nun weiß ich es allerdings, daß Amerika der internationalen litterarischen Konvention noch nicht beigetreten ist, daß Sie also mein Buch nachdrucken können, ohne einen Vertrag zu verletzen. Ich weiß es aber auch, daß nicht nur in Europa, sondern in der zivilisierten Welt überhaupt, unser gegenseitiges Verhalten nicht ausschließlich durch den Gesetzeskodex bestimmt wird, sondern daß dieser noch ergänzt ist durch Gebräuche, die zwar ihren gesetzlichen Ausdruck noch nicht gefunden haben, aber dennoch allgemeiner Anerkennung sich erfreuen, weil sie eben unserem moralischen Bewußtsein entsprechen. Ich würde in der That Amerika beleidigen durch die Annahme, daß der Mangel eines Vertrages auf der Mangelhaftigkeit des amerikanischen Rechtsgefühls beruhe, und ebenso würde ich Sie beleidigen durch die Voraussetzung, Sie könnten den zufälligen Umstand, daß das deutsche Reich seine einheimischen Schriftsteller gegen das Ausland nicht schützt, zum Nachteil eines deutschen Autors ausnützen wollen.

Es sind zwischen Amerika und Deutschland Verhandlungen im Gange; ich kann daher nicht glauben, daß Sie vor Abschluß derselben noch geschwinde eine Handlung begehen wollten, die vielleicht schon in kurzer Zeit als verboten bezeichnet werden wird. Ich setze vielmehr voraus, daß Sie vorweg erwarteten, ich würde mein Eigentumsrecht, wenn mir an demselben gelegen sein sollte, schon geltend machen, und daß Sie vorweg entschlossen waren, alsdann es anzuerkennen. Dies ist der Grund, warum ich mich an Sie persönlich wende, statt — wie es mir geraten wurde — diesen Brief als „Offenes Schreiben" in deutschen und amerikanischen Blättern abdrucken zu lassen.

Ich ersuche Sie demnach, sich bezüglich des Nachdruckes meines Romans mit mir ins Einvernehmen zu setzen. Ich bin mir, wie gesagt, bewußt, dieses Ersuchen durch keinen Vertragsparagraphen begründen zu können, wohl aber — und das genügt Ihnen gegenüber — durch die einfache Annahme, daß Sie als Gentleman freiwillige Moralität höher stellen, als äußerlich erzwungene Legalität.

Mit der Bitte, mir Ihre Antwort baldmöglichst zukommen lassen zu wollen, und mit dem Ausdruck vollkommener Hochachtung bin ich

Ihr

ergebenster

Dr. Karl du Prel.

München, 11. 3. 1892. Mein Herr! Sie haben mein Schreiben vom 10. Okt. 1891, worin ich Sie ersuchte, sich mit mir bezüglich des Nachdruckes meines Romans „Das Kreuz am Ferner" ins Einvernehmen zu setzen, unbeantwortet gelassen. Durch die Post bin ich aber heute in Kenntnis gesetzt worden, daß erwähnter Brief Ihnen am 28. Oktober richtig zugestellt wurde. Ihr Schweigen war demnach ein absichtliches,

das heißt ich habe mich in meiner Voraussetzung, Sie seien ein Gentleman, geirrt; Sie stellen sich vielmehr mit vollem Bewußtsein auf den Standpunkt des litterarischen Diebstahls und verbleiben mit voller Absicht auf demselben.

Ich weiß nicht, wie man solche Leute in Amerika nennt; bei uns nennt man sie Gauner. Mit dem einem solchen gebührenden Grade von Achtung bin ich

Dr. Karl du Prel.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Dieser Sommer bringt uns wieder eine große Internationale im Glaspalast. Die Künstlergenossenschaft betreibt die Zurüstung mit Eifer und Geschick, aber nicht mit den vereinten Kräften wie früher. Es gährt gewaltig in ihrem Schoße. Die Alten und die Jungen wollen sich nimmer vertragen. Man hört von beabsichtigter Scheidung und Gruppenbildung und getrennten Ausstellungen. Vielleicht ist die Sache in Wirklichkeit, wenn's einmal zum Treffen kommt, nicht so schlimm. München wäre auch nicht Paris, um mehrere Ausstellungen zugleich zu vertragen. Es muß ein Ausgleich versucht werden, der allen Teilen gerecht wird, den Nationalisten wie den Internationalisten. International muß die Ausstellung im besten Sinne sein, d. h. sie muß eine möglichst vollständige Überschau der bedeutendsten neuen Werke aller Kunstvölker bieten, aber die deutsche und insonderheit die Münchener Kunst muß den starken Mittelpunkt bilden und in allen Stücken die Vorhand haben, soweit sich's um Gleichwertigkeit der Leistungen handelt. Den auswärtigen Künstlern günstigere Bedingungen zu stellen, als den einheimischen, ist sinntos und unwürdig. München, nach Paris der größte Kunstmarkt des Kontinents, wird von den fremden Künstlern immer gern beschickt werden, ohne daß sich die Ausstellungsjury vor ihnen auf den Bauch zu legen braucht. Und daß im künstlerischen Schaffen das heimatliche Moment eine bestimmende Rolle spielen muß, kann man an den größten Künstlern aller Zeiten und Länder beobachten. Die Eigenart, die wir an den Fremden ehren und bewundern, kann auch den Einheimischen nicht nachdrücklich genug als Verdienst gedeutet werden. Das ist Weisheit von der Gasse, und es ist traurig, daß sie immer wieder gepredigt werden muß, so oft sich unsere Künstler mit den ausländischen Schaffensgenossen einlassen. Die Lehre von der Bedeutung des Nationalen, des Ur- und Eigenwüchsigen in allem Geistes- und Phantasieleben ist so elementar, daß sie uns längst in Fleisch und Blut übergegangen sein sollte.

Wie wenig dies leider noch der Fall, zeigt der neueste Sieg des ödesten Akademismus im jüngst enthüllten bayerischen Armeedenkmal in der Feldherrnhalle. In dieser Halle standen seither nur zwei Denkmäler: die Erzstatuen von Tilly und Wrede, keine bedeutenden Kunstwerke, aber wertvoll durch den gewissenhaften Naturalismus, mit welchem die beiden Helden wenigstens im Charakter und in der Tracht ihrer Zeit dargestellt sind. Bei dem neuen Armeedenkmal keine Spur davon. Nichts als opernhafte Allegorie- und Symbolmacherei. Statt uns den richtigen bayerischen

Soldaten der sechziger und siebziger Jahre zu zeigen, wie er leibte und lebte, in einem schönen, der Verewigung würdigen Typus, stellt man uns drei konventionelle Figuren aus dem Modellierſaal der Akademie hin: den nackten Krieger mit römiſchem Helm, in der einen (rechten!) Hand den Schild, in der andern Hand die (moderne!) Fahne: das griechiſch gewandete Weib, in der einen Hand den Palmwedel, in der andern den Kranz; den Löwen in einer der üblichen Allegorie-Attitüden. Angeblicher Sinn: der Krieg, welcher den Frieden erkämpft und ſchützt. Man ſieht das Ding an wie irgend ein Dekorationsſtück, das eine leere Ecke ausfüllt, und geht vorüber, kühl bis ans Herz. Und das ſoll vaterländiſche Kunſt ſein und Zweck eines bayeriſchen Armeedenkmals? Die künftigen Geſchlechter müſſen bei dieſem Anblick ſich kurioſe Vorſtellungen von unſerem vielgeprieſenen Kunſt- und Vaterlandsgefühl machen, von anderem gar nicht zu reden.

Leider erwies ſich auch die neueſte vaterländiſche Oper des Dichterkomponiſten W. Kienzl „Heilmar der Narr“, zum erſtenmal auf der Münchener Hofbühne aufgeführt, als nicht viel Beſonderes. Diesmal nicht aus mangelndem nationalen Sinn und Geſchmack, ſondern aus Mangel an Kraft und Originalität. Kienzl iſt ein Wagnerianer im Kapellmeiſterſtil, ohne dabei vergeſſen zu können, daß Marſchner, Schumann und Andere hübſche, ſtimmungsvolle Sachen geſchrieben haben, die der Auffriſchung wert ſind. Und ſo läßt er die ganze romantiſche Opernlitteratur von Marſchner bis Wagner an ſich und leider auch an uns vorüberziehen. Was wir von Kienzls Eigenem zu hören bekommen, iſt zu ungenügend, um für ſeinen „Heilmar“ die Bedeutung eines intereſſanten modernen Kunſtwerkes beanſpruchen zu können. Denn daß etwas techniſch gut gemacht iſt, was der Ehre einer Aufführung an der Münchener Hofbühne gewürdigt wird, iſt ganz ſelbſtverſtändlich, fordert aber in Zeiten geläuterten Geſchmacks zu keinem beſonderen Lob heraus. Weniger vollendet vorgetragen, als dies in München der Fall iſt, dürfte das Kienzl'ſche Werk anderwärts kaum der freundlichen Aufnahme begegnen, die es hier gefunden.

Das Königliche Hof- und Nationaltheater, das ſeiner Zeit mit dem prunkvollen Ausſtattungsdrama „Urvaſi“ ſo großen Erfolg erzielte, hat uns am 6. April mit dem nicht weniger üppig in Szene geſetzten Schauſpiel „Vaſantaſena“ wieder einmal nach Indien geführt. Herr Emil Pohl, der bekannte Schwankdichter („Die blaue Grotte“, „Schulreiterin“, „Goldonkel“, „Jongleur“ und ein halbes Dutzend ähnlicher Arbeiten verkündigen ſeinen Ruhm!) wollte uns in ſeinem 68. Lebensjahre einmal ernſthaft kommen, indem er mit freier Benutzung einer umfangreichen Dichtung des einige tauſend Jahre alten indiſchen Königs Sudraka (oder Çudraka, Näheres darüber iſt u. a. bei Klein, Geſchichte des Dramas, nachzuleſen) das fünfaktige Drama „Vaſantaſena“ ſchuf. Der Titel iſt der Name einer Bajadere, die in der üblichen romantiſchen Weiſe durch Glück und Unglück in der Liebe zu einem edleren Daſein emporſteigt, aus einer Hetäre ſich zu einer ſittigen Ehefrau verwandelt — und zwar ziemlich ſchleunig, in ihren ſchönſten Jahren. Sie wird von einem gewiſſen Karudatta, einem wunderbaren Tugendſpiegel aus der Kaſte der Brahmanen, und einem unglaublichen Ausbund von Laſter und Verruchtheit, einem gewiſſen Samſthanaka, dem allmächtigen Schwager des regierenden Königs Palaka, in ſehr unterſchiedlicher Weiſe geliebt, von dem unbefriedigt gebliebenen Scheuſal im vierten Akte ſogar faſt zu Tode gedroſſelt, lebt aber wieder auf, um im fünften Akte den unſchuldig zum Strang verurteilten Geliebten zu retten und als Deus ex machina alles zum beſten zu lenken. Um zu der romantiſchen Liebe auch ein bischen romantiſche Politik und Palaſtrevolution zu fügen, wird noch ein junger Hirte Ariaka aus königlichem Geblüte in die Geſchichte verwickelt und zum Schluſſe mit

dem Schwerte in der Fauſt zum Herrſcher erhoben. Neben dieſen vier Hauptfiguren beleben noch 25 bis 26 mehr oder weniger wichtige Perſonen nebſt zahlreichem Volk, Kriegern, Sklaven und Sklavinnen den Schauplatz. Sowohl die pathetiſchen Ereigniſſe wie die namentlich im 1. und 2. Akte zahlreichen humoriſtiſchen Vorgänge fanden lebhafteſten Beifall, ſo daß der anweſende Herr Pohl wiederholt vor der Rampe erſcheinen konnte. Geſpielt wurde ſehr tüchtig, wenn auch nicht überzeugend indiſch in Sprache, Tonfall, Geberde, Geſte und Gang. Die Ausſtattung war blendend ſchön. Alles in allem ein Triumph geſchickteſter theatraliſcher Mache. Indien kann ſich geſchmeichelt fühlen. Es muß, nach dieſer „Vaſantaſena“ zu ſchließen, bereits vor 1—2000 Jahren ein unglaublich entwickeltes Kulturland geweſen ſein. Die Pohl'ſche Hetäre hat nämlich ſchon die feinſte ſpätchriſtliche, ja ſpezifiſch proteſtantiſche Gewiſſenhaftigkeit im Leibe und ihre Geſpräche ſind geſchmückt mit Ausſprüchen unſerer beſten abendländiſchen Moral. Die indiſche Halbweltdame muß eine wunderbar exotiſche Erziehung in der Ethik genoſſen haben; ſie iſt ſo ſattefeſt in der Moral wie irgend eine hochgebildete moderne deutſche Frau. Allen Reſpekt! —

Sehr bedeutende neuere Werke hat in dieſem Winter die muſikaliſche Akademie in ihren berühmten Abonnementskonzerten auf dem Programme gehabt. Von den jungen Symphonikern, die auf den Vorteil einer ſolchen Vermittelung an das Publikum nicht genug Wert legen können, hat ſich namentlich Friedrich Sander mit ſeinem großen Tongemälde „Heroide“ als ein glänzendes Talent geoffenbart. Eine ungewöhnlich reiche Phantaſie verbindet ſich bei ihm mit Tiefe der Empfindung und hohem Ernſt des Strebens. Mit einer geradezu genialen Energie wandelt er die Bahn des Dreigeſtirns Berlioz-Wagner-Liszt, ohne in ſchülerhaft-ſklaviſche Nachahmung zu verfallen oder eine Anlehnung zu verſuchen, die ſeine ſchöpferiſche Selbſtändigkeit gefährdete.

Neben den Akademie-Konzerten haben beſonders die ſogenannten „Kaim-Konzerte“ im k. Odeon einen Erfolg an den andern zu reihen verſtanden und die Kunſtſtadt mit einer wichtigen muſikaliſchen Inſtitution bereichert. Doktor Kaim, Vertreter der großen Stuttgarter Klavierfirma, hat nämlich Konzertſerien ins Leben gerufen, die als vornehmſten Zweck die Vorführung neuer, in München noch unbekannter Künſtler und Kunſtwerke verfolgen. Die erſte Serie hatte geradezu glänzende Programme aufzuweiſen. Unter dem vielen Guten und Beſten, das wir hier zum erſtenmale genießen durften, ragt die Erſcheinung einer jugendlichen Violinvirtuoſin hervor, die in der Muſikwelt zu einer erſten Stellung berufen ſein dürfte: Frida Scotta, eine vollendete Künſtlernatur voll Temperament, Geiſt und Empfindung.

Auch der Münchener Kunſtverein, der jährlich über hunderttauſend Mark zu Ankäufen verwenden kann, hat im verfloſſenen Winter einen großartigen Aufſchwung genommen. Die Kollektiv-Ausſtellungen hervorragender jüngerer Maler wie Wilhelm Trübner, Franz Stuck u. a. waren von größtem Reiz, womit nicht geſagt ſein ſoll, daß wir zu jeder Trübner'ſchen Pinſellaune begeiſtert Ja und Amen ſagen. Wenigſtens vermindert uns ſeine Malweiſe auch nicht um einen Grad die Bewunderung, die wir der ganz entgegengeſetzten Technik des geiſtvoll anmutigen und empfindungsvoll-tiefſinnigen Albert Keller zollen, abgeſehen von dem hinreißenden Zauber, über den Keller gebietet, wenn er uns myſtiſche Seelenzuſtände entſchleiert, oder in mythologiſchen Szenen eine Welt voll Geiſt und Schönheit vor unſeren Blicken enthüllt. —

Berliner Theater.

Von Hugo Grothe.

(Berlin.)

Adalbert von Hanstein „Die Königsbrüder", Paul Heyse „Wahrheit?" Conrad Alberti „Ein Vorurteil", Max Halbe „Eisgang".

Verschiedentlicher hinsichtlich des Stils, des Inhalts und der Tendenz wie die vorliegenden Werke lassen sich dramatische Produktionen kaum denken.

Wir haben ein hochgestieseltes Ritterdrama, ein wenig mit klassischem Öl geschmiert, aber jugendlich warm und vollblütig, ein bürgerliches Schauspiel von braver Hausbackenheit, kurzatmigem Temperament und biederer Alltagsphilosophie, ein gewandt aufgebautes Gesellschaftsstück, in dem französische pikante Pointierung und Ibsensche nackte Sezierungskunst sich die Hände reichen, sowie eine soziale Tragödie, etwas grob gefügt, mit scheinbar bewußter Pose der Dekadenz, tief ernst, ja beinahe zu schwermütig, von feiner psychologischer Stimmungsfärbung. In diesen vier Schöpfungen zeigen sich alle Phasen, die das Drama in diesem Jahrhundert durchmachte, spiegeln sich die Entwicklungen, welche die Dichtung auf der Bühne durchlebte, in ihnen produzieren sich die alten und die neuen Ideen.

Und jedes Werk will dem Publikum an die Nerven greifen, seine Empfindungen schüren, seine Seele packen, jedes Genre preist seine Art als die allein seligmachende.

Adalbert von Hanstein entpuppte sich als ein kleiner Wildenbruch. „Die Königsbrüder" geben eine unter Schwertlärm und Heldenmeierei inszenierte Staatsaktion, die im wortsaftigen Jambenstrom dahinplätschert. Sie behandeln die Wirren nach dem Tode Heinrich des Voglers, die Kämpfe seiner um die Krone rivalisierenden Söhne Heinrich und Otto.

„Die Königsbrüder" sind ein Jugenddrama Hansteins. Die ungelenken Glieder des Anfängers drängen sich oftmals hervor. Die weltgeschichtlichen Vorgänge sind mit harmloser Naivetät nach Bedürfnis eingerenkt, die Motive mit wenig Innerlichkeit beseuchtet, die einzelnen Figuren, namentlich die Frauenspersonen so unklar und schattenhaft wie nur möglich. Feinere seelische Schattierung lassen die letzten Akte insbesondere vermissen. Desto mehr sind sie von Handlung vollgepfropft und wirken opernmäßig.

Und doch birgt das Stück vieles Anmutende, das stellenweis rein und natürlich aufflackernde Feuer der Sprache, das Siegfriedhafte in der Gestalt des jungen Heinrich stimmen ungemein sympathisch. Die Gegenüberstellung des gefügigen Feuerknaben Heinrich und des kaltäugigen Politikers Otto ist schön und lebendig gedacht, nur nicht tief genug charakterisiert.

Die Szenenführung beherrscht Hanstein mit neuneuswertem Geschick. Den lauten Erfolg des Dramas hat er dieser Kunst zu verdanken. Hoffentlich schenkt uns Hanstein bald ein reiferes Werk. Von dem Dichter der „Menschenlieder" und des Cyklus „Von Kains Geschlecht" könnte man solches erwarten.

Die Darstellung der „Königsbrüder" im Berliner Theater war dem Charakter des Stückes vortrefflich angepaßt. Den König Otto spielte Ludwig Barnay.

Bei Paul Heyses „Wahrheit?" gehört das Fragezeichen nach dem Titel hinter das ganze Schauspiel. Hätte Heyse nicht die fatale Idee gehabt, mit dem Werke tendenziös wirken zu wollen, so möchte man seine fünfundzwanzigste dramatische Dichtung mit

Seelenruhe als eine Theaterware hinnehmen, ohne die unsere Bühnen ja nicht existieren können. Von lauter Tragödien à la Gerhard Hauptmann würden die Hörer bald dicke Köpfe bekommen!

Losgelöst von allen Prinzipstreitigkeiten und von allen mokanten Ausfällen, die gegen die modernen Apostel, die „Wahrheitsflegel" von Stapel gelassen werden, kann „Wahrheit" als eine recht nette und gemütliche Familiengeschichte gelten. Die Fabel weist eine Reihe sinniger, lauschiger und humorvoller Momente auf, auch etwas Leidenschaft, freilich nicht zu viel, denn dann könnte dem Philister bange werden.

Heyse schildert in seinem Schauspiele die Herzensangst eines Backfischchens, das durch die übelangebrachte „Wahrheit" zu tausend Schrecken und Thränen gebracht wird. „Die Wahrheit ist wie starker Wein, Kindern und überreizten Personen gefährlich", dociert darum die alte Großmama Erhardt.

Was will Paul Heyse mit seinem Drama sagen? Die Wahrheit ist ein gefährliches Ding? Die Notlüge ist unter bestimmten Verhältnissen etwas Erlaubtes, ja manchmal etwas zwingend Notwendiges, gewissermaßen eine moralische Forderung? Das ist doch eine alte Geschichte, die nur ein Dummkopf bestreiten wird.

Besteht denn aber die ganze Welt aus „Kindern" und „überreizten Personen"? Muß denn aber die gesamte Menschheit mit der Notlüge oder mit zarter seichter Wahrheit gepäppelt werden, wenn einzelne schwache Naturen sich an der ächten starkgepfefferten Wahrheit den Magen verderben?"

Wenn die alte Mama Erhardt nun noch über Litteratur und Kunst schwatzt und Hydes „Heilige Nacht" mit den Worten kritisiert: „man zeigte mir ein Bild, auf dem saß eine häßliche schmutzige Frauensperson neben einem alten Mann, der wie ein Hausknecht aussah und sie hatten ein Wickelkind in ein paar karrirte Lappen gewickelt" u. s. w., so ist das einfach kindisch. Von ihrem Standpunkt aus kann eine Großmutter über Malerei denken was sie will. Sobald sie mir aber ihre Ansichten als die beherzigungswerten vordeklamiert, werde ich sie einfach auslachen.

Die gleiche Sensation wie „die Wahrheit?" im Lessingtheater machte Conrad Alberti's „Ein Vorurteil" bei der Matinée im Residenztheater.

Einige Recensenten höhnten darüber, daß der Verfasser sein Werk von demselben Direktor Lautenburg aufführen ließ, den er s. Z. in lebhaften Artikeln in der „Gesellschaft" befehdete. Die persönliche Kritik ist freilich in jüngster Zeit recht Mode geworden. Die Herren Kritici, welche mit hämischem Behagen die oben erwähnte Thatsache zu selbstbewußten Witzen benutzten, werden kaum in eine gleiche Verlegenheit kommen wie Conrad Alberti!

„Ein Vorurteil" gestaltet einen Stoff, der schon unheimlich oft in der französischen wie in der deutschen Litteratur zum Vorwurf genommen wurde. Es ist wunderbar, daß das Parodietheater die Fabel „von der Ehefrau mit der geheimen Jugendsünde" noch nicht zum Ulkproblem auserkoren hat.

Alberti's Fassung des Motivs hebt sich bedeutend über die matten Produkte eines Lindau oder Blumenthal. Bei ihm finden wir keine weinerlichen Sentimentalitäten, sondern mannhafte und ernste Töne. Eine Anzahl mutiger und frischer Momente, einige Gesellschaftstypen, vornehmlich die des cynischen jungen Arztes, wurden beifällig aufgenommen.

Die Sprache des Stückes schleppte durchgängig und machte auch die Darsteller unsicher. Gerade ein realistischer Stil verlangt die feinste und schärfste Durchbildung.

Max Halbes „Eisgang" möchte ich neben „Vor Sonnenaufgang" und „Familie Selicke" stellen.

In der dichteriſchen Arbeit Halbes ſehe ich einen intereſſanten Verſuch, dem Drama die modernen Elemente des Milieus in ergänzender und vertiefender Weiſe zuzuführen. Die Perſonen werden mittelſt der Stimmungsatmoſphäre der Verhältniſſe in ihrer Individualität vom Dichter gedeutet. Nicht wie oft bei Ibſen iſt es eine bloße äußerliche leitmotivähnlich plötzlich angeſchlagene Tonfärbung, welche die Figuren charakteriſiert und ihre Handlungsinſtinkte begleitet, ſondern ein gleichmäßiger einheitlicher Hintergrund verſinnlicht die Entwicklung der Konflikte und der hereinbrechenden Kataſtrophe.

Auf der Weichſelniederung ſpielen die geſchilderten Vorgänge. Zwiſchen ihren Bewohnern und den feuchten ſchwermütigen Nebeln, welche ſich über dem Stromland ſammeln und dann niederſinken, herrſcht eine Art ſeeliſcher Verknüpfung. Etwas Scheues, Irriges und Mürriſches prägt ſich in den Herren und Knechten jener Gegend, den Gutsbeſitzern und deren Lohnſklaven aus und führt die Exploſion der Kämpfe herbei, ſobald der Egoismus der beiden Klaſſen aneinanderprallt.

Noch iſt es Max Halbe freilich nicht gelungen, die Motive der Handlungen aus der Stimmung heraus zu entwickeln, nur die Perſönlichkeiten wurzeln im Milieu. Die bindenden Glieder in der Kette der Geſchehniſſe fehlen zuweilen. So entſteht eine Art Diorama. Die Sprache, welche die Bewegungen der Nerven zum Ausdruck bringen ſoll, wirkt in den wichtigeren tragiſchen Momenten zu ſehr als Phraſe.

Auf der „Freien Volksbühne“ kam in der Darſtellung Manches nicht zur Geltung, welches die Wirkung des Dramas noch gehoben hätte.

Für die kommende Theaterſaiſon wünſchen wir uns weniger Spreu und mehr fruchtbringenden Weizen.

Frankfurter Theater.

Von Ludwig Sturm.

(Frankfurt a. Main.)

Mascagnis neue Oper „Freund Fritz“.

Raffinierte, pikante Miſchung in der Inſtrumentierung, tropiſche, verſchwenderiſche Farbenglut — darin liegt die verblüffende Wirkung der Mascagniſchen Muſik. Sie faſciniert, umſchmeichelt, wie kaum eine — man denke nur an die ſanften, weichen Klagetöne der Intermezzos in der „Cavalleria rusticana“! — Dort geht die Wirkung nicht tief, die Seele bleibt wellenlos, windſtill. Rein äußerliche Wirkung, aufgebaut auf pikanten Mitteln!

Als ich zum erſten Male das „Intermezzo sinfonico“ hörte, war ich ganz außer mir vor Entzücken, das zweite Mal wurde die Begeiſterung ſchon kühler — eine nüchterne Kritik wagte ſich taſtend hervor — und ſchließlich, nachdem ich das Intermezzo ein halbes Dutzend Mal wenigſtens gehört, widerte die Muſik mich einfach an. Das Flitterwerk, die raffinierte Auswattierung war durch die Gewohnheit gefallen, winzig kleine Gedanken und Motive waren geblieben! —

Aber trotzdem ist mir Mascagni lieb und teuer. Die heiße Farbenglut, die immerhin gewaltige Leidenschaftlichkeit — die allerdings, wie gesagt, meistens am äußerlichen haften bleibt — diese in der Mascagnischen Musik schwül vibrierende Leidenschaftlichkeit gefällt mir, imponiert mir. Und ich will auch den Wert der „Cavalleria rusticana“ — vom Standpunkt des kritiklos Genießenden aus — nicht im mindesten bezweifeln. Nur ist es mir unmöglich, in Mascagni einen originellen, „neutönigen“ Schöpfer zu sehen, der nun eine neue Epoche in der Musik heraufführen soll. Nein, das ist er ganz und gar nicht! Ein talentvoller, hochbegabter Nachschaffer, — das laß ich gelten. Wäre er wirklich ein solches neuschöpferisches Genie — seine Cavalleria hätte keinen so rauschenden Siegeszug über fast alle europäischen Bühnen gefeiert und jene fast noch nie dagewesene Begeisterung entfacht, die nur in Paris und Brüssel etwas gedämpft wurde!

In dem Erstling Mascagnis war unläugbar Ursprünglichkeit der Empfindung. Davon ist bei seinem „lyrischen Lustspiel“ Freund Fritz, das mit so vielen Reklamen und Vorurteilen in die Welt hinausfuhr, wenig, fast gar nichts zu merken. Von einem Fortschritt kann keine Rede sein. Im Gegenteil! Alles weist auf eine rapide Abnahme des Talents hin — fast möchte ich sagen: auf eine Erschöpfung! Denn „Freund Fritz“ erlaubt schlimme Schlüsse auf Mascagnis zukünftige Produktion!

Von der glänzenden Instrumentierung in seinem Erstling haben sich wohl noch Bruchteile in „Freund Fritz“ hinübergerettet — so gleich in der Ouverture — und das nicht allein: ganze Motive aus der Cavalleria durchklingen — nur etwas umgefärbt „Freund Fritz“. Besonders viel wird man an das Intermezzo sinfonico erinnert. Mit alten Stücken mußte also „Freund Fritz“ ausmöbliert werden! Wie traurig! Nirgends Ansätze zum Aufstieg, nur Rückschläge zur Cavalleria und über diese hinaus. Mascagni hat sich auch kein Jota entwickelt in „Freund Fritz“! Es sind noch dieselben Leidenschaften, dieselben Farbenbrände, wie in der Cavalleria — nur nicht so intensiv wie dort — die Leidenschaften sind eben abgeschwächt, gesänftigt. Vielleicht liegt das am Libretto. Ich glaube kaum! Denn blutwenig hat sich Mascagni um das Libretto gekümmert. — Wenn auf der Bühne von den harmlosesten Sachen gesungen wird, brausen im Orchester Leidenschaftsstürme. Aus dem lyrischen Lustspiel ist ein lyrisches Drama gemacht. Das Libretto mit seinen spezifisch deutschen Motiven, mit seiner Gemütstiefe und Leidenschaftskälte verstand Mascagni nicht in seiner südlich-überschwenglichen Verve. Ueber den ernsten deutschen Eichen lacht glühende, südliche Sonne, brütet der tiefblaue italienische Himmel. Libretto und Musik stehen sich völlig fremd gegenüber, einen besonderen Teil für sich bildend. Diesen Zwiespalt hätte Mascagni einsehen müssen. Er bekundete doch in der Wahl seines ersten Librettos einen so glücklichen Scharfblick, warum fiel er da aber mit dem zweiten herein? Ich kann das Gefühl nicht los werden, daß ein zweites Werk geschaffen werden mußte, gleichviel, ob Stimmung da war oder nicht. Die Welt mußte überrascht werden und möglichst rasch.

Viel verheißend fängt „Freund Fritz“ an mit eigenartiger Melodie, liebenswürdiger Instrumentierung. Doch die Motive werden immer fader, die Gedanken trivialer, die Melodik unfreundlicher — es ist ein ewiges Abwärtsbewegen! Nur hie und da ein origineller Passus, ein farbensattes Intermezzo. Man merkt das Haschen nach Effekt in den minutenlangen Solis. Doch ich verzeihe diese verwerfliche Effekthascherei gern, verschuldet sie doch das beste Stück: Das Geigensolo des Zigeuners im 1. Akt. Dies ist das einzige, was mich voll befriedigt hat in seinen weichen, zarten Tönen. Das Duett unter dem Kirschbaum wäre gewiß der Glanzpunkt, doch gerade hier offenbart sich der oben bezeichnete Zwiespalt zu markant. Sonst ist alles Durch-

ſchnittsware, unoriginell, fad, oft ſogar langweilig. Der Schöpfer der Cavalleria iſt nirgends herauszufühlen.

Ich muß geſtehen, daß ich auf das nächſte Opus des Italieners ſehr geſpannt bin: es wird entſcheiden, ob Mascagni wirklich das Talent iſt, das ſeine Cavalleria ahnen läßt. Sein „Freund Fritz" iſt vielleicht nur eine kleine Windſtille, ein Nocheinmalatemholen vor dem großen Wurf. Vielleicht! Ich will es glauben. Aber dann gönne ich Mascagni einen recht tüchtigen Mißerfolg. An ihm ſoll er ſich aufrichten, neue Schöpferkraft gewinnen, die unter dem Triumph ſeines Erſtlings ſo ſehr gelitten. Ein Geſamturteil kann ich über Mascagni noch nicht bilden. Der Unterſchied zwiſchen beiden Schöpfungen iſt zu groß. Das Ergänzungsglied fehlt noch. Doch das will ich ſagen: ich bin für Mascagnis Zukunftsproduktion zu den peſſimiſtiſchſten Hoffnungen geneigt!

Die Frankfurter Bühne, die damals mit der Aufführung der Cavalleria hinter allen deutſchen Bühnen nachhinkte, war dieſesmal die erſte, die ſich die vielverheißende und reklamegeſpickte Schöpfung des Ausländers aneignete. Ich konnte der Première nicht beiwohnen — ich ſah mir erſt die zweite Aufführung an. Das ausverkaufte Haus war karg mit ſeinem Beifall, auf offener Szene ſtörte es mit ſeinem Beifall faſt nie. Die Mitwirkenden ſetzten alle ihre Kräfte an das Durchbringen des Stückes — nur halb gelang es. An den Beifall, den die Cavalleria gefunden, durfte man gar nicht denken, es wäre einem ſonſt ganz traurig zu Mute geworden!

Kritik.

Romane und Novellen.

In der bekanntlich beſten aller Welten, d. h. der heutigen mit ihrem privatkapitaliſtiſchen Induſtrialismus, ihrer anarchiſtiſchen Produktionsweiſe, ihrer freien Konkurrenz oder dem wirtſchaftlichen Kriege Aller gegen Alle, haben die großen Verlags-Aktiengeſellſchaften nur inſofern ein Intereſſe daran, gute Litteratur zu verbreiten, als ſie damit gute Dividende erzielen. Eine Verlags-Aktiengeſellſchaft iſt in allererſter Linie eine Erwerbsgenoſſenſchaft zur Ausbeutung der ſchriftſtelleriſchen Arbeit behufs Erreichung höchſtmöglichen Gewinnes für die Aktionäre. Der Schriftſteller iſt proletariſiert, d. h. er iſt Lieferant des Verlegers und wird nur in dem Maße beachtet und geſchätzt, als ſich aus ſeiner Arbeit kapitaliſtiſcher Nutzen herausſchlagen läßt. Der Manuſkript-Arbeiter kann alſo ſofort auf die Straße geworfen und brotlos gemacht werden, ſobald ſeine Arbeitslieferung dem Verlags-Unternehmer nicht den gewünſchten Nutzen abwirft. Es iſt nun ein gutes Zeichen für den Geſchmack des litteratur-konſumierenden Publikums, wenn ſich die Romanproduktion der großen Aktienverlagsfirmen auf einer anſtändigen Durchſchnittshöhe des litterariſchen Wertes der Romanfabrikate halten kann und wenn man unter den Lieferanten von Unterhaltungsſchriften-Material Namen von gutem ſchriftſtelleriſchen Klang begegnet. Ein Hauptſitz der Unterhaltungslitteratur-Großinduſtrie in Deutſchland iſt Stuttgart. Unter den drei bis vier Firmen, die daſelbſt in Betracht kommen — die Zahl wird

natürlich immer kleiner, da nach dem bekannten Entwickelungskampfgesetz die Großen die Kleinen auffressen — steht die Deutsche Verlagsanstalt unter der Leitung von Joseph Kürschner und Gustav Bühl in erster Reihe.

Von den neueren Romanproduktionen dieser Firma sind die folgenden litterarisch beachtenswert:

Max Lay, Stiller Grenzkrieg. 2 Bde., Preis 5 Mk. — Der Litteraturkalender verzeichnet diesen Roman, der frisch und kräftig die Geschichte der sich bekämpfenden deutschen und französischen Gefühle im Reichslande zum Vorwurfe nimmt, als des Verfassers erstes Werk. Lay, ein geborener Berliner, Vierziger, lebt in Illkirch bei Straßburg in Elsaß.

Marie Bernhard, Der Zeuge. 2 Bde., Preis 6 Mk. — Eine Ostpreußin aus der Stadt der reinen Vernunft, seit 11 Jahren in der Romanbranche thätig, zeigt sich die Verfasserin als eine kühl und gewandt berechnende Natur, die mit Geschmack die schönsten und spannendsten Sensationsgeschichten aufzubauen versteht. Immer noch sehr gesuchte Unterhaltungsware.

Johannes von Dewall, Der Spielprofessor. Mit 176 Illustrationen von G. Brandt. Preis 4 Mk. — Dritte Auflage des beliebten Romans. Verfasser war seiner Zeit einer der fleißigsten Manuskript-Lieferanten. Seit er sich aus dem Litteraturkalender in das bessere Jenseits zurückgezogen, werden die Neudrucke seiner gangbarsten Unterhaltungsbücher mit Bildern ausgestattet. Der Spielprofessor hat dem Zeichner eine Reihe dankbarer Motive zu Charakterköpfen und landschaftlichen Veduten aus Baden Baden geliefert, die mit Geschmack ausgenutzt erscheinen.

Alfons Daudet, Rosa und Riette. Preis 3 Mk. Um den Band zu füllen, wurden dem Romane, für den unsere pariser Reporter eine immense Reklame gemacht haben, die zur Leistung des französischen Schriftstellers in keinem Verhältnisse steht, noch einige Novelletten beigedruckt. Daudet bewegt sich zwar in absteigender Linie, wird aber von deutschen Kritikern immer noch als poetische Größe entdeckt und bewundert. Fritz Mauthner, Berliner Litteratur- und Theater-Nörgler von guter, stark semitisch-witzig gefärbter Begabung, erblickt in Daudet den pariser Heyse. Paul Heyse kann sich auf den Vergleich etwas einbilden. Der Name Daudet ist provençalisch und lautet auf deutsch Davidchen. In Rosa und Ninette spricht sich Daudet gegen die Ehescheidung aus, wenn Kinder vorhanden. Sein Fall beweist aber nichts. Man kann sich in einem anderen Fall ebensogut für die Scheidung aussprechen, gerade um der Kinder willen.

Rider Haggard, Beatrice. Preis 4 Mk. Ein Übersetzungsroman aus dem Englischen. Also reich an Verwickelungen und Paradoxen über die Liebe. Je absonderlicher, desto angenehmer für den deutschen Leser; Herzenskonflikte, in denen die Pflicht in erschütternd blödsinniger Weise siegt, wie hier, regen überdies seine konventionell moralischen Gefühle an und treiben ihm doch Thränen der Rührung über das Grausamliche des Schicksals in die frommen Augen. Ausgezeichnet! Gott erhalte uns und den englischen Fabuliertanten, den deutschen Philister und vermehre ihn wie Sand am Meere! Ohne ihn würden wir im Deutschen Reich unter Preußens Führung das Lachen verlernen.

Heinrich Sienkiewicz, Ohne Dogma. 2 Bde., Preis 8 Mk. Eine etwas zu lang und stellenweise langweilig geratene Geschichte in Tagebuchform. Trotz der schweren Probleme, die hier erörtert und ins Lebensereignis übersetzt werden, hat die Diktion gar nichts Nervöses, Überwältigendes. Ich bin über der Lektüre wiederholt eingeschlafen. Also etwas für Leute, die ein ungefährliches Schlafmittel wünschen. Sienkiewicz, der edle Pole, gefällt mir in seinen kleinen Erzählungen, Skizzen, Plaudereien, von denen die „Gesellschaft" vor Jahren einige Proben brachte,

Digitized by Google

viel beſſer. Das will aber nichts beſagen. Entſcheidend bleibt, ob mit dem überſetzten Polaken auf dem deutſchen Litteraturmarkt ein Geſchäft zu machen iſt. Vom Nutzen wird die Welt regiert, konſtatierte ſchon unſer deutſcher Nationalidealiſt Friedrich v. Schiller. M. G. Conrad.

Frau Euſenia v. Adlersfeld, geb. Gräfin Balleſtrem, ſcheint eine ſehr gefährliche Dame zu ſein. Nachdem ſie laut Litteraturkalender im Jahre 1854 in Ratibor das Licht der Welt erblickt und ſich der Gilde der Schreibbefliſſenen ſeit 1876 mit „Blättern im Winde“ eingeſchworen hat, ſteht ſie jetzt an Lebensalter und Dienſtzeit in Jahren, die ihr eine gewiſſe poetiſche Reſerve auferlegen ſollten. Aber nein! „Lanzen gefällt zur Attaque!“ kommandiert ſie auf ihrem neueſten dicken Novellenſammelband, der ausſchließlich loſe Soldatengeſchichten enthält, und einen Ulanen malt ſie auf das Titelblatt von äußerſter Schneidigkeit, und „Kukuksneſt“ nennt ſie die Garniſonsſtadt, worin die ſechs Geſchichten ſpielen. (Dresden, Verlag des „Univerſum“.) Alle Wetter, Frau Euſemia ſcheint eine ſehr, aber ſehr gefährliche Dame zu ſein und die Moral in der Litteratur heftig zu bedrohen! Kukuksneſter, Kukukseier — man bedenke nur! Allein, Gott ſei Dank, es ſcheint nur ſo, und unſere Sittenpolizei hat keine Veranlaſſung, ſich in ihren heiligſten Gefühlen durch die gräfliche Schriftſtellerin und Lanzenreiterin gekränkt zu fürchten. Die Garniſon von Kukuksneſt — kein Engel iſt ſo rein. Und der Vortrag der Ereigniſſe — kein Familienblatt iſt dezenter und backfiſchblütiger. Das Buch mit dem aufregenden Titel enthält harmloſeſte Novelliſtik. M. G. C.

Frau Dornröschen. Ein Wiener Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. 3. Auflage. Dresden und Leipzig, 1892, E. Pierſons Verlag. Preis 3 Mk.

Urſprünglich ein Drama, das ſich vergebens das Heimatrecht auf der Bühne zu erwerben ſuchte, verwandelte ſich „Frau Dornröschen“ in einen Roman, den „aus ſittlichen Gründen“ die Redaktion der „Gartenlaube“ zurückwies, worauf er in der „Deutſchen Romanzeitung“ ſich dem Leſepublikum präſentierte. Dieſer Roman behandelt das Problem der friedlichen Scheidung einer Ehe zwiſchen äußerlich harmonierenden, aber ſeeliſch zu ſehr divergierenden Charakteren. Es iſt Gepflogenheit vieler die Ehetrennung behandelnder Autoren, die eine Perſon als engelrein, die andere als hölliſch boshaft darzuſtellen, und ſich dadurch die Aufgabe bedeutend zu erleichtern, da ja in ſolchen Fällen die Notwendigkeit der Ehetrennung ſelbſt dem blödeſten Auge erſichtlich wird. Müller-Guttenbrunn hat es mit Recht verſchmäht, dieſen Weg einzuſchlagen. Dagegen läßt er — wie mir ſcheint aus zu peinlicher Rückſichtnahme auf die herrſchenden Moralbegriffe — die Entwickelung nicht naturgemäß verlaufen, ſondern ſpitzt den Konflikt in eine mediziniſche Angelegenheit zu, bei welcher der Arzt gewiſſermaßen eine moraliſche Pferdekur anwenden läßt, um darzulegen, daß bei der Frau weder die Liebe zum Dritten erſtickt, noch die Liebe zum Gatten geweckt werden kann und ſomit die Eheſcheidung zur zwingenden Notwendigkeit wird. Dabei wird eine Komödie aufgeführt, die im Ernſtfalle einen höchſt tragiſchen Ausgang nehmen könnte. Zu allem Überfluſſe erklärt der Verfaſſer in der Vorrede, daß er „aus der religiös indifferenten katholiſchen Geſellſchaft des Stückes Proteſtanten“ gemacht habe, damit „die kirchliche Frage, ob die Geſchiedenen ſich wieder verheiraten dürfen“, dem Zuſchauer keinen Kummer bereiten ſollte. — Daß wie im vorliegenden Romane eine Mutter, welche ohne Rückſichtnahme auf ihr Kind auf einem Balle durch raſendes Tanzen ſich töten will, aus Übermaß an Mutterliebe nach der Scheidung lieber auf den Beſitz des Geliebten, als auf ihr Kind verzichtet, klingt ſehr unwahrſcheinlich. Meines Erachtens hat der edle Tſcher-

nyschewski in seinem Romane: Que faire? das gleiche Thema auf bessere Weise zu behandeln gewußt. Immerhin ist „Frau Dornröschen" eine sehr anerkennenswerte Leistung. J. G. St.

„Ausgewiesen" und andere Novellen von Eduard Engel. Dresden und Wien, Verlag des „Universum". (Alfred Hauschild.)

Die Novelle „Ausgewiesen" darf wohl mit Fug und Recht als ein Meisterwerk bezeichnet werden. Die Behandlung des Stoffes erinnert lebhaft an Heinrich Sienkiewicz. Die hilflose Lage eines alten zur Austoeisung aus Preußen verurteilten Tagelöhnerehepaares in einem Dorfe an der Weichsel, die Seelenqual der bedrängten Alten, die kindlich naiven Versuche, das drohende Unheil abzuwenden, das niederträchtige Verhalten des Pastors wie des Schulzen — all dieses ist mit realistischer Treue geschildert. Weniger wertvoll erscheinen die anderen zwei Novellen, wenngleich auch sie erkennen lassen, daß der Autor ein fesselnder Erzähler und feiner Schilderer ist. J. G. St.

„Um ein Darlehn." Eine soziale Erzählung aus der Gegenwart von Georg Keben. Zürich, 1892, J. Schabelitz.

Ich kann nicht sagen, daß ich das Buch gerade mit Befriedigung aus der Hand gelegt hätte. Einmal steht im Mittelpunkt der Erzählung ein „Held", der noch ein paar Etagen tiefer wohnt als Dostojewskis Raskolnikow, ein Mensch, für den man nicht einen Funken des Mitgefühls empfinden kann, weil er eben gar so traurig beschaffen ist. Zweitens ist die ganze Art der Erzählung, die Seelenanalyse, ohne Poesie, ohne Lyrik, ohne Dramatik. Und das dünkt mir bei psychologischen Erzählungen wie bei der vorliegenden der schlimmste Fehler. Es resultiert daraus einfach: die Langweiligkeit. Manchmal schwingt sich Keben zu etwas Stimmung auf, einzelne Situationen, wie der Sündenfall seines Schwächlings bei der ersten geschlechtlichen Versuchung, sind in ihrer Art wohl gelungen — aber das alles giebt dem Buch keine Anziehungskraft. Es fehlt auch eine Perspektive, wie wir sie bei Alberti, bei Bleibtreu, bei Dostojewski finden, die sich oft ähnliche Themata zum Vorwurf genommen. Es ist alles so klein, so winzig, so ohne Enthusiasmus — aber mit so viel Blick für das Milieu, doch auch wieder im Kleinen. Nein! Bücher wie das vorliegende sind weder modern, noch antik, sie sind einfach langweilig. Die ganze Erzählung liest sich wie eine Studie, die wohl Talent verrät, aber nicht genug, um einer Aufgabe gewachsen zu sein, die schon ein großes Quantum geistigen Könnens erfordert. In der niedrigen Kleinheit dieses Buches späht man vergebens nach irgend einem Stimmungszauber — nur hier und da vielleicht ein kleiner Ansatz. Und die Seelenanalyse? Auch sie ist klein, sie hat etwas von Zolascher Brutalität an sich, ohne dessen Größe zu besitzen, sie hat auch dessen Blick fürs Milieu, aber sie hat nicht, was doch bei Bourget so leicht zu lernen ist, die Feinheit der Apparate, um eine derartige Erzählung schmackhaft herzurichten. A. v. Sommerfeld.

Die Zuckercomtesse von Karl Baron Torresani. (E. Pierson.) — Eine vortreffliche Unterhaltungslektüre, diese Zuckercomtesse! „Spannend" von Anfang bis zu Ende — nie zu ernst, tief . . . lieber etwas mehr heiter, jauchzend. Und über allem schwebt die anmutige, schillernde Eleganz des Aristokraten, der den Gefühlen, den Denkorganen seiner Leser nie zuviel zumutet. — Er wandelt viel lieber in der Sonne, als in dem ernsten Schatten des Lebens; ungern, mit Sträuben nur, schildert er diesen. Und dieses ewige Lachenwollen merkt man den wenigen tragischen Situationen sofort an. Nie wird eine solche Situation völlig erschöpft . . . leichtfertig, leichtsinnig wird über sie hinweg gesetzt. So litt der Schluß entschieden. Einen unfertigen, oberflächlichen, überhasteten Eindruck macht er. Auch die Charak-

terisierung entbehrt der innerlichen Vertiefung, nur auf's äußerliche erstreckt sie sich. Das, was das eigentlich moderne ausmacht: Bloßlegung der inneren, seelischen Triebfedern als Erklärungsgrad des individuellen Handels fehlt ganz. Zu solcher ernsten Arbeit mangelt T. die geduldige Gründlichkeit. Sein Temperament ist zu hitzig, übersprudelnd, als daß er sich zu gründlichen Seelenstudien verstehen könnte. Aber T. sieht mit köstlichem Humor und da verzeiht man manches — als genießender. — Vater Zeus, Carinelli, der alte Proch sind grandios, wirklich herzerquickend. Völlig mißlungen dagegen sind Jetta — die überdies sehr verdächtig nach berühmten Mustern gearbeitet scheint — und Harry Proch, zwei Charaktere, bei denen auf genaue Seelenanalyse eben alles ankommt! — Aber trotz alledem ein köstliches, liebenswürdiges Buch, unter der neuesten Unterhaltungslektüre mit das beste! Besonders ergötzt aber hat mich der Stil, in seiner frischen, geschmeidigen Eleganz! — —

Ludwig Sturm.

„Dorfdämmerung." Roman aus dem Elsaß von Hermann Stegemann. Zürich, Verlags-Magazin. — Hermann Stegemann ist einem seiner Zeit von mir in der Kritik über seine Novellen „Mein Elsaß" geäußerten Wunsche, seine Gestaltungskraft an einem größeren Werke zu erweisen, mit der Darbietung dieses Romans nachgekommen, und es muß voll anerkannt werden, daß er seine Kraft auch hier bewährt. Es liegt etwas so ungewöhnlich Schlichtes in seiner Darstellungsweise, eine fast an den Reporterstil gemahnende Kürze, daß mancher anfangs vielleicht etwas befremdet davon sein wird; aber Stegemann weiß trotzdem unser Interesse zu packen. Wir fühlen, daß wir ihm folgen müssen, bis er sein letztes Wort gesprochen, wir ahnen, daß uns hier noch gewaltige Eindrücke bevorstehen. Und richtig, je weiter wir vorschreiten, desto mehr vertieft sich das Bild, desto kräftiger bannt uns der Autor. Trotz ihrer verblüffenden Härte und Kürze ergreift uns diese Darstellung, wir stehen dem von ihm Erzählten wie der zwingenden Notwendigkeit der Wirklichkeit gegenüber. Das innere Verzehren eines glühenden Frauenherzens, die in Asleze ausartende unbefriedigte Sinnlichkeit, ein trostloses Erbteil sittlich verkommener Eltern, wuchert hier zu einem grausigen, herzbeklemmenden Bilde vor uns empor, sodaß wir trotz unserer Erschütterung fast erleichtert aufatmen, wenn die unglückliche im selbstgewählten Tode Ruhe findet. Und um so düsterer hebt sich das Bild dieses traurigen kurzen Menschenlebens ab, wenn wir es mit dem lichten Sonnenschein vergleichen, der über dem jener herzensreinen Menschenkinder ruht, die durch ihre seelische Beanlagung gleichsam im Voraus dazu bestimmt sind, glücklich zu sein.

Am eigenartigsten ist bei Stegemann die Führung der Handlung. Diese besteht aus lauter ganz kleinen skizzenhaft hingeworfenen Bildchen, die sich mosaikartig aneinanderreihen und zum Schlusse doch ein einheitliches ganzes Bild gewähren. Aber jedes dieser Bildchen hat seinen Duft und seine Farbe. So klein, so skizzenhaft es bisweilen ist, es atmet Stimmung. Und hierin liegt gerade die poetische Begabung Stegemanns. Er hat für die dichterische Stimmungsmalerei ein ganz eigenes Talent.

Etwas mehr Klarheit wäre in mancher Beziehung dem Buche zu wünschen, aber, wie der Titel andeutet, scheint es fast, als war dieses nicht volle Herausreifen gewisser Formen und Einzelheiten Absicht des Autors.

Jedenfalls liegt auch diese Arbeit wieder Zeugnis für Stegmanns dichterische Entwickelung ab. E. Brausewetter.

Ein Liebespaar. Roman aus der Geschichte Venedigs von Wilh. Walloth. (Leipzig, W. Friedrich.) Walloths eigentliches Feld ist der historische Roman. Hier kann er seine Phantasie am vollständigsten entladen — er braucht sie nicht zu zügeln zugunsten einer peinlichen, sorg-

fältigen exakten Einzel-Beobachtung, wie dies der moderne Roman dringend verlangt. W. hat sich zwar als moderner Romancier versucht („Aus der Praxis", Seelenrätsel und vor allen: „Dämon des Neides") — doch mangelt all diesen das spezifisch moderne: es sind lauter anormale Typen, die er dort geschaffen, Typen, deren Milieu gerade so gut in der alt-römischen Zeit liegen könnte, als in der modernen. Und doch wird W. zu den Modernen gezählt — mit vollem Recht auch. Die nervöse Stimmung der Dekadence schwebt über all seinen Werken: ein kränkelnder, schwüler Hauch, mondscheinfahler Schimmer . . .

Diese Dekadencestimmung — W.'s Romane handeln sämtlich von Dekadencezuständen — mischt sich mit W.'s Hauptelement, dem romantesken zu einem seltsam-pikanten Aroma, das die Sinne des Lesers wie mit Weihrauch umduftet. Daher die berauschende Wirkung der Wallothschen Werke auf den sensitiven, empfänglichen Leser. Am meisten aber werden die Sinne in W.'s Farbenbildern affiziert. Da fühlt W. den geheimsten Reflex, die leiseste Zuckung, den verdecktesten Schimmer. Die Farbenmischung ist ausgewählt raffiniert . . . voll nervöser Pikanterie. Aber diese reiche Sensivität wird W. in der Charakterbildung zum Verhängnis, er kann nur einen Typus schaffen — in einziger Weise allerdings —: den Weibertypus. Seine Männer (am deutlichsten Paris! —) leiden alle am Weib' — sind Männer mit Weiberseelen, Weibergefühlen. Aber vielleicht ist gerade dies das echt dekadente! —

Walloth will und kann keine neue Technik schaffen. Ja — seine Technik riecht oft sehr vermodert und sein Stil schmeckt nach wenig Eigenart. Besonders der Dialog — wie uncharakteristisch! Das sage ich aber hauptsächlich von seinem neuesten Roman „Ein Liebespaar", der überhaupt mit Heyseschem Konventionalismus verdächtig liebäugelt Das Verhältnis zwischen Antonio und Theresa — ach wie süß, wie lieblich — virtuos zubereitet für das Leckerschnütchen der „höheren Tochter". Nächstens wird W. noch Mitarbeiter der „Gartenlaube" oder „Über Land und Meer"! Nein — ich bin zu giftig: Das Verhältnis zwischen den oben Genannten würde vielleicht ein Muster moderner Liebespsychologie sein, wenn die Psychik nicht gar zu sehr durch konventionelle Bedenken eingeschnürt — wenn sie schrankenloser, tiefer wäre. Diese schmachtende, eintönige, „idealische" Liebe der beiden jungblütigen Kinder Venedigs gehört in die Ebers'sche Epoche, die wir Jungen längst überwunden haben (oder gar nicht zu überwinden brauchten?! —) Wo ist der Schöpfer der Octavia, der Pryabis? In der Charakterisierung findet man ihn nicht (höchstens Pietro, obwohl nur skizzenhaft umrissen, verrät W.'s kräftiges, eigenartiges Können. —) Unzerstört ist aber W.'s Farben empfinden und seine Stimmungsintimität. Hier ist er Meister neben Bahr. — W.'s Bilder leben, sie sind nicht nur geschaut, sondern auch empfunden. Er projiciert oft subjektive Stimmung in das Bild hinaus, er objektiviert die subjektive Stimmung — dadurch entsteht die Lebendigkeit, Beweglichkeit des ursprünglich blos geschauten Gegenstandes, (z. B. in „Tiberius": Der Pomp, der in reichen Farben von der Decke herabquoll auf den spiegelnden Fußboden, schien wie in Ehrfurcht erstarrt. — Ähnlich Bahr.) „Ein Liebespaar" ist übervoll an solchen eigentümlichen, duftigen Farben- und Stimmungsbildern — und in dieser Beziehung mit das beste der Wallothschen Werke. Hoffentlich verschmäht W. fürderhin den seichten Konventionalismus — dessen Ursprung man ja leicht ahnen kann: dann wäre W. ein tragisches Opfer! — — Seine gewaltige Schöpferkraft ist anderen Stoffen, anderen Ausführungen gewachsen. Werke, wie „Tiberius", „Octavia", „Gladiator" usw. berechtigen uns dazu, an W. den höchsten Maßstab anzulegen. —

Ludwig Sturm.

Dichter-Ehe. Roman von Franz Wichmann. Leipzig, Verlag von Robert Claußner. — In einem kleinen Nest ist ein Dichter aufgestanden. Ein junger Jurist hat einen historischen Roman zusammengeklekstert. Natürlich allgemeines Entzücken. Der litterarische Streber kapert ein Mädchen, das in ihm den Dichter liebt, d. h. den Dichter mit den erhabenen Gefühlen, wie sie sich ihn vorstellt. In der Ehe wird sie bitter getäuscht: sie merkt, daß ihr Mann ihrem Dichterideale nicht entspricht und sie nicht liebt. Da sie nun noch in einem Jugendgespielen einen treuen Liebhaber findet, verläßt sie unglücklich und gebrochen den Gatten und stirbt. Das hat Wichmann alles ganz hübsch, ruhig und glatt beschrieben, sodaß sich sein Roman lesen läßt. Die weibliche Hauptperson ist auch nicht übel durchgeführt. Aber im großen und ganzen muß man den Verfasser davor warnen, in glatte Oberflächlichkeit zu verfallen, zu der ihn seine leichte Feder verleitet. Was soll man zu einem Satze wie dem folgenden sagen: „Nur der junge Lehrer Heller wollte nichts von dem Gerede wissen und doch zeigten seine Augen ihm täglich, was das Herz nicht sehen wollte, um nicht zu brechen —"? Mit solchen Sätzen nähert sich der Verfasser bedenklich der Schriftstellerei, wie sie in unsern Familienjournalen schlechter Sorte ihr Wesen treibt. Familienrealismus ist ganz gut, nur ist er immer in Gefahr, frauenzimmerlich zu werden.

G. Morgenstern.

Kaiser Julian der Abtrünnige. Historischer Roman von M. Tyrol, 3 Bde., Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Historische Romane haben an Kredit verloren. In den meisten Fällen scheinen die Helden und Heldinnen der Geschichte maskierte Kinder unserer Zeit zu sein. Die Voraussetzungen sind so viel anders als sie im heutigen Leben gelten dürfen und dennoch werden die gleichen Schlüsse gezogen. Andere Lebensbedingungen und doch die gleiche Lebensweise. Und in Folge dessen durch und durch unwahr. Der Mensch kann nicht aus seiner Haut fahren, und mancher berühmte Schriftsteller hat in historischen Romanen gesündigt.

Man fühlte, daß etwas nicht in Ordnung sei, daß die Sache anders gemacht werden müsse, und da war die Maskerade zu Ende, aber an ihre Stelle trat Unnatur, traten Fratzen.

Vor Unnatur kann uns nur Eines retten, ungeschminkte Natürlichkeit und dieser Vorzug darf dem Tyrolschen Romane vollkommen zugesprochen werden. Es sind lebenswahre Gestalten, welche er vor uns hinstellt, Menschen von Fleisch und Blut, die aber das Gepräge ihrer Zeit tragen, denn ihr Handeln wie ihr Denken, ihr Lieben wie ihr Hassen ist ein naturwüchsigeres als man es bei den Kindern des nüchternen 19. Jahrhunderts voraussetzen dürfte. Das historische Material ist geschickt verwertet und die Anlage des Ganzen vorzüglich. Die Hauptperson des Jullanus Augustus tritt mit majestätischer Herrlichkeit vor uns hin, gleich groß in ihren Vorzügen wie in ihren Fehlern. Die sich um den Kaiser gruppierenden Helden sind Männer, die Frauen voll Race. Der Gegensatz zwischen Kaiser und Galiläer findet volle aber unparteiische Berücksichtigung. Die Schreibweise kurz, schön; kein überschwängliches Wortgefasel, aber an einzelnen Stellen reine Poesie!

Bei vielem Guten scheint uns aber Eins am meisten rühmenswert. Der Autor bemüht sich, dem Inhalte und der Form nach, soweit es die Möglichkeit erlaubt, wahr und gerecht zu sein.

Max Osterberg-Verakoff.

Vor uns liegen die ersten 5 Lieferungen einer „Neuen Folge" des „Familien-Bücherschatzes", unter welchem Sammeltitel bekanntlich die Veröffentlichungen des Weimarer „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften" zu erscheinen pflegen. Die Heftchen erwecken schon dadurch das lebhafteste Interesse jedes wahren Litte-

ratur- und Volksfreundes, daß in ihnen die von genanntem Verein im vorigen Sommer mit dem Preise gekrönte Erzählung von Karl Schultes in Hannover: „Der Puppenspieler“ zuerst zum Abdruck gelangt, weshalb wir unsere Leser auf diese neue Ausgabe aufmerksam machen. Aber auch der die ganze Serie als Titelwerk beherrschende Hauptroman von Ludwig Relistab „1812“, welchem im Sinne der Vereinsbestrebungen noch der Untertitel „oder die Häscher des Kaisers“ beigegeben worden ist, scheint uns angesichts der heute die Gemüter bewegenden, dicken russisch-französischen Freundschaft einen besonders glücklichen und zeitgemäßen Griff der Vereinsleitung zu bedeuten. Aus dem schaurigen Hintergrunde des gewaltigen Völkerkampfes vom Jahre 1812, der mit meisterhaftem Geschick geschildert wird, tritt klar das Bild zweier von den Häschern des französischen Weltoberers politisch verdächtigter und unschuldig verfolgter deutscher Jünglinge hervor, deren Geschicke inmitten des französischen Heeres, auf den unendlichen russischen Eisgefilden in wunderbarer Größe sich erfüllen sollten. Die Redaktion des volksfreundlichen Unternehmens hat die wenigen, im Original-Text vorhandenen anstößigen oder doch verfänglichen Stellen des Romans getilgt, sodaß das Buch von Eltern wie Lehrern auch der reiferen Jugend ohne Bedenken in die Hand gegeben werden kann. Die äußere Ausstattung der Hefte hat sich gegen früher entschieden zu ihrem Vorteil verändert; das Titelblatt schmückt jetzt eine dem Inhalte des Hauptromans entnommene Zeichnung — ein charakteristisches Stimmungsbild aus der Künstlerhand Oskar Herfurths, während die Preisnovelle von Schultes vier wertvolle Zeichnungen aus der Feder Osk. Schulz' zieren. Die ganze Folge, welche auf ca. 70 solcher Hefte (1½ Druckbogen gr. 8° zu 10 Pf.) gepiant ist und im Zeitraume eines Jahrganges wieder ihren Abschluß finden soll wird neben den genannten Erzählungen noch eine ganze Reihe von meist kürzeren Werken neuzeitlicher, lebender Autoren zur Veröffentlichung bringen. X. Y. Z.

Lyrische u. epische Dichtungen.

„Symphonie.“ Ein Gedichtbuch von Karl Busse, Franz Evers, Georg E. Geilfus, Victor Hardung, Julius Vanselow. Herausgegeben von Franz Evers. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poehl. 1892. 196 Seiten. —

„In die großen Dichterbahnen
Lenken wir wieder ein,
Und grüßen mit wehenden Fahnen
Natur und Sonnenschein!“

Nun, das läßt sich hören und ist wenigstens ein leidlich gutes Programm. Auch die Dichter sind sämtlich von großer lyrischer Begabung, und so ist ein Buch zu stande gekommen, das bei aller Einförmigkeit des Inhalts kaum unbeachtet gelassen werden kann.

Busse ist in seinem innersten Wesen rein lyrisch veranlagt. Offen gestanden — mir graut vor seiner Prosa. Er ist ein großes Talent, das sich herrlich auf die Wiedergabe von Stimmungen versteht, dabei ein Schönheitsschwärmer und ein Liebhaber des Originellen. Wie viel romantische Schönheit liegt in seinen Gedichten, keine realistischen Intimitäten konnten ihm darüber hinweghelfen. Doch das soll kein Tadel sein. Scheint er mir doch neben Evers und Geilfus der bedeutendste und am meisten versprechende Dichter unter den fünf Autoren Busse hat viel musikalisches Gefühl, viel Dichtergröße, einen stark ausgeprägten Sinn für Schönheit, der sich namentlich in allerhand Einzelheiten offenbart („Rotgoldenes Venetianerhaar“, „Purpurrosige Blutkorallen“ ꝛc. ꝛc.), eine schwärmerische Sinnlichkeit überhaupt, die gern, aber auch wieder nur in Schönheit, genießen will, was ihr Mutter Natur bietet, kurz — er ist ein Lyriker par excellence. Er hat auch Selbstkritik, und das ist nicht genug schätzenswert. Wunderbare Stimmung liegt über seinen Gedichten.

Dieſe Sommertage und Nächte ſind farbige Gemälde, die gleichſam Leben vor unſeren Augen gewinnen und die in ihrer ganzen Schönheit nackt und keuſch ſich dem Beſchauer darbieten. Dieſelben gelingen ihm oft am beſten in den kleinen Gedichten.

„Kein Tönen rings, kein Sommerlied,
Kein Beben und kein Tropfenfall
Und eine große Stille zieht
Mit weißen Flügeln durch das All.

Einmal iſt's, ob durchs Weizenfeld
Ein leiſes Schauern wollte gehn —
Sonnübergligert träumt die Welt
Und reglos alle Halme ſtehn."

Daß Buſſe aber auch Größe beſitzt, zeigen wieder viele andere Gedichte, die ſämttich einen überraſchend großen Bilderreichtum aufweiſen. Buſſes Fehler liegen auch zugleich in ſeiner Stärke. Die Sucht, durchaus originell zu ſein, verleitet ihn dann zu gewiſſen Schönheitstrivialitäten, die unangenehm berühren. Mit dem folgenden Gedicht kann ich mich z B. wenig befreunden

„Rings in rundblühenden Schaaren
Steht roter Wieſenklee —
Es traben rote Huſaren
Über die ferne Chauſſee.

Leuchtende Sonnenkranen
Glühn über Land und Luft,
Es reiten die beiden Schwadronen
In lauter Glanz und Duft

Die ſchmetternden Fanfaren
Durchklingen die Sommerruh —
Die roten Königshuſaren
Reiten immerzu . . . ."

Aber man ſieht über ſeine Fehler gern hinweg, da er eben eine Größe beſitzt, die zu den beſten Hoffnungen nicht nur berechtigt, ſondern dieſelben teilweiſe ſchon erfüllt hat. Evers iſt eine ganz ähnliche lyriſche Erſcheinung wie Buſſe, nur daß ſeine Schönheitsſchwärmerei nicht ganz ſo ausgeprägt iſt. Die Gedichte von beiden könnten ebenſo gut von einem Autor geſchrieben ſein. Und das ſcheint mir überhaupt der große Fehler des Buches. Es iſt zu einförmig, zu ſehr auf einen Ton geſtimmt.

Auch Evers iſt großer Lyriker. Was ich von Buſſe geſagt habe, läßt ſich zum großen Teil auch auf ihn anwenden. Nur neigt er ſehr zur Überſchwänglichkeit und ſtört dadurch manchmal die Illuſion einer ſchönen Stimmung, auf deren Wiedergabe er ſich ſonſt vorzüglich verſteht.

Geilfuß iſt der einzige, der in dieſem Buche auch andere Töne anzuſchlagen verſteht. Er überraſcht oft durch ſchlichte Einfachheit, durch einen volkstümlichen Ton, der zu Herzen geht und den er weiter ausbilden ſollte.

Aber noch etwas über das Buch im allgemeinen. Wie paßt es doch ſo ſchön in die moderne Dekadenzlitteratur hinein! Wie ſo echt modern iſt doch dieſe wollüſtige Sehnſucht, die in allen Stimmungen zittert, wie ſo echt dekadent! Wie ſo echt dekadent iſt dieſer Schönheitskultus, der ſogar im Wort ſich nicht verläugnen kann, und wie ſo echt dekadent iſt doch der ganze Charakter des Buches bei all der Sommerſonne, die dazu hat herhalten müſſen! Das Buch gehört voll und ganz in unſere moderne Dekadenzlitteratur Es ſieht ein Geſicht aus ihm hervor, ſo deutlich und ſo ſprechend, daß wir nicht getäuſcht werden können. Aber das ſoll auch wiederum kein Tadel ſein! Im Gegenteil! Ich habe das Buch ſchon liebgewonnen, weil ich ſeinen Inhalt ſo ganz verſtehe. Ja, es iſt eine lyriſche That, die von ihrer Zeit erzeugt worden iſt und zu ihrer Zeit ſpricht — und das iſt nach meiner, übrigens ganz perſönlichen, Anſicht ja ſo wie ſo alles Dekadenz.

A. v. Sommerfeld.

Konrad Grübel und ſeine Nachfolger in der nürnbergiſchen mundartlichen Dichtung. Eine Auswahl nürnbergiſcher Gedichte mit bibliographiſch-biographiſchen Notizen über die Dichter. Herausgegeben von Joh Priem. Vierte Auflage. Nürnberg, Verlag von U E. Sebald. 1891.

Das Buch giebt Proben von neun Dichtern, die in nürnbergiſcher Mundart geſchrieben, von Grübel an, den Goethe ge-

lobt, bis auf unsere Tage hinab. Starke dichterische Individualitäten wird man hier nicht suchen und nicht finden. Dafür alles Leute, die mit hellem, klarem Auge in die Welt gucken, die ein ehrsames Späßchen verstehen und gern ein Schöppchen in Ehren trinken. Handwerker in der Hauptsache; ein Pastor und ein Kustos der Stadtbibliothek laufen mit unter, bringen dafür auch die schwächsten Gedichte. Der Bibliothekar ist zugleich der Herausgeber und hat kurze Lebensbeschreibungen beigegeben, auch einige Erklärungen, die teilweise etwas zahlreicher sein könnten. Neben Grübel interessiert am meisten der Schneidermeister J. W. Weikert, der in einer neuen Ausgabe besser bedacht werden sollte. Sein „Phaëtons Sturz" ist das witzigste Stück der Sammlung. Hauptsächlich sind natürlich Schilderungen des Volkslebens, gereimte Anekdoten und Schnurren vertreten, alles mehr oder weniger harmlos: Das ist ja das eigenste Gebiet der Dialektdichtung, wo auch minder begabte Naturen schöne Erfolge erringen können. Rein lyrische Sachen sind seltener, aber teilweise nicht übel. Das wertvollste ist wohl das prächtige, treuherzige Lied des Drechslermeisters C. Weiß an seine Drehbank. So hinterläßt das Buch nicht gerade einen bedeutenden Eindruck, aber einen in jeder Beziehung liebenswürdigen — und damit sollte man bei Dialektdichtungen sich zufrieden geben. G. M.

Mit der Diogeneslaterne. Satirische Streifzüge von Albert Gehrke. Leipzig bei Grunow. 1889.

Gedichte! Wer öffnet nicht mit Mißtrauen die auf dem Büchermarkt erscheinenden Sammlungen von Gedichten. Unmutig durchblättert man sie und wirft sie schließlich bei Seite. Erst bei wiederholter Lektüre entdeckt man darin die eine oder andere Perle und fühlt sich dann ermutigt, auch den übrigen Gedichten jene vorurteilsfreie Aufmerksamkeit zu widmen, die zu gerechter Würdigung verhilft. Gehrkes satirische Streifzüge fesseln nicht sofort, da die Satire nicht genug ätzende Lauge enthält; sie sind zu sehr Kinder eins bitteren Ernstes. Aus ihnen spricht mehr Herbheit als souveräner, die menschlichen Irrungen belächelnder Witz. Wehmut erfaßt den Dichter, da er mit der Diogeneslaterne wahrhaft Menschliches, echten, tiefen Menschenernst sucht und statt dessen nur gleißende, unedle Gefühle bergenden Schimmer entdeckt. Er geißelt das Gesehene, aber nicht mit lachender Satire, sondern überwältigt von tiefem Weh. Daher liegt mehr Tragik als Satire in seinen Gedichten, die übrigens vielleicht gerade deshalb den Beifall vieler Leser finden werden.

St—ll.

Buntes Laub. Gedichte von Maria Nowack. Stuttgart, Bonz & Comp. 1891. Preis 2,40 M. 246 S.

Eine Frau, reich an Erfahrung, wie an tiefem Wissen, schwer geprüft auf ihrer Lebensbahn, frei von Illusionen, aber voll wärmsten Gefühls für ideale Lebensauffassung — so erscheint uns die Dichterin aus den vielen, in den mannigfaltigsten Formen gebotenen Poesien der Sammlung: „Buntes Laub". In formaler Hinsicht läßt sich den Gedichten bei aller Schlichtheit der Rede wohlthuender Wechsel und glückliche Wahl des Ausdruckes, sowie Korrektheit der Reime nachrühmen. —

St—ll.

Wotans Heer. Eine Märe aus dem Odenwald. Von Heinrich v. Reder. Dresden, E. Pierson. 330 S.

Nicht um zu kritisieren, sondern nur um den Reigen der kritischen Besprechungen zu eröffnen, schreib' ich den Satz auf dieses Buch: Ein Lebenswerk und fast ein tadelloses Meisterwerk eines Helden des Schwertes und der Feder, der in einem Sinne ein Dichter ist, wie Julius Wolff, Baumbach, Dahn und Genossen keine Dichter sind. Und nun kommt und beweist mir aus dieser heldenhaften Dichtung, daß ich unrecht gesprochen. Kritik, los! H—r.

Karl Henckell: Umsonst. Ein soziales Nachtstück. Die gesamte Auflage dieses 1884 gedruckten, aber nicht in den Handel gelangten Erstlings der Henckellschen Muse ging in den Verlag von Wilhelm Friedrich (Leipzig) über. Die im Versmaß der Goetheschen „Braut von Korinth“ und „Bajadere“ abgefaßte Ballade bietet an und für sich und speziell im Hinblick auf des Dichters seitherigen Entwicklungsgang hohes Interesse.

— A.

Ausgewählte Dichtungen von Hermann v. Gilm. Herausgegeben von Arnold von der Passer. Leipzig, A. G. Liebeskind. — Ein Dichter spricht — 27 Jahre nach seinem Tode — zum ersten Mal als künstlerische Totalität aus dieser Sammelausgabe, deren kühner, realistischer Inhalt wenig zu dem sonstigen zahmen Singsang des Verlags paßt — ein Dichter, welcher mit Recht der „größte Lyriker Tyrols“ genannt wird. Charakteristisch ist die Thatsache, daß noch heute die Jesuiten in der fortreißenden Ursprünglichkeit der Gilmschen Dichtung ein ihnen politisch eminent schädliches Element auf alle nur mögliche Weise zu unterdrücken suchen. So teilt der Herausgeber mit, daß seitens der klerikalen Tyroler Presse — voran die „Tyroler Stimmen“ — ein förmlicher Feldzug gegen die neue Ausgabe des Dichters und seine Biographie eröffnet wurde und die Witwe Gilms — geängstigt durch die auf sie ausgeübte Pression — auf ein Haar im letzten Augenblick die Herausgabe unmöglich gemacht hätte!

W. A.

Dramen.

Frühlings-Erwachen, eine Kindertragödie von Frank Wedekind. Zürich, Verlag von Jean Groß. 1892. — Zu den wenigen, lobenden Worten M. G. Conrads im 3. Heft der „Gesellschaft“ seien hier noch einige allgemeine Bemerkungen nachgetragen, deren mir das Büchlein wert zu sein scheint — Um die Wende des vorigen Jahrhunderts sprach und faselte man viel, wie die Dichtkunst sein müsse, sie müsse der Vernunft entgegengesetzt sein, sagte man, sie müsse phantasiegeboren, willkürlich, subjektiv, launisch, witzig, selbstauflösend, schrankenlos u. drgl. mehr sein. Und als Heine kam, sagte man: da habt Ihr ihn! Er war der Dichter dieses romantischen Programms. — Heute stehen wir in einer ähnlichen Epoche. Es hat wohl keine Zeit gegeben, wo soviel darüber disputiert wurde, wie die Dichtkunst, die Litteratur beschaffen sein müsse; man veranstaltet Enquêtes: Wie denken Sie über die deutsche Litteratur? Wie über den Einfluß der Skandinavier und Russen? Was wird nach Zola kommen? Die Schlagwörter, die heute ausgegeben werden, lauten anders als vor 100 Jahren. Aber das Theoretisieren ist das gleiche. Der wahre Dichter, heißt es heute, ist von rücksichtsloser Wahrheit, er kennt keine Vorurteile, er schaut nur die Natur an, er ist realistisch in der Zeichnung, drastisch in den Mitteln, bis zur Häßlichkeit aufrichtig; er ist dekadent, und muß dekadent sein, wenn er die Welt dekadent findet; und er ist fin-de-siècle-Dichter, wenn er die Welt als fin-de-siècle-Welt vorfindet. — Als ich jüngst aus Wedekinds Buch — dessen unschuldigem Titel „Frühlings-Erwachen“ zu trauen, ich hiermit jedermann warne — nur einen Akt flüchtig las, sagte ich mir: Da habt Ihr ihn! Das ist der Dichter nach Eurem Programm! Das ist Euer Heine! Er ist realistisch, dekadent, rücksichtslos, häßlich und schön', wie's gerade kommt, brutal gegen alle Überlieferungen, heißen sie Religion, Moral oder Gewissen; und über dem Ganzen liegt ein Geruch, ich weiß nicht, wie eine Art Ylang-Ylang, den man nicht wieder vergißt. Und etwas ist das Buch, was eben die meisten nach Programm gemachten Bücher nicht sind, es ist künstlerisch. Ich glaube, außer Hermann Bahrs „Die Mutter“ existiert kein zeitgenössisches Drama, welches so sehr

unter Fallenlassen aller konventionellen Rücksichten geschrieben ist. Von Bahrs „Mutter" hat man gesagt, es könne nie aufgeführt werden. Bei Wedekinds „Erwachen" denkt niemand an Aufführung. Buchdramen werden beide bleiben. Kabinetts-Drama möcht' ich das letztere nennen. Während aber Bahrs Buch die denkbar höchst geschraubte, absichtlichste, verstandesmäßig-nüchternste Vollführung des modernen Programms ist, und, soweit ich übersehen kann, fast überall Ablehnung gefunden hat, ist Wedekind poetisch naiv, nonchalant, lächelnd, stellenweise phantastisch und unheimlich, aber in jedem Falle absichtslos und von künstlerischer Wirkung; und darin liegt — ich weiß nicht, soll ich sagen, das Bedenkliche — oder Erfreuliche — aber jedenfalls angesichts des behandelten Stoffes etwas Furchtbares.

Die Geschichte spielt unter Gymnasiasten und Instituts-Töchtern; und in der ersten Szene gleich handelt es sich um ein Gespräch zwischen einer Mutter und ihrer aufblühenden Tochter über die Länge des neuen Kleides: „Hätt' ich gewußt, daß Du mir das Kleid so lang machen werdest, ich wäre lieber nicht vierzehn geworden," sagt Wendla zu ihrer Mutter; und später im Verlauf der Diskussion: „in den Kniekehlen bekommt man keine Diphtheritis!" — In der folgenden Szene treffen wir zwei Gymnasiasten (oder Lateinschüler?), die sich unterhalten über Dinge, — nun über Dinge, über die sie sich eben wirklich unterhalten, die aber bis jetzt kein Mensch zu schreiben, geschweige zu drucken gewagt hätte. Nachdem sie eine Zeit lang über ihre Professoren, über Examinieren, lateinischen Aufsatz und mathematische Gleichungen geschimpft, kommen sie auf ihre häuslichen Verhältnisse zu sprechen, auf ihre Erziehung, auf Nachtlager, auf Träume, und was sie im Gefolge haben; mit pochendem Herzen gestehen sie sich (die Szene spielt in vollständiger Dunkelheit), daß sie von einem gewissen Laster nicht mehr frei sind, und wie es gekommen: Melchior: Du hattest geträumt? — Moritz: Aber nur ganz kurz .... von Beinen im himmelblauen Trikot, die über das Katheder steigen ..... Wenn Du wüßtest, was ich ausgestanden seit jener Nacht! — Melchior: Gewissensbisse? — Moritz: Gewissensbisse!? — Todesangst! — Melchior: Herrgott ..... Moritz: Ich hielt mich für unheilbar. Ich glaubte, ich litte an einem inneren Schaden. — Ich frage, man zeige mir in der gesamten Litteratur eine ähnliche Stelle, die so gewagt und so wahr wäre. — Ich sage nicht, solches sollte nicht so sein, oder es sollte anders sein. Ich sage nur: Das ist der Dichter nach Eurem Programm. Und er arbeitet und schafft, nicht um Euer Programm zu erfüllen, sondern aus künstlerischer Notwendigkeit — Von köstlichem Reiz ist die folgende Szene, die wieder unter den jungen Mädchen spielt: Thea: Dein Zopf geht auf, Martha; Dein Zopf geht auf! — Martha: Puh — laß ihn aufgehn! Er ärgert mich so Tag und Nacht; Ponyhaare tragen darf ich nicht, zu Hause muß ich mir gar die Frisur machen. — Wendla: Morgen werd' ich ihn Dir in der Religionsstunde abschneiden. Thea: Um Gotteswillen, Wendla! — Martha: Hast Du Dir nicht auch ein himmelblaues Band durch die Hemdpasse ziehen dürfen? — Thea: Wenn ich Kinder habe, kleid' ich sie ganz in Rosa; Rosahüte, Rosakleidchen, Rosaschuhe. Nur die Strümpfe — die Strümpfe schwarz wie die Nacht. — Wendla: Wißt Ihr denn, ob Ihr welche bekommt? Thea: Warum sollten wir keine bekommen? u. s. w. — Weiterhin eine Szene, in der Wendla und Melchior, eines der Mädchen und einer der Gymnasiasten sich im Walde begegnen, ernsthaft-unreife Gespräche führen, um sich zuletzt in einer Anwandlung eines durchbrechenden Instinkts durchzuhauen. — Weiterhin im zweiten Akt ein Gespräch zwischen Wendla und ihrer Mama: Wendlas ältere verheiratete Schwester

hat das dritte Kindchen bekommen; Wendia erhält davon Mitteilung in Form der üblichen Storch-Erzählung. Aber die 14jährige Wendia, die zum drittenmal Tante geworden, weigert sich, das Ammen-Märchen noch zu glauben, und verlangt Aufklärung. Die Mutter in großer Verlegenheit. Endlich versteckt Wendla, die in bittender Stellung zu den Füßen der Mutter kniet, ihren Kopf unter deren Schürze und empfängt Aufklärung in der zartesten Form. — Ein oberflächlicher Beurteiler könnte hier versucht sein, einen unlauteren Zweck bei dem Verfasser zu argwohnen; aber diese Szenen sind alle mit der größten Delikatesse der Natur abgelauscht; ohne Übertreibung, aber auch ohne Rücksicht. Es handelt sich eben darum, die moderne Forderung zu erfüllen, und Dinge zu erörtern, an die bis dahin niemand, weder Dichter, noch Pädagog, noch Psychoiog, noch sonst jemand auch nur zu rühren gewagt haben; die aber doch existieren; und die man bis jetzt unter Wispern und Flüstern entweder totgeschwiegen, oder dem lieben Gott und dem Instinkt zur Entwicklung überlassen hat. Jeder Förster und Schafzüchter darf über seine Hunde und Thiere und die Bedingungen ihrer Entwicklung mit der größten Fachkenntnis plaudern; nur beim Menschen, da wird alles gewispert und geflüstert, das Natürlichste und Reinste mit dem Stempel „unsittlich" in den Kot gezogen und jede Regung des Fleisches, wie des Gewissens, mit Sünde und Dreck zugeschmiert. — Die 3. Szene im 2. Akt kann wegen ihrer Großartigkeit hier nicht angedeutet werden. Nur ein Künstler ersten Ranges darf das wagen. — Daß Wedekind die alltäglichsten Verhältnisse mit derselben Verve, mit derselben unbekümmerten Naivität zu behandeln, und in das eigentümliche Licht einer frappanten Wahrheits-Wirkung zu rücken weiß, zeigt zu Beginn des 3. Aktes die Szene auf dem Rektorat. Da marschieren sie auf, die wettbekannten deutschen Gymnasiat-Professoren mit den pfundigen Stirnen, den eingedrückten Augen mit großen Reflex-Gläsern vor, und der eingetrockneten Stimme, die Herren Hungergurt, Affenschmaiz, Knochenbruch, Zungenschlag und Fliegentod, der Pedell Habebald, der Rektor Sonnenstich und der Pastor Kahlbauch. Veranlassung zu der Rektorats Sitzung gab Selbstmord eines Schülers, der trotz emsigsten Büffelns nicht aufsteigen durfte. In seinen Schriften und Heften fand man nach seinem Tode ein Manuskript, eine Abhandlung über die menschliche Fortpflanzung mit Abbildungen, die von seinem Mitschüler Melchior herrührte und die der besorgte Vater aus Rektorat abliefette. Der Gegensatz zwischen diesen schweinsledernen Menschen-Folianten, den Klassen-Professoren, und dem jungen, frischen Melchior in dem nun folgenden Verhör ist von blutiger Ironie. Natürlich wird Melchior wegen genauer physiologischer Kenntnis des menschlichen Sexual-Systems, und damit wegen Vergehens gegen „die sittliche Weltordnung", dimittiert und relegiert. Beim Begräbnis spricht Pastor Kahlbauch rührende Worte pietistischer Selbstgenügsamkeit. Rektor Sonnenstich drückt dem Vater des Dahingegangenen die Hand und sagt: „Wir hätten ihn ja doch nicht promovieren können!" — Professor Knochenbruch: „Und wenn wir ihn promoviert hätten, im nächsten Frühling wäre er des allerbestimmtesten durchgefallen!" — Nachdem alle den Friedhof verlassen, kommen die Instituts-Mädchen und bekränzen das Grab. Martha: „Ich grabe unsre Rosen aus. Schläge bekomme ich ja doch!" Ilse: „Ich war auf der Brücke, da hört' ich den Knall." Martha: „Armes Herz!" Ilse: „Und ich weiß auch den Grund, Martha." Martha: „Sagte er was?" Ilse: „Paralleiepipedon! — Aber sag' es niemandem." — In der Schlußszene macht Wedekind leider einen Sattomortale ins Romantische, eine Wendung, die schon M G. Conrad in seiner jüngsten Notiz

mit Recht getadelt. Die Szene ist wieder der Friedhof. Eine klare Novembernacht. Meichior, der relegierte Gymnasiast, dessen fortgeschrittene Kenntnisse über das Sexual-Leben des Menschen nicht ohne praktische Bethätigung in Beziehung auf jene Wendla geblieben waren, eines der Instituts-Mädchen, die er einstmals allein im Walde getroffen, war in ein Korrektions-Haus gekommen, daraus entflohen und übersteigt nun die Friedhofmauer. Beim Absuchen der Leichensteine entdeckt er beim Mondschein den Grabstein eben jener Wendla Bergmann. Sie war an Abortivmitteln zu Grunde gegangen. Beim Übersteigen der Friedhofmauer hatte Meichior das Kreuz auf einem Grabe umgestoßen. Es war jenes des jugendlichen Selbstmörders Moritz. Und dieser kommt nun selbst mit dem Kopf unter'm Arm über die Gräber her, und begrüßt seinen Freund Melchior wie, — nun wie man sich etwa am Montag früh im Klassenzimmer begrüßt. Verdächtige Jenseitsgespräche werden geführt. Moritz will seinen Freund Melchior zum Verlassen des Lebens bestimmen, und beschreibt die Annehmlichkeit des Zustandes nach dem Tode. Ein „vermummter Herr", eine nach Inhalt und Wesenheit halb rätselhafte Persönlichkeit, tritt auf und warnt den Lebenden dem Toten zu vertrauen. Er erbietet sich Meichior als Führer für's fernere Leben. Der „Vermummte" verläßt mit seinem Schützling den Friedhof. Und Moritz schließt: „Da sitze ich nun mit meinem Kopf im Arm. — Der Mond verhüllt sein Gesicht. — So kehre ich denn zu meinem Plätzchen zurück, richte mein Kreuz auf, lege mich wieder auf den Rücken, wärme mich an der Verwesung, und lächle." — Diese ganze letzte Szene hat etwas Modriges und Verfaultes. Nicht nur im Gegenstand. Auch im Gedankengang des Verfassers. Fast könnte man glauben, Wedekind, ein zweiter Heine, habe auf die haarscharfe Tendenz der früheren im hellen Tageslicht sich abspielenden Szenen Verzicht leisten und mit einem „Witz" schließen wollen. — Oder wollte er der deutschen Litteratur zeigen, nach welcher Richtung sie tendiert? —

Oskar Panizza.

Soziale Litteratur.

Die Bestimmung der Frau. Ihre Stellung zu Familie und Beruf. Rektoratsrede gehalten am Jahresfeste der Universität Basel den 12. November 1891 von Professor Dr. H. Fehling, d. Z. Rektor der Universität. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke 1892.

Seine Magnifizenz kündigt gleich auf pag. 4 an, daß er seine Aufgabe wesentlich vom „Standpunkte des Geburtshelfers und Frauenarztes" behandeln wolle. Die Frauenrechtler werden also sofort wissen, daß sie ihre Häupter zu verhüllen haben; einigermaßen in diesen Fragen bewanderte Leute werden sogar die folgenden Blätter schon vorahnend herzubeten imstande sein. Es verläuft auch alles glatt und ohne das kleinste Hindernis eines neuen, tiefen Gedankens. Da werden munter alle physischen und psychischen Unterschiede der beiden Geschlechter abgewälzt, daraus dann den „Gleichmachern" ein gründliches Fiasko hergerichtet und das Weib wieder in seinen ehrwürdigen Familienberuf eingesetzt; da nun aber Se. Magnifizenz dunkel ahnt, daß selbst Er nicht die Macht haben dürfte, allen Frauen diesen ersten und einzig wahren Beruf zu bescheren, so bequemt sich der Herr Professor schließlich dazu, auch den Frauen einige andere Berufe zu erschließen. Ärztinnen will er nur ausnahmsweise haben, wohl aber empfiehlt er allen Töchtern gebildeter Stände die edle Hebammenkunst als einen immerhin fast noch „ersten und einzigen" Beruf. — Sonderbar, was diese Herren unter Verschiedenheit und Gleichmacherei verstehen. Die Denker und Forscher, die auch im weiblichen Geschlecht Individualitäten in allen Formen und Arten sehen, werden

von denen als Gleichmacher verspottet, die in der größeren Hälfte des Menschengeschlechts lediglich eine Summe von gleichen Faktoren sehen. Vielleicht dringt einmal selbst in die Kreise der Herren Geburtshelfer und Frauenärzte die Erkenntnis ein, daß man das Weib doch nicht schlechthin nur als Objekt aufzufassen habe, sondern daß auch ihm die jetzt dem Manne vorbehaltene Würde eines Subjekts gebührt. Dann wird man aufhören, anthropologische Kollektaneen über „das Weib" zu schreiben und vielleicht mit solchen über „den Mann" beginnen. Inzwischen werden ja die Dinge ihren Gang nehmen, ihren Ursachen folgend, nicht den „Gründen" der Geburtshelfer und Frauenärzte. Kurt Elsner.

Berliner Prostitution und Zuhältertum von Dr. X. Leipzig, Paul Ehrlich. Preis 1 Mark.

Wenn der Verfasser, der eine sehr eingehende Kenntnis der betreffenden Berliner Verhältnisse verrät, in seiner Schrift für eine Wiedereinführung der Bordelle eintritt, da hiermit das kleinere Übel dem größeren vorgezogen werde, denn die Prostitution, welche so oder so geduldet werden müßte, sei das weit kleinere Übel, als das Zuhältertum, so kann dieser vorläufige Ausweg wohl acceptiert werden, um die schlimmsten Auswüchse dieser Frage, die im Zuhältertum zu Tage treten, für den Augenblick zu beschneiden; aber gelöst ist damit diese sozial wie sittlich höchst wichtige Frage noch nicht. Ich stimme völlig mit dem Autor überein, daß die Bordelle insofern schon dem geduldeten freien Prostitutionswesen vorzuziehen seien, als die Sache damit von der Straße, gleichsam aus der Öffentlichkeit, beseitigt und in besondere dazu bestimmte dunkle Ecken des Lasters eingedämmt wird. Ich möchte die Beweisführung des Verfassers noch dahin erweitern, daß ich sage, die Verführung für die unreife männliche Jugend ist bei den Bordellen eine viel geringere, als bei den überall herumlungernden einzelnen Dirnen. Es mag allerdings in Einzelfällen vorkommen, daß im Kreise angeheiterter Genossen ein unschuldiger Jüngling mitgeschleppt wird und so der Verführung anheimfällt, im Allgemeinen aber gehört bereits ein gewisser Grad sittlicher Versumpftheit dazu, um überhaupt ein Bordell zu besuchen, und vollends wird es bei Unerfahrenen wohl kaum vorkommen, daß sie sich allein in diese Lasterhöhlen wagen. Man übersehe auch ferner nicht, daß eine jugendliche Phantasie in dem Verhältnis zur Einzeldirne noch immer etwas Idealisches sehen mag und somit die Sache vor sich selbst beschönigt, während angesichts des rein geschäftsmäßigen Betriebes eines Bordells auch für den Phantasiereichsten jede Selbsttäuschung aufhört. Dem Besuche eines Bordells muß im Allgemeinen die Absicht zur That vorausgehen, während die vagabondierende Dirne leicht erst die Ursache zur Entschlußfassung werden kann.

Es ist auch richtig, daß durch die Bordelle das Zuhältertum ziemlich überflüssig, ja unmöglich gemacht wird, wenn es erreichbar ist, neben den Bordellen alle private Prostitution, soweit sie zur Kenntnis der polizeilichen Organe kommt, zu unterdrücken. Aber dies alles ist nur ein Eindämmen des Stromes, der damit um so höher anschwillt, keine Ableitung desselben.

Sollte denn eine weitgehendere Lösung dieser Frage nicht möglich sein?

Freilich nicht durch einen Federstrich des Gesetzgebers oder der Polizei, nicht in Tagen oder Monaten, kaum in Jahren, wohl aber in einem Menschenalter, und zwar müßten sich die Bestrebungen nach zwei Seiten richten, einmal auf Heranbildung einer andern sittlichen Anschauung der männlichen Jugend, zweitens auf eine andere Gestaltung des Schicksals der gefallenen Mädchen.

Es bedarf keiner weiteren Darlegungen, daß wir heute zwei Arten von Sittencodex in Bezug auf das Geschlechtsleben haben, einen viel zu laxen für die Männer und

einen ebensoviel zu strengen für die Frauen. Die Prostitution ist aber unbekämpfbar, so lange die männliche Jugend in dem Verkehr mit diesen Geschöpfen eine Ehre sieht, so lange es für einen Ruhm gilt, zu möglichst viel dergleichen Damen oder solchen, die auf dem Wege sind, es zu werden, in Beziehung zu stehen oder gestanden zu haben. Die Ursache dieser traurigen Erscheinung, deren unheilvolle Folgen sich in dem immer tiefer untergrabenen Gesundheitszustand des Volkes, in der stetig zunehmenden Durchseuchung der Menschheit dokumentieren, sehe ich erstens in dem Verheimlichungs- und Verdunklungssystem der Erziehung unserer Jugend, zweitens in überkommenen, aus dem Zeitalter der Sklaverei stammenden Anschauungen und drittens in den traurigen sozialen Verhältnissen der Gegenwart.

Im Entwicklungsstadium, wo die Triebe zu erwachen beginnen, wird der Jugend keine ernste, sittliche Erklärung über gewisse Naturgesetze gegeben, sondern sie muß sich dieselbe selbst suchen und findet sie in schlechten oder mißverstandenen Büchern und dem unsittlichen Beispiel einer bereits auf gleiche Weise verderbten Jugend. So bekommt alles Unsittliche für sie einen gewissen romantischen Anhauch, der sie der Verführung in die Arme treibt. Zudem wird von den jungen Leuten in diesem Alter in Folge einer noch aus den Zeiten der Sklaverei übriggebliebenen Anschauung das Weib, und namentlich das ungebildete oder gesellschaftlich tieferstehende Weib, als ein Wesen niederer Art betrachtet, das nur zur Befriedigung gewisser Lüste da ist, das aber keinen Anspruch auf irgend welche Rücksichten machen kann, und endlich kommen die ungünstigen sozialen Verhältnisse hierzu, die es namentlich dem sogenannten gebildeten Proletariat a priori unmöglich machen, der monogamischen Natur des Menschen gerecht zu werden, da diesen Leuten die materiellen Mittel fehlen, Weib und Kind zu ernähren. Die völlige Ausrottung und Beseitigung aller Prostitution wäre demnach erst nach Hinwegräumung dieses letzten Grundes, also nach einer ganz ungeheueren Verbesserung der sozialen Zustände möglich; aber es wäre immerhin schon sehr viel gewonnen, wenn durch eine aufklärende Erziehung der Jugend, durch eine ernste, sittliche Einführung in die Geheimnisse des Geschlechtslebens eine andere Auffassung über die Geschlechtsausschweifungen auch bei der männlichen Jugend erzeugt würde, wenn jene zeitungemäße, rohe Auffassung von dem weiblichen Geschlecht, die im Weibe nur ein Wild sieht, dessen sittliche Erlegung Ruhm und Ansehen verschafft, beseitigt und unmöglich gemacht werden würde, wenn wenigstens die sogenannte gute Gesellschaft nicht nur dem Schein nach, sondern in Wahrheit nach Sittlichkeit streben, und der Verführer bei seinen Altersgenossen nicht mehr in der Rolle des Helden, sondern in der Schande des sittlichen Verbrechers erscheinen würde.

Noch wichtiger ist die Umgestaltung derjenigen Ursachen, welche die Mädchen der Prostitution in die Arme treiben. Hier spielt das Schicksal der Gefallenen eine große Rolle. Während dem jungen Manne geschlechtliche Ausschweifungen eher Ruhm als Unehre einbringen und er dieselben geradezu als eine Art Sport betreiben darf, wird der geringste Fehltritt der weiblichen Jugend, mag er selbst die Folge einer mit raffinierten Kunstmitteln durchgeführten Verführung oder tiefster, innigster Herzensneigung — also eine durchaus sittliche That — sein, mit solcher Schärfe geahndet, daß die Unglückliche von nun an ihr ganzes Leben gleichsam wie eine Ehrlose betrachtet wird — wenn nicht ein sehr beträchtlicher Geldsack seinen vergoldenden Glanz über sie wirft. — Geht diese ungerechte Auffassung doch so weit, daß das Weib selbst in dem Manne die Unsittlichkeit bewundert, während es seine Geschlechtsgenossin um eines geschlechtlichen Fehltritts wegen verachtet.

Auch Dr. X. in seiner Broschüre hebt

hervor: „Von den Prostituierten hat die Eine ein Fehltritt aus wirklicher Liebe, die Andere die Treulosigkeit des Geliebten, wieder Andere der pure Leichtsinn und die Sucht nach eitlem Flitterwerk (dies sind die wenigsten!), und viele der nackte Hunger auf die abschüssige Bahn gebracht. Überall hat die Verführung die Hand im Werke gehabt, und einmal gefallen, ist es mit ihnen von Stufe zu Stufe gegangen, bis sie ihren Körper ganz und gar zum Werkzeug des Erwerbes herabwürdigten."

Zuerst und vor Allem ermögliche man es den mittellosen Mädchen, daß sie von ihrer Hände Arbeit ehrlich und anständig leben können, daß sie nicht durch den Hunger gezwungen werden, ihren Körper zu einem Erwerbsmittel zu machen, man eröffne dem Frauenerwerb neue Gebiete und zahle für Frauenarbeit Löhne, die ein Durchkommen denkbar erscheinen lassen, auch gewähre man den Frauen die Möglichkeit zur Erwerbung einer höheren Bildung, dann wird ein großer, großer Teil vor diesem schreckichsten Lose bewahrt bleiben. Ferner trete man der Gefallenen anders gegenüber, man behandle sie nicht wie eine Verbrecherin, wie eine aus der Gesellschaft Ausgestoßene, sondern als das, was sie in den allermeisten Fällen ist, als eine Unglückliche, die schon durch ihre verlassene Lage der Unterstützung bedürftig und würdig ist. Man biete ihr die Hand und mache es ihr möglich, sich wieder die volle Achtung der Welt durch ehrliche Arbeit zurückzuerwerben. Auch der Tiefgesunkenen komme man in dieser Beziehung hilfreich entgegen, wenn sie nur im geringsten Neigung zur Umkehr verrät, und erleichtere ihr den Beginn eines neuen anständigen Lebens. Ich denke dabei bei Leibe nicht an „Häuser für gefallene Mädchen" oder ähnliche Einrichtungen von mehr als zweifelhaftem Nutzen, welche durch ihre bloße Aufnahme der Unglücklichen sofort gleichsam ein Kainsmal auf die Stirn drücken und in denen sie durch pfäffischen oder moralisierenden Hochmut seelisch gebrochen werden, sondern an eine freie Wiederaufnahme in die bürgerliche Gesellschaft, an die Arbeit mit und neben andern anständigen Mädchen. Man thut so viel für entlassene Sträflinge, warum so wenig oder so ungenügendes für gefallene Mädchen oder Dirnen, welche sich vor dem Schlamme bewahren oder aus ihm heraustreten möchten.

Wenn auch hierin Wandel geschaffen würde, dann blieben als Opfer der Prostitution nur verhältnismäßig wenige arbeitsscheue und putzsüchtige Geschöpfe und jene Unglücklichen, die bereits als halbe Kinder durch ihre Eltern oder Erzieher auf die Bahn des Lasters hinausgetrieben werden, übrig, also die Opfer einer mangelhaften schlechten oder geradezu mißleitenden Erziehung. Das wären gegen heute immerhin ideale Zustände, welche sich mit jeder Besserung der allgemeinen sozialen Verhältnisse noch weiter vervollkommnen lassen würden. E. Brausewetter.

Das Unrecht des Stärkeren in der Frauenfrage. Ein Beitrag zur Sozialpolitik und Sozialethik von Dr. Machetes. (Leipzig. Karl Naumburg.)

Der Verfasser, dessen Anschauungen mit denen Bebels über die Stellung der Frau in der Gesellschaft der Zukunft ziemlich übereinstimmen, — er behauptet aber, daß seine Schrift bereits vor der Neubearbeitung des Bebelschen Buches verfaßt sei — geht von der Auffassung aus, daß „beide Geschlechter, das männliche wie das weibliche, mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten in diese Welt hineingeboren werden," und daher keines dem andern seine Rolle vorschreiben dürfe. Diesem Standpunkt der gleichen Rechte und Pflichten entspräche von allen Formen der Ehe einzig die Monogamie, und daher sei diese die einzig berechtigte Geschlechtsgemeinschaft. Im übrigen bestreitet der Verfasser aber, daß es die „Bestimmung des Weibes sei, Gattin und Mutter zu werden" und sucht hierfür den Beweis zu

erbringen. Das heutige Weib hätte überhaupt keinen Beruf, daher sei es geistig unfrei und bleibe ihm nichts anderes als die Zuflucht der Ehe übrig. Sobald aber dem Weibe eine gleiche Bildung zu teil würde, wie dem Manne, sobald es lernen würde, zu arbeiten und einen wirklichen Beruf ausfüllen könnte, würden auch alle die Eigenschaften verschwinden, auf welche sich heute die Behauptung von der Inferiorität des Weibes stütze. Allerdings leuguet der Autor nicht, daß „die Sexualität mit der fortschreitenden Entwickelung der geistigen Kraft abnimmt," aber, fragt er, „muß nicht mit der Erreichung ihres höchsten Zieles das Aussterben der Menschheit Hand in Hand gehen? Hat denn, wenn der Sieg des Geistes über die Natur vollendet ist, die Menschheit noch einen Grund ihres Daseins?" Damit begiebt sich der Verfasser aber bereits in Widerspruch mit seinen eigenen Deduktionen, da er im Anfang der Broschüre gesagt hat: „Die Selbstliebe und der Selbsterhaltungstrieb sind die stärksten Kräfte im Menschen. Zwar bewahren sie ihn nicht vor dem Tode, aber sie sichern ihm eine Fortdauer nach demselben. Denn in seinen Kindern erhält sich der Mensch, er, der selbst vergänglich ist, in ihnen liebt er sich." Die schöne, naturwissenschaftlich bestehende Idee vom „ewigen Leben".

Wie sich hier aber bereits zeigt, zu welchen inneren Widersprüchen jede Übertreibung und Einseitigkeit führt, so ließe sich dies auch aus zahlreichen anderen Deduktionen des Autors nachweisen. Es würde mich das aber zu weit führen. — Ja, es ist ein unbedingtes Recht der Frau, zu verlangen, daß ihr die Möglichkeit geboten werde, sich selbst nicht nur zu ernähren, sondern auch ein wirklich menschliches Dasein zu schaffen, es ist ein schmachvoller, aller „Civilisation" hohnsprechender Zustand, daß die Mädchen nur zur Männerjagd herangezogen werden, es ist der furchtbarste Beweis für die Unhaltbarkeit und Erbärmlichkeit unserer heutigen sozialen Zustände, daß den Frauen eine Bestimmung zugewiesen wird, die ein gewaltiger Prozentsatz derselben überhaupt nicht in die Lage kommt zu erfüllen und ein anderer nicht geringerer, nur durch seine Prostituierung, sei es in oder außer der Ehe, zu erfüllen vermag. — Aber das Alles beweist noch nicht, daß die letzte und höchste Bestimmung des Weibes nicht doch die ist, — Mutter zu sein. Gewiß, es wäre ein idealer Zustand, wenn den Frauen alle Berufszweige offen ständen, wenn sie mit und neben dem Manne für die höchsten Ideale der Menschheit ebenso ringen dürften wie er; aber das gilt nur für die kinderlosen. Sobald die Frau ein Kind hat, wurde ihr ein höherer Beruf zu teil, als jeder andere, die Erziehung dieses ihres Kindes. Je mehr sie durch ihre geistige Entwickelung und Bildung dazu auch in intellektueller Beziehung imstande ist, um so besser für das Kind, um so besser für den geistigen Fortschritt der Menschheit.

Daß aber eine Mutter neben diesem ihrem höchsten Berufe noch einen andern — und beide voll und ganz — sollte erfüllen können, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Niemand kann zween Herren dienen, ist ein altes wahres Wort. Woher stammt die mangelhafte Erziehung der heutigen Jugend anders, als daher, daß die Väter durch die Erfüllung ihres Berufes davon abgehalten werden, sich um die Erziehung der Kinder zu kümmern, und daß die Mütter infolge ihrer oberflächlichen und ungenügenden Bildung garnicht zu einer gedeihlichen Erziehung der Kinder imstande sind. Darum mehr Bildung für die Mädchen, meinetwegen gleiche aber bessere (!) Bildung als die der heutigen männlichen Jugend, damit sie als Erwachsene imstande sind, selbständig dazustehen, und falls sie den passenden Gatten finden, wirkliche Erzieherinnen ihrer Kinder zu werden. Die verheiratete Frau, namentlich die Mutter, bedarf keines anderen Berufes und ich bestreite, daß sie bei einer gründlichen Erziehung ihrer

Kinder dafür auch noch Zeit hätte. In den ersten Jahren bedarf das Kind doch unbestreitbar der ständigen Wartung und Pflege, und wenn ihm die heute aus Not vielfach nicht zu teil werden kann, so ist das doch kein idealer Zustand. Die Kinder aber etwa in einer Art von Krippen, Kindergärten ꝛc. versorgen lassen, hieße die Mutter ihres höchsten, idealsten Rechtes berauben, Mutter zu sein. Diese Bestimmung stände auch im Widerspruch mit den Ansichten des Dr. Machetes, da er sagt: „Eine allgemeine Erziehung von staatswegen ist darum verwerflich, weil sie nur schematisch, nicht individuell sein kann." Und es wäre durchaus kein idealer Staat, der von den Müttern noch mehr verlangen müßte, als ihm treffliche Kinder zu erziehen.

Die Famitie ist möglich, wenn die Frau einem Berufe nachgehen muß, aber private Erziehung ist nicht möglich, wenn es die Mutter muß.

Da ich diese Broschüre in einer Kunstzeitschrift bespreche, so muß ich zum Schluß noch die pyramidalen Ansichten des Dr. Machetes über Kunst festnageln: „Die Musik klagt Tolstoi an. Gewiß, auch sie kann der Mensch prostituieren. Mehr noch gilt es von der Dichtkunst. Am schädlichsten aber wirken Malerei und Bildhauerei; denn sie stellen das blanke Fleisch vor Augen. (Schrecklich!?)

„Ich gestehe, daß ich mich ärgere, wenn ich über dem Berliner Museum den Satz lese: Artem non odit nisi ignarus und nicht weit davon die jedes unverdorbene Gemüt beleidigende Schloßbrücke erblicke." Hier verrät der Autor, daß er für Schönheit keine Spur von Verständnis hat. Darum ist er auch solch ein Gegner alles Nackten, da er dessen Schönheit nicht begreift. Dr. Machetes übersieht, daß Verhüllung nichts mit Sittsamkeit zu thun hat, daß wahre Sittlichkeit und Keuschheit bei völliger Nacktheit bestehen können, wie vielfach das Beispiel des griechischen Volkes beweist. Gerade die Verhüllungssucht ist ein Beweis für eine wenig gefestigte Sittlichkeit. Auch sie ist ein Zeichen einer seelischen und geistigen Unfreiheit. Gerade das „unverdorbene" Gemüt findet nichts Anstößiges in der Nacktheit, wie glücklicherweise noch heute die Kinder, noch heute die naiven Völker des Südens beweisen. Es ist im Gegenteil ein Zeichen von Verdorbenheit, wenn einer bei gewissen Entblößungen sofort an Sinnliches denkt. Darf man sich bei solchen Anschauungen in radikalen Kreisen wundern, daß der deutsche Staat sich berufen fühlt, die Darstellung alles Nackten zu bekämpfen? denn darauf läuft das neue Sittlichkeitsgesetz hinaus. Darf man sich angesichts solcher böotischen Aussprüche wundern, wenn die Gegner behaupten, der sozialdemokratische Staat werde im Materialismus aufgehen und allen Schönheitsbestrebungen feindlich gegenüberstehen?

E. Brausewetter.

Litteraturgeschichte.

Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens von Hermann Fischer. Tübingen 1891. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Schon ihrem Stoffe nach können die hier vereinigten Aufsätze ein allgemeines Interesse nicht beanspruchen. Georg Rudolph Weckerlin, Friedrich Hang, Friedrich Notter — sie haben doch schließlich so wenig Bedeutung, daß man Schwabe sein muß, um sich für sie zu erwärmen. Aber auch die Abhandlungen über Uhland und Vörcke sind nichts als „Beiträge", gute und brave Beiträge, die man am liebsten in größerem Zusammenhange verarbeitet sähe. Das Interessanteste am ganzen Buche sind die Mitteilungen über „Vörcke, Ludwig Bauer und Waiblinger"; denn hier sind ein paar Jugendbriefe Vörckes abgedruckt, die ihn in seiner ganzen liebenswürdigen Eigenart zeigen, besonders einer, der letzte. Der Vortrag des Verfassers ist etwas trocken, stellenweise — z. B zu Anfang des ersten Aufsatzes — geradezu hölzern; aber immer

hat man das Gefühl, daß der Verfasser an seinen Stoff mit warmem Interesse herantritt. Drum ist auch jedes Wort schlicht und einfach, nicht „geistreich“. Und gerade das wird man jetzt wieder schätzen lernen, wo Erich Schmidt eine Lessingbiographie zu Markte bringt, die an öder hohler Geistreichelei das Menschenmögliche leistet. G. M.

Henrie Ibsen. Ein Essay von Dr. Theodor Odinger (Zürich). (Kleine Studien. Wissenswertes aus allen Lebensgebieten. Herausgegeben von J. Bacmeister. Heft 2. Erfurt. Bodo Bacmeister. 20 Pfg.

Wieder eine Schrift über Ibsen, in der sich das übliche Mißverständnis der Identifizierung des Dichters und seines Helden findet, wenn der Verfasser wieder mit dem schon so oft widerlegten Ausspruch kommt, daß in der „Wildente“ Ibsens Wahrheitsdrang zur „Wahrheitsmanie“ werde. Der Dichter zeigt hier gerade im Gegenteil, wie die „ideale Forderung“ gegenüber simpeln Alltagsmenschen und kleinlichen Phrasenhelden angewandt (Hjalmar Ekdal einen „ideal angelegten Mann“ zu nennen, verrät wohl ein seltsames Verkennen der Intentionen) zur tragischen Schuld führen kann. Wann wird endlich der eigenartige Dualismus in der „Wildente“ begriffen werden, gemäß dem sie in Bezug auf Gregers und seine ideale Forderung eine Tragödie, in Bezug auf Hjalmar Ekdal ein Lustspiel ist, denn von einem „furchtbaren Bruder“ in der Ekdalschen Familie, von dem Herr Dr. Odinger phantasierte, ist gar keine Rede. Der Verfasser scheint die Worte Dr. Rellings gar nicht gelesen zu haben.

Im übrigen sei anerkannt, daß auf dem Raum von 15 Seiten eine Würdigung Ibsens auch unmöglich ist und der Verfasser über unbewiesene Behauptungen und abgerissene Bemerkungen nicht hinauskommen konnte.

C. Brausewetter.

Kunstwissenschaftliches.

Kunststudien von C Hasse. Drittes Heft. 4. Die Verklärung Christi von Rafael. Breslau, Verlag von C. T. Wiskott. 1889.

Der Verfasser giebt von den einzelnen Personen des Gemäldes eine von der bisherigen zuweilen abweichende Deutung und versucht vor allem den Grundgedanken des Werkes schärfer als bisher hervorzuheben. Der Grundgedanke sei: Nur im Glauben an den einigen Gott ist das Heil. Ich gestehe, daß ich hiernach so klug bin wie zuvor; nach wie vor kann ich zwischen dem unteren und oberen Teile des Gemäldes keinen rechten Zusammenhang finden. Der Vortrag des Verfassers könnte gern etwas frischer, anschaulicher sein. Eine Unterscheidung wie die, daß Johannes wie vom Blitzstrahl niedergesunken sei, daß Jakobus vollkommen überwältigt, aber doch der verklärten Gestalt des Erlösers ferner erscheine als Johannes, daß endlich den Petrus der göttliche Glanz überwältige, vollkommner wie Johannes, aber weniger vollkommen wie Jakobus — sie sind ja nicht falsch, aber auch so wenig treffend wie möglich. Es fehlt dem ganzen Buche die lebendig nachschaffende Betrachtung. Die beigegebene Tafel in Lichtdruck ist gut. Snorre.

Vorträge über Plastik, Mimik und Drama. Von Wilhelm Henke, Professor der Akademie in Tübingen. Mit vierzig Bildern im Text. Rostock, Wilh. Werthers Verlag. 1892. Mk. 6,50.

Der Verfasser dieses Buches ist kein trockener Fachgelehrter. Er macht sich auch über Kunst und Litteratur seine Gedanken. Das ist löblich und gut; daß er aber das Zeug drucken läßt, das ist ihm nur halbwegs zu verzeihen, weil er seine Ansichten ohne Prätension vorträgt. Denn es ist schwer, über das Buch ruhig zu urteilen, sobald sich der Verfasser mit einer „Anatomie der Tragödie“ (so etwa Freytags Niveau) abgiebt oder seine Gedanken über „Zwei Arten von Stil in der Kunst der Mimik“

breitſpurig auseinanderſetzt. Zum aus der Haut fahren iſt es, wenn H. ſeine kritiſchen Gedanken in Verſe formt. Ein paar Proben von dieſem Tabak:

„Am meiſten aber war ich doch geſpannt,
(Ich hatt' es ſchon gehört von andern Leuten)
Wie ſich in unſrer Hauptſtadt jetzt ermannt (!)
Die Kunſt der Bretter, die die Welt bedeuten."

Oder:

Ihr Thun wird immer wilder und erboſter,
Die ſchlimmſten Menſchen kommen obenauf,
Cornwall und Goneril und der Baſtard Gloſter.

Tröſtlich iſt, was der Verfaſſer im Herbſt 1885 im Deutſchen Theater zu Berlin erkannt hat und nun freudig der Welt verkündet:

Ein Anfang deutſcher Schauſpielkunſt iſt da.
Die Kräfte dieſer neuen Bühne bürgen's;
Voran ein ſolches Weib Cordelia
Die Dame aber nennt ſich Anna Jürgens.

Jawohl, eine neue Kunſt iſt aufgekommen, und neue Kräfte. Aber die Jungen, die ja nicht ſonderlich zahm ſind, ſie ſind an den alten Herren, die leidenlahme Gedanken über die Kunſt mit komiſcher Grandezza vortragen, längſt vorübergeeilt — und zum Zurückſehn iſt noch keine Zeit —. Hans Morſ.

Boſſongs kunſttechniſche Bibliothek für Dilettanten. Band IV, Schule der Öl-Malerei von H. Bouſſier; Band V, Lehre der maleriſchen Perſpektive von demſelben. Wiesbaden. Verlag von J. Boſſong.

Beide Werke werden bei Dilettanten und ſolchen, die Luſt zu dieſem ſchauderhaften Berufe haben, lebhaften Anklang finden. Dem vierten Bande iſt eine alphabetiſch geordnete Erklärung techniſcher Ausdrücke beigegeben, wobei nur ein bischen zu viel erklärt wird, z. B.: häßlich. Leider fehlt: dilettantiſch A. E.

Das Urbild des Menſchen von Charles Rochet, ins Deutſche übertragen von Heinrich Fuß. (Wien, Spielhagen & Schurich.)

Ein vortreffliches Werkchen, das in kurzen und knappen Zügen die Größenverhältniſſe der einzelnen Teile des menſchlichen Körpers zu einander behandelt und durch einfache ſchematiſche Zeichnungen veranſchaulicht. Für Künſtler iſt das Büchlein ſehr empfehlenswert zu praktiſchen Entwurfsübungen, ebenſo aber iſt es auch für den Laien hochintereſſant, da es nicht wenig zur Bildung des Auges beitragen kann, die heute bei den meiſten Leuten ſehr im Argen liegt. M—n.

Philoſophie.

Hans Schmidkunz, der Verfaſſer der „Pſychologie der Suggeſtion", giebt gemeinfaßliche Flugſchriften „Gegen den Materialismus" heraus. (Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe.) — Von den drei bis jetzt vorliegenden Heften iſt namentlich das zweite bemerkenswert: „Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt" von Guſtav Buhr, bevorwortet von Prof. Dr. Theobald Ziegler in Straßburg. Buhr iſt Weißgerbergeſelle in einer Lederfabrik zu Durlach in Baden. Er hat einen hellen Kopf und ein tiefes, reines Gemüt. Wie er denkt und ſeine Feder führt, eine Probe: „Der Zuſtand des Wohlergehens iſt dann gegeben, wenn der Menſch das, was er braucht, an ſich bringen kann, und wenn er das, was ſein Geiſt nicht braucht, von ſich weiſen kann." Wenn unſere Orthodoxen, Schulpedanten und Parteifanatiker zu belehren wären, würden wir ſie an dieſen Arbeiter weiſen. Aber da iſt der lieben Müh' umſonſt. — Sehr viel Gutes enthält auch das dritte Heft: „Der Materialismus in der Litteratur" von Ola Hanſſon, obwohl der Verfaſſer ſich nicht ſelten in ſelbſtgefälliger Klugſchwätzerei vergißt und den unkritiſchen Leſer mehr mit Phraſen blendet, als mit wirklichen Gedanken erhellt. Hanſſon hat oft eine aufdringliche Manier des Alles-beſſerwiſſens, die gegen ihn einnimmt. Wahrer Reichtum prunkt und klappert nicht. — Schwach iſt das erſte Heft: „Materialismus und Äſthetik" von Moritz Karriere. Billige Katheder-weisheit, langweilig vorgetragen. M. G. C.

Digitized by Google

Über Erziehung, Bildung und Volksintereſſe in Deutſchland und England. Von Dr. M. M. Arnold Schröer. Dresden N., Oskar Domm, 1891. — Dieſe ſechs Vorträge enthalten manchen guten Gedanken und manche freie Beobachtung, doch hindert den Verfaſſer bisweilen ſein im religiöſen Weſen noch org befangener Sinn, die rechten Folgerungen aus ſeinen Vorderſätzen zu ziehen. Wenn der Verfaſſer z B. vom heutigen Engländer ſagt, daß er mit der ganzen Wucht einer ehrlichen, ſittlichen Überzeugung auf ſeinem proteſtantiſchen Chriſtentum fuße, ſo werden die frommen Auguren jenſeits des Kanals für den leichtgläubigen Deutſchen nur ein mitleidiges Lächeln haben. —r.

Arthur Schopenhauers ſämtliche Werke. Sechs Bände. In 45 Lieferungen zu 40 Pf. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1891. — Unter allen Schopenhauerausgaben die beſte! Vor der Reklamſchen Volksausgabe, die übrigens von keinem Geringeren als Grieſebach geſichtet und geordnet iſt, hat ſie die ſchönere Ausſtattung, das beſſere Papier und den größeren Druck (freilich auch den höheren Preis) voraus; unter allen übrigen Neudrucken des Philoſophen aber, die oft von ganz Unberufenen kaſtriert und verſtümmelt und durch ſogenannte Erläuterungen verunziert wurden, nimmt ſie ſchon darum die erſte Stelle ein, weil ein Mann, der ſich, wie kein zweiter in Deutſchland, in die Schopenhauerſche Gedankenwelt hineingelebt hat, weil Julius Frauenſtädt ſich der Verlagshandlung zu dieſer Arbeit zur Verfügung ſtellte. Wir dürfen alſo erwarten, daß wir hier den ganzen, unverſtümmelten Schopenhauer erhalten werden. In Anbetracht der ſchönen Ausſtattung, die das Buch zur Zierde jeder Bibliothek macht, iſt übrigens der Preis erſtaunlich billig. —r.

Das Problem der Ethik in der Gegenwart. Ein Beitrag zur Löſung desſelben von Hans Gallwitz. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1891. — Der Titel trügt. Oder nein, doch nicht. Denn hinter dem Namen des Verfaſſers ſteht kleingedruckt „Stadtpfarrer und komm. Superintendent in Sigmaringen.“ Wir wiſſen alſo, daß wir in dem Buch keine Philoſophie, ſondern nur mit philoſophiſchem Wortkram verſchnörkelte Theologie zu ſuchen haben. Der Herr Stadtpfarrer macht es wie die mittelalterlichen Scholaſtiker; er glaubt zuerſt und giebt ſich dann alle Mühe, für ſeinen Glauben ſpitzfindige Beweiſe zu drehen. „Der chriſtliche Glaube,“ ſagt er in der Vorrede, „nimmt ſeinen Urſprung von einer geſchichtlichen Perſon, welche mit dem Anſpruch aufgetreten iſt, den Inbegriff der Wahrheit in ſich zu beſchließen, und findet ſeine Erneuerung und Stärkung immer nur durch Zurückgehen auf dieſe konkrete Perſönlichkeit. Damit iſt der philoſophiſchen Forſchung das Rätſel aufgegeben: Wie kann das Allgemeine im Beſondern, das Abſolute in dem geſchichtlich Konkreten, das Göttliche im Menſchlichen vorhanden ſein?“ Schon dieſe Fragеſtellung, die ganz unvermittelt das „Göttliche“ hineinſchmuggelt und ohne weiteres mit dem Allgemeinen und Abſoluten identifiziert, kennzeichnet den Scholaſtiker zur Genüge. Daß die Antwort nicht anders als „Jeſus Chriſtus“ lauten darf, verſteht ſich von ſelbſt. Die alten Scholaſtiker nannten dieſe Art der Beweisführung circulus vitiosus! Edgar Steiger.

Theaterlitteratur.

Die Theaterlitteratur ſchwillt wieder mächtig an. Berlin allein bringt zwei neue Bühnenzeitſchriften: „Das Theater. Wochenſchrift für dramat. Kunſt u. ſ. w.“, redigiert von Moritz Schleſinger, verlegt von Kühling & Güttner. — „Allgemeine Theater-Revue für Bühne und Welt,“ herausgegeben von Max Henze, verlegt von Fried & Comp. Eine illuſtrierte Halbmonatsſchrift. Die

Probenummern beider Blätter machen textlich einen guten Eindruck. Die Illustrationen sind konventionell, die Titelbilder entsetzlich geschmacklos. Ein drittes Unternehmen kündigt die Eckstein'sche Verlagsanstalt an: „Die Deutsche Bühne in Wort und Bild." Außerdem hat Dr. Karl Biesendahl bei Cassirer & Danziger in Berlin ein „Deutsches Theaterjahrbuch" erscheinen lassen. Dasselbe ist sehr zweckmäßig angelegt. Wenn es einem wirklichen Bedürfnisse entspricht, wird es in dieser klugen Anordnung und Ausstattung seinen Weg machen, daran ist nicht zu zweifeln. Soll es aber wirklich von Nutzen sein, muß sich der Herausgeber sorgfältig hüten, Parteimacherei zu treiben. Es ist höchst merkwürdig, daß in dem vorliegenden Jahrgang das Verzeichnis dramatischer Autoren die unbedeutendsten Bühnenschriftsteller berücksichtigt, während es Namen wie Gerhart Hauptmann, Arno Holz, Hermann Bahr, Max Halbe, Franz Held, Julius Brand, Konrad Alberti einfach totschweigt! Was soll das heißen? Hat Herr Dr. Biesendahl von diesen Autoren nie etwas gehört? Das ist doch sicher nicht anzunehmen. Wenn irgend jemand, so gehören sie zu den „deutschen Dramatikern der Gegenwart". Um gefälligen Aufschluß wird gebeten.

M. G. C.

Vermischte Schriften.

Auf Schneeschuhen. Wiederholt schon haben wir der kühnen Grönlandreise des Norwegers Dr. Fridtjof Nansen gedacht. In ebenso eingehender wie fesselnder Weise hat der Forscher selbst seine Expedition unter dem Titel „Auf Schneeschuhen durch Grönland" geschildert. Das in deutscher Übersetzung lieferungsweise veröffentlichte Werk, welches mit mehreren Karten und vielen Abbildungen versehen und von der bekannten Hamburger Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F.) Richter in jeder Weise würdig ausgestattet ist, liegt jetzt vollständig vor uns. Für Fachleute, Ethnologen wie Geographen, von hohem wissenschaftlichen Werte, bietet dasselbe auch für die Kreise des großen Publikums, dank Nansens anschaulicher, mit drastischem Humor gewürzter Schilderung ungewöhnlich viel Anziehendes. Zur Probe teilen wir aus dem Werke einige bisher noch unbekannte Einzelheiten mit.

Während die Expedition noch an der Ostküste von Grönland nordwärts ruderte, um einen passenden Landungsplatz zu finden, traf sie, wie wir schon früher erwähnten, ein großes Lager von Eskimos an, von denen die Reisenden sehr gastfreundlich aufgenommen wurden. In ihren Zelten freilich vermischten sich Thrangeruch und Dämpfe der verschiedensten Art in einer zunächst sehr störenden Weise, doch gewöhnte man sich daran bald ebenso, wie an den Anblick der vielen nackten Körper. Die Eskimos trugen nämlich innerhalb ihrer vier Zeltwände nur ihr „nâtit", d. h. Hausgewand, ein, besonders bei den Frauen, sehr schmales Band um die Lenden, das aber genügte, um in natürlichster Weise gegenseitig verkehren zu dürfen — ähnlich wie es in Alaska, in Birma oder bei den Kaffern der Fall ist. Jeder Mann an der Ostküste hält sich — vorausgesetzt, daß er ein guter Seehundsfänger ist und sich deshalb diesen Luxus gestatten darf — zwei Frauen, mit denen er sich fast immer gut verträgt. Die Eheleute küssen sich sogar, allerdings nicht nach Art der Europäer, sondern der Kamtschadalen, indem sie ihre Nasen aneinander reiben. Eheliche Streitigkeiten kommen zwar zuweilen vor, werden aber meistens rasch dadurch geschlichtet, daß die Frau eine Tracht Prügel oder einen Messerstich in Arm oder Bein erhält, worauf das Verhältnis der Gatten wieder höchst zärtlich wird. Nur in den seltensten Fällen ist umgekehrt der Mann derjenige, welcher die Schläge empfängt. Selbst das Waschen gehört hier nicht gerade, wenigstens bei

den jungen Damen, zu den Seltenheiten. Allerdings geſchieht es nur mit Urin, der in altem Zuſtande fettauflöſend wirkt und als Parfüm, Haarwaſſer und Waſchwaſſer ſowie nebenbei auch zum Zubereiten von Fellen benutzt wird. Trotz alledem gewöhnt man ſich bald an dieſe Leute, in deren Thun „etwas angenehm Berührendes, Natürliches und Echtes“ liegt, und Nanſen findet ſie ſogar teilweiſe ſchön. Die Frauen binden das Haar am Hinterkopf in einem Knoten auf, der mit einem Stück Fell umwickelt wird und ſoweit wie möglich ſteif abſtehen muß. Um dies zu erreichen, ziehen beſonders die jungen, unverheirateten Damen das Haar ſo ſtramm aus Stirn und Schläfen, daß es zuletzt ausfällt und ſie ſehr frühzeitig kahl werden.

Nicht wenig wunderte ſich Nanſen als er ſah, wie zwei junge Mädchen eine große Möve aus einem Kochtopf zogen, jedes an einem Ende anbiſſen und, vor Wohlbehagen lachend, gemütlich verzehrten, obgleich der größte Teil der Federn noch an dem Vogel ſaß. Indeſſen ſollte es nicht lange dauern, und er ſelbſt war annähernd auf demſelben Standpunkte angelangt. Schon während der erſten Tage der Eiswanderung wurden die noch an der Oſtküſte geſchoſſenen Vögel mit den Fingern aus der Brühe geholt und mit Zähnen und Finger zerlegt. Bald hörte aber auch der letzte Vorrat von friſchem Fleiſch auf, und es dauerte nicht lange, ſo wurden ſelbſt die kleinſten Reſte der Konſerven heißhungerig verzehrt. Eines Tages fiel eine Blechdoſe um, in welcher gerade Bohnenwurſt mit Schnee gekocht wurde, und die koſtbare Suppe floß mit dem brennenden Spiritus zuſammen über den Zeltboden; raſch wurde ſie durch Aufheben des Zeltes geſammelt und mit vielem Vergnügen alsdann gegeſſen. Das Gefäß, in welchem Abends Erbſenſuppe gekocht ward, reinigte der Lappe Bolto gewöhnlich mit Finger und Zunge, und wenn dann am nächſten Morgen darin wieder Chokolade oder Thee gekocht war, ſo verſpeiſte den etwa noch vorhandenen Bodenſatz der glückliche Finder mit Wohlbehagen. Heißhungerig war man aus Mangel an Fett ſtets, aber ebenſo ſehr herrſchte auch gieriges Verlangen nach Tabak, an deſſen Stelle zuletzt geteertes Tauwerk geraucht wurde.

Als endlich Nanſen und Sverdrup über den Ameralikfjord nach Godthaab ruderten, ſchoſſen ſie unterwegs ſechs Blaumöven, genoſſen dieſelben unausgenommen und glaubten, nie etwas Beſſeres gegeſſen zu haben. „Zwei Wilde“, ſo nennt Nanſen ſelbſt an dieſer Stelle ſich und ſeinen Begleiter, mit dem er ſpäter Krähenbeeren (Empetrum nigrum) ſo lange aß, bis beide ſich kaum noch rühren konnten. In Godthaab angelangt, wuſch man ſich gründlich, freilich ohne den Schmutz von Monaten auf einmal beſeitigen zu können, und legte ſich mit einem Gefühle unbeſchreiblichen Wohlbehagens am Abend in ein ordentliches, weiches Bett. Darin ſchlafen konnte Nanſen aber zunächſt nicht mehr, denn er war an ſeinen Schlafſack mit Eis als Unterlage ſchon zu ſehr gewöhnt. Gegeſſen wurde jetzt aber unaufhörlich und in furchtbaren Mengen, bis endlich der tieriſche Heißhunger geſtillt war.

Die lange Zeit, welche man ſodann noch in Weſtgrönland zubrachte, benutzte Nanſen, um „zum echten Eskimo“ zu werden. Er ſtudierte und teilte das Leben dieſes Volkes, aß ſeine Speiſen, lernte ſeine Leckerbiſſen ſchätzen, wie z. B. rohen Speck, rohe Heilbutthaut, gefrorene Krähenbeeren mit ranzigem Speck; er fuhr im Kajak aufs Meer hinaus, um Heilbutts zu fangen, deren jeder 100 — 120 Kilogramm wiegt; er wurde Seehundfänger; er ſtudierte Sprache und Sitten der Eskimos und wurde ihr liebevollſter Biograph. Seinen grundſätzlichen Standpunkt giebt er von vornherein mit der Bemerkung an, er empfinde „Trauer über ein ſinkendes Volk, das vielleicht nicht zu retten iſt, denn es iſt von dem giftigen Stachel der Kultur bereits geſtochen.“

Digitized by Google

Dieſen Standpunkt verteidigt Nanſen meiſt indirekt, aber ſehr eingehend, indem er Sitten und Eigenheiten der Grönländer, ihre Tugenden und Laſter ſchildert und den auf ſie ausgeübten Einfluß der Europäer an der Hand von Thatſachen kritiſiert. Er zeigt ſich als entſchiedener Gegner europäiſcher ſogenannter „Kultur“ und beweiſt beſpielsweiſe, daß nicht nur die Sitten der Grönländer durch die Europäer verdorben wurden, ſondern daß ihnen bei ihren eigenartigen Lebensbedingungen ſelbſt nicht die Einführung des Gewehrs zum Nutzen gereicht hat. Nanſen geht aber noch weiter. Er tadelt auch, wiederum ſich auf Thatſachen ſtützend, faſt die geſamte Miſſionswirkſamkeit als verderblich, wie überhaupt beinahe jeglichen Einfluß der Ziviliſation.

Unſeren frommen Kulturenthuſiaſten und banauſiſchen Fortſchrittsjodlern ſei das Nanſenſche Werk für ſtille Andachtsſtunden empfohlen. J. R.

Mexiko. Land und Leute. Reiſen auf neuen Wegen durch das Aztekenland. Von Ernſt von Heſſe-Wartegg. Wien und Olmütz, Ed. Hölzel. 1890. — Während früher der Mexikoreiſende mit unendlichen Schwierigkeiten, namentlich mit den äußerſt mangelhaften Verkehrsmitteln zu kämpfen hatte, wurde in den letzten Jahren von Nordamerikanern mit erſtaunlicher Schnelligkeit ein großes Eiſenbahnnetz über ganz Mexiko gezogen und ſo das Hinterland, das bisher nur durch oft vielwöchentliche Reiſen zu Pferd oder per Diligence zu erreichen war, dem allgemeinen Völkerverkehr erſchloſſen, ſo die großen Sandwüſten und Oaſen von Chihuahua und Coahuila, die Gegenden jenſeits der Sierras am Weſtabhange des Hochplateaus und endlich Yucatan. Dieſe Vorteile nutzte v. Heſſe-Wartegg in ergiebigſter Weiſe aus, um binnen wenigen Monaten das ganze Land zu bereiſen und Natur und Kultur, Volksleben und Sitte an der Quelle zu ſtudieren, und zwar noch ehe der glänzende Yankeefirniß die mexikaniſche Eigenart verwiſcht hatte. Dadurch aber wurde es dem Verfaſſer ermöglicht, uns ein Bild des geſamten mexikaniſchen Landes und ſeiner Bewohner zu geben, wie wir es in dieſer Vollſtändigkeit bisher vermißten. Die Verlagshandlung hat ihrerſeits durch ſchöne Ausſtattung des Werkes, namentlich durch reichen illuſtrativen Schmuck und Beifügung einer Generalkarte Mexikos dafür geſorgt, die Kenntnis dieſes ſo intereſſanten Landes dem Leſer in jeder Weiſe zu veranſchaulichen. —r.

Tierſtrafen und Tierprozeſſe. Von Karl v. Amira. Innsbruck. Verlag der Wagnerſchen Univerſitäts-Buchhandlung. — Dieſer Aufſatz, der zuerſt in den Mitteilungen des Inſtituts für öſterr. Geſchichtsforſchung, Band 12, erſchien, hat ein ganz hervorragendes kulturhiſtoriſches Intereſſe. Der Verfaſſer, der ein ausgebreitetes Material beherrſcht, gelangt zu dem Ergebnis, daß die Verurteilung im Tierprozeß nicht ſowohl als Verurteilung von Tieren wie als zauberiſches Bannen von Menſchen- und Dämonenſeelen aufzufaſſen iſt. Der Tierprozeß iſt Geſpenſterprozeß. Der Wert der Arbeit wird noch dadurch erhöht, daß der Verfaſſer vortrefflich und klar darzuſtellen verſteht, ſodaß ſie auch von Seiten der Form die höchſte Anerkennung verdient. H. H.

Der Gartenbau im Mittelalter und während der Periode der Renaiſſance. Von Alexander Kaufmann. Berlin, Bodo Grundmann. 1892. — In fünf Vorträgen entrollt uns der Verfaſſer ein anſchauliches Bild des mittelalterlichen Gartenbaus bis tief in die Zeit der Renaiſſance hinein. Man weiß nicht, ob man mehr über die Fülle des Materials, das der Verfaſſer zu dieſer kurzen Skizze überallher zuſammentragen mußte, oder über die klare, feſſelnde Form, in die er es zu faſſen wußte, erſtaunen ſoll.

N. N.

Digitized by Google

Pontius Pilatus. Ein Zeitbild. Von A. Schaab. Karlsruhe, Druck und Verlag von J. J. Reiff. 1892. — Eine Art historischer Erzählung. Pontius Pilatus, der schlechte Mann, ist zur Abwechslung ein Deutscher. Das Buch ist so gut und so schlecht wie andre von der Sorte.
G. M.

Wanderungen auf klassischem Boden. Zur Einführung in die Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Von Wilhelm Freund. Breslau, Leopold Freund 1891. — Anschaulichkeit — das ist es, was unserem Gymnasialunterricht fehlt. Nicht auf die lateinischen Genusregeln und die griechischen Verba auf μι kommt es an, sondern auf die lebendige Anschauung griechischen und römischen Lebens. Aber wie sollen unsre kernfrischen Jungen mit ihren durstigen Augen diesen Augendurst stillen? Unsere Gymnasiallehrer sind nichts weiter als klassische Unteroffiziere, die früher einmal als Gymnasialrekruten griechisch und lateinisch gedrillt wurden, um dereinst als Unteroffiziere neue Rekruten drillen zu können. Um so freudiger begrüße ich ein Buch wie das obige — ich hätte es beinahe Schulbuch genannt, obwohl ich weiß, daß es der deutsche Gymnasiast höchstens in seinen Freistunden wird lesen dürfen! —, ein Buch, das den jungen Altertumsfreund in Athen und Rom herumführt und auf die klassischen Ruhmesstätten von Marathon, Thermopylä, Salamis und Platää hinausgeleitet. Nur fürchte ich, der arme Schüler, der sich zu sehr in solche Lektüre vertieft, erhält von seinem Unteroffizier die Note 4 in der griechischen Grammatik.
Th. Schwelzer.

Was die Frauen wissen sollten. Das Buch einer Frau für die Frauen. Enthaltend praktische Belehrungen für Frauen und Mütter. Von Mrs. E. B. Duffey. Autorisierte Übersetzung von Emma Emmerich. München 1892. Joh. Palms Verlag. — Ein prächtiges, kluges Buch. Ohne Zimperlichkeit und Ziererei. Die Verfasserin trägt schlicht und klar vor. Man hat immer das Gefühl, daß sie auf Grund reicher Erfahrung urteilt; aber sie protzt nicht damit. Um von dem frischen Ton, in dem das Buch geschrieben ist, einen Begriff zu geben, will ich die Antwort zitieren, die die Verfasserin auf die Frage: Wann soll sich die schwangere Frau zurückziehn? giebt. „An dem Tag, meine geehrten Damen und Herren, an welchem sie nach der Hebeamme schickt, würde ich ihr raten, zuhause zu bleiben — besonders wenn sie Respekt vor einer öffentlichen Klinik hat — keinen Tag früher!“ Es wirkt wie ein erfrischendes Bad, wenn man das Buch nach den „Briefen an Deutschlands Töchter“ und ähnlichem Geschmier liest. — Die Übersetzung könnte hier und da besser sein. Man ergreift im Deutschen die Initiative, nicht die Initiation, und abscheulich klingt: „Geeignete Machart“ der Kleider. G. M.

Flora von Deutschland. Illustriertes Pflanzenbuch von Dr. Wilh. Medicus. Kaiserslautern, Aug. Gotthelds Verlagsbuchhandlung. — Ein neues Werk zum Pflanzenbestimmen, das in Lieferungen erscheint und sich weniger an die eigentlichen Botaniker als an die Liebhaber der Pflanzenkunde wendet. Letzteren sei das Werk, das mit vielen fein ausgeführten Farbendrucktafeln geschmückt ist, bestens empfohlen.
M—n.

Tana-Baringo-Rit. Mit Karl Peters zu Emin Pascha. Von Adolf v. Tiedemann. Berlin, Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung; Hermann Walther 1892. — Tiedemann hat wohl daran gethan sein Tagebuch so zu veröffentlichen, wie es im Augenblicke des Handelns niedergeschrieben wurde. Dadurch wird seine Darstellung so ungemein plastisch und reißt selbst solche mit fort, die sich in der Regel nicht mit Reise-Schilderungen befreunden können. Es weht uns Abenteuerluft aus dem Buche

an, das weiter nichts ſein will, als eine Ergänzung zum Petersſchen Werke. Die Illuſtrationen ſind ſehr intereſſant, und dienen dazu, uns die fremde Welt vertraut zu machen. Wir können das Buch ſehr empfehlen. Jeder, der ſich für temperamentvolle Schilderungen intereſſiert, wird es mit hohem Genuß leſen.

Daß die Ausſtattung eine vorzügliche iſt, verſteht ſich bei dem renommierten Verlage von ſelbſt. —gst.

Der Schulgeſetzentwurf des Grafen v. Zedlitz-Trütſchler vom pädagogiſchen und ſozialpolitiſchen Standpunkte aus beleuchtet durch J. Greßler, Hauptlehrer. Bielefeld, Helmrich. 50 Pf. — Das Geſpenſt der Vergewaltigung der Schule iſt nur verſcheucht, nicht vernichtet. Ein erprobter Schulmann weiſt hier in überzeugend ſachlicher Weiſe nach, was bei dieſem geſetzgeberiſchen Mitternachts-Spuk für die deutſche Nationalerziehung auf dem Spiele ſteht. Das Schriftchen hat bleibende Bedeutung.

Sehr gut iſt auch „Der einzige Ausweg aus dem Labyrinth der Schulfrage von ***“ (Berlin, Eduard Retzel). Die Sprache iſt von prachtvoller Entſchiedenheit und Schlagfertigkeit. Eine litterariſch ſehr wertvolle Leiſtung.

Aus dem gleichen Verlag ſtammen „Mannesworte an die Treuen und Proteſtanten der Zeit“ von Friedrich Duckmeyer, dem Verfaſſer der närriſch aufgeregten, kunterbunten Schrift „Füchſe mit brennenden Schwänzen“. Das ſind geharniſchte Reime eines kaiſerſeligen Schwärmers, der nun einmal ohne apokalyptiſche Sprünge nicht ans Ziel kommt. Aus der ſtellenweiſe ſehr derben Sprache atmet kreuzbrave Geſinnung. Summa: Es iſt gut, daß es auch ſolche Käuze giebt.

M. G. C.

Deutſcher Radikalismus in Amerika. Ausgewählte Abhandlungen, Kritiken und Aphorismen (1854—1879) von Karl Heinzen. Geordnet und herausgegeben von Karl Schmemann. Milwaukee, Freidenker 1890. 391 S. — Wie die Welt auch laufen mag, das Richtige und Tüchtige bleibt. Dazu gehört das vorliegende Buch. Hut ab! C.

Allotria von Friedrich Theodor Viſcher. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1892. — Der alte Viſcher verdient es, daß ſeine Schriften in einer würdigen Geſamtausgabe zugänglich gemacht werden. Die Äſthetik iſt vergriffen, die kritiſchen Gänge ſind teilweiſe vergriffen, Da halten die Nachkommen es fürs beſte, einzelnes herauszugeben; und manchmal, wie im vorliegenden Falle, das, was am allerwenigſten vermißt wird. Die Epigramme aus Baden-Baden, der deutſche Krieg 1870—1871, Nicht 1 a, das Feſtſpiel zur Uhland-Feier — alles iſt noch leicht zugänglich. Es iſt ja hübſch, daß wir alle Schartenmeyerlieder hier zuſammengeſtellt finden, aber nicht hübſch, daß ſie mit einer Maſſe nachgelaſſener Gedichle und Späne zugleich abgedruckt werden, die Viſcher nie und nimmer herausgegeben hätte. Was ſagt man zu der „Erklärung“:

Wie griff die holde Clelia
Aus blinder Liebe fehl,
O, ſie iſt ganz Camelia
Und er iſt ganz Kameel —

Druckt uns das, was Viſcher ſelber herausgegeben hat, wieder ab, in billiger und guter Ausgabe; aber laßt die Schubladen in Ruhe und gebt nicht Hobelſpäne für geſundes Futter aus. Und noch eins: wenn ihr etwas herausgebt, dann ordentlich. Ein Herausgeber hat nicht das Recht, den Epilog zum „deutſchen Kriege“ wegzulaſſen, hat nicht das Recht, das Vorwort zu demſelben Werke im Auszuge in der Vorrede mitzuteilen. Es wäre auch Pflicht des Herausgebers, anzugeben, wenn er vom Text der letzten Ausgabe abweicht. Der 10. Vers der Epigramme aus Baden-Baden iſt im neuen Abdruck metriſch hergeſtellt; hier mußte angegeben werden, daß von der zweiten Auflage abgewichen worden. Und es iſt nicht richtig, was im

Digitized by Google

Vorwort S. IV. f. mitgeteilt wird, daß die „vorwörtliche Denunziation“ in der zweiten Auflage so gelautet, wie dort angegeben; das ist der Text der ersten Auflage. Das sind ja Kleinigkeiten; aber aus Kleinem kann Großes werden. Achtung vor dem Worte, das muß Losung des Herausgebers sein. Die Philologen mögen in ihrer Pedanterie lächerlich werden; aber Herausgeber, die ihre Sache nicht philologisch genau besorgen, sind und bleiben untauglich.

G. Morgenstern.

Als schönste Festschrift zur 300jährigen Comeniusfeier ist zu empfehlen das Buch von Anton Vrbka „Leben und Schicksale des Johann Amos Comenius, mit Benützung der besten Quellen dargestellt“. Zwöli Bogen stark, mit 17 Abbildungen. Verlag von Fournier & Haberler in Znaim (Mähren). Preis geheftet 2 Mark, elegant gebunden 2 Mk. 50 Pfg. — Dieses hübsch ausgestattete Buch, geschrieben von einem mährischen Lehrer aus der engeren Heimat des Comenius, wird neben allen anderen biographischen Schriften jedem Forscher, wie jedem Verehrer des großen Pädagogen unentbehrlich sein, wegen der zahlreichen, noch nirgends in deutscher Sprache gedruckten neuen Forschungsresultate über die unaufgeklärte Heimat und Abstammung des Comenius. Es wird mit seiner Fülle anregender Gedanken, die der Verfasser zum Teil mit großem Geschick aus der reichen Comenius-Litteratur ausgewählt hat, bald ein Lieblingsbuch der Lehrerschaft werden, aber es wird auch jedem Gebildeten, insbesondere jedem Anhänger jenes alten „Apostels der Humanität“ eine willkommene Lektüre sein. Es war eine glückliche Idee, diese Festschrift zu Ehren des Comenius, den man mit vollem Rechte wegen des Orbis Pictus auch als den Erfinder der Bilderbücher bezeichnen kann, mit sachlichen Bildern zu schmücken und die Anschaulichkeit in seiner eigenen Biographie zur Geltung zu bringen. Drei gute Portraits aus verschiedenen Lebensjahren, 3 Abbildungen und 2 Karten aus seiner mährischen Heimat, 4 Bilder aus Comenius' eigenen Werken, ferner 3 Bilder seiner Gönner und Freunde, Abbildungen seiner Denkmäler und seines Grabes illustrieren diese wirklich lesenswerte Lebensbeschreibung des letzten Bischofs der mährischen Brüder, welcher nach einander in Mähren, Hessen, Baden, Böhmen, Polen, Holland, England, Schweden, Preußen, dann wieder in Polen und Ungarn gelebt hat und schließlich in den Niederlanden im Alter von 80 Jahren sein wechselvolles, an Sorgen und Mühen überreiches Dasein beschloß. X. Y. Z.

Goethe als Hemmschuh. Von einem Berliner. Berlin. Paul Scheller. 1892. — Eine von den vielen Parodieen auf „Rembrandt als Erzieher“, nur etwas post festum erschienen und mit Ferdinand Pfohls trefflichem „Höllenbreughel als Erzieher“ nicht zu vergleichen. Im übrigen ist der wortspielerische, gedankenhopserische Bierredestil des Rembrandtisten nicht übel getroffen. —r.

Ludwig van Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern und Dichtern. Von C. Gerhard. Dresden-N. Oskar Damm. 1892. — „Es ist ein Merkmal hervorragender Geister, wenn (sic!) sie das Bedeutende in anderen erkennen und zu würdigen wissen, wenn sie den Zoll der Dankbarkeit solchen entrichten, von denen sie gelernt,“ sagt der Verfasser in der Vorrede zu seiner Broschüre, die Beethovens Verhältnis zu seinen berühmten Vorgängern und zu seinen begabten Zeitgenossen darstellt. —r.

Französische Litteratur.

Der Monat Januar bedeutet in dem litterarischen Konzert die große Pause, die zwischen dem ersten und zweiten Teil des winterlichen Programms eine willkommene Erholung bildet. Zumal auf dem belle-

triſtiſchen Büchermarkt iſt dem lärmenden Trubel der Weihnachtszeit vollſtändige Stille gefolgt. Die paar Romane, die mir heute vorliegen, ſind Lückenbüßer gewöhnlichen Schlages, wie ſie zur Befriedigung des ſtets regen Unterhaltungsbedürfniſſes leſehungriger Philiſter maſſenweiſe produziert zu werden pflegen. Als die hervorragendſten dieſer litterariſchen Eintagsfliegen nenne ich „Chaîne dorée“, das neuſte Werk des übermäßig fruchtbaren Pierre Sales (Paris, Flammarion), ſowie die Romane „Valforest“ von Comteſſe M. de Massa und „Le roman d'une Croyanto“ von Jean de la Brète, dem beliebten Autor der preisgekrönten Erzählung „Mon oncle et mon curé“, beide bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erſchienen. Das Saleſſche Buch charakteriſiert ſich als das effektvolle Spektakelſtück eines gewandten Routiniers, der dem groben Geſchmack der Menge Rechnung zu tragen weiß. Die beiden anderen Romane ſind anſtändige Durchſchnittsleiſtungen moderner Fabulierkünſtlerinnen, die es ſich als brave Kochfrauen der Litteratur angelegen ſein laſſen, den alten, abgeſtandenen Kohl immer von neuem wieder aufzuwärmen. Für das weibliche Publikum, das heutzutage ja doch das Gros der Romanleſer bildet, ſcheint leider auch in der Litteratur die bewährte Küchenregel zu gelten, daß gewärmter Kohl dem friſch angerichteten vorzuziehen ſei.

Eine angenehme Überraſchung bereitet die rührige Pariſer Verlagsbuchhandlung E. Flammarion den Bücherfreunden durch die Aufnahme der Courier'ſchen Überſetzung des Schäferromanes „Daphnis et Chloé“ des Longos in die mit Recht ſo geſchätzte „Collection Guillaume“. Das ewig junge Werk des griechiſchen Romandichters hat im Laufe der Jahrhunderte ſo wenig an Friſche eingebüßt, daß es noch heute modern genannt werden kann. Es war nicht eben leicht, die erotiſchen Schilderungen der ſchönheitstrunkenen Griechen, die in ihrer Naivität Stärkeres bieten als der kühnſte Naturaliſt von heute auszudrücken wagen würde, zur bildlichen Darſtellung zu bringen, ohne allzu deutlich oder ſchlüpfrig zu werden. Luigi Roſſi und Conconi, die mit der Illuſtrierung des Buches betraut waren, haben ſich der heiklen Aufgabe mit feinſtem künſtleriſchen Takt entledigt. Daß Druck, Papier und Ausführung der Bilder vorzüglich ſind, verſteht ſich bei den Bänden der vornehmen „Kollektion Guillaume“ ganz von ſelbſt.

Unter dem Titel „Der Schmarotzer“ („L'Écornifleur“) hat Jules Renard bei Ollendorff ein prächtiges ſatiriſches Werkchen erſcheinen laſſen, das die ergötzlichen Selbſtbekenntniſſe einer ſchönen Mannesſeele enthält. Der lüſterne Biedermann, der hier mit dankenswerter Offenheit ſeinen edlen Charakter enthüllt, iſt vom Stamme unſerer modernen Dichterdenker, die vor lauter Genialität nicht zum arbeiten kommen, dafür aber um ſo lauter von ihren ungeſchriebenen Werken reden und auf Koſten guter Menſchen, die naiv genug ſind, ſich durch die Radomontaden des Braven verblüffen zu laſſen, ein behäbiges Schmarotzerleben führen. Halb cyniſcher Genußmenſch, halb poſierender Stimmungskomödiant iſt dieſer famoſe Held der Feder der würdige Vertreter jener Litteratur-Drohnen, die in der Schriftſtellerrepublik zu einer wahren Landesplage geworden ſind. Jules Renard hat das typiſche Bild dieſer ſonderbaren Spezies charakteriſtiſch aufgefaßt und mit überlegenem Humor auf's Papier geworfen. Als lachender Philoſoph macht er ſich in köſtlicher Weiſe auch über die wackeren Bildungsphiliſter luſtig, die vor ſolch traurigen Maulhelden andächtig in die Knie ſinken. Summa: ein prächtiges Buch, das eine amüſante Lektüre verbürgt.

Edouard Rod, La Sacrifiée (Paris, Perrin & Cie.). Der realiſtiſche Symboliker Rod iſt unſtreitig eine der intereſſanteſten Erſcheinungen, die die neuere franzöſiſche Litteratur aufzuweiſen hat. Er iſt ein durch und durch moderner Künſtler und ſucht ſich ſeinen Weg abſeits der breiten

Heerſtraße, auf der die misera plebs der Belletriſten behäbig dahintrottet. In ſeinem neuen Roman ſtudiert Eduard Rod in der gewiſſenhaften Weiſe, die man an ihm kannte, einen hochintereſſanten Gewiſſenskonflikt, der ihm erwünſchte Gelegenheit gibt, ſeinem Hang zu pſychologiſcher Grübelei frei nachzugeben. Bei der Eigenart des Autors iſt es ganz natürlich, daß auch hier der philoſophiſch geſchulte Moraliſt über den Erzähler das Übergewicht gewinnt. Das mag eine Warnung für alle diejenigen ſein, die, durch den Titel angelockt, in Rods „Sacrifiés“ eine pikant-ſenſationelle Unterhaltungslektüre zu finden hoffen. Dem denkenden Leſer aber bietet ſich hier ein gediegenes Geiſteswerk, das wahren künſtleriſchen Genuß und gewinnbringende Anregung verbürgt.

Die beſtbekannte Romanbibliothek „Les Maitres du roman (Paris, Dentu, Preis des Bandes 60 Cts.) veröffentlicht in ihren letzterſchienenen Nummern 44—57: Bouvier, „La grande Commune“ — Ponson du Terrail, „Le Capitaine Coquelicot“ und „Diane de Lancy“ — Belot, „Courtisane“ und La Petite coulouvre“ — Beaume, „La Proie“ — Xavier de Montepin, Une Passion“ — Paul Féval, „Le Roman de Minuit“ — Jotiet, „Bérengère“ — Drack, Madame Lise“ — Camille Lomonnier, „Le Mort“ — Assolant, „Un Millionnaire“ — Jacolliot, „L'affaire de la rue de la Banque“ — Richebourg, „Quarante Mille francs de dot“.

John Grand-Carteret, der geiſtvolle Pfadfinder auf dem Felde der zeitgenöſſiſchen Karikatur folgt mit ſeiner „Geſchichte der Zeit im Spiegelbilde der Karikatur“ den Tagesereigniſſen Schritt für Schritt. Kaum daß die pariſer Lohengrinaufführungen die Wagnerſache auch in Frankreich in Fluß gebracht haben, ſo erſcheint der unermüdliche Arbeiter auch ſchon mit einem „Wagner en caricatures“ auf dem Plan, ein Werk, das zum Gelungenſten und Beſten gehört, was der liebenswürdige Schriftſteller bisher geſchaffen hat. Denn das bei Larousse in vornehmſter Ausſtattung erſchienene Buch hat nicht nur den Vorzug höchſter Aktualität — sit venia verbo —, es iſt, was mehr beſagen will, von bleibendem Wert und Intereſſe und darf als vollſtändiges Novum einen Ehrenplatz in der überreichen Wagnerlitteratur beanſpruchen. Grand-Carteret hat mit anerkennenswertem Takt- und Feingefühl aus deutſchen, franzöſiſchen engliſchen und italieniſchen Witzblättern die bezeichnendſten Wagner-Karikaturen herausgeſucht und in folgerechter Weiſe aneinandergereiht. Neben dem Scherz iſt auch der Ernſt nicht vergeſſen: wie in ſeinem „Bismarck“ und „Crispi en caricatures“ behandelt der Autor auch hier ſein Thema als parteiloſer Beobachter, der bemüht iſt, den Gegenſtand sine ira et studio ins Auge zu faſſen. So erhalten wir in dieſem „Wagner en caricatures“ eine Charakteriſtik Wagners und ſeines Werkes, die ſchon der originellen Auffaſſung wegen von höchſtem Reiz iſt. An Freunden wird es alſo dem eigenartigen Werke nicht fehlen. Anhänger und Gegner der Wagnerſache werden das treffliche Buch mit Vergnügen leſen und ihm gern einen Vorzugsplatz in ihrer Bücherei einräumen.

„Les bas-fonds de Constantinople betitelt P. de Régla eine Sammlung von Studien, die ſich mit dem intimen Leben in der Hauptſtadt des ottomaniſchen Reichs beſchäftigen. (Ein ſtarker Band bei Tresse & Stock in Paris.) Das neue Werk des Verfaſſers der „Turquie officielle“ iſt wohl die authentiſchſte, dokumentenreichſte Arbeit, die in franzöſiſcher Sprache über die Sitten der verſchiedenen Völker, die in Konſtantinopel zuſammenfließen, geſchrieben worden iſt. Türkinnen, Griechinnen, Armenierinnen und Levantinerinnen, männliche und weibliche Haſchiſchеſſer, Diebe und Strolche, Straßenhunde, Diplomaten, Spione und politiſche Verſchwörer ziehen in buntbewegten Gruppen

an dem Auge des Lesers vorüber und ordnen sich zu farbenprächtigen Szenen und Bildern, in deren Ausmalung sich der Autor als scharfer Beobachter und bemerkenswerter Psychologe erweist. An der Hand eines so kompetenten Führers, wie es Herr de Régla ist, lernt man den Orient und seine Geheimnisse von Grund aus kennen. Das flottgeschriebene Buch sei unseren Lesern bestens empfohlen.

E. Melchior de Vogüé, Regards historiques et littéraires. (Paris, Colia & Cie.) — Wir haben es hier nicht etwa mit einer Sammlung von kritischen Zeitungsfeuilletons zu thun, wie sie berühmte Autoren zur Erhöhung ihres Ruhms und ihrer Einkünfte zusammenzustoppeln pflegen. Anknüpfend an bedeutendere historische, geographische und schönwissenschaftliche Werke, die in neuerer Zeit erschienen, unterzieht de Vogüé die sozialen Verhältnisse Deutschlands, Rußlands und des Orients und gewisse leitende Ideen und Drehgesetze in der Geschichte des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit einer eingehenden Betrachtung. Der bekannte Akademiker hat so versucht, besonders scharf hervortretende Momente in der Geschichte der Zivilisation für die verschiedensten Zeitepochen und Volkszentren zu fixieren und daraus die Gesetze abzuleiten, die bei der sozialen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft obgewaltet haben. Stilistisch ist de Vogüés neueste Arbeit wieder eine Meisterleistung ersten Ranges.

Der neueste Band der interessanten Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'histoire de France (Paris, Librairie des Bibliophiles [Flammarion]) bringt die „Mémoires de Mme. du Hausset", mit Vorwort, Erläuterungen und Registern herausgegeben von Hyppolyte Fournier. Das wertvolle Memoirenwerk erscheint hier zum ersten Mal in einer Ausgabe, die seiner Bedeutung entspricht. Frau de Haussets, die erste Kammerfrau der Pompadour, war weder ein Schöngeist, noch eine sonderlich gebildete Frau; sie besaß dafür aber viel gesunden Menschenverstand, scharfen Beobachtungssinn und befand sich in einer Vertrauensstellung, die es ihr gestattete, die intimsten Vorgänge am Hofe Ludwigs XV. aus nächster Nähe zu beobachten. Die Kammerfrau der Pompadour ist sicherlich der passendste und zugleich berufenste Historiograph, den die verfaulte Gesellschaft, an deren Spitze Ludwig XV. als würdiges Oberhaupt glänzt, überhaupt finden konnte. Frau de Haussets Aufzeichnungen bilden einen schätzenswerten Beitrag zur Geheimgeschichte des galanten achtzehnten Jahrhunderts und dementsprechend figurieren sie auch in der Memoirenlitteratur, die das siècle Louis quinze hervorgebracht, an bevorzugter Stelle.

Souvenirs de la Côte d'Afrique (Madacascar-Saint-Barnabé) par le Baron E. de Mandat-Grancey. (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) — Mir ist so bald noch nicht ein ethnographisches Werk in die Hände gekommen, das mich von der ersten bis zur letzten Seite so gefesselt hätte, wie diese Reiseerinnerungen. Baron de Grancey ist ein vielgereister Mann, der mit ungewöhnlicher Verve aus dem Schatze seiner Erinnerungen zu plaudern versteht. Die sprudelnde Laune und der prickelnde Reiz seines Vortrags werden auch den Nüchternsten zur Bewunderung hinreißen. Die Illustrationen, die Riou beigesteuert hat, bilden eine wertvolle Beigabe, die den Wert des schönen Buches wesentlich erhöht.

Pierre d'Alheim, Le Jargon jobelin de maistre François Villon. (Paris, Savine.) Der Inhalt des schmuckausgestatteten Büchleins ist ganz dazu angethan, unter den Litterarhistorikern gewaltiges Aufsehen zu erregen; denn es wird hier auf eine der kühnsten Mystifikationen hingewiesen, die die Litteraturgeschichte aufzuweisen hat. Wenn man nämlich Herrn d'Alheim Glauben schenken darf, so sind die stark gepfefferten Villonschen Balladen, die der jüngst verstorbene Aug. Vitu seiner

Zeit entdeckt und veröffentlicht hat, nichts weiter als der Karnevalsscherz eines übermütigen Fälschers. Diese Neuigkeit wird die „Unsterblichen" nicht eben heiter stimmen: hat doch die französische Akademie den berühmten Kritiker Vitu gerade für seine Villonforschung preisgekrönt.

Über die Zukunft Europas orakelt Ch. Vigouroux in seinem „L'Avenir de l'Europe envisagé au doublo point de vue de la politique et de la pelitique d'intérêt (Paris, Alcan). — Der Autor ist ein stark optimistisch angehauchter Gefühlspolitiker, der das politische Heil von der Verschmelzung der romanischen Völkerfamilie erwartet. Der republikanische Staatenbund der lateinischen Völker, dem sich als passendster Verbündeter das knutenbewehrte Rußland beigesellen soll, wird wohl ein frommer Wunsch des Herrn Verfassers bleiben, denn eine Politik des Sentiments, von der in dem Buche so viel geredet wird, giebt es in Wirklichkeit überhaupt nicht. Gerade wie in Geldangelegenheiten die Gemütlichkeit aufhört, so haben auch in Sachen der hohen Polilik sentimentale Gefühlsregungen wenig zu bedeuten. — Im gleichen Verlage ließ P. A. Bertauld den letzten Band seiner im Januarheft erwähnten „Méthode spiritualiste" unter dem Untertitel „Esprit et liberté" erscheinen. Damit liegt Bertaulds vierbändige „Introduction à la recherche des causes premières" nunmehr abgeschlossen vor. A. G—tze.

Spanische Litteratur.

Statt einer Bücherschau vermag ich heute dem Leser nur eine Totenschau zu bieten.

Der begeistertste Apostel, den catalonische Dichtergrößen in Castilien gefunden, der Kritiker der Epoca, der Verfasser von interessanten Schilderungen der aristokratischen Kreise von Madrid, der Biograph Murillos und Gegner des Naturalismus einer Emilia Pardo Bazán, D. Luis Alfonso, dessen spannende Novelle in Briefen: „Dos cartas" eine in Köln wohnende Dame übersetzt hat, ist in Madrid im kräftigsten Mannesalter gestorben. Seine Wiege stand in Valencia, er lebte längere Zeit als Redakteur in Barcelona und war so, als er wieder nach Madrid zog, vor allen befähigt, der Vermittler zwischen Castellanern und Catalonen zu werden.

Bald nach Luis Alfonso, dem ich in der Ilustración artistica von Barcelona, welche in Spanien neben der vornehm gediegenen Ilustración Española y Americana den ersten Rang einnimmt, einen längeren Nachruf gewidmet, starb in Madrid der hochstrebende andalusische Dichter José Velarde, welcher, der Arzneikunde Valet sagend, mit José Zorrilla und Gaspar Nuñez de Arce um die Palme des Epikers rang, aber früher dahinschied, ehe es ihm vergönnt war, das vorgesteckte Ziel zu errelchen. Trotzdem er mehr Nachahmer als Neuerer war, hat er sich doch ein eigenes Gepräge zu schaffen vermocht. Im Jahre 1879 wurde er zuerst einem größern Publikum in Madrid durch eine Vorlesung Calvo's bekannt gemacht. Jetzt nach seinem Tode bringen im Madrider „Ateneo" die namhaftesten Dichter, um ihn noch einmal zu ehren, seine Gedichte zum Vortrage. Das Leben selbst der zeitgenössischen Poeten ist vielfach in Dunkel gehüllt. Von Velarde behaupten fast alle Nekrologe, er sei ein Sevillaner gewesen, während er selbst doch singt:

Den Ort vergeff' ich nimmer,
Den kleinen, wo ich sah der Sonne Schimmer.
Von Trafalgar die Wellen haben freundlich
Mir eingelullt der ersten Jahre Stille.

Der Dichter der „Carta de Teodomiro al rey D. Rodrigo", des „Retrato do Gómez Arias", der „Noces del alma", der Fragmente des „Romancero de Colón" und des „Ramayana" war eine poesiereiche, edle Natur, er hat sein Glaubensbekenntnis im Prolog zu seinem Teodomiro dahin ausgesprochen:

Nicht Schönheit giebt's im Schlechten: Poeſie,
Die edler Drang und Liebe nicht beſeelet,
Iſt Klang ohn' Melodie,
Iſt eine Landſchaft, drin der Himmel fehlet.

Spanien hat in Velarde einen noch jugendlichen Dichter, aber Catalonien hat in Anton de Boſarall einen ehrwürdigen Patriarchen ſeiner litterariſchen Auferſtehung verloren. Ein Sohn der Stadt Reus, wo er 1821 das Licht der Welt erblickte, war er eine echte Kampfnatur und ſollte doch in der Stille des Archivs der Krone von Aragón 46 Jahre verharren, bis er, umgeben von ſeinen geliebten Pergamenten, auf ſeinem Schlachtfeld ſtarb. Seine drei Werke: die Anthologie „Trobadors nous“ (Neue Troubadoure), das muſtergiltige Buch des folk-lore von Reus: „Costums que's perden y recorts que fugen“ (Gebräuche, die ſich verlieren, und Erinnerungen, die entſchwinden), und ſeine „Historia Critica Civil y Eclesiástica de Cataluña“ ſichern ſeinem Namen ein dauerndes Gedächtnis in der Liebe des cataloniſchen Volkes. Er, der ſo große Verdienſte um ſein Vaterland beſaß, konnte doch die hohe Würde eines mestre en Gay saber nicht erlangen. Ein deklamatoriſcher Ton ließ ihn, ſobald er die Feder ergriff, gar zu leicht in Proſa verfallen.

Dem greiſen Catalanen Anton de Boſarell iſt bald ins Grab der 77 jährige Lluis Cutzet gefolgt, der den ſtolzen Freiheitsſinn der Söhne der Pyrenäen beſaß, und deſſen Herz in gleichem Rhythmus wie das eines Fivaller, Pau Claris und Caſanova ſchlug. Er hatte die Leidenſchaft des Patriotismus in ſeinem Werke: „La Cataluña vindicada.“ Keiner kannte ſo wie er das Parlament von Caſp, das den Berliner Kritikern ein ſo großes Rätſel war, als ſie dieſen Namen als Aufſchrift eines ſpaniſchen Bildes der Berliner Ausſtellung ſahen. Noch heute iſt den Catalanen das Parlament de Caſp ein Ärgernis, da in dieſem Schloß in der Provinz Zaragoza am 28. Juli 1412 nach dem Tode D. Martin el Humano die Krone von Aragón nicht dem unglücklichen Jaume de Urgell, einem Urenkel Alfonſos III. von Aragón, ſondern einem Infanten von Caſtilien, D. Fernando von Antequera, durch die neun Richter von Caſp infolge der Beredſamkeit des heiligen Vicens Ferrer zugeſprochen wurde. (Siehe mein Buch: „Cataloniſche Troubadoure der Gegenwart,“ S. 484.)

Lluis Cutzet war ein Sohn Llivias, jener Stadt der Cerdagna, die den Namen der Frau des großen römiſchen Kaiſers trägt, war ebenſo wie Anton de Boſarall einer der tapferſten Vorkämpfer des cataloniſchen Renazement. Balaguer hat ihm in ſeinen Schriften ein ſchönes Denkmal als demjenigen geſetzt, der ihm zuerſt die Schönheiten der cataloniſchen Sprache offenbart.

Balaguer iſt der vielſeitigſte und volkstümlichſte cataloniſche Dichter. Er hat ein Band der Liebe um Catalonien und die Provence geſchlungen. Als er aus politiſchen Gründen aus Spanien 1867 fliehen mußte, fand er in Avignon bei den Dichtern der Provence die gaſtfreundlichſte Aufnahme, und die cataloniſchen Patrioten veranſtalteten heimlich eine Subſkription, um als Zeichen des Dankes dem großen Miſtral und ſeinen provenzaliſchen Genoſſen einen Becher zu verehren. Dies cataloniſche Geſchenk begeiſterte Frederich Miſtral im Auguſt 1867 zu einem Liede La coupe (Der Becher), das ſeitdem bei allen Feſten der Felibre, der provenzaliſchen Troubadoure, zu Ehren des cataloniſchen Namens geſungen wird. Die Erinnerung an dieſen Becher und an das Lied hat Balaguer im Prolog ſeines dramatiſchen Meiſterwerkes: „Die Pyrenäen,“ dieſes Hohenliedes der Vaterlandsliebe, feſtgehalten. In deutſcher Übertragung lautet Miſtrals Becherlied alſo:

Der Becher.

Provenzalen, ſeht den Becher,
Der vom Catalonen ſtammt:
Unſrer Berge Wein, Ihr Zecher,
Trinkt draus freudig insgeſamt.

O Pokal Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut!

Eines Volks, das stolz vor allen,
Sind vielleicht das End' wir schon,
Und wenn die Felibre fallen,
Fällt auch unsre Nation.
O Pokal Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut

Treibt noch unsre Rede Blüten,
Sind vielleicht die Sprossen wir,
Stehn, das Vaterland zu hüten,
Wir vielleicht als Pfeiler hier.
O Pokal Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut!

Gieß in uns der Hoffnung Schimmer,
Laß der Jugend Traum uns schaun,
Das Vergangne bleib' uns immer,
Und der Zukunft laß uns traun
O Pokal Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut'

Mögst das Wahre Du ergießen,
Schönheit ström' auf uns herab,
Laß Erhabnes uns genießen,
Das verspottet Tod und Grab.
O Pokal Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut!

Gieß' in uns des Sanges Weise,
Daß wir singen was da lebt:
Dichtkunst ist die Götterspeise,
Die zum Gott den Menschen hebt.
O Pokal Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut!

Zu des Vaterlandes Ehren,
Katalonen, willigt ein,
Brüder, noch so fern, laßt leeren
Uns den Becher voller Wein!
O Pokal Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut!

Ich möchte den heutigen Bericht nicht schließen, ohne wenigstens noch zu erwähnen, daß Emilia Pardo Bazán in ihrem mit Recht Aufsehen erregenden Roman: „La piedra angular“ (Der Eckstein) eine Philippica gegen die Todesstrafe hält, die viele als den Eckstein der staatlichen Ordnung betrachten, und dem Schauder, den alle Welt vor dem Vollstrecker der Gerechtigkeit, dem Henker empfindet, ergreifenden Ausdruck verliehen. Auch möchte ich noch anführen, daß Agnès Armengol de Badia in ihrem „Ramoi de semprevivas“ (Immortellenstrauß) den sie dem Grab ihrer Mutter geweiht, jedes Kindesherz im Innersten erregt, und daß Doña Carolina Valencia in ihrer von der spanischen Akademie preisgekrönten Ode: „A San Juan de la Cruz“ (Madrid, 1891) ihre religiöse Begeisterung in herrlicher Sprache kundthut, daß Miguel Sanchez Pesquera aus Tomas Moores „Lalla Rookh“ die erste der 4 Dichtungen unter dem Titel „El velado profeta“ (Puerto-Rico, 1892) ins Castellanische im verso blanco, dem Blankvers oder endecasilabo suelto, übertragen, den Nuñez de Arce mit so großem Geschick in seiner Visión de Fray Martin und Balaguer in gleicher Vollendung in seinen Tragödien anwendet.

In Madrid wird die Aufführung eines neuen Stückes von Echegaray: „El hijo de Don Juan“ vorbereitet, und vom 1. April an wird unter der litterarischen Leitung von Don Juan Valera ein spanisches Album zu Ehren des Columbus erscheinen.

Johannes Fastenrath.

Norwegiſche Litteratur.

Arne Garborg, Kolbotnbrev og andre Skildringar. 2. Utgaava. Bergen. Utg. av Mons Litterë. 1891. — Im Jahre 1887 wurde der Verfaſſer des „ſchweiniſchen" Buches „Männer", Arne Garborg, ſeines Staatsreviſorpoſtens entſetzt; er zog in die Bergeinſamkeit, ein Verbannter im eignen Lande. Dieſer ſchweren Zeit verdankt das norwegiſche Volk ein kleines Buch, ſo freiſinnig, humorvoll und ergreifend, wie ihm in dieſem Jahrhunderte keins geſchenkt worden, die Kolbotnbriefe. Wer Garborg verſtehn, ſeinen ganzen Gemütsreichtum kennen lernen will, dem wird man dieſe Briefe in die Hand geben müſſen; nirgends bekommt man einen ſo unmittelbaren und kräftigen Eindruck von dem, was Garborg weit hinaus über alle zeitgenöſſiſchen norwegiſchen Dichter erhoben hat. Es iſt nicht blos die Wahrheit der Schilderung, der klare Blick für alles Leben, die feine Pſychologie; da mag z. B. ein Knut Hamſun hoch genug ſtehn. Es iſt die Gemütsfreiheit, die reine Heiterkeit der Weltbetrachtung; man wittert die Atmoſphäre einer großen Künſtlernatur, die groß bleibt, mag ſie mit Menſch oder Tier oder lebloſer Natur in Berührung kommen, mag man ſie in welcher Lage man will belauſchen. Nichts iſt für dieſen Menſchen bezeichnender, als ſein inniger, frommer Verkehr mit der Natur. Einmal beſtaunen er und ſeine Frau die Farbenpracht der untergehenden Sonne. Man könne die Herrlichkeit nicht malen, meint er, und wenn es einer könnte, würde man ſein Bild unwahr nennen. Und als die Frau nach einem Vergleich ſucht, ſagt er, wir ſollten unſern Mund halten, ſelbſt Shakeſpeare würde keinen Vergleich gefunden haben. — „Und doch iſt es mir, als ob es mich an etwas erinnerte . . . an etwas, das ich geſehn oder mir gedacht habe . ." — „Vielleicht erinnert es uns an die Welt, der wir anzugehören wünſchen. Ich muß an etwas denken, wovon ich als Kind träumte. Gottvaters Hochaltar im Himmelreich dachte ich mir ſo." Oder man muß Garborg vom Walde reden hören, der ſo ſtill und ſicher daſteht und das Haus umgiebt „und er ſauſt und ſingt und lebt mit in unſerm Leben . . . und dann iſt das Gute am Walde, daß er niemals ein Wort ſpricht, uns nicht mit Gerede plagt, uns nicht zu Diners einlädt, wo man liebenswürdig ſein und über Politik und Frauenfrage reden und Bücher beurteilen ſoll . . . er ſteht nur da und ſauſt, und denkt an das Seine und läßt uns thun und ſein, was wir wollen, ſchweigt zu allem und verſteht doch alles . . ." In ſolcher Stimmung kann er das Stadtleben zum Teufel wünſchen und die Städte, wo es keinen Hausgeiſt giebt, der das Leben mitlebt, keinen Naturgeiſt. „Leer, grau . . . nichts heiliges hinter dem Leben, kein Traum, keine Myſtik . . . Nein, die Städte müſſen verbrannt werden." — „Ja," ſagt darauf Hulda Garborg, „und denke Dir —: daß wir den Wald haben, wenn er kommt!" Er, d. i. der Kolbotnprinz, der ſein maskulines Genus aus ſeiner Unruhe im Mutterleibe ahnen ließ, Arne Olaus Fjörtoft Garborg. Da zeigt ſich denn der Dichter als Vater und Kindermädchen; ein ſtolzer Vater, der es geduldig erträgt, wenn der Burſche auf ſeinen Hoſenknien allerhand Flecke zurückläßt, der mit heller Freude die Talente des Jungen preiſt: „Und Mama kann er ſagen und Papa und alles; „Ma—ma—ma", „da—ba—da" ſagt er, und außerdem kann er Kaka ſagen. Dieſer Dummrian, der Ivar Watlaus, will uns freilich einreden, der Junge meine damit weiter nichts; aber das kommt daher, daß Ivar bloß Junggeſelle iſt und ſich auf ſo feine Dinge nicht verſteht." „Daß er aber bei mir ſein will —! Das muß daher kommen, daß er mehr Verſtand hat als die meiſten andern, und weiß, daß ich nicht ſo ſchlimm bin, als ich ausſehe." — Aber es iſt nicht immer ſo friedlich und luſtig auf Kolbotn. Die Erinnerung an das erlittene Unrecht wird ſelbſt angeſichts der Natur

wach; der acht Monate währende Winter, endlich die Krankheit. Das Kind krank, die Mutter krank, der Dichter, der an einem neuen Roman arbeitet, hochgradig nervös. Da kommen die bösen Träume, daß er mit Frau und Kind in den See gehe, daß er wahnsinnig, daß er epileptisch werde. . . . „Ich versuche mich in den Schlaf zu lesen, aber alle Bücher sind gefährlich.“ Und wenn er hundert Ärzte hätte und die Freunde alles mögliche thäten . . . „würde es ernst, könnten sie mir nicht das geringste helfen. Gott? — hu, nicht an Gott denken! Wenn es wahr ist, daß er helfen kann, es aber doch gehn läßt, wie es geht . . . er ist nicht nervös!“ In diesem Zustand wirkt die Lektüre von Lombrosos Buch „Der Verbrecher“ auf furchtbare Weise. Er entdeckt die charakteristischen Merkmale des Verbrechens an seinem Leibe, in seinem Wesen, in seinem Geschlecht. Die entsetzlichste Angst packt ihn; er weckt die Frau, kann nicht allein sein; sie liest ihm Voltaire vor, endlich geht es vorüber. Die paar Seiten gehören zum Ergreifendsten, das Garborg geschrieben hat. Als es endlich der Familie möglich wird, die Einsamkeit zu verlassen, als sie über den Savalsee fahren und auf den Fleck Erde zurückblicken, wo sie so viel Freude und Not erlebt haben . . . „Da begann Huida zu weinen.“ — Diese paar Andeutungen mögen einen Begriff davon geben, was man in den Briefen zu finden hat. Sie sind nicht bloß ein Kunstwerk ersten Ranges, sie sind zugleich eine Bekenntnisschrift. Wer nicht hier in das innerste Wesen des Menschen und Dichters einzudringen versucht hat, der hat kein Recht über Garborg mitzusprechen. — Was der Band sonst noch bringt, reicht nicht an die Kolbotnbriefe heran. Es sind zwei hübsch und witzig erzählte Reiseerlebnisse und der Traum „Das Todesfest.“ Daß dieses durch die Übersetzung des Frl. Herzberg bekannt gewordene Prachtstück von dem übrigen in Schatten gestellt werden kann, ist nur ein Beweis für die künstlerische Kraft Garborgs.

Arne Garborg, Træte Mænd. Kristiania. H. Aschehoug & Co.'s Forlag. 1891. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Schon äußerlich. Ich lese nicht mehr Landsmaal, sondern norwegisches Dänisch. Auch hier spricht ein Ich, aber ein feines, hochkultiviertes, ein Christianiaer Ich; da ist die Bauernsprache nicht am Platze. Wir kennen den Gabriel Jeronimus Gram. Es ist derselbe, der in den „Männern“ halt- und willenlos den Vikabummel unternimmt, der sich frühmorgens im elendesten Jammer bei Bjölsvik einstellt, derselbe, der Fanny Holmsen in solche Verzweiflung stürzt, daß sie sich an den Zolleinnehmer Reyen wegwirft. Hier schildern uns Tagebücher Grams seine seelische Entwicklung während des Verhältnisses mit Fanny und der folgenden 4 Jahre; sie schildern uns den Weg eines Freigeistes zum Pastor. Gram ist der Junggeselle, der niemals hat zugreifen können, der immer den rechten Augenblick verpaßt und so allmählich einsam dasteht; er hat keinen gesunden Willen, der zum Handeln nach außen zwingt, er lebt „inwendig und nach innen gewandt.“ „Mich interessiert nur Eins: Dieser qualvolle Kampf in mir selber, diese Krankheit, daß mein Wesen entzwei gespalten und mein Wille mit sich selber zerfallen ist; das ist für mich also das Leben.“ Georg Jonathan, ein alter Bekannter aus den „Männern“, spricht davon, wie in der Zukunft gearbeitet würde. Gram bemerkt dazu: „Hm, arbeiten . . . In mancher Hinsicht vielleicht ganz vernünftig; aber — das fiel mir später ein —: wer soll denn weiße Hände haben? Eine lange weiße Hand ist das schönste auf Erden. Wer soll schöne Hände haben, wenn alle Menschen Tag für Tag in der Schmiede stehn?“ Gram kommt niemals dazu, aus dem Vollen zu arbeiten oder zu handeln. Er füllt seinen Kopistenposten gerade aus: Er sammelt seine Tagebuchnotizen, um sie zu einem Roman zu verarbeiten, aber nach kurzer Zeit heißt es: „hab keine Lust zu schreiben. Es wird doch kein Roman daraus.“ Ohne gefunden

Willen, ſagt Georg Jonathan, geht man entweder ins Waſſer oder zum Pfaffen. Gram bemerkt dazu: folglich gehe ich ins Waſſer. Er irrt ſich, er geht zum Pfaffen; und das iſt das Bedeutende an dem Buche, daß Garborg mit ſchonungsloſer Wahrheit zeigt, wie dieſer feine, hauptſächlich äſthetiſch gebildete Geiſt allmählich verzweifelnd an den Punkt kommt, wo er die Wahl hat: „Wahnſinn oder Chriſtus.“ Es iſt freilich ein merkwürdiges Chriſtentum, zu dem er ſich bekehrt. „Du reine, du heilige, die doch verſteht, die geſegnete unter den Frauen, du Jungfrau-Mutter — dich will ich neben deinem herrlichen Sohne verehren; denn nur die Religion iſt eine wahre Religion, die auch für das Weib einen Altar hat — für die heilige Jungfrau und die heilige Mutter — für die dreimal heilige Jungfrau-Mutter.“ Dazu nehme man die folgende Stelle: Paſtor Löchen, auch eine müde Seele, ſagt in einer Predigt: Nur etwas Perſönliches kann das zentrale Zentrum einer Menſchenſeele werden. Dazu bemerkt Gram: Ja, ja, etwas Perſönliches, ein Weib oder ein Gott! Alle Abſtrakta ſind tot. Selbſt die tiefe Philoſophie des Buddhismus reicht nicht aus — wenn der Wille gebrochen iſt.“ So ſchlägt die Erotik des Jünglings ins Religiöſe um. Im Anfang des Bekehrungsprozeſſes beobachtet der kluge Gram ganz richtig: „Man vermißt dieſe Frau, die unſer Weſen ausfüllen ſollte, ſo lange, daß man zuletzt glaubt ſterben zu müſſen. Dann wird man genügſam und ſucht Auswege. Kann man nicht das Beſte bekommen, ſo nimmt man das Nächſtbeſte. In Ermangelung der Frau begnügt man ſich mit Gott; in Ermangelung des Glückes nimmt man mit der Seligkeit fürlieb. Das iſt der alte Mythus. Man kann Juno nicht umarmen und kniet daher vor einer Wolke . . .“ Ach, Gram hat ein beſſeres Los: er darf zuſammen mit ſeiner Juno vor der Wolke knien; denn das andre Menſchenwrack, Fanny Holmſen, die in ihrer Ehe nicht befriedigt wird, geht auch den Weg der Betſchweſter, und das lockt den durch und durch femininen Gram nur noch mehr: „Sie ſitzt auch da. Bleich, mager, mit Spuren vielen Leidens, mit einer ätheriſchen Glut in den tiefen Augen. Ich habe wieder dieſes Gefühl von Sicherheit und Zufriedenheit, das ich ſeit der Zeit, wo wir beide, ſie und ich, zuſammen auf den dunkeln Wegen wandelten, nicht wieder geſpürt habe.“ „Wir ſollen uns auf eine beſſere Art wieder begegnen, als wir einſt dachten.“ — Ich kann es nicht verſtehn, wie man auch nur einen Augenblick hat glauben können, daß Garborg mit dieſem Buche zu Kreuze gekrochen ſei. Auch er verlangt ja Myſtik — man vergleiche die oben aus den Kolbotnbriefen angeführte Stelle — aber doch um alles in der Welt nicht verweibſten Kinderglauben, das ultimum refugium für ſchiffbrüchige Kulturmenſchen. Es iſt das erſte Mal, daß ein Buch Garborgs im Norden unbeſtrittnen Erfolg errungen hat, und es iſt ſein reifſtes Buch. Nur will mir ſcheinen, daß die Aufzeichnungen Grams teilweiſe nicht mehr tagebuchförmig ſind. Einmal heißt es: „Ich habe nun acht Tage lang gefumpft. Geſtern Abend wurde es wieder ein bischen arg. Nun ſitze ich hier, weich im Gehirn, ganz umnebelt. Meine Sünden, ſie ſind . . . Was mein Kontorchef ſagen wird? Schnuppe. Mehr Bier — — — Ich lege mich einfach wieder hin. Meine Sünden, ſie ſind — — äſch —.“ Ich kann mir wohl denken, daß Gram in ſeinem Zuſtande die letzten Sätze vor ſich hin ſpricht, nicht aber, daß er ſie ſchreibt. Ähnliches gilt auch für andere Stellen.

Fridtjof Nanſen, Eskimotiv. Kriſtiania. H. Aſchehoug & Co.s Forlag. 1891.

Dieſes neue Buch des bekannten Forſchungsreiſenden verdient es, allgemeiner bekannt zu werden. Es iſt wiſſenſchaftlich und litterariſch gleich bedeutſam. Nanſen hat ein Jahr lang in den Hütten der Eskimos gewohnt und ſich bemüht, ihr Leben zu leben. Wie gründlich er dabei zu Wege gegangen, beweiſt ſchon die Kleinigkeit, daß er verſichert, nur ein einheimiſches Gericht nicht gegeſſen zu haben

— Schneehuhneingeweide. Was das heißen will, begreift der, der die Beschreibung der wirklich probierten leckeren Gerichte liest. Auf diese Weise, indem er sozusagen ein Jahr lang Eskimo wurde, hat er in alle Verhältnisse der Eskimos die tiefsten Einblicke gethan. Daher die lebendigste Schilderung. Kleidung, Geräte, Hausbau, alle sozialen Verhältnisse, das Leben in den Hütten und zur See, die Stellung der Frau, Liebe und Ehe, Gerichtsbarkeit und Vergnügungen, die Anfänge von Kunst und Litteratur, Moral und religiöse Vorstellungen — alles wird anschaulich vorgeführt, in frischer natürlicher Darstellung. Manches, wie das vierte Kapitel „Zur See im Kajak“ (Grönländerboot) ist geradezu glänzend geschrieben. Dazu kommt nun etwas, das das Buch besonders wertvoll macht. Nansen hat seine Eskimos lieb gewonnen, und legt nun Schritt für Schritt dar, wie die europäische Kolonisation und Mission das Volk heruntergebracht hat. Es ist ärmer geworden — und das geistige Niveau? „Wenn wir z. B. mit Verachtung ihrer Gesetze und Regeln versucht haben, ihnen unsre Eigentumsbegriffe beizubringen, die unleugbar für eine mehr entwickelte, aber weniger christliche Gesellschaft als die eskimoische passen,“ so haben wir nur Unheil gebracht. „Denn die ganze Gesellschaft war für ihre ursprünglichen sozialistischen Eigentumsbegriffe eingerichtet, mit den neuen und fremden aber ist das jetzige Leben unvereinbar, und es geht deshalb bergab.“ Die Moral ist gesunken, verpfuscht durch die aufgepfropfte neue. „Und zum Schluß die Frage: ist ein Eskimo, der dem Namen nach Christ ist, aber seine Familie nicht ernähren kann, eine schlechte Gesundheit hat und in immer tieferes Elend hinabsinkt, einem Heiden vorzuziehen, der in geistlicher Finsternis lebt, seine Familie ernähren kann, gesund und immer zufrieden ist? Ob man die Worte beherzigen wird? Jedenfalls ist zu wünschen, daß das tapfere Buch möglichst viel gelesen wird. E Morgenstern.

Vermischtes.

Nicht ohne Empörung kann ich eine deutsche Zeitschrift in die Hand nehmen, die ausschließlich und mit Bedacht sich in den Dienst der ausländischen Litteraturerzeuger stellt und mit der größten Seelenruhe Werke in die deutsche Familie einführt, die, wären sie von einem vaterländischen Dichter verfaßt, von allen gutgesinnten deutschen Blättern mit Hohn zurückgewiesen würden. Und dies zu einer Zeit, in welcher unsere junge, einheimische Dichtung den härtesten Kampf kämpft, den Kampf der Ehrlichkeit gegen die Verschwörung der Lüge, Feigheit und polizeilicher Chikane, Prüderie und Auslandsverhimmelung. In einer solchen Zeit, da wir schrittweise um Licht, Luft, Boden und um einen Bissen Brot der Anerkennung kämpfen, führt der deutsche geheime Hofrat Joseph Kürschner sein Auslandsblatt „Aus fremden Zungen“ mit Beiträgen von den extremsten französischen und russischen Naturalisten in den frommen deutschen Landen von Sieg zu Sieg! „Aus fremden Zungen!“ Hurrah, hoch! — Joseph Kürschner thut freilich nur, was er als Leiter eines großen Litteratur-Aktienunternehmens zu thun gezwungen ist: er wendet sein Aktienkapital dahin, wo die besten Erträgnisse locken. Und die, scheint es, locken nicht in der Propaganda für die vaterländische, sondern in der Propaganda für die ausländische Litteratur. Also läßt er sein Kapital für die fremden Schriftsteller arbeiten, während die einheimischen entweder verkümmern und verhungern oder gangbare Zeitungslitteratur schmieren oder das Bettelbrot der Schillerstiftung knappern dürfen. Kaufmännisch ist der Litteratur-Spekulant, der nur auf Dividenden zu sehen hat, im Recht. Er ist auch im Recht, wenn er die Neigungen und Vorurteile des gebildeten deutschen Publikums und dessen vaterlandslose Gesinnung in Anschlag bringt.

Aber wohin soll das führen, wenn eine der größten deutschen Verlagsfirmen sich auf diesen Standpunkt des brutalsten Materialismus und der Profitmacherei stellt? Wenn sie zu den deutschen Autoren sagt: Wollt Ihr von mir gedruckt, verbreitet und honoriert sein, dürft Ihr mir nur harmlosesten Familienblätterschmarren fabrizieren, originelle, kraftvolle Arbeiten künstlerischer Eigenart kann ich von Euch nicht brauchen, sondern nur von Euren ausländischen Kollegen. Die Ausländer können sich rücksichtslos geben, ganz nach der Natur ihres Talentes, Ihr Deutschen aber müßt ganz im Stile der Familienstube weitervorsteln, wenn Ihr in meinem Verlage zugelassen, wenn Ihr Nutznießung von meinem Kapital haben wollt! Jammervoll, einfach jammervoll. Warum versucht's die Litteraturspekulation wenigstens nicht einmal mit „Aus allen Zungen"? (Fortsetzung folgt.)

M. G. C.

Von Felix Dörmann, dem Verfasser der unlängst von der Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegten „Neurotica", erscheint demnächst im Verlage von Leopold Weiß in Wien ein neues Buch, welches sich Sensationen betitelt. X.

Neues Preisausschreiben.

Unser herzlieber alter Landedelmann im Norden sendet uns eine zweite Preisgabe im Betrage von **vierhundert Mark.** Dieselbe soll, zerlegt in 250 und 150 Mark, den beiden besten Arbeiten über **die zweckmäßigsten Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse** zuerkannt werden. Trotz aller civilisatorischen Fortschritte ist das Menschenmaterial minderwertig geworden. Es hat sich eine förmliche Kulturkrankheit herausgebildet, die uns körperlich und geistig mehr und mehr herunterbringt. Das trostlose Bild, welches die heutigen sozialen und politischen Zustände gewähren, ist zum nicht geringen Teile auf die psychophysiologische Entartung der herrschenden wie der dienenden Klassen zurückzuführen. Wir laden unsere Mitarbeiter und Freunde ein, uns in einer kurzen, klaren Arbeit — nicht über einen Druckbogen der „Gesellschaft" — rückhaltlos ihre Gedanken zu entwickeln, **wie hier Besserung zu schaffen,** damit wir zu einem **erziehungswürdigen Geschlechte gelangen, das den großen Aufgaben der Zukunft gewachsen ist und uns über das Dekadenzelend der Gegenwart in eine gesündere, freudigere Lebensepoche hinüberleitet.**

Die Arbeiten sind in der üblichen Form bis zum 31. Oktober 1892 an die Redaktion der „Gesellschaft" einzusenden. Das Preisgericht wird aus einem Mediziner, einem Soziologen und einem Philosophen bestehen, die Verkündigung des Spruchs und Auszahlung der Preise am 1. Januar 1893 erfolgen. Die preisgekrönten Arbeiten werden in der „Gesellschaft" veröffentlicht.

München, Februar 1892. **Dr. M. G. Conrad.**

☛ **Wir bitten, fortan sämtliche Manuskriptsendungen** u. s. w. **ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft",

K. K. Hofbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Wilhelm Kraut.

Digitized by Google

Moderne Bestrebungen.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Meinetwegen: es soll in unserer verehrten Nachbarschaft, bei den Russen, Franzosen, Belgiern, Österreichern u. s. w., noch schlimmer stehen. Aber damit wird die Thatsache nicht vergnüglicher und nicht gerechtfertigter, daß es bei uns im Reiche schlimm steht. Der Militarismus allein und große Sprüche und riesige Schulden machen kein Volk selig. Und eine naiv dilettantische Politik, entsprünge sie auch dem edelsten Gemüte und der kindlichsten Unschuld, hat niemals ein Volk auf der Höhe gehalten, die ihm das Übergewicht der Waffenerfolge oder der Fleiß der Schulmeister oder die Gnade des Herrgotts von Dennewitz und Roßbach verliehen.

Wie haben wir einst über das cäsaristisch-napoleonisch regierte Frankreich gelacht und gespottet, weil es sich die „grande nation" zu sein einbildete und wähnte „an der Spitze der Civilisation zu marschieren"! Wie haben wir vor 25, 30, 40 Jahren unsere deutschen Witzblätter mit Stachelversen und Karikaturen angefüllt auf die Franzosen, die sich so groß und frei und hehr dünkten und in unseren Augen doch nur durch Ruhm und Reichtum versklavt, entnervt und demoralisiert waren!

Auch wir sollen später, im neuen Reiche, beides besessen haben in blendender Fülle: Ruhm und Reichtum.

Aber versklavt, entnervt, demoralisiert wurden wir dadurch nicht, beileibe nicht. Deutschland ist der Hort der Freiheit, der Gesundheit, der Sittlichkeit, der Biederkeit und Tüchtigkeit geblieben bis auf den heutigen Tag. Von Korruption und Dekadenz auch nicht die leiseste Spur.

Merkwürdig nur, wie es bei sothanem Wohlbefinden unseres Reichskörpers der zwölf Jahre lang durch das denkbar schärfste Ausnahmegesetz geknebelten Sozialdemokratie bei der letzten Reichstagswahl gelingen konnte, neben der ultramontanen Centrumspartei die höchste Wählerzahl auf ihre Kandidaten zu vereinigen; merkwürdig nur, daß die Wohlerzogenheit, Bildung und Charakterstärke unserer Reichsgenossen es zugelassen, daß sich bei uns mit den modernen wissenschaftlichen, künstlerischen und sozialen Bestrebungen zugleich die widerwärtigste Konfusion, der giftigste Parteigeist, der kleinlichste Pedantenhader, der plumpste und philiströseste Gegnersinn so üppig zu entwickeln vermochten; merkwürdig nur, daß bei unserem gesunden Volksbewußtsein, unserer idealen Auffassung von Freiheit und Fortschritt die Verhetzung von Klasse zu Klasse, von Stand zu Stand, von Konfession zu Konfession, von Partei zu Partei, von Individuum zu Individuum so ungeheuerliche Ausdehnung zu erreichen und fast alle Liebenswürdigkeit und Fröhlichkeit, alle feinere Humanität aus unserem öffentlichen Leben zu verbannen imstande war.

* * *

Käme heute Tacitus aufs neue in deutsche Lande, wie würde sein Bericht über das moderne Germanien lauten? Über das Volk des neuen Kurses?

O, ich will mir das Phantasiestück nicht leisten, denn ich bin ohnehin in sehr ungebührlicher Weise im Rufe eines Graumalers. Zudem hat einer der biedersten Schriftsteller des Reiches und gelehrter Schulmeister obendrein in einem sehr reichstreu gesinnten Berliner Blatt sich die Geschichte jüngst erst äußerst offenherzig ausgemalt. Man höre:

„Käme heute Tacitus aufs neue in deutsche Lande, so würde sein Bericht wohl wesentlich anders lauten, als der, den er vor nahezu zweitausend Jahren schrieb. Vielleicht würde er sagen: Die Deutschen sind ein mächtiges und großes Volk geworden, dessen Macht überall gefürchtet wird. Aber sie haben die schlichte Einfalt ihrer Sitten verlassen, und viele ihrer einstigen Tugenden scheinen verloren gegangen zu sein. Sie zerfallen in vier Klassen: Adelige, Gelehrte, Bürger und Arbeiter. Standesvorurteile gelten ihnen höher, als reine Menschlichkeit und edle Menschenliebe. Mit Hochmut scheidet sich der Adelige von dem Bürgerlichen, der Gelehrte von dem Ungelehrten, der Bürger von dem Arbeiter. Hochmut und Dünkel prägen sich daher auf vielen Gesichtern aus, ja sie werden den Jünglingen und Mädchen häufig anerzogen, damit sie durch ihr Standesgefühl sich von andern Menschenklassen unterscheiden und sich nicht mit andern Ständen

vermischen. Unreife Jünglinge, die eben im Begriffe sind, eine Hochschule zu beziehen, nennen sie reif. Das Wort selbst des unreifsten Gelehrten gilt mehr, als die Rede des erfahrenen Bürgers. Kriegerische Kraft wohnt diesem Volke auch heute noch inne, und der Soldatenstand steht bei ihnen in hohem Ansehen. Eine kriegerische That wird von ihnen höher geehrt, als die Thäten des Geistes. An den Denkmälern ihrer Dichter und Denker gehen sie achtlos vorüber, aber die Standbilder der Kriegshelden und Staatsmänner kennt und versteht schon jedes Kind. Ausdauernd und mutig ist der deutsche Soldat im Kriege, aber im Frieden neigt er zu einem strengen Beobachten inhaltsleerer äußerer Formen. Dies nennen sie schneidig. Je mehr einer jene äußeren Formen mit Sicherheit und Gewandtheit beherrscht, um so mehr wird er von seinen Genossen bewundert. Und dieses äußerlich schneidige Wesen ist nicht nur das Ideal niederer Dirnen, sondern auch edler Frauen und Jungfrauen. Höher aber noch wird von allen Geld und Gut geehrt. Wer über ein schneidiges Wesen und über reichen Besitz verfügt, gilt Männern und Frauen als beneidenswert. Geist und Gemüt stehen in geringerer Schätzung; wer nichts als diese besitzt, ist in der Gesellschaft ohne Geltung. Den Geist schätzt man nur danach, wieviel Geld er einbringt. Wer wenig erwirbt, gilt als ein unfähiger Kopf. Die Äußerungen des Geistes beurteilt man nach dem Amt, das sich jemand erworben hat. Geist ohne Amt erkennt man nicht an, eher noch Amt ohne Geist. Denn das Amt kann auch durch Familienverbindungen erworben werden. Dem Gelde öffnen sich willig die ersten Kreise, und man fragt wenig danach, wie es erworben ist, wenn nur nicht offenkundig eine unehrenhafte Handlung vorliegt.

„Denn Spiel und Dirnen kosten manchem große Summen. Der im Schweiß seines Angesichts Arbeitende gilt weniger, als der, welcher sich durch den Schweiß anderer Reichtum erwirbt. Begabung und Fleiß werden gewöhnlich nur dann anerkannt, wenn sie sich mit Schlauheit im Erwerb verbinden. Ehrenhändel in einem Zweikampf auszukämpfen gilt als ritterlich. An das gesetzliche Verbot des Zweikampfes kehrt sich niemand. Selbst die Hüter des Gesetzes müssen sich, um ihre gesellschaftliche Ehre aufrecht zu erhalten, dieser Sitte unterwerfen. Unkeuschheit und Ehebruch rechnen sie nur dem Weibe zur Schande, den Männern nur dann, wenn sie öffentlich Anstoß erregen. Die Religion und die Kirche wird vom Staate geschützt, und das geistliche Amt ist mit hinreichendem äußeren Ansehen ausgestattet. Aber Dichter und Erzieher, die bestimmt sind, die Rechte des Geistes und Herzens den äußern Mächten gegenüber zu schirmen und zu vertreten, schätzt man gering, die Dichter, weil sie ohne Amt sind, die Erzieher, weil sie bei uns im alten Rom Sklaven waren und weil noch heute die Deutschen

alles nachahmen, was einst den Sturz des römischen Kaiserreiches herbeiführte. Dies nennen sie klassische Bildung. Wer dagegen auf die Lebensquellen des eigenen Volkes hinweist und aus diesen seine Bildung holt, gilt als roher Barbar. Die Erziehung der Kinder überläßt man meist der Schule oder häuslichen Erzieherinnen. Aber in der Schule wird mehr unterrichtet, als erzogen. Daher wachsen die Kinder mit größeren Fehlern und Untugenden auf, als einst die Eltern. So kommt es, daß sie immer mehr von den Sitten der Väter abweichen. Ein Volk aber, das seine angestammte Art und Sitte verläßt, weiht sich selbst dem Untergange. —

„Käme uns heute ein solcher Bericht eines wiedererstandenen Tacitus vor Augen, so würden wir ihm mit gemischten Gefühlen gegenübertreten. Wir würden wohl zugeben, daß er manches gut und genau beobachtet habe, daß er aber in der zu raschen Verallgemeinerung seiner Beobachtungen und der daraus gezogenen Schlüsse dennoch ein zu düsteres und unzutreffendes Bild von dem wahren Wesen unserer heutigen Zustände entworfen habe — — —"

Hoffentlich, hoffentlich!

Denn stände es so von oben bis unten, durch alle Schichten des Volkes, es wäre nicht zum Aushalten. Nicht nur, daß der Geduldigste den Staub dieses kaiserlichen Deutschlands von den Pantoffeln schüttelte — nein, das Leben selbst würde er fortwerfen. Es ist aber nicht wahr, daß wir alle samt und sonders verdienten, vom Teufel des fin de siècle geholt zu werden. So viele im Reiche auch von „angestammter Art und Sitte" abgewichen, nicht geringer ist die Zahl jener still und bescheiden in allen deutschen Gauen Beharrenden, welche den herrlichen Kern unseres germanischen Wesens treu auf die Kommenden vererben werden, bis die Zeit der Verderbnis und Unterdrückung vorüber. Das Gesunde trägt doch den Sieg davon.

* * *

Das ist schnell gefragt: Was halten Sie von der Litteratur von morgen und übermorgen? Und eben so schnell geantwortet: Ich halte das und jenes davon. Es giebt ja Leute mit einer fabelhaft feinen Witterung für das Kommende. Und dann giebt es allerhand Regeln, Sprüche, Methoden, Griffe und Kniffe zur Lüftung des Vorhanges, der das Werdende verbirgt, wie man es ja auch zu erlernbaren Wetterprophezeiungen von ganz anständiger Zuverlässigkeit gebracht hat und zu allerlei mechanischen Verfahren, das Kommen und Gehen der Gestirne am Schnürchen zu haben. Was nicht ausschließt, daß plötzlich ein Komet aufflammt, der den Himmelsdeutern und Zeichenkundigen nicht die Ehre angethan hat, sich von ihnen im voraus berechnen und in ihre Stammrollen und Kontrolltabellen einschreiben zu

lassen. So ein wildgewachsener genialer Weltraumbummler mit Schweiß und Bart, ganz ohne scholastischen Drill und astronomische Disciplin? So einer, der den berühmten Kometenwein reifen hilft, daß hundert Geschlechtern der Mund danach wässert und die ältesten Leute von der trockenen Erinnerung daran trunken werden und sich für die jüngsten Lyriker halten und ihr Lallen und Stammeln und Pfeifen aus zahnlosem Munde für Neutönerei? Kometenwein, den die geriebenste Chemie nicht — echt nachmachen kann?

Von der Litteratur zu sprechen: Man malt sich da das Künftige aus, je nachdem man daran beteiligt zu sein wähnt als Erzeuger, Nutznießer oder Zwischenhändler. Da hört man denn zum Beispiel: Die alten Jungfern sterben nicht aus und die höheren Töchter und Buben nicht und die Backfische und Corpsstudenten und Liedertafler und die Liebhabertheaterspieler und die Vereinsbrüder mit Pfeil und Bogen und Bundesfahne nicht — also werden wir mit dem allgütigen Gott und den freundlichen alten Musen, die noch immer zu allem zu haben sind, dafür sorgen, daß diese interessanten Litteraturbedürflinge auch in Zukunft nicht zu kurz kommen. Und Mut und Selbstvertrauen schwellen die Brust der Litteraturerzeuger beiderlei oder dreierlei Geschlechts. Die Specialisten messen stolz ihre Chancen: Die Lyrik wird die herrschende Litteratur der Zukunft sein, denn mir gelingen mit Leichtigkeit die gangbarsten Verse in jeder gewünschten Quantität; das Drama wird als die vornehmste Dichtungsart obenauf zu bleiben haben, so lange ich mehr Stücke fabriziere, als die betriebsamsten Theaterspekulanten in einem Schaltjahr aufzuführen vermögen, oder so lange ich überhaupt noch nicht an der Erfolgsreihe bin; dem Roman gehört die Zukunft, denn ich bin ein Wirklichkeitsdichter mit den gediegensten ethischen Absichten und dazu ein Ideal-Naturalist, der sich gewaschen hat; die wahre und einzige Dichtung der modernen Welt ist die virtuose Nervenkunst, die uns mit den unerhörtesten Sensationen füttert, mit Techniken kitzelt, die man in allen Litteraturkliniken der Welt aufgelesen und als die raffiniertesten erprobt hat, und damit werden wir an der Spitze der geistigen Bewegung Europas marschieren, wir Immoralisten von Nietzsches Gnaden, wir Magier der hypererotischen Sportswelt, wir Mystiker der internationalen Fabulierkomödie, wir rasenden Rolande der alleinseligmachenden Stimmung aus Impotenz und Gigerlnhaftigkeit. Und so weiter mit Grazie.

Die sceptertragenden Hände strecken sich nach den krummstabführenden aus, die internationale goldene Couponscheere ersehnt den stärksten Polizeispieß — welche Litteratur wird ihnen als die schätzens- und schützenswerteste gelten? Die aber im ewigen Kampfe um den täglichen Bissen Brot stehen, um Kleider und Schuh und Obdach, sollen sie sich überhaupt um etwas kümmern, das keine materiellen Erlösungswunder zu wirken vermag, um

Träume und Schäume? Das Volk? Wo ist das Volk? Welcherlei Art denkst du dir das Volk der Zukunft? Sage mir, wie diese neue Menschenwelt, die aus den heute auf Mord und Preß sich bekrakehlenden Schichten, Ständen, Klassen, Parteien, Landsmannschaften, Nationalitäten herauswachsen soll, an Leib und Geist und Bedürfnissen sich formt, und ich sage dir, welche Litteratur ihr gedeiht. Ich fürchte aber, daß die Deutschen der nächsten Zukunft überhaupt ganz andere als litterarische Sorgen haben werden. Und mögen in dieser Zeit der Umwälzung die herrlichsten Wunderwerke der Poesie erblühen, kein Mensch wird Augen haben ihrer zu achten, bis die Drangsal vorüber. Kein Elend, keine Tyrannei, kein Pöbeltum, kein Druck bureaukratischer oder scholastischer oder klerikaler Gottverlassenheit, keine Verschiebung der politisch-nationalen Schwerpunkte, nicht einmal die Veränderung der gesamten sozialen und kulturellen Grundlagen unseres Staatslebens — nichts vermag den schöpferischen Gottesfunken im Herzen des Dichters zu ertöten, des echten Künstlers, der sein Lebenswerk verrichtet, ohne zu fragen wie, warum, wozu, wofür, mit vollkommener Gleichgiltigkeit gegen Publikum und Kritik, gegen Schulen und Richtungen, gegen Erfolg und Mißerfolg. So denke ich mir den Dichter der Zukunft, in strahlender Selbstherrlichkeit, in fesselloser Freiheit, ein Bild der Kraft, der Wahrhaftigkeit und darum der Schönheit. Was neben ihm an gewerblichem Litteratentum, an berufsmäßiger Kunstdichterei, an schriftstellerischem Industrierittertum in der Welt herumfleucht und herumkreucht, schreit und zetert, nach Geld und Gut und Massenerfolg jagt, ist für den höheren Geistesmenschen so uninteressant und belanglos als möglich. Wie es heute für den gesundgebliebenen Mann belanglos und uninteressant ist, was die extremen Specialisten der Moderne an welschen Kukukseiern in ihren kleinen Fin de siècle-Kapellchen oder -Bordellchen ausbrüten, dabei mit ihrem Ismus-Schwänzchen wedelnd: Symbolismus, Satanismus, Neuidealismus, Hallucionismus . . . Noch ein paar Jahre, und es kräht kein Hahn mehr nach diesem ganzen allermodernsten — Charlatanismus der Lebens-Komödianten in Litteratur und Kunst. Ja, das ist mein Dichter der Zukunft: der gesunde, schlichte, weise Mann, der männliche Mann, der Zeuge der großen Natur, der Herz- und Nierenprüfer der Gesellschaft, der Maskenabreißer der stolzierenden Gemeinheit, der Tröster und Mutmacher der Armen und Gedrückten, der holde Freund und Labsalspender einer neuen Menschheit.

* * *

Nun sollte uns jüngst plötzlich die Religion im gegenwärtigen Reich über alle Zweifelfragen und Schwierigkeiten hinweghelfen. Die Religion! Eine Form: Parsifal. Gut. Ich habe nichts gegen den reinen

Thoren. Aber mein Hauswesen vertraue ich ihm nicht an. Auch nicht meine auswärtigen Beziehungen. Sollte er nun das Wunder wirken und die Politik eines großen Reiches auf die rechten Pfade zu den rechten Zielen leiten?

Ich glaube, unserem Volk thut Anderes not. Statt Mystik und frommen Katechismusübungen und klerikalen Salbungen eine möglichst umfassende und gründliche Aufklärung in allen national- und weltökonomischen Wissens- und Arbeitssächern. Nicht neue Romantik, sondern neues Wissen. Wir stehen an wirtschaftlicher Erkenntnis und praktischer Schulung weit hinter unseren angelsächsischen Vettern zurück. Und weil uns die positive Einsicht und intellektuelle Geschlossenheit fehlt, läuft alles kreuz und quer, von jedem Katheder wird anders gelehrt, in jeder Kolonie anders kommandiert — nur die Niederlagen und Blamagen sind überall gleich, die sich das politische Deutschtum an allen Ecken und Enden der Welt holen kann, wenn mit der jetzigen Kopflosigkeit weiter experimentiert wird.

Eine andere Form: Der Kleriker. Der Mann des kirchlichen Amtes, der sich rühmt, mit dem unsichtbaren und allmächtigen Gott in einem festen Vertrag, in einer Art von realpolitischem Verhältnis à la Bismarck zu stehen: Do ut des! Und darauf soll sich seine Nothelferei stützen, seine Führung und Beeinflussung des Volkes in allen sozialpolitischen Angelegenheiten. Die Religion der Kirchengewaltigen als Werkzeug der Interessenpolitik, nichts mehr und nichts weniger. Wer mit seinem weltlichen Latein zu Ende und mit seinem eigenen Witz Matthäi am Letzten, probiert's als Staatsmann mit der Religiosität in dieser Form. Das ist die Religion nicht in romantischer, sondern in klassisch-heidnischer Ausprägung, gesalbt mit dem Specialöl des Jesuitismus. Aber gleichviel, ob Parsifal oder heiliger Ignatz v. Loyola — die Weltgeschichte läuft am Ende des 19. Jahrhunderts ihren eigenen Gang, und wer ihr mit atavistischen Versuchen klassisch-heidnischer Religionsverzapfung einen Rausch beibringen will, daß die Geschichte auf Seitenpfade hinübertorkele, der wird die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben und mit einer bösen Zeche heimgeschickt werden. Das wäre nicht mehr Parsifal, freilich, sondern Idiot.

Daß die heutigen deutschen Reichspolitiker auch nur einen Augenblick an diese klassisch-heidnische Aushülfe im Ernste gedacht haben sollten, ist nicht wohl anzunehmen. Die ganze Religionsaktion, wie sie zunächst durch den preußischen Volksschulgesetzentwurf auf die Beine gebracht werden sollte, hatte zwar den Priester als Angelpunkt, aber den brandenburgisierten u. s. w. Und damit war's aus über Nacht; der lahmste baumwollene Liberalismus brauchte nur eine fürchterliche Grimasse zu schneiden und zu husten — und das heilige Nebelbild zerfloß.

Eine dritte Form, die aber nur im Text der Evangelisten steht: das Christentum Christi.

O rühret, rühret nicht daran, wenn euch eure Weltlust, euer Reich, euere Obmacht und eure Herrlichkeit lieb ist. Den Geist rufet nicht. Wenn er kommt, wahr und wirklich, dann geht diese Welt in Trümmer. Dann fallen die Sterne auf die Erde und die Kronen in den Staub, und das Gold verwandelt sich in Kot und Blut und euere Schönheit in ein Jammergerippe und euere Ruhmredigkeit in Heulen und Zähneklappern — und das jüngste Gericht bricht an: Dies irae —

Ohne Apokalypse gesprochen: das Christentum Christi, wie's im Text und zwischen den Zeilen der Evangelisten steht, ist etwas furchtbar Gefährliches. Die historischen Kirchentümer haben aus dem Gift einen Lakritzensaft gemacht, unser moderner Staat mag sich ihnen dafür erkenntlich erweisen. Aber vom Christentume Christi mögen sie allesamt die Hand lassen, wenn ihnen ihr Leben lieb ist. Sozialismus ist ein sanftes Hausmittel daneben. Das Christentum Christi geht auf Leben und Tod. Umsonst wurde sein Urheber nicht in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr von der hohen Priesterschaft in Jerusalem mit Erlaubnis der hohen Obrigkeit von Rom ans Kreuz geschlagen. Ein zweites Mal könnte das Umgekehrte eintreten. Man soll seinen Feind segnen: Ich wünsche den modernen Kirchen- und Staatstümern alles Gute, so lange ich lebe.

* * *

Ich will an dieser Stelle keineswegs die Frage nach Wert und Bedeutung des religiös-kirchlichen Glaubens überhaupt aufwerfen, sondern nur im Vorbeigehen die aus der alltäglichen Wirklichkeit immer wieder auftauchende Frage mit ein paar Worten beleuchten, ob der kirchlich propagierte religiöse Glaube von ernsthaften Lebensbeobachtern in der That als eine reale und genügend feste Grundlage der Moral im sozialen und staatlichen Leben angesehen werden könne oder nicht.

Diese Frage, das kann nur von fanatischen Glaubens-Interessenten geleugnet werden, wird heute von der großen Mehrzahl der Moralisten, Philosophen, Psychologen und Soziologen verneint. Und diese Verneinung beruht auf Lebensthatsachen, die jeder beobachten und prüfen kann, weil sie gar nichts Geheimnisvolles an sich haben, sondern sich im Lichte der breitesten Öffentlichkeit vollziehen. Schon, um ein Kleines anzuführen, die aufmerksame Lektüre der klerikalen Parteipresse, die doch kirchlich gewiß bombenfest rechtgläubig ist und von zuverlässigen Kirchengläubigen hergestellt wird, beweist, daß Glaube und Wahrhaftigkeit, Glaube und Ehrlichkeit, Glaube und Sanftmut, Glaube und milde Denkart, Glaube und hehre Gesinnungsweise

eigentlich gar nichts mit einander gemein zu haben brauchen, daß man ein auserlesener Gläubiger und zugleich ein furchtbar gewöhnlicher, ja sogar hundsordinärer Mensch sein kann. Daß Dogmen sittliche Wunder wirken, braucht kein Mensch zu glauben, der unbefangen das Treiben der klerikalen Presse und des ultramontanen wie des ultrakonservativ-protestantischen Parteiwesens überhaupt aufmerksam beobachtet hat. Also der Gläubige kann sich vor anderen Sterblichen keines sittlichen Vorzuges kraft seiner Gläubigkeit und Kirchlichkeit rühmen. Sittlichkeit, Moral, Tugend, Menschenwürde sind auf der heutigen Stufe der Kultur von keinerlei Gläubigkeit oder Ungläubigkeit abhängig. Das ist keine gewollte Ketzerei, keine philosophische Privatmeinung, kein soziologisches Paradoxon, das ist die einfache, nüchterne Feststellung einer Lebensthatsache. Gläubigkeit kann in gewissen Fällen, bei gewissen gemütlichen Dispositionen, die Moral stützen, aber Moral zu zeugen und unter allen Umständen wirksam zu erhalten, das vermag sie nicht. Moral ist kein notwendiges Produkt des Glaubens, sondern nur dessen zufälliges Nebenprodukt. Da jedoch die Gesellschaft ein höchstes Interesse daran hat, daß Moral sei, und zwar nicht zufällige, nicht jedem Schwanken irgend einer Gläubigkeit oder Ungläubigkeit preisgegebene Moral, so hat der Staat die Pflicht, sich nach realen und genügend festen Grundlagen der Moral umzusehen, außerhalb der kirchlichen Bezirke. Denn die Kirche kann keine Garantien für die Beschaffung des gesellschaftlich notwendigen Maßes von Moral übernehmen. Sie hat daran oft empfindlichen Mangel im eigenen Hause und in ihren höchsten Regionen. Wie die Geschichte der Päpste an mehr als einem Falle erweist, kann man sogar ein oberstes Kirchenlicht, ein „Stellvertreter Gottes“ und zugleich — etwas ganz Anderes sein.

Wir modernen Menschen machen daher auch die historische Kirche, wie sie sich uns heute darstellt, weder für Moral noch Immoral verantwortlich. Wir lassen sie ruhig jenseits von Gut und Böse, jenseits von den gemeinen sozialen Alltagsbedürfnissen thronen. Wir erkennen bewundernd an, was sie in früheren Zeiten bewirkt hat an erhöhter Menschlichkeit, hervorgebracht hat an religiös-romantischen Werken der Poesie und Kunst, an geistig-traumhaften Verklärungsmomenten des Erdenlebens, an heldenhaften Steigerungen und Berauschungen des Gefühls. Wir leugnen auch nicht, daß sie heute noch für viele Menschen, die sich selber nicht Rats wissen, mächtige Trost- und Auskunftsmittel im Leide und in allerlei seelischen Wirrnissen hat. Und nach dieser Richtung wird sie für lange Zeit noch eine Mission erfüllen, deren Bedeutung nur von der antiklerikalen Parteiborniertheit oder von ganz in agitatorischen Tendenzen versimpelten Materialisten und Atheisten unterschätzt werden kann.

Aber weil es so ist, hat zunächst der moderne Staat sich absolut in gar nichts einzumischen, was innerhalb der religiösen Glaubens- und Empfindungssphäre der Einzelnen wie der auf ein kirchliches Bekenntnis sich Vereinigenden liegt. Das religiöse Leben als Gemütsbethätigung geht ihn nicht das Allermindeste an, sollen wir nicht an die barbarischen, ja bestialischen Zustände herankommen, wie sie zur Schande der europäischen Kulturmenschheit beispielsweise heute in dem heiligen Rußland herrschen. Religion ist im höchsten und edelsten Sinn Privatsache des einzelnen Kulturindividuums. Die religiöse Freiheit ist das Maß für jede andere. Und jede Freiheit ist gemein und wertlos, wo nicht die Freiheit der religiösen Überzeugung in höchstem Preis und Schutz steht.

Aber bringt das einem Reichspreußen bei! Daß ich's drastisch sage: der moderne Kulturstaat hat kein Recht, mit den von ihm bereiteten Schüsseln, die ich als Staatsangehöriger zwangsweise auslöffeln helfen muß, mir irgend einen Kirchenbrei zu verabreichen oder irgend eine religiöse Sauce oder irgend einen klerikal-dogmatischen Nachtisch. Meine Seele hat er mit seiner Kochkunst nicht zu behelligen. Darum hat er auch kein Recht, meinem Kind in der staatlich geordneten Zwangsschule dogmatischen Religionsunterricht anzubefehlen oder meinem Sohn in der militärischen Zwangskaserne ein Gebet oder sonst eine religiöse Übung zu kommandieren. Je mehr Vesuvisüberschreitungen, Tölpeleien und Brutalitäten der moderne Staat nach dieser Seite sich zu schulden kommen läßt, desto mehr fördert er die Elemente des politischen Widerspruchs, der sozialen Auflösung, des Umsturzes. Je weiter er sich zum Werkzeuge klerikaler Herrschsucht herabwürdigen läßt, sei es durch idealistisch verdrehte Narren oder verschlagene, mit allen Wassern gewaschene Partei-Realpolitiker, desto rascher verfängt er sich in die Netze und Stricke jener Kirchenmacht-Absolutisten, die noch jedem Staat, den sie in ihre Gewalt bekamen, Luft und Licht genommen und zuletzt den Garaus gemacht haben von den Zeiten des alttestamentlichen Judenstaates bis auf den heutigen Tag.

Das ist sonnenklar. Nur nicht für gewisse Kultusminister.

* * *

Wer aber den kirchlichen Absolutisten mehr und mehr entwischt, das ist das — Weib. Das ist ein sehr gutes Zeichen. Denn den wahrhaft freien Mann wird uns erst das frei gewordene Weib schaffen. In der Erziehung der Menschheit zur Freiheit und Selbstbestimmung wie in der geistigen und moralischen Wiedergeburt der mehr oder weniger ausgelebten Völker spielt das Weib die vornehmste Rolle, weil ihm von der Natur der

Hauptteil in der Erzeugungs- und Aufziehungsarbeit des Menschengeschlechtes zugewiesen ist. Das Weib ist mehr als ein Instrument zur Wollust oder als eine Sensationspuppe . . . Es ist ein Kulturfaktor ersten Ranges.

Wir haben heute in Deutschland bereits eine respektable Zahl von Frauenvereinen, welche sich die Erkämpfung der ihnen seither vorenthaltenen Rechte mit Erfolg zur Aufgabe gemacht haben. Dank der rührigen Agitation des Vereins „Frauenbildungs-Reform" ist es jetzt gelungen, in Baden bei der Volksvertretung wie bei der Regierung die Zustimmung zu einer teilweisen Erschließung des Universitätsstudiums für das weibliche Geschlecht zu erlangen. Damit ist nun endlich auch in Deutschland die erste Bresche in die Mauer gelegt, welche seither die Frauenwelt vom wissenschaftlichen Studium in offizieller Form abschloß. Früher oder später müssen die übrigen Staaten des Reiches — der führende Staat Preußen natürlich zuletzt, da er sich sterblich in die Rolle verliebt hat, die einst im seligen heiligen römischen Reich deutscher Nation das vielgeschmähte Österreich spielte: „Immer langsam voran!" — dem Beispiele Badens folgen, schon aus dem bureaukratischen oder verwaltungstechnischen Grunde, weil sich eine verschiedenartige Behandlung der Zulassungs- und Berechtigungsfrage reichsangehöriger Studierender auf die Dauer nicht aufrechterhalten läßt.

Der „Allgemeine deutsche Frauenverein" (Leipzig) hat dem Reichstag eine Massenpetition um Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf mit 51,696 Unterschriften vorgelegt; warten wir die Wirkung ab. Dieser unermüdlich thätige Verein hat die Absicht, einen Auszug aus den zur Zeit giltigen Gesetzen, soweit sich dieselben auf das weibliche Geschlecht beziehen, und zugleich aus dem Entwurf zum neuen bürgerlichen Gesetzbuch herauszugeben. Dieses Unternehmen bezweckt, die deutschen Frauen über ihre eigentliche Stellung vor dem Gesetz ihres Vaterlandes aufzuklären und so eine lebhafte Anteilnahme möglichst weiter Frauenkreise an den Schritten zu erzielen, die demnächst zur Verbesserung der gesetzlichen Lage des weiblichen Geschlechtes unternommen werden sollen.*)

Man sieht daraus, mit welchem klaren Zielbewußtsein unsere deutschen Frauen die modernen Bestrebungen ihrer englischen, amerikanischen, russischen u. a. Schwestern zu teilen beginnen. Mit unsern philiströs-selbstsüchtigen Deklamationen vom „natürlichen Beruf des Weibes", „holder Weiblichkeit" und andern abgestandenen Einbildungen ist nichts mehr dagegen auszurichten. Unser Hochmut ärgert sich über das stolze Selbstgefühl der Eman-

*) Das Heftchen soll noch diesen Sommer erscheinen (Format der bekannten Reklam-Ausgaben, Preis 15—20 Pf.). Bestellungen werden jetzt schon von dem Vorstandsmitglied Hedwig von Allen entgegengenommen, Dresden A., Kaulbachstr. 3. II.

cipierten. Das wirkt komisch. Wir haben unsere Weiber nicht erzogen, so nehmen sie jetzt ihre Erziehung selbst in die Hand; wir haben aus ihnen nicht das gemacht, was ihrer Anlage nach aus ihnen hätte gemacht werden sollen, so unternehmen sie es jetzt in ihrer Weise auf eigene Gefahr und Rechnung. Ganz natürlich.

Wozu also das Geschrei von Seite der Männer?

Wer eine Mutter für sein Kind sucht, das er in die Welt setzen will, wird sie immer noch finden, und wer verdorben genug ist, nur eine Maitresse zu suchen, wird sie auch finden. Und alle Weiber zu heiraten oder zu Maitressen zu haben, das geht ja doch in alle Ewigkeit nicht an. Also laßt den Überschuß seine eigenen Wege ziehen und sich sein eigenes Schicksal bereiten. Wird dadurch unsere ganze Männerkultur umgeorgelt oder auf den Kopf gestellt, so hat sie wohl kein anderes Los verdient und es ist nicht schade darum. Schließlich wird es auch mit dem emancipierten Weib noch eine kameradschaftliche Verständigung geben, der selbstherrliche Mann wird mit dem selbstherrlichen Weib wie von Macht zu Macht verhandeln, eine Umgangsart, bei welcher alle Teile nur an Würde und Achtung gewinnen können. Wer als Mann alten Stils das nicht erträgt, kann den Staub von den Pantoffeln schütteln und zu den Türken auswandern. Hauptsache bleibt, daß durch die Befreiung des Weibes eine Unsumme von Kraft des Kopfes und Herzens frei und nutzbringend wird, die unter den seitherigen Verhältnissen brach lag oder in allerlei sentimentalen Trödel ohne wirklichen Segen für irgendwen verpufft wurde. Der Jammer der Reaktion, die eine Reservearmee verliert, und der Ochsen, die unter die Räder kommen, kann uns nicht kümmern. —

Erste Grundsätze.

Von Henry George.*)

(New-York.)

Wer die uns gestellten politischen und sozialen Aufgaben betrachtet, muß sehen, daß sie ihren Mittelpunkt in dem Problem der Güterverteilung haben, und er muß auch sehen, daß ihre Lösung zwar eine einfache sein kann, aber eine radikale sein muß.

Für jedes soziale Unrecht muß es ein Heilmittel geben. Aber das

*) Aus seinem Buche „Soziale Probleme“.

Heilmittel kann in nichts Geringerem bestehen, als in der Abschaffung des Unrechts. Halbe Maßregeln, bloße Besserungen und sekundäre Reformen können jederzeit nur wenig ausrichten und auf die Dauer nichts nützen. Unsere Wohlthätigkeitsanstalten, unsere Strafgesetze, unsere Beschränkungen und Verbote, wodurch wir mit so wenig Nutzen das Verbrechen zu mildern und aufzuhalten suchen, was sind sie im besten Falle anderes, als der Einfall des Clowns, der, nachdem er die ganze Last seines Esels in den einen Korb gelegt hatte, das arme Tier dadurch in den Stand setzen wollte, gerade zu gehen, daß er den andern Korb mit Steinen belud?

In New-York fordern in dem Augenblicke, wo ich schreibe, die Zeitungen und Kirchen zu Subskriptionen für ihre „Frische Luft-Stationen" (oder Ferienkolonien) auf, damit kleine Kinder auf einen Tag oder eine Woche aus der tödlichen Hitze der erstickenden Mietswohnungen genommen und ihnen ein paar Züge frischer See- oder Bergluft verstattet werden können; aber wie wenig nützt es, wenn wir die Kinder nur aufnehmen, um sie alsbald in ihre frühere Lage zurückkehren zu lassen — eine Lage, die für viele sogar Schlimmeres bedeutet, als den Tod des Leibes; eine Lage, die es gewiß macht, daß von den Leben, die so vielleicht erhalten bleiben, manche für das Bordell und das Armenhaus und manche für das Zuchthaus aufbewahrt werden. Wir können immerzu „Frische Luft-"Sammlungen veranstalten und die Sammlungen mögen sich noch so hoch belaufen, der Bedarf wird immer nur zunehmen und die Kinder — eben solche Kinder, wie die, von denen Christus sagt: „Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel" — werden sterben wie Fliegen, so lange die Armut Väter und Mütter zum Leben in elenden Mietsräumen zwingt. Wir können „Nachtmissionen" eröffnen und „christliche Asyle für verlorene junge Mädchen" gründen, aber was werden sie helfen angesichts der allgemeinen Verhältnisse, welche so viele Männer unfähig machen, ein Weib zu ernähren, welche es jungen Mädchen als ein Vorrecht erscheinen lassen, für eine einundachtzigstündige Arbeit drei Dollars zu verdienen und welche eine Mutter zu solcher Verzweiflung treiben können, daß sie ihre Säuglinge von einem Quai unserer christlichen Stadt in den Fluß wirft und sich dann selbst nachstürzt! Wie vergeblich werden wir versuchen, durch unsere barbarische Bestrafung der ärmeren Klasse von Verbrechern das Verbrechen zu unterdrücken, so lange Kinder in den vertierenden Einflüssen der Armut aufgezogen werden, so lange der Stachel der Not die Menschen zum Verbrechen treibt? Wie wenig besser als vergebens ist ein Verbot der Kinderarbeit in Fabriken, wenn das Maß der Löhne so niedrig ist, daß die Väter ihre Familien nicht ohne die Verdienste ihrer kleinen Kinder erhalten können?

Wie können wir hoffen, die politische Verderbnis durch Erfindung neuer Hindernisse und dadurch, daß wir einen Beamten zur Überwachung des anderen einsetzen, zu verhüten, wenn die Not oder die Furcht vor Not das Gelüst nach Reichtum anstachelt und der reiche Dieb geehrt wird, während die ehrliche Armut verachtet ist?

Auch könnten wir niemals eine dauernde Ausgleichung in der Verteilung der Güter dadurch herbeiführen, daß wir den Besitzern gewaltsam ihren Besitz nehmen, um ihn den Besitzlosen zu geben. Wir würden damit großes Unrecht begehen; wir würden großen Schaden anrichten; aber von dem Augenblicke einer solchen erzwungenen Ausgleichung an würden die Tendenzen, die sich in den gegenwärtigen ungerechten Ungleichheiten zeigen, sich von neuem geltend machen, und wir würden in einer kleinen Weile ebenso große Ungleichheiten haben, wie vorher.

Was wir thun müssen, wenn wir die soziale Krankheit heilen und die soziale Gefahr abwenden wollen, ist dies, daß wir die Ursachen beseitigen, welche die gerechte Verteilung der Güter verhindern.

Dies Unternehmen ist nur auf Hinwegräumung beschränkt. Wir brauchen keine verwickelten und kunstvollen Pläne zu entwerfen, um die gerechte Verteilung der Güter herbeizuführen. Denn die gerechte Verteilung der Güter ist offenbar die natürliche Verteilung der Güter, und die Ungerechtigkeit in der Verteilung muß daher aus den künstlichen Hindernissen dieser natürlichen Verteilung entspringen.

Was eine gerechte Verteilung der Güter bedeutet, darüber kann kein Streit bestehen. Es ist die, welche denjenigen Güter giebt, die sie hervorbringen, und demjenigen Güter sichert, der sie spart. So unzweifelhaft ist dies die einzige gerechte Verteilung der Güter, daß selbst die seichten Schriftsteller, welche die bestehende Ordnung der Dinge zu verteidigen suchen, durch eine logische Notwendigkeit zu der falschen Annahme getrieben werden, diejenigen, welche jetzt den größeren Teil der Güter besitzen, brächten sie hervor und sparten sie oder erhielten sie durch Geschenke oder Erbschaft von denen, welche sie hervorgebracht und gespart haben; während die Thatsache, wie ich in einem früheren Kapitel gezeigt habe, die ist, daß alle diese großen Vermögen, deren Zubehör die Armen und Vagabunden sind, in Wahrheit aus der nackten Aneignung der Arbeiten und Ersparnisse anderer Leute entspringen.

Und daß diese gerechte Verteilung der Güter die natürliche Verteilung ist, läßt sich ebenfalls klar sehen. Die Natur giebt der Arbeit und nur der Arbeit Güter. Es giebt und kann keine Güter geben, als solche, welche die Arbeit gewonnen hat, indem sie dieselben aus dem Rohstoffe, den der Schöpfer uns gegeben hat, herstellte oder indem sie den Rohstoff herbei-

schaffte. Wenn es nur einen Menschen auf der Welt gäbe, so wäre es offenbar, daß er nicht mehr Güter haben könnte, als die, die er herzustellen und aufzubewahren imstande wäre. Dies ist die natürliche Ordnung. Und gleichgiltig, wie groß die Bevölkerung oder wie künstlich das Gesellschaftsgebäude auch sei, niemand kann mehr Güter haben, als er hervorbringt und spart, wenn er sie nicht als eine freie Gabe von irgend einem andern oder durch Aneignung des Erwerbes eines anderen erhält.

Ein englischer Schriftsteller hat alle Menschen in drei Klassen geteilt — Arbeiter, Bettler und Diebe. Die Einteilung ist nicht höflich gegen „die oberen Klassen" und „die besseren Klassen", für die sich diese Klassen selbst zu halten gewöhnt sind, aber vom ökonomischen Standpunkte ist sie richtig. Es giebt nur drei Wege, auf denen der Einzelne Reichtum erlangen kann — durch Arbeit, durch Geschenk oder durch Diebstahl. Und sichtlich ist der Grund, weshalb die Arbeiter so wenig erhalten, der, daß die Bettler und Diebe so viel erhalten. Wenn ein Mann Güter gewinnt, die er nicht hervorbringt, so gewinnt er sie notwendig auf Kosten derer, die sie hervorbringen.

Um eine gerechte Verteilung der Güter herbeizuführen, brauchen wir nur das zu thun, was nach allen Theorien die ursprüngliche Funktion der Regierung sein muß, nämlich jedem den freien Gebrauch seiner Kräfte, nur beschränkt durch die gleiche Freiheit aller anderen, zu sichern; jedem den vollen Genuß seines Erwerbes zu sichern, nur beschränkt durch solche Steuern, die von ihm für Zwecke des Gemeinwohls mit Fug gefordert werden dürfen.

Ich wünsche diesen Punkt besonders zu betonen, denn es giebt Leute, welche beständig so reden und schreiben, als wenn jeder, der die gegenwärtige Güterverteilung fehlerhaft findet, verlangte, daß der Reiche zu Gunsten des Armen beraubt werden solle; daß für den Faulen auf Kosten des Fleißigen gesorgt und eine falsche und unmögliche Gleichheit herbeigeführt werden solle, welche, indem sie jeden auf dasselbe tote Niveau bringt, allen Sporn, sich auszuzeichnen, vernichten und den Fortschritt zum Stillstande bringen würde.

Bei der Reaktion gegen die offenbare Ungerechtigkeit der jetzigen sozialen Verhältnisse sind solche wilden Pläne vorgeschlagen worden und finden noch immer Verteidiger. Aber nach meiner Ansicht sind dieselben so unausführbar und unnatürlich, wie sie nur immer denen scheinen können, welche den Kommunismus am lautesten verdammen. Ich will mich darüber nicht aussprechen, ob im Fortschritt der Menschheit ein Zustand der Gesellschaft möglich sein wird, welcher die Formel Louis Blancs realisiert „von jedem nach seinen Fähigkeiten: Jedem nach seinen Bedürfnissen"; denn es

bestehen heutigen Tages unter den religiösen Orden der katholischen Kirche Gesellschaften, welche auf dem Kommunismus des ersten Christentums beruhen. Allein es scheint mir, daß die einzige Kraft, durch welche eine solche Verfassung einer Gesellschaft erreicht und behauptet werden kann, diejenige ist, von der die Urheber der in Rede stehenden Pläne im allgemeinen nichts wissen wollen, auch wenn sie ihr nicht unmittelbar feindlich sind, nämlich ein tiefer, bestimmter, starker, religiöser Glaube, ein Glaube klar und glühend genug, um den Gedanken an das eigene Selbst gänzlich hinweg zu schmelzen — eine allgemeine sittliche Haltung, wie sie die Methodisten unter dem Namen der „Heiligung" für individuell möglich erklären, wobei der Traum der ersten Unschuld Wirklichkeit werden und der Mensch, so zu sagen, wieder mit Gott gehen soll.

Aber die Möglichkeit eines solchen Zustandes der Gesellschaft scheint mir auf der gegenwärtigen Stufe der menschlichen Entwickelung eine Spekulation, welche mehr in den höheren Bereich des religiösen Glaubens gehört, als auf einem Gebiete liegt, mit dem sich der Ökonomist und der praktische Staatsmann befassen kann. Daß die Natur, wie sie uns hier auf diesem unendlich kleinen Punkt im Raum und in der Zeit, den wir die Welt nennen, erscheint, der höchste Ausdruck der Kraft und der Absicht sei, welche das Weltall zum Dasein rief, welcher denkende Mensch darf es bejahen? Dennoch ist es klar, daß der einzige Weg, auf welchem der Mensch Höheres erreichen kann, darin besteht, daß er sein Verhalten mit den Geboten in Einklang setzt, welche in seinen Beziehungen zu seinen Mitmenschen und zur ewigen Natur so klar sind, als ob sie von dem Finger der Allmacht auf Tafeln von unvergänglichem Steine eingegraben wären. In der Ordnung der moralischen Entwickelung kommt Moses vor Christus — „Du sollst nicht töten," „Du sollst nicht ehebrechen," „Du sollst nicht stehlen" vor dem: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Das Gebot: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden," geht der Vision eines allgemeinen Friedens voraus, in welchem sogar der Raub der Natur aufhören, der Löwe sich neben dem Lamme niederlegen und ein kleines Kind beide führen soll.

Daß die Gerechtigkeit die höchste Eigenschaft in der moralischen Rangordnung sei, sage ich nicht, wohl aber, daß sie die erste ist. Was über der Gerechtigkeit steht, muß auf Gerechtigkeit gegründet sein, Gerechtigkeit einschließen und durch Gerechtigkeit erreicht werden. Es ist nicht zufällig, daß in der hebräischen religiösen Entwickelung, welche wir durch das Christentum ererbt haben, die Erklärung: „Der Herr Dein Gott ist ein gerechter Gott," der süßeren Offenbarung eines Gottes der Liebe vorausgeht. Bis die ewige Gerechtigkeit begriffen wird, muß die ewige Liebe ge-

heim bleiben. Wie der Einzelne gerecht sein muß, ehe er wahrhaft edel sein kann, so muß die menschliche Gesellschaft auf die Gerechtigkeit gegründet werden, bevor sie auf die Liebe gegründet werden kann.

Dies, und dies allein ist es, was ich behaupte — daß unsere sozialen Einrichtungen in Einklang gebracht werden müssen mit der Gerechtigkeit, mit jenen natürlichen und ewigen Grundsätzen des Rechts, die so klar sind, daß niemand sie leugnen oder bestreiten kann, so klar, daß durch ein Gesetz des menschlichen Geistes selbst diejenigen, welche die soziale Ungerechtigkeit zu verteidigen suchen, genötigt sind, sie anzurufen. Dies, und dies allein behaupte ich — daß der, welcher schafft, haben, der, welcher spart, genießen soll. Ich fordere zu Gunsten des Armen nichts, was eigentlich dem Reichen gehört. Anstatt die Idee des Eigentums zu schwächen und zu verwirren, möchte ich es mit stärkerer Weihe umgeben. Anstatt den Reiz zur Produktion von Gütern zu vermindern, würde ich ihn mächtiger machen, indem ich die Belohnung sicherer mache. Was jemand zum gemeinsamen Gütervorrate hinzufügt oder durch den freien Willen dessen, der es hervorbrachte, erhalten hat, laßt es sein Eigentum sein gegen alle Welt — mag er es gebrauchen oder verschenken oder damit thun, was er will, so lange ein solcher Gebrauch nicht mit der gleichen Freiheit anderer in Streit gerät. Ich meinerseits würde dem Erwerbe keine Grenze setzen. Gleichgültig wie viele Millionen ein Mann durch Methoden gewinnen kann, die nicht die Beraubung anderer einschließen — sie sind sein: Laßt sie ihn haben. Ich würde nicht einmal Wohlthätigkeit von ihm fordern, oder ihm in die Ohren rufen, daß es seine Pflicht sei, den Armen zu helfen. Dies ist seine Sache. Laßt ihn mit dem Seinigen nach Belieben schalten, ohne Einschränkung und ohne Rat. Wenn er gewinnt, ohne von anderen zu nehmen, und gebraucht, ohne andere zu schädigen, dann ist es seine Sache, was er mit seinem Reichtum thut, und es fällt auf seine eigene Verantwortlichkeit zurück.

Ich achte den Geist, der in Städten, wie London und New-York so große Wohlthätigkeitsanstalten errichtet und sie mit so großartigen Schenkungen ausstattet; aber daß solche Wohlthätigkeitsanstalten notwendig sind, beweist mir, daß es ein Hohn auf Christus ist, solche Städte christliche Städte zu nennen. Ich ehre die Astors dafür, daß sie für New-York die Astorbibliothek geschaffen, und Peter Cooper, daß er der Stadt das Cooper-Institut gegeben hat; aber es ist ein Schandflecken und eine Unehre für die Bewohner von New-York, daß solche Dinge der Privatwohlthätigkeit überlassen bleiben mußten. Und wer für jene Anerkennung der Gerechtigkeit kämpft, welche jedem sein Eigentum sichert und es unnötig machen wird, von dem einen für den anderen Almosen zu erbetteln, thut ein größeres und höheres Werk, als der, welcher Kirchen erbaut, Hospitäler beschenkt oder Universitäten

und Bibliotheken ſtiftet. Dieſe Gerechtigkeit, welche zuerſt einem jeden ſeinen Verdienſt ſichert, iſt ſie nicht von jener höheren Art, als das Almoſengeben, welches der Apoſtel im Sinne hatte, als er ſagte: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre es mir nichts nütze?“

Fragen wir zuerſt nach den natürlichen Rechten der Menſchen und ſuchen ſie ihnen zu verſchaffen, ehe wir vorſchlagen, entweder zu betteln oder zu rauben.

In dem Folgenden werde ich Betrachtungen über die natürlichen Rechte der Menſchen, ſowie darüber anſtellen, wie dieſelben unter den gegenwärtigen ſozialen Einrichtungen mißachtet und geleugnet werden. Dies wird durch die Natur dieſer Unterſuchung notwendig gemacht. Aber ich wünſche diejenigen, die meine Stimme erreichen kann, nicht ſowohl zur Forderung ihrer eigenen Rechte zu beſtimmen, als vielmehr ſie aufzufordern, für die Rechte Anderer, Hilfloſerer einzutreten. Ich glaube, daß der Gedanke der Pflicht größere Macht über den ſozialen Fortſchritt hat, als der Gedanke des Intereſſes; daß in dem Mitleid eine ſtärkere ſoziale Kraft liegt, als in der Selbſtſucht. Ich glaube, daß jeder große ſoziale Fortſchritt entſpringen und belebt werden muß mehr von jenem Geiſte, der das Leben beſſer, edler, glücklicher für andere zu machen ſucht, als von dem Geiſte, der nur für ſich ſelbſt Genuß verlangt. Denn der Mammon der Ungerechtigkeit kann ſtets die Selbſtſucht kaufen, ſobald er glauben darf, es verlohne ſich genug zu zahlen; aber die Selbſtloſigkeit vermag er nicht zu kaufen.

In der Idee der Fleiſchwerdung — des Gottes, der freiwillig herabſtieg zum Beiſtande der Menſchen — einer Idee, die nicht bloß im Chriſtentum, ſondern auch in anderen Hauptreligionen vorkommt, liegt, wie ich manchmal glaube, eine tiefere Wahrheit, als es vielleicht manchmal die Kirchen lehren. Das iſt gewiß, daß die Erlöſer, die Befreier, die Beförderer der Menſchen ſtets eher diejenigen waren, welche durch den Anblick der Ungerechtigkeit und Not bewegt wurden, als diejenigen, die ihr eigenes Leiden anſpornte. Wie es nicht ein überbürdeter Sklave, gezwungen Ziegel ohne Stroh zu machen, ſondern der in allen Kenntniſſen der Ägypter erfahrene und frei am Hofe Pharaos lebende Moſes war, welcher die Kinder Iſraels aus dem Hauſe der Knechtſchaft führte, wie es die aus patriziſchem Blute ſtammenden und reichen Gracchen waren, welche bis zum Tode gegen das verderbliche Agrar-Syſtem kämpften, unter dem Rom ſchließlich zu Grunde ging, ſo ſind die Unterdrückten, Entwürdigten, Niedergetretenen ſtets mehr durch die Bemühungen und Opfer derjenigen, gegen welche das Schickſal gütiger war, als durch ihre eigene Kraft befreit und erhöht worden. Denn je vollſtändiger die Menſchen ihrer natürlichen Rechte beraubt ſind, deſto ge-

ringer iſt ihre Kraft, ſie wiederzugewinnen. Je mehr die Menſchen Hilfe brauchen, deſto weniger können ſie ſich ſelbſt helfen.

Das Gefühl, an welches ich appellieren möchte, iſt nicht der Neid, noch auch das Selbſtintereſſe, ſondern jenes edlere Gefühl, welches einen ſtarken obwohl rohen Ausdruck in jenem Schlachtliede fand, das durch das Land ertönte, als ein großes Unrecht in Blut ertränkt wurde:

„Unter Lilien ward getragen der Herr Jeſus übers Meer,
Mit dem Heiligenſchein im Herzen, daß er dich und mich verklär',
Wie ſein Tod die Menſchen ſelig, ſo der unſre macht ſie frei.“*)

Und welche ſchönere Aufgabe kann uns das Leben darbieten als die Aufgabe, zu thun, was in unſeren Kräften ſteht, ſei es auch noch ſo wenig, um die ſozialen Verhältniſſe zu verbeſſern und andere in den Stand zu ſetzen, eine vollere, edlere Entwicklung zu erreichen? Der alte John Brown ſtürzte ſich, als er den Tod des Verbrechers ſtarb, mit ausgebreiteten Armen und dem Kuſſe des Sklavenkindes auf ſeinen Lippen in die Ewigkeit. War nicht ſein Leben größer und ſein Tod erhabener, als wenn er ſeine Lebensjahre der Selbſtſucht gewidmet hätte? Nahm er nicht mehr mit ſich, als der Mann, der nach Reichtum haſcht und ſeine Millionen hinterläßt? Den Reichen beneiden! Wer bedenkt, daß er eines Tages im Jenſeits erwachen muß, kann der diejenigen beneiden, die ihre Kraft darauf verwenden, zuſammenzuſcharren, was ſie hier nicht gebrauchen und nicht mit ſich fortnehmen können? Das einzige, was jedem von uns gewiß iſt, iſt der Tod. „Gleich der Schwalbe, die durch Deine Halle fliegt, ſo, o König, iſt das Leben der Menſchen!“ Wir kommen, ohne zu wiſſen, woher; wir gehen, wer will ſagen, wohin? Undurchdringliche Finſternis hinter und dunkle Schatten vor uns.

Was macht es aus, wenn unſere Zeit kommt, ob wir herrlich und in Freuden gelebt haben oder nicht, ob wir weiche Kleider trugen oder nicht, ob wir ein großes Vermögen hinterlaſſen oder nichts, ob wir Ehren genoſſen haben oder verachtet wurden, für gelehrt oder unwiſſend galten — im Vergleich damit, wie wir das Pfund, das uns zu des Herrn Dienſte anvertraut war, benutzt haben. Was wird es ausmachen, wenn die Augen gläſern und die Ohren ſtumpf werden, wenn aus der Dunkelheit eine Hand hervorgeſtreckt wird und in der Stille eine Stimme ertönt:

„Ei du frommer und getreuer Knecht, du biſt über Wenigem getreu geweſen; ich will dich über Vieles ſetzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“

Ich werde von Rechten, von Nützlichkeit, von Intereſſen reden: auf dem Boden ihrer Wahl werde ich mit denjenigen zuſammentreffen, welche ſagen, die größte Produktion von Gütern ſei die größte Wohlthat und der

*) „Schlachtlied der Republik“, von Julia Ward Howe.

materielle Fortſchritt das höchſte Ziel. Nichtsdeſtoweniger würdige ich die in den folgenden Worten Mazzinis an die arbeitenden Klaſſen Italiens liegende Wahrheit und wiederhole ſie:

„Arbeiter, Brüder! Als Chriſtus kam und das Anſehen der Welt änderte, ſprach Er nicht von Rechten — weder zu den Reichen, die ſie nicht zu erlangen brauchten, noch zu den Armen, die ſie ohne Zweifel, dem Beiſpiele der Reichen folgend, gemißbraucht hätten. Er ſprach nicht von Nützlichkeit, noch von Intereſſe zu einem Volke, das durch Intereſſen und Nützlichkeit korrumpiert war. Er ſprach von Pflicht, Er ſprach von Liebe, von Opfern und von Glauben; und Er ſagte, daß diejenigen unter allen die erſten ſein würden, die durch ihre Arbeit am meiſten zum Wohle aller beigetragen hätten.

„Und das Wort Chriſti gewann Leben in dem Ohr einer Geſellſchaft, in welcher alles wahre Leben vertilgt war, rief ſie zum Daſein zurück, eroberte die Millionen, eroberte die Welt und ließ die Erziehung des Menſchengeſchlechts auf der Leiter des Fortſchritts eine Stufe emporſteigen.

„Arbeiter! Wir leben in einer Zeit ähnlich derjenigen Chriſti. Wir leben in einer Geſellſchaft, die eben ſo verderbt iſt, wie diejenige des römiſchen Reichs und fühlen in unſeren innerſten Seelen die Notwendigkeit einer Wiederbelebung und Umbildung derſelben, einer Einigung all ihrer verſchiedenen Glieder in einem einzigen Glauben, unter einem einzigen Geſetz, zu einem einzigen Ziele — der freien und fortſchreitenden Entwicklung aller Fähigkeiten, deren Keim Gott in ſeine Geſchöpfe gelegt hat. Wir ſuchen das Reich Gottes auf Erden, wie es im Himmel iſt, oder beſſer, wir wollen, daß die Erde eine Vorbereitung zum Himmel und die Geſellſchaft ein Trachten nach der fortſchreitenden Verwirklichung der göttlichen Idee werde.

„Aber jede Handlung Chriſti war das ſichtbare Bild des Glaubens, den Er predigte; und um Ihn ſtanden Apoſtel, die in ihren Thaten den Glauben verkörperten, den ſie angenommen hatten. Seid von dieſer Art und ihr werdet ſiegen. Predigt den Klaſſen um euch die Pflicht, und erfüllt, ſo viel an euch liegt, eure eigene. Predigt Tugend, Opfer und Liebe, und ſeid ſelbſt tugendhaft, liebevoll und opferbereit. Sprecht kühn eure Gedanken aus und gebt eure Bedürfniſſe mutig kund; aber ohne Zorn, ohne Rache und ohne Drohungen. Die ſtärkſte Drohung, wenn es je Gelegenheiten giebt, wo Drohungen notwendig ſind, wird die Feſtigkeit, nicht die Erregung eurer Sprache ſein."

Die Feindinnen.

Von Irma v. Troll-Borosthàni.

(Salzburg.)

Preisgekrönt.

Ein weites, hügeliges Feld, über das der Himmel sich wölbt, grau, wolkig, öde und traurig.

In weiter Ferne liegt eine große Stadt. Ein schmutziger Dunstkreis lagert über dem Meer von grauen Mauern.

Es dämmert. Ist es die Nacht, die in schwarzen Schatten hernieder-fließt, ist es der Tag, der seine ersten Boten des Lichts vorausschickt — wer weiß es?

In langsamen, schleppenden Schritten wandelt ein Weib über das Feld, von der Richtung der Stadt her. Ihre Gewandung hängt in Fetzen um die edlen Glieder. Düster und traurig schweifen die leuchtenden Augen in die Ferne. Kummer liegt über den stolzen, kühnen Linien ihres Angesichts.

Auf eine verlöschte, halbzersplitterte Fackel stützt sie sich als Stab. Sie ist so müde — müde.

Ein Feldstein bietet ihr Rast. Darauf niedersinkend hüllt sie das Antlitz in ihre Hände und — weint. Verstoßen, verjagt, mit Hohn und Schimpf beladen, mit Steinen beworfen, hat sie sich aus der Stadt geflüchtet, vor den Menschen geflüchtet, welchen sie das höchste aller Güter hatte bringen wollen und die ihr mit ihrem Fluche gelohnt.

Wohin sollte sie nun sich wenden? Zu andern Kindern der Erde, die ihr denselben Empfang bereiten würden? Sollte sie nochmals den Versuch machen, Menschen zu finden, die sie freudig begrüßen und die Gabe, die sie ihnen mitbrachte, dankbar entgegennehmen würden? Oder glichen alle jenen Massen, die sie allüberall verbannt und verfolgt hatten, und sollte sie fliehen, fliehen, bis ihre Kraft zusammenbrach und der Tod sie von ihren Leiden erlöste?

Sie saß, und dachte, und weinte.

Ein Jüngling, dürftig gekleidet, mit bleichen, gramvollen Zügen, war ihr gefolgt, mit zögerndem Schritt und vorsichtig in die Runde spähend, ob kein Verfolger ihrer lauere. Jetzt, als sie ruhte, hatte er sie eingeholt und ließ sich an der Seite der Verbannten auf dem dürren Erdreich nieder.

Ein trübes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie, aufblickend, den jungen Mann gewahrte.

Digitized by Google

„Was folgst Du mir?“ frug sie traurig. „Weißt Du nicht, daß Deine Liebe zu mir Dir den Hohn und Spott der Menge zuzieht? Daß meine Jünger, der Übermacht erliegend, dem Verderben geweiht sind? Fühlst Du die Kraft in Dir, ihrem Haß zu trotzen?“

Der Jüngling erhob sein Haupt. Sein Auge blitzte, als es den Feuerblick aus dem Auge der Geliebten auffing.

„Ob ich die Kraft haben werde, den Kampf siegreich zu bestehen, ich weiß es nicht,“ erwiderte er stolz. „Das nur weiß ich, daß ich den Mut hierzu in meiner Liebe finde.“

Er stockte, staunend in die Weite horchend. Denn plötzlich ließen sich die Klänge einer fernen Musik vernehmen. Bald kam sie näher und immer deutlicher und lauter ertönte Trompetenschall, Trommelschlag, Jauchzen und Singen.

Und jetzt zeigte sich ein Schwarm festlich gekleideter Menschen, der, von einer einen fröhlichen Marsch aufspielenden Musikbande gefolgt, Blumenkränze, brennende Fackeln und buntfarbige Lampions schwingend, sich jubelnd und frohlockend heranwälzte.

„Heil ihr! Sie lebe, lebe hoch! Gesegnet sei ihr Weg!“ so schmetterte es aus tausend Kehlen in jauchzendem Chor.

Der Menge voraus schritt ein Weib in prunkhafter Gewandung. Schweres, goldenes Geschmeide glitzerte ihr an Arm und Nacken, ein funkelndes Diadem schmückte ihr Haupt.

Kalt und höhnisch ließ sie ihre Blicke über die Menge gleiten und ein hartes Lächeln schwebte auf ihren Lippen, als sie den Troß der Sklaven musterte, der ihr sie preisend folgte. So zog sie von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; denn so weit Menschen wohnen, war alles ihr unterthan.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Sie hatte die Frau erschaut, die auf dem Steine ruhte, still und regungslos mit düsterem Aug' den wüsten Zug begleitend. Ihre Augen begegneten sich, Haß sprühte aus beiden. Sie erkannten sich und Jede wußte, daß sie der unversöhnlichsten Feindin gegenüberstand.

Doch jetzt gewahrte die Fremde auch den Jüngling an der Feindin Seite. Da blieb sie stehen und auf eine gebieterische Bewegung ihrer Hand verstummte die lärmende Musik, das Jubeln und Jauchzen des johlenden Haufens.

„Junger Poet — denn das bist Du, ich kenne Dich wohl —, was suchst Du in dieser trostlosen Öde?“ frug sie den unbeweglich auf dem Boden Kauernden. Und als dieser schwieg: „Soll ich Dir ein Almosen geben? Komm' und folge mir, wie diese hier, und Deine Not wird ein Ende nehmen; es wird Dir wohlergehen auf Erden.“

„Dir soll ich folgen?“ erwiderte Jener, „ohne zu wissen, wer Du bist, wohin Du mich führen willst?“

Lachend zeigte die Geschmückte zwei Reihen blendend weißer — falscher Zähne. Und da sah der Jüngling, daß ihr Haar gefärbt, Antlitz, Nacken und Arme geschminkt und die unter dem schillernden Seidengewand plastisch vortretenden, üppigen Formen aus Fischbein, Watte und Kautschuk bestanden.

„Gleichviel, wie ich auch heiße,“ sagte sie leichthin. „Genügt es Dir nicht, daß ich Deiner Not Dich entziehen, Dich dem Glücke, dem Reichtum, dem Ruhme zuführen will? — Sieh, was ich vermag! Alle diese hier — und noch viele andere — sind durch mich berühmt und reich geworden. Industrielle, Gelehrte, Advokaten, Ärzte, Künstler, Dichter, Angehörige aller Berufsarten findest Du unter meinen Anhängern, und alle, die sich meiner Leitung anvertrauen, führ' ich zu Erfolg.“ Und zu der Schar zurückgewendet, frug sie: „Ist es nicht so, wie ich gesagt?“

Ein Tumult erhob sich.

„Ja — ja! Dank Dir und Heil, o Gepriesene!“ brauste es aus den dichten Reihen, und sie schwenkten jubelnd die Kränze und die buntfarbigen Papierlaternen.

„Du siehst, ich übertreibe nicht,“ fuhr sie, als der Lärm verrauscht war, leiser fort. „Und nichts —“ kicherte sie spöttisch — „nichts fordere ich von meinen Getreuen, um sie zur Erringung der glänzendsten Güter der Erde zu führen. Weder Talent noch Charakter, weder Geist, noch Tüchtigkeit. Im Gegenteil . . . Doch dies gehört nicht hierher! So komm' denn mit mir und wende thöricht nicht dem Glück den Rücken, da es Dir winkt.“

So sprach sie mit eindringlich schmeichlerischer Stimme und streckte ihre weißgetünchten Arme aus, um den vor ihr Sitzenden emporzurichten.

Jener aber wehrte ihre Hand ab und sich erhebend, frug er nochmals:

„Wer bist Du, die Du die Macht hast, alle die, die zu Dir schwören, zu Glück und Ruhm zu führen?“

Da ward die Geschmückte böse. Unwillig ihre parfümierten, gefärbten Locken schüttelnd, erwiderte sie mit scharfem Ton:

„Was kümmert Dich mein Name? Vertraue mir und komm'!“ Und wieder zu ihrem Gefolge zurück sich wendend, rief sie halb spöttisch, halb belustigt: „Ihr Musen-Söhne und -Töchter, tretet vor, Euren neuen Gefährten aufzunehmen in Eure Mitte!“

Da ging eine Bewegung durch die Schar. Ein Teil derselben löste sich von den übrigen und näherte sich dem Jüngling, um auf das Geheiß ihrer Führerin, wenn auch ersichtlich widerwillig, ihn zu bewillkommnen. Und als sie an ihn herantraten, erkannte er sie alle. Denn in den ver-

breitetſten illuſtrierten Familienblättern, für welche er in früherer Zeit gearbeitet, war er ihren Porträten oftmals begegnet. Ihre dichteriſchen und künſtleriſchen Werke waren ihm nicht fremd: waren ſie doch die Lieblinge der gebildeten Klaſſen des deutſchen Volkes. In jedem Salon, an jedem Theetiſch hatte er ihre Namen von den äſthetiſierenden Männlein und Weiblein mit wonnigem Entzücken nennen gehört.

Er wich zurück. Mit dieſen hier, nein, mit dieſen allen konnte er nicht in Gemeinſchaft treten. Hatte er ſich doch von ihnen losgeſagt in der großen Stunde ſeines Lebens, als die Erkenntnis der höchſten Ziele künſtleriſchen Schaffens in ſeinem Geiſt erwacht war.

Und nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte ſie plötzlich, die mit funkelnden Geſchmeiden und Prunkgewändern angethane, geſchminkte Dirne, die ihn rief, ſich dem Troß ihrer Knechte einzureihen.

Schauer und Ekel erfaßte ihn. Er ſtreckte ſeine Arme aus, wie um ihr zu wehren, daß ſie ihm nahe, und weithin tönte ſein Aufſchrei:

„Laß ab von mir, Elende! Deine Bahnen ſind die meinen nicht, Du biſt die Lüge!“

Da zuckte ein Beben durch die Glieder der alſo Geſchmähten. Sie erblaßte unter der Schminke.

Doch nur einen Augenblick drohte ſie die Faſſung zu verlieren. Dann lachte ſie laut und höhniſch.

„Wie?!“ rief ſie mit drohender Geberde. „Du wagſt es, mich zu läſtern? Du ſchmähſt mich Lüge? Anſtand nennt man mich und edle Sitte! Freilich jene von allen Wohlgeſitteten vertriebene Närrin dort — ſie nennt ſich Wahrheit! — hat Dein blödes Herz mit Haß und Abſcheu gegen mich erfüllt. Mit Blindheit hat ſie Dein geiſtiges Auge geſchlagen, daß es nicht zu erkennen vermag, wie ich allein es bin, welcher die Menſchheit die Wahrung ihrer edelſten Güter, der Tugend, der idealen Liebe und Moral verdankt. Geh' nur Deine Wege, armer, bethörter Poet, Du wirſt ſehen, in welchen Sumpf Deine Erkorene dort Dich führt, in den Du und Deine Genoſſen immer tiefer verſinken. Der Wahrheit wollt Ihr dienen, die Schleier lüften über dem Verborgenen, die wechſelnden Erſcheinungen des Lebens, die Impulſe des Menſchenherzens in ſeinen tiefſten, innerſten Regungen wollt Ihr Thoren in Euren künſtleriſchen Gebilden zur Darſtellung bringen. Das iſt es ja gerade, weshalb Euch der Beifall Eurer Mitmenſchen ſtets verſagt bleiben wird! Sie wollen ſich nicht ſehen, wie ſie wirklich ſind. In den Werken der Kunſt und Poeſie wollen ſie ſich idealiſiert, d. h. ſchöner, beſſer und edler erblicken, als ſie ſind, auf daß ſie vergeſſen, wie es in ihrem Innern und um ſie herum in Wirklichkeit ausſieht. Dieſes Vergeſſen, dieſes Hinübertäuſchen über die Wirk-

lichkeit nennen sie sittliche Erhebung über den Staub der Alltäglichkeit, und der Künstler, der ihnen hierzu verhilft, der gilt ihnen als Verkünder der Schönheit, als Apostel der höchsten Ideale. Jener aber, der ihnen nichts davon weismacht, wie lieb und schön und wonniglich es in der Welt zugeht und welche erhabenen Gefühle in ihren Seelen wohnen, sondern der sich an die Wahrheit hält, den nennen sie einen Schmutzaufwühler und rümpfen die Nase über ihn und seine Werke, wobei sie nicht bedenken, daß nicht er dafür kann, daß er im Suchen nach der Wahrheit auf soviel Unreinlichkeit stößt, sondern sie selber, die nicht für Reinlichkeit Sorge tragen. Aber in all dem haben sie vollkommen recht, wenn sie vom Künstler in seinen Werken die Hervorbringung eines die Wirklichkeit verklärenden lieblichen Scheines fordern. Denn die Kunst soll der Schönheit dienen, die nackte Wahrheit ist aber niemals schön. Auch ist es nicht gut, mit rüder Faust die häßliche Wirklichkeit aufzudecken, weil die Menschen, wenn sie sich erst an das Spiegelbild ihrer moralischen Defekte gewöhnen, die Scham verlieren und mit der Scham der letzten Triebfeder verlustig gehen, soweit sittlich zu sein, um den sittlichen Schein zu retten."

Die Sprecherin hielt inne. Sie hatte sich außer Atem geredet.

Mit dem Ausdruck von Unruhe und Sorge blickte der junge Dichter auf sie. In seinem Geiste waren schmerzliche Zweifel erwacht. Hatte sie etwa recht, sie, die Lüge, die er haßte und verachtete? War sie die Schirmerin der Moral, und war sein künstlerisches Streben ein verwerfliches, da es dem Gesetze der Schönheit widersprach und die moralischen Motive der Menschheit schwächte?

Zaghaft blickte er zu Boden. Er fühlte seine Seele schwanken.

Da ward er leise an der Schulter berührt und aufblickend gewahrte er Einen aus dem Gefolge mit freundlicher Miene und lächelndem Munde vor sich stehen. Es war der Vornehmsten einer. Mehrere Ordensbändchen zierten seine schwarzbefrackte Brust. Mit hohen Würden, Ruhm und Reichtum hatte der Erfolg seine künstlerischen Leistungen gelohnt.

Und langsam, mit gravitätischer Herablassung fing er zu reden an.

„Junger Kollege" — also ließ er sich vernehmen — „Sie scheinen sich des richtigen Weges besinnen zu wollen, der besseren Einsicht nicht gänzlich unzugänglich zu sein. Erwägen Sie in Ihrem Geiste die herrlichen Worte, welche unsere erhabene Führerin soeben gesprochen, und gestatten Sie auch mir, dem älteren und in den Fragen der Kunst und der gesellschaftlichen Interessen erfahreneren Kollegen, Ihnen Rat zu erteilen. Sehen Sie, so wie Sie denken, so dachten auch wir, oder doch Viele von uns, da wir noch jung und grün waren. Die zunehmende Reife der Vernunft lehrte uns anders urteilen. Auch Sie werden sich noch zu unseren Lebens- und

Kunstanschauungen bekehren, je eher, desto besser für Sie. Ich will Ihnen gar nicht von den materiellen Vorteilen sprechen, welche die von uns befolgten ästhetischen Prinzipien ihren Vertretern bringen, nicht von der Thatsache, daß sich nur auf unserm Wege öffentliche Ehren und glänzende Einnahmen erlangen lassen. Ich will Sie auf zwei ganz andere Punkte aufmerksam machen. Fürs Erste ist es viel leichter und bequemer, nach unsern Gesetzen — „Schablone" nennen es unsere Gegner — zu arbeiten. Wir haben unsere feststehenden Typen, die wir in verschiedenen Variationen dem Publikum auftischen, welches ganz entzückt darüber ist, bekannten Themen und Gestalten zu begegnen, weil es dabei nicht zu denken und zu prüfen braucht. Die Phänomene des Lebens zu ergründen, die vielgestaltigen Anlagen und Entwickelungen der persönlichen Individualität zu erforschen, dieses schwierige und wenig lohnende Studium ist uns erspart, denn um die Wahrheit kümmern wir uns eben nicht. Zweitens aber — und dies bitte ich Sie als den wichtigsten Punkt zu beachten — bildet die Wahrung wohlgesitteter Decenz — Ihr Stürmer nennt es „Prüderie" — eine conditio sine qua non des künstlerischen und poetischen Schaffens, worauf unsere vortrefflichen Kritiker nicht müde werden, hinzuweisen. Sie kennen doch das Dichterwort: „Man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können." Es ist ja freilich im Spott gemeint, spricht aber dennoch eine sehr beherzigenswerte Lehre aus. Der Künstler muß die Sprache des Salons, deren die gebildeten Kreise sich bedienen, mögen darunter sich auch noch so verderbte Elemente befinden, zu seiner eigenen Sprache machen. Er darf die Keuschheit des Auges und des Ohres der guten Gesellschaft, für welche die Werke der Kunst doch bestimmt sind, nicht verletzen, ebenso wie es sich ja nicht schickt, in seiner Gesellschaft von rohen geschlechtlichen Ausschweifungen oder von gewissen natürlichen Verrichtungen zu sprechen, welche der uncivilisierte Bauer allerdings ganz ungeniert behandelt. Übertüncht, durch die Blume läßt sich alles sagen, in anmutiger, zarter Form kann man die schlimmsten Laster künstlerisch verwerten, doch muß dies in einer Weise geschehen, daß es reizt und anzieht, nicht aber durch rohe Nacktheit abstößt und anekelt. Außerdem bietet diese von Euch wilden Wahrheitsuchern uns so vielfach zum Vorwurf gemachte Prüderie aber auch den Vorteil, daß sie uns den Ruf eines sittlichen Künstlers oder Schriftstellers verschafft. Und solcher Ruf ist doch sicher sehr bequem, da er etwaige kleine Unregelmäßigkeiten deckt, die wir uns vielleicht in unserm Privatleben — wir sind ja doch allesamt sündhaft schwache Menschen — zu schulden kommen lassen, während man bei Euch, die Ihr in Euren Kunst- und Dichterwerken, dem Streben nach Wahrheit zuliebe, jener unerläßlichen Decenz roh ins Angesicht schlagt,

allzuleicht auch unsittliche Lebensgrundsätze voraussetzt. — — Dies sind die Gründe, liebwerter Kollege, welche ich Sie wohl zu überlegen bitte. Ich zweifle nicht, daß deren reifliche Erwägung . . . ."

Der Satz blieb unvollendet. Schrecken lähmte die Zunge des Sprechers. Denn vor ihm stand die Wahrheit. Und in ihren Händen hielt sie, von den Lichtern und Lampions des Lügentrosses grell beleuchtet, einen Spiegel, in welchem er sein Antlitz erblickte im vollen, deutlichen Ausdruck seiner grenzenlosen Niedertracht.

Von Entsetzen erfaßt wich er zurück, Schritt um Schritt, und suchte Schutz und Zuflucht in der wüsten Schar seiner Genossen.

Da erhob die Lüge ihren Arm und auf ihren Wink erbrauste wieder Trompetenschall und Trommelschlag. Die Fackeln schwangen sich, Jauchzen und Jubeln ertönte, fort zog der Schwarm der Lügenknechte, und indem sie weiter und weiter schritten, scholl es, verklingend, herüber:

„Heil ihr! Sie lebe hoch! Gesegnet sei ihr Weg!"

Der Jüngling aber sank zu den Füßen der Wahrheit nieder. Mit bebendem Arm umfaßte er ihre Knie und rief:

„Dein, o meine Geliebte, Dein will ich sein für ewig! Führe mich, wohin es immer sei, ich folge Dir!"

Öde liegt das Feld, über das der Himmel sich wölbt, grau, wolkig und traurig.

Es dämmert. Ist es die Nacht, die in schwarzen Schatten herniederfließt, ist es der Tag, der seine ersten Boten des Lichts voranschickt — wer weiß es?"

Wilhelm Arent.

Von Paul Barsch.

(Breslau.)

Was würde der lachende Philosoph, der da fordert, daß jeder honette Autor zu jeder Leipziger Messe nur ein Buch liefern solle, für kuriose Witze machen, wenn er aus dem neuesten Kürschner ersehen könnte, daß ein dichtender Jüngling lebt, der ungefähr so viele Bücher geschrieben, als er Lebensjahre, und so viel Verse gedichtet hat, als er Tage zählt! Wie verwundert aber würde er sein Schelmenhaupt schütteln bei der Entdeckung, daß dieser Autor sein Geschäft nicht fabrikmäßig betreibt, wie der geniale

Vega, der phantaſiereiche Karl Spindler, oder wie einige noch lebende und weniger geniale und phantaſiereiche Großinduſtrielle der Leſeſtofferzeugungsbranche, ſondern uns ureigene Produkte bietet, die ein ureigenes Gepräge tragen! Aber recht hatte der gute Mann, wenn er meinte, daß die Seidenraupe nicht eher Seide geben kann, bis ſie ſich mit Blättern genährt hat — und bei allem Reſpekt, deſſen unſer junger, emſiger Autor würdig iſt, muß geſagt werden, daß nicht alles Seide iſt, was er geſponnen hat. —

Wilhelm Arent iſt zweifellos ein bedeutender Dichter, und er hat Lieder geſchrieben, die zu den beſten Erzeugniſſen der deutſchen Lyrik zählen. Wenn er trotzdem, und trotz ſeinen ſieben- oder achtundzwanzig Büchern bisher nur eine kleine Gemeinde von Verehrern, dagegen eine erkleckliche Anzahl von kritiſchen Gegnern gefunden hat, ſo liegt die Urſache hauptſächlich in ſeinem Weſen, in ſeiner Künſtlernatur begründet. Er hat wohl nie ein Gedicht niedergeſchrieben, das er nicht vorher in tiefſter Seele empfunden hat; aber dieſe Seele iſt krank, iſt ergriffen von dem ſchleichenden Übel unſeres Zeitalters, der Nervoſität, und ſo iſt auch die Art ſeines Schaffens zuweilen krankhaft. Seine ſangesfreudige Seele bangt und ſucht in ewiger Sehnſucht nach einer reinen, großen, allmächtigen Liebe, nach einer Heimat, in der ihr tiefes, inniges Verſtändnis blüht, nach einem Glück, für das es in dieſer Welt der Mängel keine Erfüllung giebt, und ſo oft ihr dieſe troſtloſe Wahrheit aufs neue zum Bewußtſein kommt, ſucht ſie Vergeſſen im Rauſche wilder Luſt und in der Dichtkunſt. Sie will Freundſchaft, Treue, Hingebung, Opfermut finden, allein bei ihrer mimoſenhaften Empfindſamkeit und ihrem durch manche herbe Enttäuſchung erzeugten Mißtrauen, ſchaut oder wittert ſie überall Verrat und Niedertracht, und ſo flüchtet ſie weltſcheu in die Einſamkeit — in die Urwälder der Romantik, doch nur, um bald wieder in den Strudel der Welt zurückzukehren. Befreit ſie ſich durch lyriſche Eruptionen von dem Ekel, den ſie im Brunſt und Dunſt der Großſtadt eingeſogen, ſo kommen mancherlei Schlacken mit zum Vorſchein; gewinnt ſie aber ihren Frieden wieder, beſinnt ſie ſich auf ſich ſelbſt und verſenkt ſie ſich in den Zauber der Natur, dann entquellen ihr Lieder von unnachahmlicher Schönheit und Zartheit. Die Eindrücke, die ſie in unerſchöpflicher Wechſelfolge von der Natur empfängt, weiß ſie in die duftigſte Stimmung aufzulöſen und in kryſtallklaren, leicht hinfließenden Melodien auszuſtrömen. Arent kennzeichnet ſich in ſeinen beſten Gedichten als Romantiker. Realiſt iſt er nur inſofern, als er ſich nicht, wie die großen Sänger der romantiſchen Schule, eine eigene Wunderwelt erbaut, ſich nicht des ſprachlichen Zierates jener Dichter bedient, ſondern das Erlebte und Erſchaute unverfälſcht in ſchlichter Sprache zum Ausdruck bringt, und die poetiſche Wirkung allein durch die Kraft ſeiner dichteriſchen Individualität

erzielt. Wo er sich auf dem Boden des modernen Gesellschaftslebens bewegt — wo er von der Not, den Gebrechen und Sünden seiner Zeit und seinen eigenen Verirrungen spricht, offenbart er zwar stets eine scharfe, oft überraschend feine Beobachtungsgabe und großen Gedankenreichtum, doch weiß er sich dann selten von Trivialitäten und Schwülstigkeiten freizuhalten. Auch seine Meisterschaft als Formkünstler versagt dann häufig, und so kommt es vor, daß ein Gedicht sehr schön und volltönend beginnt und plötzlich ganz abscheulich ausartet. Jemand sagte mir: „In den Arent'schen Liedern liegt etwas Bestrickendes, mich tief Berührendes, doch ich fürchte mich immer, ein neues Buch von ihm in die Hand zu nehmen, denn man muß stets gewärtig sein, daß mitten in einem Gedicht, welches man mit Andacht liest, plötzlich irgend ein formaler Knicks kommt, und dann ist mir zu Mute, als ob mir einer eine Ohrfeige gegeben hätte." Dieser Fehler, der ihm jedoch nur bei Stoffen begegnet, die sich nicht in reine Stimmung, in Klang und Melodie auflösen lassen, zeugt, wie seine Muse überhaupt, und die Zahl oder Unzahl seiner Dichtungen, von der krankhaften Hast seines Schaffens und von dem raschen Wechsel seiner Empfindungen. Durch Anwendung der Feile würden solche Härten und Trivialitäten leicht zu beseitigen sein, doch es mangelt ihm die Selbstkritik, und so wie die Gedichte im Fluge niedergeschrieben wurden, gelangen sie in seine Bücher. Als ich mir einst erlaubte, ihn auf diese Schwäche aufmerksam zu machen und gleichzeitig auf das Chaotische in seinen Dichtungen hinwies, gab er mir die treffende Antwort: „Vergessen Sie nicht, daß meine ganze Lyrik, weil ich ein hochgradiger Neurastheniker war, so chaotisch werden mußte. Aber echt ist alles, was ich schrieb. Das kann ich denen ruhig zur Antwort geben, welche von gemachtem Schmerz und Wonnen des Leides faseln." — Ich citiere hier noch eine andere Äußerung von ihm, durch die er sich — vielleicht unbewußt — selbst am vortrefflichsten kritisiert hat: „Schroffster Subjektivismus, welcher sich im Augenblicke ohne jede Spur von Reflexion auslebt, gilt mir als einzig berechtigte Lyrik. Das aus dem Gefühl Herausgeborene, auf dem Gefühl Gegründete, die musikalische Temperament-Auslebung meines Ichs erscheint mir als die Hauptsache. Elementar wirken daher die Natur- und Liebesstimmungen des Augenblicksdichters. Sobald der Lyriker aber die romantische Sphäre verläßt und realistisch werden will, wird er nichtig und trivial und schadet sich selbst am meisten." Wenn Arent den letzten Satz beherzigt, wird er sich in Zukunft nicht mehr so schaden, wie er sich leider durch oftmaliges Verlassen der romantischen Sphäre geschadet hat.

In allen Büchern des jungen Dichters finden wir neben zahlreichen Poesien von flammender Leidenschaft und Gedankenfülle, neben wunderbar

abgetönten Naturbildern und Liebesliedern gar mancherlei nüchternes und formell verfehltes Zeug. Das eigenartige Gepräge ſeiner Muſe hatte zur Folge, daß ſeine Bücher, wenn auch nicht beim großen Publikum, ſo doch bei den Kollegen vom Handwerk große Aufmerkſamkeit erregten. Obgleich er ſich perſönlich ſehr wenig um die Pflege ſeines Ruhmes kümmerte, wurde doch unheimlich viel über ihn geſprochen und geſchrieben. Einige anerkannte Größen des Tages hatten vernommen, daß er Realiſt ſei, hatten wahrſcheinlich einige ſchlechte Gedichte von ihm geleſen, und ſo ſchüttelten ſie ironiſch lächelnd ihre lorbeergeſchmückten Häupter und ahnten in ihrer Unſchuld nicht, daß ſie ihm an echtem Dichtertum kaum bis an die Kniekehlen reichten; andere, und zwar ſolche, die entweder ſeiner „Schule“ anzugehören glaubten, oder neben großer Kunſtbegeiſterung herzlich wenig Kunſtgeſchmack beſaßen, ſchädigten ihn durch überſchwängliche Lobpreiſungen und Verherrlichung der lyriſchen Sünden, die er außerhalb der „romantiſchen Sphäre“ verbrochen. Dadurch boten ſie einer dritten Sorte, den grünen Neidlingen, manche ſchöne Gelegenheit, ihr Mütchen an ihm zu kühlen. Ach, die liebe Konkurrenz! Gegenwärtig geht es auf dem deutſchen Parnaß wieder einmal zu, wie auf dem Jahrmarkt, wo ein „billiger Jude“ den anderen durch Ränke und Kniffe und Spektakel beim Publikum zu diskreditieren ſucht.

Der erſte, der die hohe Begabung Arents neidlos anerkannte und begeiſtert für ihn in die Schranken trat, war Karl Bleibtreu. Als ich mit dieſem einſt über Arents Poeſien ſprach, äußerte er folgende Worte, die mir aus tiefſter Seele geſprochen waren: „Die Leute können es nicht erfaſſen, was in dieſen Büchern ſteckt, und es läßt ſich ihnen auch nicht beibringen. Arent als Menſch iſt mir ziemlich gleichgültig, aber dem Dichter Arent bin ich zu heißem Danke verpflichtet. Wenn ich tief aufgeregt bin vom Denken und Schaffen, wenn mich das Treiben der Welt wieder einmal anekelt, dann greif ich zu einem Arent'ſchen Buche, und die mondſüchtige Weltentrücktheit, die Melodik dieſer Lieder bringen mir Beruhigung und verſetzen mich in eine wunderbare Traumwelt.“ — Dieſe Worte bilden die glänzendſte Kritik, die ſich über Arents Muſe fällen läßt.

Arent iſt im Begriff, die beſten Poeſieen aus ſeinen Büchern auszuwählen oder auswählen zu laſſen, und ſie in einen einzigen Band zu vereinigen. Ich bin überzeugt, daß er mit dieſem Buche die deutſche Nationallitteratur um einen wertvollen, köſtlichen Schatz bereichern und zahlreiche neue Freunde ſeiner Muſe erobern wird.

Mein alter ego.

Einige notgedrungene Notizen von Wilhelm Arent.

(Berlin.)

Motto:

Sag', was Dir fehlt! Ein leicht Gewissen nur,
Ein Tropfen holden Leichtsinns und ein Herz,
Das härt'ren Stoffes als der nat're Mühlstein.

Reinhold Fuchs.

„Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe," — d. h. Hans Merians freundlicher Einladung gern nachgebend — anbei die folgenden flüchtigen, kargen Einzelheiten. Wenn Bleibtreus Wort wahr ist, „nur der Schmerz macht den Dichter," so kann ich dieses Ausspruchs Berechtigung wie selten jemand bestätigen. Im Vorwort zu meinem inhaltlich stärksten Werke, dem Doppelbande „Lebensphasen-Phantasus" schrieb ich vor ein paar Jahren: Wessen Dasein nun aber von frühester Jugend an nur von dem Schmerz eines traurig-unerbittlichen Individual-Schicksals bestimmt und gestaltet wurde, wer wird von diesem an der Kette herber Erfahrung Gereiften fordern, daß er die Bilder des Lebens in einem goldenen Zauberspiegel reflektiert sieht? Wer verlangen, daß er das Farbenspiel seiner Dichtung in die rosigen Tinten eines ihm unadäquaten Optimismus taucht? Diese Zeilen unterschreibe ich auch heute noch voll und ganz.... Seit Kindheitstagen hypersensibel, voll Melancholie, nervös-reizbar, stark phantasiebegabt, kam noch eine schwere Krankheit hinzu, so daß im siebzehnten Lebensjahre die Katastrophe eintrat. Monatelang schwebte ich zwischen Tod und Leben, und als ich wieder mühsam wie ein Kind gehen und stehen gelernt hatte, war ich ein gebrochener Mann. Jahre vergingen in Bädern, Heilanstalten, in ewigem Ortswechsel, in völliger seelischer und physischer Einsamkeit. Und die Einsamkeit, der Schmerz, die Sehnsucht machten mich zum Dichter. Auch der unergründliche Zauber der All-Natur, in deren Schoß ich durstig tauchte .... Mit siebzehn Jahren schrieb ich mein erstes Gedicht, charakteristischer Weise eine „Mondnacht". (Vgl. Satura, Brünn, Jahrgang 1882.) Zunächst erschienen — als Manuskript gedruckt — die „Lieder des Leides" (I, II), dann die schnell vergriffenen „Gedichte", welche die schmerzlich-süße Beichte einer „idealen Liebe" zu einer jungen Sängerin enthielten und von der bekannten ersten, „einzig-einen" und darum nie im Buche der Erinnerung verlöschenden Leidenschaft erzählten. Dann kam „Aus tiefster Seele," zu dem ursprünglich die Gebrüder Hart, dann Hermann Conradi das bekannte,

von schauspielerischem Stimmungszauber durchtränkte, pathetisch-idealisierende Vorwort schrieb u. s. w.

Die Mystifikation „Reinhold Lenz' Lyrisches aus dem Nachlaß" entstand in der Nervenheilanstalt zu G . . . ., allwohin sich der damals Neunzehnjährige weltscheu geflüchtet hatte. Der Band erregte weithin in wissenschaftlichen und Litteraturkreisen Aufsehen und führte u. A. zu Professor Erich Schmidts Aufsatz in der „Münchener Allgemeinen" über den „Gassenjungen", der „Kot gegen die Sterne zu werfen wagt" (id sunt Goethe und scilicet für die übrigen Sterne — die in Düntzeriaden machende Corona der Abschreibe-Litterarhistoriker!) und ferner zu der Polemik des jüngst verstorbenen Nestors der Germanistik, des Leipziger Professors Zarncke, welcher, nachdem er gründlich auf die angebliche Echtheit des Nachlasses hereingefallen war, nachträglich sein Ansehen unter der Maske der „verletzten Würde der Wissenschaft" im Buchhändler-Börsenblatt durch einen Appell an den deutschen Buchhandel zu retten suchte.*) Die 1885/86 erfolgte Herausgabe der „Modernen Dichtercharaktere" war ein Unternehmen, dessen ganze In-That-Setzung einzig und allein durch den Schreiber dieser Zeilen, nach unsäglichen Mühseligkeiten, geschah. Der Herausgeber gab nicht nur die nötigen Fonds, er sammelte und sichtete auch einzig und allein die Manuskripte, las die Korrekturen, rannte von Pontius zu Pilatus, um einen Kommissions-Verleger zu finden, was natürlich — bei dem bekannten Verlegermut — nicht gelang, denn keiner wagte, das Buch „in Kommission" zu nehmen, weil der Inhalt angeblich zu „frei, zu anstößig" sei! Zuguterletzt erschien dann das Werk im „Selbstverlag", nachdem noch ein größeres, stark-sozialistisches Gedicht von Arno Holz — Ecce homo — eliminiert und umgedruckt worden war, weil sonst eine sofortige Konfiskation zu befürchten stand. Welch einen Sturm das Buch erregte, wie es zu einem „Markstein der deutschen Litteraturentwicklung" wurde, gleichsam die Visitenkarte war, welche die junge Litteratur abgab, ist bekannt.**) Aber all das Drum und Dran der Litteratur-Coulissen erzeugte damals eine tiefe Publikations-Müdigkeit beim Schreiber dieser Zeilen, sodaß er bis 1890 schwieg, um dann in rascher Folge eine größere Anzahl von Bänden (im Ganzen 27, ungezählte tausende von Versen)

*) Bezüglich der Lenz-Mystifikation sei noch darauf hingewiesen, daß Karl Bleibtreu damals — auf des Autors Wunsch — die Mystifikation in einem längeren Artikel des Kauz' (Beiblatt zum Schalk) aufgedeckt und dort auch einen Brief des Autors abgedruckt hat, wo dieser seine Motive preisgab und auf seine Vorgänger Macpherson (Ossian), Chatterton (Rowley Ballads) und Steinmann (Aus Heines Nachlaß) hinwies.

**) Ich wäre auf meine Thätigkeit bei Herausgabe der „Modernen Dichtercharaktere" nicht ins Einzelne eingegangen, wenn nicht jedem Eingeweihten bekannte Umstände dies nötig gemacht hätten. Vgl. auch Karl Henckells würdige Erklärung in Professor Kürschners Schriftstellerztg. (1886.)

auf den Markt zu werfen. Leider habe ich bei meiner „Buchmacherei" zu wenig auf die äußerliche Mache gesehen. Alle meine Bücher glichen wüsten Gärten, wo neben seltenen exotischen Blumen allerlei Unkraut üppig wuchert. Meine ganze Individualität, meine ganze Art zu schaffen, hat mich aber mit Naturnotwendigkeit zu dem kaleidoskopischen Durch- und Nebeneinander meiner Versbücher geführt. Ein dämonisches Muß, eine Reihe intensivster Nerven- resp. Seelenvibrationen drückt mir, — gleichviel wo ich mich befinde, ob Eisenbahn, Hôtel, Kneipe — den Bleistift oder die Feder in die Hand, und ich werfe — mit fabelhafter Schnelligkeit — auf einzelne Notizblätter, Rechnungen, Schnitzel, was mir gerade in die Hand fällt, meine Gedanken.

Diese psychischen Entladungen — die Phantasieblumen, seelische Krankheitserscheinungen einer anormalen Hirnthätigkeit möcht' ich sie nennen. Denn jeder Dichter (Lombroso, „Genie und Wahnsinn") und gerade der „reine Lyriker", welcher das Weltbild im Spiegel schärfster Subjektivität auffängt, besitzt ein seelisches Stimmungsfluidum, eine Energie des geistigen Verdauungsprozesses, eine Ideenassoziationsfähigkeit, welche naturgemäß — namentlich nach Seite der Phantasiethätigkeit hin — hundertmal intensiver geartet sein müssen, als es die Herdenorganisation gewöhnlicher Menschenkinder zuläßt. Angesichts des Dichterauges „in schönem Wahnsinn rollend" — wo bleibt da — berechtigte Frage! — das psychische Niveau der übrigen Menschheit?! Man verfolge die Byron, Heine, Leopardi in ihrem Leben und ihren Werken. Im übrigen: aus den Tiefen des eignen Ichs schöpfen — diesem unauszuschöpfenden Brunnen — ächzen unter dem „Kainsfluch des Poeten" und doch wieder beseligt von namenlosen Wonnen zum Äther aufjubeln, ewig an seinem Talent zweifeln, oft verzweifeln und doch weiterschaffen — unbekümmert um das täppische Banausentum einer mit dem Tag kommenden und gehenden borniert-engherzigen Kritik — dabei das blöde Urteil der Philister aus tiefster Seele ignorieren, verständniseins leben im Herzen einiger Weniger, das ist auf Erden das Metier des echten Poeten. Denn Hand aufs Herz: alles Cliquenwesen, herdenhafte Zusammenrotten war von jeher ein Hemmnis alles Großen in Litteratur, Kunst und Leben! Lerne jeder auf eigenen Füßen stehen und er wird sehen, daß es gut wird. Und nun zum Schluß ein Stückchen Lebensphilosophie als Ausklang:

Wenn düster-quälend
Des Lebens Elend
Mit jedem Schritt
Dir düsterer nur
Entgegen tritt:
Nicht lege die Hände

Mutlos in Schoß,
Träume nicht thatenlos,
Frisch geh' ans Werk,
Rühr' Dich geschäftig,
Nimm der Verlassenen
Freundlich Dich an . . .

Unſer Dichteralbum.

Gedichte von Wilhelm Arent.

(Berlin.)

Der Sultan.

(Ein Capriccio in 3 Abſätzen, Baron Detlev von Liliencron gewidmet.)

I.

Von vielen hundert Frauen
Möcht' ich der Sultan ſein:
Ein Zucken meiner Brauen
Gäb' Blitz und Sonnenſchein!

Von wilden und von lauen
Sperrt' ich manch' Dutzend ein:
Der Schönheit Reiz zu ſchauen,
Wie Marmor keuſch und rein . . .

Wo Aſiens Himmel blauen
— Weltfern des Denkens Pein —
Von vielen hundert Frauen
Möcht' ich der Sultan ſein!

II.

In ſeiner Weiber Armen,
Bei ſeinen Sultaniden
Der Sultan ſchon hinieden
Vergißt ſo Welt als Leben! . . .
Des Buſens Duft, dem warmen,
Wild jauchzt ſein Herz entgegen!
Dem Traum der Sinne geben
Muß er — aus vollem Herzen —
All ſeine Freuden, Schmerzen . . .
Der Schönheit Schleier heben
Muß er mit heißem Beben
Von vielen hundert Leibern —
Des Orients ſchönſten Weibern —
Stets neu — im trunk'nen Triebe —
Der nimmerſatten Liebe! . . .

III.

Hätt' Frauen ich wie Sand am Meer —
Als Sultan wär' ich glücklich nur!
Mein Lieben wär' wie's tiefe Meer!
Blind folgte ich der Hindin Spur
Bis in den Roſenduft der Flur;
Die blütenſchwang're Südnatur
Streut' ihren üpp'gen Segen aus
Bis an mein gold'nes Haremshaus.
Und was mir je die Phantaſie
An holden Himmelsträumen lieh:
Auf Erden wär' es Wirklichkeit —
Denn eines Sultans Macht reicht weit!

Spazierfahrt.

Mein blau Dog-Cart, wer will es kaufen?
Mein ſchwarz Halbblut ſilberplattiert?
Von Weitem ſchon hör' ich es ſchnaufen,
Wenn es der Groom am Zügel führt . . .

Vorüber fliegt's mit Windeseile
Blitzgleich an Buſch und Baum und Ried,
Bis immer ſchneller Meil' um Meile
Wie flücht'ger Traum vorüberzieht . . .

Leiſ' jetzt im Winde rauſchen die Tannen . . .
Italiens Himmel mich umblaut . . .
Und weiche, weiße Wolken ſpannen
Ein Glückzelt, d'raus die Liebe ſchaut . . .

Mondnacht im Park.

Nach dem Tag — welch ſchöne Nacht!
Stumm — ein himmliſch Lichtgebild —
Krönt der Vollmond das Gefild;
Sanft des Marmors bleiche Pracht
Streut den weißen Silberſchaum
In der Mainacht ſchönen Traum;
Meine Seele atmend lebt
In dem Licht, das ſie umſchwebt,
Trinkt des Sternenmeeres Duft, —
Sinkt in weißer Arme Gruft . . .

Traum.

Die Scharlachdecke legt auf's ſchwarze Roß
Und ſchmückt es mit Äthiopiens Federſchmuck!
Hinaus, hinaus in bunt-phantaſt'ſchem Troß.
Windſchnell mein Pferd; ein Ruf, ein Schenkeldruck —
Und jauchzend ſprengt es in die Frühlingspracht,
Die Heide dämmert wie ein Paradies —
Wild wälzt ſich morgen dort die Todesſchlacht
Und Freund und Feind deckt blutend das Glacis . . .

„Geſpenſter."

O Leid, das niemals ausgelitten,
Düſterer Fluch Neuraſthenie!
Wer hätte je den Sieg erſtritten,
Wenn jede Nerve qualvoll ſchrie!

Des Morphormanen Folterqualen
Sie ſind ein himmliſch Labſal noch
Gegen die Höllen-Folterqualen
Im neuraſthen'ſchen Nervenjoch!

Das Hirn — der Urſitz der Gedanken, —
Fiebert wild, ohne Raſt und Ruh!
Und nirgends Frieden, nirgend Schranken —
Da nahſt du, ekler Teufel, du!

Die Hölle hat dich ausgeſpieen,
Nachtgebor'ne Melancholie!
Wie kann des Wahnſinns Kuß entfliehen
Wer dir ſein ganzes Leben lieh?!

Die Schwindſüchtige.

O ſag', was ſoll dein traurig Flehen?!
Iſt nicht das Scheiden Lauf der Welt?!
Wie bald naht dir des Frühlings Wehen!
Dann wird die müde Seel' entfliehen —
Zerreißen jedes Erdenband —
Und wird gleich einer Schwalbe ziehen
Ins ſchöne ferne Heimatland . . .

Nächtlicher Gang.

Schmutzig-enge Gaſſen,
Dumpfer Kellerdunſt,
Gierig ſie dort faſſen
Nach der Dirnen Gunſt . . .

Trübes Lichtgeſchwele —
Nicht ein holder Stern —
Dunkel meine Seele
Und der Tag — wie fern! . . .

Leona.

So kalt, ſo grauſam blicken deine Augen,
Die ſchönen Sterne: gleich als wollten ſie
Lächelnd das Herzblut ihres Opfers ſaugen;
Dann wieder fliegt's wie holder Kinderſchein,
Wie Frühlingslächeln über deine Züge:
Als wärſt zu wahrer Liebe du bereit
Und warteteſt, daß der Erlöſer käme! . . .

Vanitas humana.

Was wir Welt und Leben nennen
Iſt der Sinne Gaukelſpiel,
Nur ein flüchtiges Entbrennen
Kurz vor düſtrem Todesziel.

Ob wir reine Gluten nähren,
Ob in wildem Taumel wir
Trocknen heiße Sehnſuchtszähren:
Ewig ſind wir elend hier.

An die Verworfene.

(Aus dem Cyklus Regina Coeli.)

Not till the sun excludes you,
do I exclude you.
W. Whitman.

Du wandeiſt durch die Maien-Flur:
Keine Lilie errötet vor dir,
Kein Grashalm ſchämt ſich deiner Spur,
Blühende Zweige neigen ſich dir.

Es ſingt im Wald die Nachtigall
Ihr keuſches Lied dir zu,
Die Amſel, die Droſſel, die Sänger all,
Sie ſchmähen nicht: O du — —

Die Welle im Bach, o blicke nur hin,
Wie ſpiegelt ſie klar dein Bild,
Im murmelnden Vorüberziehn
Wie grüßt ſie dich traut und mild!

Die Sonne am Tag, der Mond in der Nacht,
Die glitzernden Sternelein,
Sie dunkeln nicht ihre reine Pracht,
Sie leihen dir himmliſchen Schein;

Sie füllen mit Glanz dein lockiges Haar,
Sie ſpinnen dich ein in Gold
Wie ein Märchenkind, dein Augenpaar
Erſchimmert von ihnen ſo hold!

Die gemeine Brut der Menſchen allein
Wendet ſich ſittſam zur Seit'
Und hebt vom Wege den ſchwerſten Stein
Und wirft ihn dir nach zum Geleit.

Und ich? O ich halt' es mit Himmel und Flur,
Umfang dich mit wonniger Luſt
Und berge dich wie die ew'ge Natur
Still lächelnd an meiner Bruſt.

So lang uns Sonne und Stern beſcheint,
So lang hat's keine Not —
Und wie uns im Leben die Liebe vereint,
Hält feſt uns die Treue im Tod.

München. M. G. Conrad.

Federzeichnungen.

Tief dunkel liegt die ſtille Straße,
Im Erkerfenſter brennt noch Licht,
Und hinter den dünnen Gardinen
Erkenn ich ein Fräulein mit bleichem Geſicht.

Sie blättert läſſig in einem Buche,
Doch ſcheint ſie nicht geraunt zum Leſen.
Gebunden in rotem Samt mit Goldſchnitt
Iſt's das „Buch der Lieder" geweſen.

Sie ſchaut herab, geht dann zum Flügel
Und ſpielt wie träumend mit den Taſten.
Mir dünkte, daß zu ihrer Stimmung
Der Chopin und der Heine paßten.

Geſpenſtig naht die Dämmerung,
Die Sonne ſank hinunter,
Nun wird's beim Gaslaternenlicht
In allen Gaſſen munter.

Arbeiter ziehn mit Werkgerät
Nach Haus zur kalten Kammer
Und finden dorten Weib und Kind
Im alten Daſeins Jammer.

Der Reiche fährt gedankenlos
Vom Feſtmahl ins Theater,
Kaſernwärts rückt ein Bataillon
Geſtrammter Hinterlader.

München. Heinrich v. Reder.

Gewitterſtimmung.

Es ſchwebt von blühenden Roſen
Der letzte Atem durchs Feld,
Aus Wolken, zerflatterten, loſen,
Schwertropfend der Regen fällt.

Es rauſcht und wühlt in den Wipfeln
Und Blüte fällt nieder und Blatt,
Fern über den ſchwarzen Gipfeln
Leuchtet es rötlich matt.

Digitized by Google

Grauflimmernd liegt's auf den Kiſſen
Wie loſe Tücher ſo weich,
Es flattern, zerſtückt und zerriſſen,
Die Wolken, ſeltſam bleich.
Schwül ſteigt von atmenden Blüten
Durchs Feld noch ein müder Duft,
O, mög' das Geſchick dich hüten,
Das grollend die Welt durchruft.
Ja! Du, mein wildes Entzücken,
Giltſt mehr mir als eine Welt,
Kann der Himmel toller berücken,
Wenn er tauſend Freuden enthält?
Kann er ſchönere Wonnen gewähren
Als du?? — Unmöglich! Nein!
Es rauſcht durch die reifen Ähren,
Zuckt flammend im Wetterſchein.
Und von verblühenden Roſen
Geht letzter Atem durchs Feld,
Aus Wolken, zerflatterten, loſen,
Schwertropfend der Regen fällt.

Altenburg. A. v. Sommerfeld.

Das goldene Kalb.

Es iſt Phantaſie, doch trägt's den Kern der Wahrheit:
Nacht deckt die Bühne, die wir Erde nennen;
Die Sterne ſchauen zitternd vom Parkett,
Dem Himmel; als Orcheſter tönt und dröhnt
Der Wald, der wilde Wind, das weite Weltmeer . . .
Aus den Couliſſen ſtrömen Menſchenmaſſen
Endlos in Scharen zu der Mittelbühne,
Wo auf granitnem Rieſenpoſtament
Ein goldnes Kalb ſich in die Lüfte reckt.
Ein ew'ges tolles Toben, wüſtes Ringen,
Grauvoller Krieg herrſcht um den glatten Sockel.
Vieltauſend haben kaum den Plan betreten,
Sind ſie ſchon hingeriſſen und zerſtampft,
Und über ihre Leiber wogt's von neuem.
Und oft ſchallt von den vordern ein Geheul,
Wenn ſie der Druck der Vorwärtsdrängenden
Am harten Stein des Götzenbilds zerquetſcht.
Ein wild Gewühl wie im Ameiſenhaufen!
Dort zerrt an eines Weibes langen Haaren
Sich einer vorwärts — bis ſie beide ſinken;
Dort hängt an einen großen ſtarken Mann,
Der ſich den Weg mit kräft'gen Armen bahnt,
Sich gleich ein ganzes Dutzend; — krampfverzerrt
Zeugt noch im Tod ihr Antlitz von dem Kampfe.
Wie ſchlau ſind ein'ge! Wo man feſtgerammt iſt,
Erklettern ſie die Schultern und die Köpfe;
Sie achten nicht das Fluchen, das Gekreiſch
Und die verzerrten Mienen der Getret'nen
Und quälen ſich empor; 's iſt ihnen gleich,
Ob ſie ſich Arme, Hände blutig reißen
An ſcharfen Kanten und an ſpitzen Ecken;
Mit ungeheurer Muskelkraft gelingt's,
Sich zu den Beinen jenes Tiers zu heben.
Doch das erglüht von innrem Höllenfeuer,

Und kaum berühren ſie die goldnen Füße,
So ſtürzen ſie mit lautem Schrei herab,
Zerſchellen ſich den Schädel oder werden
Von unten Stehenden mit Hohn zerriſſen.
Da ſchallt es: Platz da! — Eine Sturmkolonne
Von Männern naht mit Knütteln, Äxten, Senſen,
Mit ſtarken Stangen und mit Rieſenleitern.
Wer ſich entgegenſtellt, wird roh zerſchmettert.
Als wenn im Kornfeld Schnitter weiter ſchreiten,
So öffnen ſie erbarmungslos ſich Bahn,
Und zwiſchen Leichengarben geht es vorwärts.
Jetzt iſt das Ziel erreicht: Heran die Leitern!
Und wie ein Bienenſchwarm, der ſeinen Stock
Im Sommer mit der Königin verließ,
Sich traubenartig an den Baumaſt hängt:
So hängt ein toller Knäul gleich an den Sproſſen.
Langſam nach oben! — Die verſchlungne Laſt
Wächſt ungeheuer an, die Leitern brechen,
Und Menſchenleiber regnen praſſelnd nieder.
Ein Wutgebrüll erbrauſt! — Nun geht's mit Äxten
Und ſchwerem Werkzeug an ein Pochen, Hämmern,
Um endlich das Verhaßte zu zertrümmern,
Und ganz betäubend ſchall'n die raſchen Schläge.
Ein Sturm erhebt ſich laut, die Stern' erbleichen,
In ſchaurig fahles Grau hüllt blaſſe Dämmrung
Die ganze Scene ein; das goldne Kalb,
Es wankt, es ſchwankt — ein Siegesjauchzen klingt
Aus rauhen Männerkehlen — plötzlich ſtürzt
Das Ungetüm mit Donnerkrachen nieder,
Bis zu den Wolken wirbelt Staub und Rauch,
Und zahllos Volk wird bei dem Sturz begraben.
Das Siegesjauchzen wird zum Wehgewinſel;
Bis dieſes auch erſtirbt . . . Auf Trümmerhaufen,
Auf Knochenſplitter und zerfetzte Glieder,
Auf blut'ge Lachen und auf Leichen ſchaut
In Purpurmajeſtät die Morgenſonne.

Berlin. Max Hoffmann.

Kein Ideal.

An Karl Henckell.*)

Doch hab' ich meine Sehnſucht ſtets gebüßt;
ich ging nach Liebe aus auf allen Wegen,
auf allen kam die Liebe mir entgegen,
doch hab' ich meine Sehnſucht ſtets gebüßt . . .

*) Siehe das Märzheft der „Geſellſchaft".

Es ſtand ein Baum in einem Zaubergarten,
von tauſend Blüten duftete ſein Bild,
doch eine leuchtete vor allen mild;
es ſtand ein Baum in einem Zaubergarten.

Und aus den tauſend pflückte ich die eine,
ſie war noch ſchöner mir in meinen Händen;
ich aber bliebe, Dank dem Baum zu ſpenden,
von dem aus tauſend ich gepflückt die eine.

Ich hob die Augen zu dem Zauberbaume,
doch wieder ſchien vor allen eine rein,
und meine welkte ſchon im Sonnenſchein;
ich hob die Augen zu dem Zauberbaume . . .

Doch hab' ich meine Sehnſucht nie verlernt;
ich ging nach Liebe aus auf allen Wegen,
auf jedem winkte mir ein neuer Segen,
drum hab' ich meine Sehnſucht nie verlernt.

Gieb mir.

Und du kameſt in mein Haus,
kamſt mit deinen ſchwarzen Blicken,
ſah ich ſtill die Palmen nicken,
und du gabſt mir deinen Strauß.

Gabſt die zitternden Narziſſen,
die wir in der Wüſte pflückten;
deine ſchwarzen Locken ſchmückten
meines Divans rote Kiſſen.

Kehre wieder in mein Haus,
laß die wilden Blumen blühen;
unſre jungen Lippen glühen,
gieb mir, gieb mir deinen Strauß.

Berlin. Richard Dehmel.

Moderner Totentanz.

Eine Mitternachts-Komödie.

Wie's Zwölfe klirrt, nimmt von der Wand
Der Totengräber die Fiedel zur Hand:
„Meine Gäſte tanzen jetzt Reigen;
Ich muß ihnen dazu geigen."

Er tritt hinaus: zum Ringelreih'n
Schon ſtehn die Gerippe, es klappert manch Bein; —
Unluſtig zum Tanz, vom Weiten
Ein Häuflein zaudert abſeiten.

Aus ihrer Mitte wankt, — klapp! klipp! —
Hinüber zum Ballkreis ein Geripp,
Um wem auf die Schulterknochen
Mit raſſelndem Finger zu pochen:

„Das iſt ja Marie, unſer Mädchen, — rechts!
Mit dir zu tanzen ſich erfrecht's;
Unſer Schuſter ſteht dir zur Linken:
Gleich komm!" — ſtreng iſt ihr Winken.

Halb wie von Kräh'n, halb menſchlich Geächz:
Der Totengräber verſteht dies Gekrächz,
Die Sprache der Gerippe,
Als käm ſie von lebender Lippe. —

Digitized by Google

Der Gerufene folgt; das Häuflein klein
Wird größer, und licht der Ringelreih'n:
Noch Viele folgen verſtohlen,
Eh' ihre Weiber ſie holen.

Nun ſtehn ſie, — die ihre Arme gekreuzt,
Die in die Hüften die Finger geſpreizt:
Dran unterſchiede ein Kenner
Die Weiber und die Männer.

Da knickſen welche drüben im Reih'n,
Und andre mit klappernden Fäuſten dräu'n,
Als führten ſie Hammer und Schippe:
Das ſind Sozialiſtengerippe.

Der Totengräber aufs Geigenholz
Klopft zornig: „So tanzt doch! Klaſſenſtolz?
Hier — Klaſſenhaß? — hier — Sippen
Noch unter euch Gerippen?" —

„„Da iſt ja Köchin, Nähmamſell,
Arbeiter, Meiſter und Schneidergeſell,
Einſpännig, ohne Decke,
Begraben in Kirchhofs-Ecke;

Kaufmann bin ich! — Ich Rat nebſt Frau! —
Ich Fabrikant! — Ich Studierter vom Bau,
Begraben mit Glockenläuten, — —
Nie tanz ich mit ſolchen Leuten!"" — —

Da ſteht ſchon ein dritter Haufen von fern:
Die tanzen auch nicht und thätens doch gern;
Aus Kirchen-Lucke und -Fenſter
Geſchwebt ſind die Geſpenſter.

Sie haben ihr Obdach im Kirchengewölb'
Als Mumien, pergamentſteif, gelb:
Es ruht im Kirchengewölbe
Manch ſtolzer Hochderſelbe. — —

Da ſchlägt der Wärter aufs Geigenholz:
„Ihr, — hieher! endlich losgehn ſoll's!" —
Eine Mumie von altem Adel
Antwortet mit ſcharfem Tadel:

„„Sport-Daſein iſt unſer Daſeinszweck,
Uralt die Ehre von Fels und Eck:
Sie verbeut uns, mit Solchen zu tanzen,
Die von Arbeit lebten und Schanzen."" —

„Was ſind das für Poſſen! in meinem Reich, —
Wenn ſie hieher kommen, ſind alle gleich:
Rat, Graf und Leineweber!"
So zürnt der Totengräber.

„„Wir — gleich mit denen: mit Knochen gelb,
In der Erde modernd? wir — im Gewölb? —
Pfui, Erde, die grobkrum'gel —
Wir behalten die Haut noch als Mumie;

Wir Edlen werden beigeſetzt
Und bleiben ewig, — bis zuletzt;
Der Plebs dort wird begraben,
Daß Würmer ſich dran laben.""

Der Wärter reißt an den Saiten: „kling!"
„Ihr wollt nicht tanzen? Der Hochmut ging
Bisher mit dem Leben in Scherben; —
Jetzt muß er beſonders ſterben!" — —

Bis auf ein Geklappe dann und wann
Feſt ſteht —, nicht rührt ſich Weib noch Mann,
Nicht Mumie noch Skelette, —
Hartnäckig um die Wette.

Doch, huh! da über die Erde geht
Ein Beben, als ob ſie rings ſich dreht:
Die Türme der Kirche ſchwanken,
Die Kreuz' auf den Gräbern wanken.

Und kniſternd und klappernd, wie geſiebt,
Die Geſellſchaft durcheinander ſtiebt:
Nicht Mumie, nicht Gerippe
Kann finden ſeine Sippe.

Der Totengräber, unverletzt,
Führt ein paar Striche, als wie: „jetzt!"
An hub er dann eine Weiſe:
Wild, — traurig, — ſtürmiſch —, leiſe.

Da raffen ſich, kniſternd wie Seide, auf
Und klappernd wie dürre Hölzer, zu Hauf
Die Gerippe und die Mumien
Von Gräbern, den duftig blum'gen,

Und jedes reicht die Knochenhand
Dem, den es gerade als Nachbar fand,
Die Linke und die Rechte:
Ein Jeder war ihm der Rechte.

Digitized by Google

Nun endlich ging es an den Tanz:
Die Gräfin mit dem Kellner Franz,
Der Schuſter mit dem Streber;
Drob lächelt der Totengräber:

„Ein Ruck bloß, den die Erde thut
Iſt ſelbſt auch für die Toten gut,
Nicht bloß für die Lebend'gen:
Hochmut im Nu zu bänd'gen."

Magdeburg. Peter Merwin.

Allein.

Einſam und alt, zwei ſchlimme Plagen;
Es rauſcht im Laub, durch Flur und Hain
Hör ich des Herbſtes Stimmen klagen.
Einſam und alt; — ich bin allein!

Nicht nur, daß ſich die Locken lichten,
Gelichtet iſt der Freunde Kreis,
Mir blieb kein Herz, zu ihm zu flüchten,
Und meins ſchlägt doch noch voll und heiß.

Ich könnte betteln eine Gabe
Von Liebe und von Zärtlichkeit,
Doch fern iſt, wo geliebt ich habe
Und wieder Liebe fand, die Zeit.

Fern iſt die Zeit, wo ich mein Sehnen,
Mein Glück vertraut der Einſamkeit,
Heut flieh ich ſie mit bittren Thränen,
Denn um mich gähnt Verlaſſenheit!

Ich greife in die Luft, ins Leere,
Wie nach der Mutter greift das Kind,
Doch niemand kümmert eine Zähre,
Die über welke Wangen rinnt.

Wohl ſeh ich fern durch Nebelſchleier,
Hör durch den Sturm, der mich umtoſt,
Den Glanz, den Klang von einer Leyer,
Doch, ach! es iſt ein karger Troſt.

Nicht ſprudelt mehr des Liedes Quelle,
Die einſt ſo raſch, ſo freudig rann,
Nur langſam rauſcht noch ihre Welle,
Bis ſie verſiegt; was dann, was dann?

Wo ſind die Sterne, deren Schimmer
Mir einſt bethörte Herz und Sinn?
Ruhm, Liebe, Freundſchaft, ſankt für immer
In Nacht und Wolken ihr dahin?

Mir ſagt's des Herzens banges Klopfen,
Ihr ſchwandet ohne Wiederkehr,
Und meiner Augen heißes Tropfen
Weckt den erloſchnen Glanz nicht mehr,

Bannt nicht der Stunden eilend Fliehen;
Der Spätherbſtſonne Scheideſtrahl
Fällt über Blumen, die verblühen,
Färbt Wald und Flur zum letzten Mal.

Herbſtnebel zieh'n — ſtumm Klang und Lieder —
Bald ſtarrt im Winterfroſt der Hain,
Doch kehrt auch Lenz und Sommer wieder,
Mir gleich! — ich bin allein, allein.

Dresden. Günther Walling.

Der Sandweg.

Ein neuer, ganz einſamer Weg, der Durchſtich eines hochgelegenen Gemüſefeldes, lockt mich. Ich gehe in der tiefen Wegmulde, zwiſchen den ſchräg abfallenden gelben Sandwänden. Die Hitze ſteht in dem kleinen Engpaß, ſchwüle Sommermittagshitze. Über den Rand der dünenartigen Wälle lugen vorwitzig Kohlköpfe und hochrankende Bohnen. Ein betäubender Reſedaduft ſtrömt von rechts her, von wo der Citronenfalter, wie betrunken, herüber taumelt. Irgendwo zwiſchen den Gemüſeanlagen müſſen Blumenbeete ſein.

Der Himmel iſt ganz wolkenlos, tief blau, italieniſch. Und eine große Stille iſt ringsum, eine nachdenkliche Stille, wie mit dem Finger an den Lippen.

Und jetzt kommt es, überfällt mich, wie neulich vor dem jungen Birkenbäumchen. Biſt du's? Du biſt's, wir verſtehen uns.

Mit wem rede ich? Es iſt etwas da draußen in der Natur, etwas, das zu mir gehört. Welches Sehnen nach einander, alle die Tage, alle die kranken, wehen Stunden, und dann auf einmal: Gefunden, da biſt du ja!

Dieſe Seligkeit, dieſes ſtille, innige, garnicht zu beſchreibende Entzücken. Die ganze Seele ein Freudengefühl.

Ich greife in den warmen Sand, und laſſe ihn langſam, zärtlich durch die Finger gleiten. Zärtlich, das iſt das rechte Wort.

Und ich liebäugele förmlich mit jener großblätterigen Kohlſtaude da oben am Feldſaum, mit dem zitternden, zierlichen Spargelkraut, mit dem graziöſen Bohnengerank.

Es iſt ſo ein ruhiges, ſattes, großes Glück.

Morgen, übermorgen und viele Tage noch gehe ich wieder dieſen Weg. Aber dann iſt es ein Weg wie andere, nur ſandiger, öder, langweiliger. Und es iſt nicht da, mein Eigenes, mein Seelenteil, mein anderes Ich. Vielleicht iſt es drüben in jenem bläulichen Dunſt am Horizont, und ein ziehendes, preſſendes Sehnen ſagt es mir: Dort, dort! . . . . wo du nicht biſt.

Hamburg. Guſtav Falke.

Glück im Vorübergehen.

Ein Frühlingslied von Traugott Pilf.

(Blankenburg am Harz.)

Dem Freiherrn Detlev v. Liliencron.

Ausſchütteln, ausziehen laſſen will ich heute den alten muffigen Winterdunſt, die ſtickige Stubenträgheit, nach Kohlendunſt und Petroleumlampen duftend. Frei und friſch ſoll die Lunge wieder werden in der Lenzesluft des deutſchen Frühlingswaldes. Fort aus dem Gehirn mit dem ſchweren Bücherqualm, dem dicken Weisheitsdampf! Ach, wie ſie mich in dieſem Winter wieder gequält haben, die dicken mageren Schmöker mit ihrer ſchnurgraden Exaktheit, ihrer neunmalklugen Folgerichtigkeit, — — nun in die Ecke mit ihnen!

Und ſchon bin ich im Walde, im deutſchen Frühlingswalde. Stumm und ſtarr ſcheinen noch die graurindigen Buchen zu ſtehen, aber ich ſehe es, wie ſie leben; kaum zeigen ſich die erſten glänzenden Spitzen auf den braunen Knospen, aber im Innern der mächtigen glatten Stämme fließt es und treibt und drängt.

Zu heiß iſt's faſt für den ſechſten April.

Sonne, meine Sonne, wie habe ich mich nach dir gesehnt in Winternebel und Winterfrost!

Sonne, meine Sonne!

Tauche deine lebenerweckenden Strahlen in meine Seele, daß wieder die alte Frühlingsstärke, der siegende Sonnenmut über mich komme und mir Leib und Seele festige und weihe.

Sonne, meine Sonne!

Segne mich durch deinen Strahlenschein, daß ich immer mehr aufblühe zum Guten und Wahren, zum Gesunden und Starken, — zum echt Natürlichen.

Sonne, meine Sonne!

Fort mit allem Schwachen und Kranken, fort mit trübem Sinnen und Wägen und Messen und ängstlichem Zaudern.

Dir gilt mein Frühlingsgebet:

Sonne, meine Sonne! — — — — —;

Und meine Arme spannen und straffen sich, und von frühlingsfreudigen Atemzügen geschwellt, dehnt sich die Brust.

„Tod aller Weichlichkeit!"

Und als ob ich sie treffen und zerschmettern könnte, saust pfeifend mein Stock durch die Luft.

Über ein flutendes Waldbächlein mit einem Satz hinüber; hei, wie das klare Bergwasser über die blanken Steine tollt!

Nun in langen Sätzen einen Waldhügel hinauf, und ein Blick ins Thal: dünne schwankende junge Eichen stehen da unten; sie sehen aus wie Peitschenstiele für Riesenfäuste.

Und wenn der Sturm den Wald durchbraust, dann mögen sie wohl pfeifend hin und her sausen, die biegsamen Eichen; und sie geißeln die Nachbarbäume, alte, stolze Harzfichten, dick und grade, und stämmige, vielhundertzweigige Eichen, klatschend und knarrend, von des Sturmes Riesenfaust geschwungen.

Und da hinten, unten im Sandsteinbruch, hämmern die Arbeiter. Taktmäßig schallt das pickende Geräusch der Spitzärte, bald in Einzelschlägen, bald in stärkeren Doppelhieben. An einer anderen Stelle werden die behauenen Sandsteinblöcke auf Wagen gewuchtet; ich höre einzelne Kommandorufe: „Achtung!" Und die hebenden Männer wuchten mit einem kräftigen Ruck empor und antworten dabei dem Befehlworte mit vielstimmigem „Up", das von hohen und tiefen Stimmen, lärmend oder sauer ächzend erschallt.

„Achtung! Eins — zwei" —

„Up!" — —

„Achtung! Eins — zwei" —

„Up!" — —

Weiter zwischen den Buchen hindurch, über braunes und dürres Raschellaub, in weiten Sprüngen den Berg hinab, zur „Waldmühle" im Thal.

Da leuchtet mir schon durch die letzten Reihen der Buchenstämme das schneeweiße Gefieder der Schwäne, die ruhig dahinschwimmen auf den Teichen, die im Sommer weiße Wasserrosen tragen mit breiten grünen Blättern. Leise rauscht das trockene Schilf am Ufer im sanften Frühlingswinde.

Mit kräftigem Händeschütteln begrüßt mich der Wirt, der dicke, rotbäckige Wirt der „Waldmühle." Und ich trinke ein kühles, schäumendes Glas.

Dann begrüße ich die andern alten Bekannten.

Jakob, der Rabe, hüpft und flattert unruhig in seinem Käfig umher; auch ihm ist der Frühlingszauber in das kleine, dumme Gehirn gestiegen.

Ich rufe:

„Morgen, Jakob!"

„Morgen, Jakob," antwortet er in tiefen, kollenden Tönen, und haut mit dem großen grauen Schnabel nachdrücklich gegen das Drahtgitter. Und dann schreit er gassenjungenhaft hinter mir her:

„Jakob, Jakob, Morgen Jakob, Morgen Jakob, Jakob, Jakob!" —

An dem Affenkäfig, an den drei widerlichen Affen gehe ich vorüber; ich mag die ekelhaften Tiere nicht sehen. Aber diese gemeinsten Lumpen unter den Tieren sind die Lieblinge aller Backfische und jungen Damen, die im Sommer die Waldmühle besuchen. Mir unbegreiflich. Ja, der „Schönheitssinn und gute Geschmack" unserer jungen Mädchen! Zum Gotterbarmen kläglich! . . . .

Was ich nicht leiden mag: Affen und Juden . . . .

Der prächtige Pfau mit dem glänzenden blauen Halse und dem herrlichen Schweif schlägt prunkend ein stolzes Rad und kreischt sein langgezogenes „Jiau!"

Nun in den Pferdestall zu meinen Lieblingen; aber die Gäule sind draußen im Felde, bis auf einen. Unruhig schnaubend und stampfend steht die schwarzbraune Stute vor der Krippe.

Ich streichele und klatsche den schlanken Hals und rieche den frischen, kräftigen Dunst des blanken, feurigen Tieres.

Und meine Reitlust erwacht, die im Winter eingerostet war.

„Darf ich, Herr Wirt?"

„Joa, joa, man tau! Aber Vorsicht, dei Stute is dulle, sei hat en poar Doage in Stalle stahn! Lat sei sik nich affmieten!"

„Ah wat, denn stahe ik wedder up" . . . .

Rasch das Zaumzeug über, sonst nichts; kein Sattel, keine Decke.

Wie das Tier feurig-unruhig stampft.

Kaum iſt die Stute aus dem dumpfen Stalle in die Frühlingswonne hinausgekommen — wie ein Ungewitter keilt und ſchlägt ſie hinten aus, wiehert jauchzend der Sonne entgegen, bäumt ſich hoch auf die Hinterbeine, als wollte ſie die Sonne grüßen, der Sonne entgegen ſpringen. Aber mit einem Ruck reiße ich das wiehernde Tier herunter, und dann mit einem ganz unvorſchriftsmäßigen Satz auf den blanken Rücken.

Hurrah, im Trabe vom Hof hinunter auf die Landſtraße, dann im Galopp, und jetzt — Hacken eingehauen — — und wie die wilde Jagd dahingepreſcht — rechts und links fliegen die weißen Schaumflocken — — hui, jetzt zwiſchen vier alten Tanten hindurch geſauſt, die kreiſchend auseinanderfliegen und ſchützend ihre großen Sonnenſchirme ausſpannen. Ein Radfahrer kommt mir entgegen geſtrampelt auf ſeinem kläglichen Drahtgeſtell und bimmelt herzzerreißend mit ſeiner elenden Blechglocke — aus dem Wege, Kerl, mit deinem toten, langweiligen, gummibewickelten Drehwurm, oder ich reite dich und deine Drähte zu Brei — — — — ſchon ſind ſie weit hinter mir; mit unſäglich dummem Geſicht mag mir und meiner tollen Stute wohl der Radfahrer nachglotzen . . . . .

Nun wieder langſamer. Wie die Schwarzbraune ſchnauft und ſchnaubt und pruſtet!

Dunkelrot iſt mein Geſicht, vor Freude und Hitze; hell lächele ich zu meiner lieben heißen Sonne empor.

Ach, es iſt ſo herrlich, ſich in Sonnenſchein und Frühlingsluft auf einem Pferderücken auszutoben! Ich weiß mich kaum zu halten vor Übermut und Kraft; es iſt mir, als ob ich jauchzend weiter und weiter ſtürmen müßte, höher und höher, in die Sonne hinein, auflodern, vergehen in der Glut meiner Sonne! — — —

Und nun wieder in raſchem Trabe zurück nach der Waldmühle. Nach mir ſpähend ſteht der Wirt am Thor, die blauen Augen mit der derbroten Hand beſchattend.

„Na, t' is joa woll gut gahn!"

„Ja, wat wolle et nich," antworte ich lachend.

Noch ein paar Mal langſam auf dem Hofe im Kreiſe herum, dann ſpringe ich ab und bringe die ſchwitzende Stute wieder vor die Krippe.

Die vier alten Tanten mit den großen Sonnenſchirmen — wie ich die Sonnenſchirme haſſe! — ſitzen in der Stube, in der engen, muffigen Winterſtube, denn wahrſcheinlich „zieht's" ihnen draußen. Ich ſehe, wie ſie die alten Schnatterköpfe zuſammenſtecken und giftige Bemerkungen austauſchen über den „verrückten Bengel", der ſie faſt umgeritten hätte, ſie und ihre geliebten Sonnenſchirme, mit denen ſie meine lieben Sonnenſtrahlen von den eingetrockneten Backpflaumengeſichtern abwehren, und ihre Strickbeutel,

und ihr „Mitgebrachtes", das ſie in den Kaffee ſtippen — — und doch bin ich euch nicht gram, ihr alten dürren Unken, denn auch ihr ſpürt wohl, wenn auch nur ganz leiſe, die gewaltige Wundermacht des Frühlings, trotz eurer Sonnenknicker und Strickbeutel, trotz eurer vertrockneten Kaffeeſeelen. — —

O, daß ihr Alten immer vergeßt, daß auch ihr einmal jung geweſen ſeid! —

Und der lächerliche Radfahrer, der ſportsmäßig Kilometer für Kilometer auf ſchnurgraden Landſtraßen abſtrampelt, ſitzt ſchwitzend und gelangweilt vor der Thür und ſtreckt die dünnen, blaupumphoſigen, blauſtrumpfigen Beine mit den höchſtens angedeuteten Waden feindſelig von ſich weg. Ich ſehe es, er iſt wütend auf mich, weil wir ſein lautloſes Drahtgerippe und ſein ängſtliches Notgebimmel ganz reſpektlos nicht beachtet haben, ich und meine ſchäumende Schwarzbraune.

Meinetwegen, du langweiliger Kilometer-Sportsfatzke, ich pfeife dir was! . . .

Noch ein kurzes Geſpräch mit dem blonden Wirt, vom Wetter, vom Stand der Saaten, vom Reiten und Fahren, dann ruft mir der Rabe zum Abſchied nach:

„Morjen, Jakob!" — — — — —

Wieder nimmt mich mein Wald auf; ein Fichtenwald, wie ein großes Gebirge im Kleinen, mit Bergen und Thälern; mächtige Felsblöcke liegen hier und da zerſtreut, uralt, mit Moos und Flechten bewachſen.

Und immer freudiger, immer ſiegesfroher werde ich mir des Frühlings bewußt, und lachend denke ich an alles, was mich im Winter quälte und grämelte.

Mit ſo manchem habe ich nun aufgeräumt; und ich bin ſtärker geworden, denn Nietzſche hat Recht: „Was mich nicht umbringt, macht mich ſtärker."

Aber der Nietzſche ſonſt! Mich hat dieſer Dämon nicht fangen können, denn er iſt krank, krank durch und durch.

Und er ſelbſt fühlte es doch nicht. Denn einen Geſunden hat er krank genannt — Richard Wagners Kunſt krank!!

Laut lache ich in den Fichtenwald hinein.

Siegfried, hilf mir lachen!

Der „kranke" Wagner und der „geſunde" Nietzſche! Die „kranke" Wagner'ſche Dichtung und Muſik und die „geſunde" Philoſophie Nietzſches! Es iſt tragikomiſch, wahrhaftig!

Und ihr — Kaffern, die ihr an dem großen Dichter Wagner herumnörgelt und ihm „Keltentum" und alles mögliche anquaſſelt und anfaſelt, euch ſage ich nur: Der Teufel hole euch in drei Teufels Namen!

Wäre ich krank, ich wäre an Wagner geſund geworden. So hat er mir meine Geſundheit nur erhalten.

Bleibt doch davon, wenn ihr ihn nicht verſteht, wenn für eure ſchlappen

Gefühlchen ſeine Leidenſchaftlichkeit zu mächtig iſt — — ſchnaubt euch nur entrüſtet mit euren ſchneeweißen Rotzläppchen die idealen Schnüffelnäschen! — —

Überhaupt: Muſik, Wagner'ſche Muſik — — — daß ihr euch immer ſo krampfhaft an dies unglückſelige Wort Muſik anklammern müßt! Als ob die Muſik die Hauptſache bei den Wagner'ſchen Schöpfungen wäre! — — — —

Geſtern Abend noch hatte ich die unſägliche Dummheit begangen, den „Liederabend" eines ſogenannten „Künſtlerpaares" anzuhören — (als ob Singen eine „Kunſt" wäre, ihr alten Nachbeter!)

Unter zwölf Liedern wurden vier in italieniſcher, zwei in franzöſiſcher Sprache geſungen; die übrigen, „deutſchen" Lieder waren von Mendelsſohn und Chopin in Muſik geſetzt. Kläglich — daher der Name „Deutſche Muſik".

Könnt ihr denn nicht deutſch ſein, ihr Hallunken? — Und ich muß nun dies gezierte, geſchraubte, ſtelzenwandelnde Geplärr, dieſe italieniſchen Trillereien, dieſe franzöſiſchen Seichtigkeiten, erſt aus meinen deutſchen Ohren wieder los werden.

Wüßte ich doch hier in der Nähe eine alte Kuh, ich wollte ſie ſo lange in den dürren Schwanz kneifen, bis ſie ein recht unharmoniſches, dafür aber recht natürliches Gebrüll in meine Ohren ſtieße, damit nur dieſe „Kunſt" wieder herauskommt.

Und die Luſt wandelt mich an, ſo recht grob und roh und laut, ſo recht „unkünſtleriſch" durch den Wald zu brüllen „hoiho, hoiho!" — —

Und das hat mich erleichtert — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich ſage euch, wenn die deutſche Dichtkunſt geſund werden und bleiben ſoll, ſo ſchlagt erſt die Weiber tot, die daran herumpfuſchen; hant den Eſchſtruth-Jüngerinnen die dürren Strickbeutel um die Ohren, weiß von Bleichſucht, daß ſie ohnmächtig alle vierundzwanzig von ſich ſtrecken! — — — —

Und dann kommt mir der Nietzſche noch einmal. Er und ſeine ganze Philoſophie ſind eigentlich mit einigen Worten erklärt, und dieſe Worte heißen: Progreſſive Paralyſe der Irren. Es iſt faſt ſo, als habe Nietzſche die einzelnen „Symptome" ſeiner Philoſophie aus dem Strümpell'ſchen Lehrbuch der Nervenkrankheiten abgeſchrieben.

Armer, armer kranker Nietzſche, und ihr anderen Armen, die er noch krank macht mit ſeiner kranken Philoſophie! — —

Fort damit; geſund und ſtark und deutſch wollen wir ſein im Leben und im Denken!

Das iſt ein rechter Frühlingsgedanke im deutſchen Walde! — — —

Wie die Sonnenſtrahlen liebewarm die alten gelben Stämme der Fichten umſchlingen und Gras und Moos unter den trockenen Nadeln wecken, — o du Blühen und Wachſen und Zeugen und Werden!

Und ich denke wieder lauter frühlingsfreudige Naturgedanken.

Kein Mensch war mir noch begegnet im Walde.

Nun aber hörte ich einen leicht krachenden Tritt, wie wenn ein trockener Fichtenzweig zertreten wird; gedämpft durch das weiche Moos.

Ein Mädchen sah ich zwischen den Fichten stehen, das mich spähend anschaute. Eine mit trockenen Zweigen gefüllte Kiepe stand neben ihr.

Ich kannte dieses junge, blühende Weib.

Es war die Tochter eines Tagelöhners, der früher in Hof und Garten meiner Eltern gearbeitet hatte.

O, dieses Mädchen!

Sollte ich stumm vorüber gehen?

Freude und Bangen ergriffen mich.

Es war mir, als ob mich das Mädchen durch den Blick seiner großen blauen Augen bannte.

Nun wußte ich, was mir noch gefehlt hatte an diesem Tage des frühlingsstarken Werdens, in diesem Treiben und Drängen der erwachenden Natur. Dieses junge, blühende, in reiner Natur wild und unbändig aufgewachsene Mädchen erschien mir wie eine menschliche Verkörperung dieses heißen, quellenden Frühlingstages.

Und in heiligem Entzücken hingen meine Blicke an der schwellenden Naturkraft dieses blühenden Mädchenleibes.

Ich begrüßte das Mädchen.

Ein frischer Geruch von Erde und Wald ging von ihr aus, so rein, so stählend — und in dem Augenblicke haßte ich die „gebildeten" Modepuppen in der Stadt, mit ihren Hütchen und Handschuhen und Sonnenschirmchen und Trippelschühchen, mit ihren weißen Gesichtchen und weißen Händchen, — als das große blonde Mädchen vor mir stand mit den sonnenbraunen Wangen und Armen.

Die heilige Natur trieb mich zu diesem Naturkinde.

Und wir waren fröhlich. Wir plauderten als gute alte Bekannte. Hier und da half ich ihr ein Stück Holz aufleſen.

Immer mehr wirkte der überwältigende Naturzauber des Mädchens auf mich.

Und ich fühlte, daß auch in diesem Naturkinde der Frühlingszauber trieb und blühte.

Beim Holzsammeln waren wir in eine kleine Schlucht gekommen, wo graue Felsen einen lauschigen Moosplatz umschlossen.

Eine traumhafte Seligkeit ergriff mich, und wie ermüdet streckte ich mich nieder auf das schwellende Moos. Über mir, zwischen den Spitzen der leise schwankenden Fichten hindurch, sah ich den blauen Frühlings-

himmel. Und um mich flutete ſo warm, ſo duftig und warm die ſelige Waldluft.

Dieſen einen Tag wollte ich durchleben, ganz Natur, furchtloſe Natur; nur ihr wollte ich folgen, alles thun, was ſie heiſchte, ſie, unſere heilige Mutter.

Und ſo wollte ich einen Tag glücklich ſein, ganz frei im Glück, und glücklich in der Freiheit. Wenn auch nur im Vorübergehen.

Und plötzlich ſtand das Mädchen neben mir und ſah mich an mit leuchtenden Blauaugen.

Und meine ſtarke Sehnſucht irrte heiß zu dieſem kraftvollen, herrlichen Geſchöpfe vor mir.

Mit meinen Blicken zog ich ſie nieder auf das grüne Moos, und wir ſahen uns in die blauen Augen. Wir beide fühlten, daß die Natur in uns herrſchte und forderte, und wir beide wollten glücklich ſein.

Worte brauchten wir nicht.

Wir hatten den Mut, natürlich und glücklich zu ſein.

Eine heilige Kraft war über uns gekommen.

Lange lag das blühende Mädchen in meinen Armen.

Und wir waren ſo glücklich, ſo glücklich; ſo ſtark und rein und heilig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und dann — zurück in die Stadt, in Laſt und Lärm, in Dunſt und Enge.

Aber ich bin geweiht, geheiligt durch den herrlichen Tag meiner Frühlingsfeier.

O du Glück, du Sonnenglück!

Warum nur Glück im Vorübergehen? — —

Eigenes Blut.

Eine pſychologiſche Skizze von Max Neal.

(Würzburg.)

Alle Dinge geſchehen aus Notwendigkeit; es giebt in der Natur kein Gutes und kein Schlimmes.
Spinoza.

Ein prächtiger Maimorgen war angebrochen.

Die Sonne flutete über die Häuſer hin und flammte und zuckte wie ein Feuermeer auf den vom Nachtreif noch feuchten Dächern und Firſten.

An den Spitzen der Bäume und Sträucher in den ſtädtiſchen Anlagen hatte die andauernde, warme Frühlingsluft bereits den erſten Anflug von Grün hervorgezaubert, und die ganze Atmoſphäre war an dieſen Plätzen mit einem modrigen, filzigen Erdgeruch durchſchwängert.

In den Straßen der Vorſtadt war es noch ſtill und leer, nur einzelne Laſtfuhrwerke bewegten ſich knarrend und knirſchend der inneren Stadt zu.

Drüben in einem kleinen Garten grub ein Alter die Beete um; von Zeit zu Zeit fuhr er ſich mit dem Ärmel über die ſchweißige Stirn und ſchob mit dem Daumen die grün geſtickten Hoſenträger wieder zurecht. Jedesmal wenn er mit dem Spaten auf einen großen Stein ſtieß, hob er ihn auf und warf ihn über den Zaun auf des Nachbars Grund.

Gegenüber hing auf einer niederen Dachaltane eine kleine, hagere Perſon Wäſche auf, und ſo oft ſie ſich ſtreckte, um ein Stück an den geſpannten Strick zu klammern, wurden die nackten Füße bis zu den Waden ſichtbar.

Auf dem ſandigen Hof ſtritten ſich lärmend einige Spatzen um eine alte Brodrinde, während in beſtimmten Zwiſchenräumen das heißere Bellen eines Hundes aus dem anſtoßenden Neubau herübertönte.

Den Platz vor der Auerkirche durchquerend, deren ſpitzaufſtrebender Turm mit dem vergoldeten Kreuze im breiten Morgenlichte glänzte, ſchritt jetzt ein junger Mann die Straße herauf.

Sein Blick ſchweifte unruhig über die kleinen Häuſer und Herbergen hin, indem er nur zögernd ſeinen Weg fortſetzte, dann wieder ſtehen blieb, und wie ſuchend umherſchaute.

Er war von großem, kräftigem Körperbau, zu dem ſein eingefallenes von Sommerflecken bedecktes Geſicht und ſeine tiefumränderten Augen nur ſchlecht paßten. Das dunkelbraune, dünne Haar hatte er auf beiden Seiten in die Schläfen hereingekämmt, was ihm ein freches Ausſehen

verlieh, das durch die enge, karrierte Hose, die graue, schmierige Joppe und den schief aufs Ohr gerückten Hut noch erhöht wurde.

Der junge Mann machte nun plötzlich vor einem niederen Haus Halt, das etwas abseits von der Straße stand, und ein fast unmerkliches Lächeln glitt um seinen Mund, als er auf dem neben der Thüre angebrachten schwarzen Schild mit weißen Buchstaben geschrieben las:

Alois Bordenhammer
Tapezierer.

„Da wär' ich denn am Ziel," murmelte er, drückte seinen Hut fester auf den Kopf und zog die Weste glatt.

Dann öffnete er das Gitterthor und schritt auf das Haus zu.

Unter dem schwarzen Schild war ein Zettel angeklebt, der unsichere, schlechte Schriftzüge zeigte:

— Ein einfaches Zimmer ist an einen soliten Herrn zu vermieden. —

Wiederum verzerrte sich das Gesicht des jungen Mannes zu einem Grinsen.

„Um so besser," dachte er, „jetzt hab' ich doch einen Grund hinaufzugehen." Entschlossen stieg er die schmale, steile Treppe empor.

Als er jetzt das Zimmer betrat, blieb er verlegen an der Thüre stehen.

Dasselbe war mittelgroß und mit grünlich-blauer Farbe getüncht. Durch die beiden Fenster fiel die Sonne herein und bildete zwei zitternde, helle Flecken auf den weißgewaschenen Dielen.

Die Einrichtung bestand nur aus den notwendigsten Gegenständen, welche jedoch alle wie neu aussahen, — gerade als ob sie eben erst aus dem Laden kämen.

An den Wänden hingen Ölfarbendruckbilder sehr fraglicher Natur, — auf der einen Seite zwei lustige Jagdbilder, auf der anderen eine Maria von Lourdes, mit einem süßlichen, faden Gesicht.

In der einen Ecke des Zimmers befand sich ein kleiner Herdofen und vor demselben hantierte eine junge Frau, deren Kleidung sich einzig aus einem braungeblumten Unterrock und einem blau und rotgestreiften Nachtspenser zusammensetzte.

Sie mochte etwa fünfundzwanzig Jahre zählen; ihre Figur war schmächtig, ohne der abgerundeten Formen zu entbehren. Die Gesichtszüge hatten eine seltene Gleichmäßigkeit, die nur der etwas breite Mund mit den aufgeworfenen, sinnlichen Lippen etwas störte. Ihre blauen, lebhaften Augen blickten unstät, mit einer gewissen Scheu, und an den Schläfen und Mundwinkeln waren bereits feine Fältchen sichtbar.

Bei dem Geräusch, welches das Öffnen der Thüre verursacht hatte, drehte sie sich um und schaute den Eingetretenen scharf an; dann beruhigte sie den kleinen gelben Hund, der wütend unter dem Tisch hervor keifte.

„Iſt der Herr Bordenhammer net zu Haus?" frug der an der Thüre, und ein leiſes Zittern verzog ſeine Geſichtsmuskeln.

„Mein Mann iſt auf der Arbeit," entgegnete ſtotternd die Frau, ohne von dem ſonderbaren Beſuch den Blick abzuwenden, „kann ich vielleicht ....."

Sie ſprach den Satz nicht zu Ende; eine plötzliche Röte überzog ihr Geſicht.

„Jeſus Maria!" ſchrie ſie, „Du, Schorſch, ... was willſt Du da?" .....

Sie ſtreckte wie abwehrend die Hände vor.

„Haſt wohl keine rechte Freud', Theres, daß ich wieder da bin! Kann mir's denken," gab der ſo Angeredete vorwurfsvoll zurück.

Beide ſchwiegen, nach Worten ſuchend, einige Zeit ..... Dieſe Stille war unerträglich .....

„Als ich geſtern an'kommen bin," begann Georg wieder, indem er ſeinen Hut nervös in den Händen drehte, „war mein erſter Gang zu Dir..... Da hab' ich denn erfahren, daß Du erſt g'heiratet haſt, ... vor acht Tag'?" ....

„Drum frag' ich Dich eben, was Du bei mir z'ſuchen haſt?" ſtieß Thereſe mühſam zwiſchen den Zähnen hervor.

Der junge Mann ſchien die Frage überhört zu haben.

„Ich hab's net glaubt, daß Du mich ſo ſchnell vergeſſen kannſt, und da wollt' ich mich überzeugen," ſagte Georg langſamer und auf ſeinem Antlitz zeigte ſich wieder jener hämiſche, grinſende Ausdruck.

„Red' net weiter!" rief Thereſe entrüſtet, „wer iſt denn vor einem Jahr fort, ohne pfüt Gott z'ſagen, ... wer hat denn während der ganzen Zeit nix hören laſſen von ſich, ... ich werd' Dich net erſt d'ran erinnern müſſen!" ....

„Und da haſt Du Dich ſchnell getröſtet, und einen anderen g'nommen," ſetzte Georg ſpöttiſch hinzu, „daß ich aber fort bin, um was zu verdienen und Dich zu meinem Weib machen z'können, das iſt Dir net eing'fallen!" ....

Wieder ſtockte das Geſpräch. Die Frau überkam ein dumpfes Gefühl.

Wie die Bilder einer Zauberlaterne auf der weißen Leinwand zogen die Vorgänge der letzten Woche an ihr vorüber, ... deutlich, ſcharf, aber doch unfaßbar, ... traumhaft. Sie ſah Bordenhammer vor ſich ſtehen, den ſie durch ſeine Schweſter kennen gelernt hatte, ... wie er ihr ernſt und errötend das Geſtändnis ſeiner Liebe machte, und er ſie beſtimmt und entſchloſſen frug, ob ſie mit ihm als ſeine Frau durch das Leben gehen wolle. Ohne ſich zu beſinnen, hatte ſie damals zugeſagt; es wäre auch ein Unrecht geweſen, eine ſichere, ſchöne Zukunft für etwas Unbeſtimmtes wegzuwerfen; denn wer gab ihr die Gewißheit, daß Georg nicht wie tauſende andere handeln würde.

Bald darauf hatte die Hochzeit stattgefunden . . . . . Sie erinnerte sich genau, daß sie am Altar einen Moment der Gedanke durchzuckte, als sei der, mit dem sie den Ring gewechselt habe, Georg, ... dann aber habe die Wirklichkeit den dummen Einfall verdrängt, und sie hielt sich, nachdem sie einige Gläser Wein getrunken hatte, doch für recht glücklich.

Jetzt freilich, da ihr Georg gegenüberstand, kam es ihr sonderbar vor, daß sie sich während der acht Tage ihrer Verheiratung noch nie darüber Rechenschaft gegeben habe, ob sie ihren Mann auch liebe. Sie führte ihm das Hauswesen, ... legte sich mit ihm zu Bett, ... aber nur im Gefühl ihrer ehelichen Pflichten, ... es war eine Art Dankbarkeit, . . . es zog sie mit einem gewissen tierischen Instinkt zu dem, welcher für ihr Fortkommen und Wohlbefinden sorgte . . . . .

Diese Idee beschäftigte sie nun ausschließlich, und als hätte Georg ihre Gedanken erraten, frug er sie leise, mit vibrierender Stimme:

„Sag' mir nur das Eine, Theres, ... hast Du ihn wirklich gern, ... so gern, wie Du mich g'habt hast, ... denn wenn's so ist, ... nachher hab' ich nix mehr z'suchen auf der Welt, ... und ich werd' Dir net länger im Weg sein!"

Die Frau war verwirrt, sie wußte nicht gleich, was sie antworten sollte.

Sie wäre ihm am liebsten an den Hals geflogen, . . . doch eine unbestimmte Furcht, ... die Scheu vor dem Schwur, den sie am Altar geleistet, hielt sie zurück.

„Mag's sein, wie's will, Schorsch . . . . mit uns zwei muß es ans sein!" entgegnete sie gefaßt, „ich acht' und schätz' meinen Mann, ... das ist die Hauptsache in der Ehe, ... so hat der Pfarrer g'sagt, ... und vor Gott und den Menschen bin ich seine Frau!" . . . . .

„Aber Du liebst ihn net!" rief der junge Mann bebend und ergriff Therese's Hand, „Du liebst ihn net, ... weil Du mich noch gern hast, ... das hat der Pfarrer übersehen! . . . . . Dein Leib hast verkaufen können, aber Dein Herz g'hört noch mir! Leugne's, wenn Du kannst!" . . . . .

„Schorsch, willst uns alle unglücklich machen," bat die Frau, „sei doch vernünftig!" . . . .

Der Hund, welcher bisher langgestreckt in der Sonne gelegen hatte, richtete sich auf und fing zu knurren an.

„Leugne's, daß Du mich noch leiden kannst, ... leugne's, dann geh' ich . . . . auf der Stelle 'geh' ich!" . . . . schrie Georg und seine Augen glühten.

Die Frau schlug die beiden Hände vor das Gesicht und brach in ein wüstes Heulen aus.

Aber es schien, als ob das Weinen den jungen Mann noch mehr erregte.

„Sind wir zwei net schon Mann und Frau g'wesen," eiferte er, indes seine Hautfarbe in das Grünliche spielte, „bevor der Pfarrer sein Spruch g'macht hat? . . . . Oder weißt vielleicht nimmer, wie wir . . . . . ."

Er konnte nicht weiterreden, ein heftiger Husten unterbrach ihn.

Dann wischte er sich das Wasser aus den Augen und spuckte aus.

Therese hatte äußerlich ihre Ruhe wieder gewonnen, aber innerlich tobte der Kampf noch fort; sie war auf einen Stuhl gesunken, ... die Unterlippen eingekniffen, starrte sie auf den Boden, und ihr Busen hob und senkte sich unter der dünnen Nachtjacke.

In Georg hatten diese Erinnerungen die alte Lüsternheit erweckt.

Er sah das jugendfrische, heißatmige Mädchen von ehemals vor sich, das sich in leidenschaftlicher Liebe ihm ganz hingegeben hatte.

In seinen Ohren begann es zu sausen. Er näherte sich der Frau und legte seinen Arm um sie.

„Theres!" sagte er und seinen ganzen Körper schüttelte es wie im Fieber, „die Vergangenheit giebt mir das erste Recht an Dich, auf das ich nie und nimmer verzicht', weil ich Dich noch g'rad so lieb hab', wie z'erst auch!" . . . . .

„Vergessen hab' ich Dich nie g'habt!" flüsterte sie, „aber jetzt ist's zu spät, ... es darf nimmer sein . . . es darf net!" . . . . .

Georg drückte sie fester an sich, um sie zu küssen. Therese aber wich sich sträubend mit dem Kopfe aus, wodurch ihre Nachtjacke aufgerissen wurde und der Kuß des jungen Mannes auf dem sichtbar gewordenen Busen brannte.

Frau Vordenhammer sprang mit einem Schrei auf und suchte sich los zu ringen.

Georg, durch jene Berührung jeder Überlegung beraubt, umschlang sie nur noch stürmischer. . . . . Schwer keuchte sein Atem und die Augen nahmen einen trüben verschwommenen Glanz an. . . . . .

Muck, im Glauben seine Herrin schützen zu müssen, stürzte sich auf den jungen Mann und zerrte bellend an dessen Hosen.

„Laß mich los!" stöhnte die Frau, „wenn wer kommen thät', ich müßt mich z' Tod schämen; sei g'scheit, Schorsch!" . . . . .

Dieser fühlte deutlich die Zähne des Hundes durch die Kleider.

Mit einem Fluch gab er Therese frei und versetzte Muck einen Fußtritt, daß jener sich winselnd in eine Ecke verkroch.

„Es ist wahr," sagte er dann und trocknete sich mit seinem großen, roten Taschentuch die Schweißtropfen vom Gesicht, „wir sind da net sicher! . . . . Aber ich hoff', daß wir uns noch öfters sprechen werden, denn von Dir laß ich net und müßt' alles drunter und d'rüber gehen!" . . . .

Digitized by Google

Er hob seinen Hut vom Boden auf und wandte sich der Thüre zu.

„Schorsch," flehte Therese mit aufgehobenen Händen, „hast denn gar kein Erbarmen mit mir! Willst Dich und uns verderben, ... ändern kannst Du's ja doch nimmer!" . . . . .

Georg machte eine unwillige Bewegung und zugleich überflog seine Züge das gewohnheitsmäßige Grinsen.

„Wenn Du für mich noch einen kleinen Funken Lieb' hast, nachher weißt Du, was Du thun mußt!" entgegnete er mit eigentümlicher Betonung, und sich rasch umkehrend, stürmte er zur Thür hinaus. . . . . .

Therese atmete auf, als sie allein war.

Sie knüpfte die Nachtjacke zu und strich das verwirrte Haar aus der Stirne.

Dann trat sie an das offene Fenster.

Auf der vor ihr liegenden Dachaltane flatterte lustig die Wäsche hin und her, und d'rüben in dem schmalen Garten steckte der Spaten mitten in der aufgewühlten Erde. Der Alte zog eben seinen Rock an, schob eine Prise Tabak in die Nase und trottete dann in das Haus.

Ein leichter Wind trug den Lärm des stärker gewordenen Verkehrs zu ihr herüber.

Therese schaute teilnahmslos auf dieses Treiben. . . . . Es hatte sich ihrer eine unbestimmte Angst bemächtigt, ... alles war so überraschend gekommen.

Dieser Mensch, der schon einmal durch seine leidenschaftliche Liebe auf ihr Leben von so großem Einfluß gewesen war, sollte nun zum zweitenmal eine Rolle bei der Gestaltung ihrer Zukunft spielen?

Sie ahnte eine Katastrophe, deren düstere Schatten schon jetzt den Sonnenschein der Gegenwart zu verdunkeln drohten. . . . . .

Warum war er nicht fortgeblieben, nachdem er sich doch über ein Jahr in der Welt herumgetrieben hatte; weshalb drängte er sich jetzt noch zwischen sie und ihren Mann?

Diese Fragen wirbelten ihr durch den Kopf, und sie hätte nun fast gewünscht, Georg möchte verdorben und gestorben sein auf seinen Reisen, damit sie niemehr etwas von ihm gehört hätte.

Aber konnte sie der Katastrophe nicht entgegentreten, ... sie nicht verhindern?

Therese quälte sich ab, aber sie vermochte keinen Entschluß zu fassen.

Die starke Frühlingsluft, die zum Fenster hereinströmte, wirkte ermüdend auf die Nerven, ... es überkam sie eine angenehme Mattigkeit.

Sie lehnte sich nachlässig gegen das Fensterkreuz und folgte mit den

Augen einigen vorüberfliegenden Tauben, die sich alsbald auf dem Vorsprung eines Hauses niederließen.

Muck wagte sich nun wieder aus seinem Versteck hervor und hüpfte zu Therese auf das Fensterbrett, indem er ihr die Hand zu lecken begann.

Da besann sich die Frau.

Ihrem Mann alles einzugestehen, wäre das Einfachste, überlegte sie, er würde am ehesten im Stande sein, sie vor der Katastrophe zu bewahren. .... Dann fiel ihr aber ein, daß er dadurch von ihrem früheren Verhältnis zu Georg erfahren müßte, ... und das Geständnis, daß sie vor ihm schon mit einem anderen zu thun gehabt habe, würde vielleicht ihr ganzes Eheglück für immer vernichten. Das durfte sie nicht aufs Spiel setzen.

Aber auf irgend eine Weise mußte sie handeln, dessen war sie sich bewußt, ... um keinen Preis wollte sie sich kampflos ergeben. .....

Wieder versank sie in dieses stumpfsinnige Brüten, das es ihr unmöglich machte, klar zu überlegen.

Über den Hof schlich eine große, schwarze Katze, den Schweif lang nach rückwärts ausgestreckt.

Kaum hatte Muck dieselbe bemerkt, als er wie elektrisiert emporsprang und ein zorniges Bellen aufschlug. Die Katze blieb stehen und blickte forschend herauf, dann verschwand sie hinter dem grünangestrichenen Zaun.

Aber der Hund konnte sich nicht gleich wieder beruhigen, ... in ihm war das schlummernde Kraftbewußtsein erwacht und dasselbe äußerte sich in diesem brutalen Vernichtungsdrang.

Und schläft nicht auch im Menschen solch' ein tierisches Kraftbewußtsein, das erst durch gewisse Umstände erweckt wird? .... Leidenschaften, der Egoismus in seiner allgemeinsten Erscheinungsform als Selbsterhaltungstrieb verleihen dem Menschen im entsprechenden Augenblick eine Kraft, die er sich niemals zugetraut hätte und die gleichzeitig mit dem treibenden Motiv endet.

Therese trat jetzt vom Fenster zurück und machte sich an dem kleinen Herd zu schaffen, auf dem das einfache Mittagessen brodelte und kochte.

Vom Turm der Auerkirche erklang das Zwölfuhrläuten.

Während die Frau den Tisch deckte, versuchte sie zu beten.

Aber sie konnte das Vaterunser nicht zusammenhängend hersagen. Ihr Mund leierte zwar einige fromme Phrasen herunter, doch ihre Gedanken waren nicht dabei. Sogleich mußte ihr Mann heimkehren, diese Gewißheit lastete auf ihr mit schwerem Druck. Sie konnte ihrem Mann nicht mehr offen und ehrlich entgegentreten, seit Georg sie umarmt hatte. Aber sie

hatte daran ja keine Schuld, und weshalb ſollte ſie alles dieſer verrückten Wahrheitsfexerei aufopfern, wenn die Lüge ſie und ihn glücklich machte! . . . . . .

So ſchwankte ſie lange hin und her.

Als jetzt Schritte auf der Treppe ertönten, griff ſie unwillkürlich an ihr Herz, das ſich zuſammenkrampfte. . . . .

Dann aber erwachte das Kraftbewußtſein.

Sie eilte dem hereinkommenden Bordenhammer entgegen und als dieſer ſie herzhaft küßte, lächelte ſie ſogar . . . . . Das Weib in ihr hatte geſiegt . . . .

Alois war zweiunddreißig Jahre alt. Seine ungewöhnliche Körpergröße, die ihm bei ſeinen Kameraden den Spitznamen „Der Wolkenſepp“ eingetragen hatte, verlieh den Gliedmaßen etwas Schlotteriges, und alle ſeine Bewegungen erweckten den Anſchein des Unbeholfenen, Ungelenken. Das volle runde Geſicht umrahmte ein ſtruppiger, ins Rötliche ſpielender Bart und das blonde Haar war kurz geſchoren. Hinter den Lippen zeigte ſich, wenn er den Mund öffnete, eine Reihe brauner, angefreſſener Zähne und ſeine Stimme klang unausgeglichen, beinahe hart; trotz dieſes Mangels an äußeren Vorzügen hatte ſeine Erſcheinung etwas Angenehmes, Sympathiſches, weil in ihr ein reichbegabtes inneres Leben zum Ausdruck kam, das auch allen ſeinen Handlungen den Stempel einer gewiſſen ſeeliſchen Tiefe aufdrückte.

Bordenhammer zog ſeinen Arbeitskittel aus und ſetzte ſich an den Tiſch, auf dem bereits die Suppe dampfte.

Muck nahm gewohnheitsgemäß den dritten freien Stuhl ein und wedelte freudig mit dem Schweif, als ihm ſein Herr jetzt über die zottige Schnauze ſtrich.

Thereſe beobachtete ihren Mann ſcharf . . . . . In ihr regte ſich das ſchlechte Gewiſſen.

„„Du ſcheinſt heut' net bei recht guter Laune zu ſein?““ frug die junge Frau vorſichtig, „„weil Du ſo ſtill biſt.““ . . . . .

„Warum net gar,“ lachte Alois und reichte Thereſe über den Tiſch hinüber die Hand, „mir fehlt juſt nix, und wenn nur Du mich gern haſt, nachher iſt mir alles recht!““

Sie verſpürte den leiſen Druck ſeiner feuchten, warmen Hand.

Ein unmerkliches Fröſteln überflog ihren Leib.

Alois hatte die Hand zurückgezogen und ſtellte den Teller mit dem Reſt der Suppe vor den Hund hin, der dieſelbe gierig ausleckte.

„Weißt Du,“ fuhr er dann fort, „Glück haben wir heut' ſchon g'habt; als ich vorhin ins Haus herein bin, hat Einer unſer Zimmer g'mietet.“ . . . .

Thereſe horchte auf.

„Wie's scheint, ein ordentlicher Mensch, ... hat den Zins gleich für zwei Monat voraus'zahlt. . . . . Ja, ja, so ein Schreiner hat einen besseren Verdienst wie unsereiner," setzte er mehr für sich hinzu.

„„Das hat sich ja gut 'troffen,"" erwiderte sie, „„wer ist's denn?""

Mit diesen Worten stand sie auf und trat an den Herd.

„Da hat er mir seinen Namen aufg'schrieben, ... Georg Bender!" buchstabierte Alois.

Therese hatte in diesem Augenblick die Empfindung, als ob sie mit eiskaltem Wasser übergossen würde. Es flnderte ihr vor den Augen und ihre Kniee wankten. . . . . Die Nennung des Namens hatte ihr mit einem Schlag den schweren Seelenkampf ins Gedächtnis zurückgerufen, den sie vor wenigen Minuten durchkostet hatte, und sie mußte ihre ganze weibliche Verstellungskunst aufbieten, um sich jetzt nicht zu verraten.

Georg machte also seine Drohungen wahr, er wagte es sogar, sich bei ihnen einzumieten, um gleich in der Nähe zu sein, wenn sich Gelegenheit . . . . . In Therese bäumte sich ein besseres Gefühl gegen die cynische Berechnung ihres ehemaligen Geliebten auf, und doch wußte sie, daß es für sie gleich dem Vogel, über welchen der Geier seine Kreise zieht, kein Entrinnen mehr gab. . . . . Die Vergangenheit eines Menschen rächt sich stets an seiner Zukunft! . . . . .

Vordenhammer hatte seine Frau mehr erstaunt als ängstlich betrachtet, dann wollte er ihr beispringen und sie unterstützen.

„„Laß nur, es ist schon wieder vorbei,"" wehrte sie ab, „„das kommt von der schwülen Luft, ... die treibt einem 's Blut in den Kopf!"" . . . .

Alois gab sich zufrieden. Er gehörte nicht zu jenen Menschen, die gerne lange über etwas nachgrübeln. Bei Frauen waren solche Anfälle nichts Ungewöhnliches.

„„Es war heut' schon einer da,"" warf Therese jetzt so nebenbei hin, und nur der aufmerksame Hörer hätte ein Zittern ihrer Stimme wahrzunehmen vermocht, „„der nach Dir g'fragt hat; wenn das der Mieter ist, dann danke ich!""

Sie staunte selbst, wie sie so sprechen konnte. Sie spielte gewissermaßen mit dem Lichte über dem Pulverfaß, ... ein ungeschickter Griff und die Explosion ist geschehen.

Aber ein unbestimmtes Drängen zwang sie förmlich, davon zu reden, ... es ging ihr wie dem Verbrecher, den es immer wieder an den Ort der That zurücktreibt. . . . . Der Wille ist in solchem Falle dem Intellekt überlegen, ... der Mensch hat nicht mehr Macht über sich selbst.

„„Doch wie Du meinst,"" fuhr sie dann fort, gleichsam schwelgend im Bewußtsein ihrer Schuld, „„Du mußt's besser wissen!""

„Nun, da hat's keine Gefahr mit dem, das hab' ich schon g'sehen," antwortete er treuherzig, „richt' nur alles her, ... er zieht heut' noch ein. . . . . Ändern kann man's später immer noch!"

„„Es hat keine G'fahr mit dem,"" wiederholte sie mechanisch. Sie merkte nicht sogleich die unwillkürliche Zweideutigkeit dieser Worte.

Dann räumte sie laut klappernd das Geschirr vom Tisch.

Muck hatte sich wieder in die Sonne gelegt.

Bordenhammer erhob sich und zündete seine Pfeife an. Er mußte lange ziehen, bis sie brannte; den braunen Saft, der ihm dabei in den Mund gekommen war, spuckte er zum Fenster hinaus.

Als er sich jetzt auf das Sopha hinstreckte, um sein tägliches Mittagsschläfchen zu machen, zog er Therese zu sich nieder.

Die junge Frau schlang mit einem Anflug von Zärtlichkeit die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Er aber griff tändelnd an ihr herum, ohne daß sie den geringsten Widerstand leistete, ... er war ja dazu im Recht, da er bestimmte Bedingungen erfüllt hatte. . . . . .

„Gelt, Theres," flüsterte er mit egoistischer Gier, „Du hast nur mich lieb . . . . . nur mich allein!" . . . . .

— —

Der Himmel überzog sich mit Wolken, die sich langsam über die Stadt hin von Westen nach Osten schoben. Die Türme der Frauenkirche waren in einen grauen Regendunst gehüllt. Die Spitze des Wolkenzuges stand bereits über der Isar.

Scharen von Möven flogen kreischend dem Ufer entlang, manchmal mit ihren Flügeln die Wasserfläche berührend.

Die Luft war schwül, herzbeengend, und man roch in ihr förmlich den Regen. In den Straßen wirbelte der Wind den Staub empor, oft bis zum zweiten Stockwerk der Häuser.

Die Sommerwägen der Trambahn waren dicht besetzt und es bedurfte der immerwährenden Aufmunterung des Kutschers, um das abgehetzte Pferd im Trab zu halten.

Nun fielen einzelne große Tropfen, die sich auf dem staubigen Fahrdamm zu kleinen Dreckkugeln zusammenballten, indes sie auf dem grauen Trottoir als unzählige, schwarze Tupfen sichtbar wurden; wenige Minuten darnach rauschte ein ausgiebiger Gewitterregen nieder, welcher auf das keimende Leben der Natur erquickend, vollendungsdrängend wirkte, wie ein frischer Trunk auf einen Durstschmachtenden.

Georg hantierte in seinem Zimmer herum, das er seit einer Stunde bezogen hatte.

Er war damit beschäftigt, seinen Koffer auszukramen, während er einen Gassenhauer vor sich hinträllerte.

Draußen klopfte der Regen auf der Dachrinne den Takt dazu.

Jetzt kam ihm ein altes Buch in die Hand, das er einmal, durch den Titel angelockt, auf einem Jahrmarkt erstanden hatte.

Er schlug es auf und las: „Die Philosophie der Ehe." . . . . .

Georg mußte lächeln, ... es war jenes mephistopheliſch-unheimliche Grinſen, das bei ihm stets der Ausdruck einer inneren Regung ist.

Er blätterte weiter:

„Die Liebe, welche Erscheinungsform sie auch immer annehmen mag, hat ihre Ursache im Geschlechtstrieb."

Das leuchtete ihm ein. Es war dies gewissermaßen eine Entschuldigung seiner eigenen, fast krankhaften Sinnlichkeit.

Eine andere Stelle schnappte er auf: „Der vielleicht unbewußte, aber einzige Zweck der Liebe ist die Erzeugung eines bestimmten Kindes, also die Erhaltung der Gattung, und eben im Interesse der Gattung und nicht der einzelnen Individuen werden Ehen aus Liebe geschlossen."

Bender schüttelte den Kopf; der Sinn dieses Satzes war ihm nicht klar geworden. . . . . Er hatte etwas anderes in dem Buche zu finden gehofft, als er es damals kaufte, ... etwas Erotisch-Aufregendes.

„Dummes Zeug," dachte er und warf das Buch in den Koffer zurück, „wie man nur solchen Plunder drucken kann!"

Nun durchmaß er mit großen Schritten das Zimmer.

„Warum sie so lange zaudert," überlegte er, „ich weiß, daß sie noch kommt, ... sie kann gar nicht anders, ... da kenn' ich sie zu genau . . . . ."

Er blieb stehen und horchte.

Dann lümmelte er sich auf das frisch überzogene Bett und schnellte sich einige Male auf und nieder, als probiere er die Weichheit desselben.

Dabei mußte er wieder an Thereſe denken.

Seine zügellose Phantasie malte ihm vergangene Bilder in den grellsten Farben, ... so daß er laut aufstöhnte.

Zugleich aber drängte sich ihm die Frage auf, ob er mit seinem brutalen, kein Mittel scheuenden Verlangen, das ihn soweit trieb, das Glück anderer zu zerstören, nicht ein großes Unrecht begehe; er versetzte sich in die Lage Bordenhammers und mußte sich eingestehen, daß er an dessen Stelle rasend würde bei der Gewißheit, ein anderer habe sich an seinem Weibe vergriffen, ... jedoch . . . . .

Es überkam ihn etwas wie Reue . . . . . aber die Vergangenheit ließ ihn nicht los und verscheuchte jeden edleren Vorsatz, ... sie war

ſein böſer Dämon, ... dieſe ſchöne, erinnerungsreiche Vergangenheit! . . .

Georg wälzte ſich noch einige Zeit auf dem Bett hin und her, dann ſprang er fluchend auf die Füße.

Dieſes Warten war geradezu eine Qual. . . . . .

Sollte er ſich etwa in Thereſe getäuſcht haben? Doch die Weiber ſind in dieſer Beziehung alle gleich, ... ſie beſitzen eine merkwürdige Anhänglichkeit an ihren erſten Geliebten. . . . . Es mag dies wohl ſeinen Grund in der nachhaltigen Wirkung haben, welche die Aufregungen der erſten Hingebung auf das jugendliche, unerfahrene Gemüt übt.

Mißmutig ſteckte Bender den Kopf zum Fenſter hinaus, aber der Frühlingsregen, der ſeine Haare feuchtete, vermochte die innere Glut dieſes leidenſchaftlichen Charakters nicht zu dämpfen.

Jetzt fühlte er deutlich am Luftzug, daß die Zimmerthüre geöffnet wurde . . . . . Als er ſich umdrehte, ſtand Thereſe vor ihm. . . . . .

Sie war bleich und die verſchleierten Augen ſuchten ängſtlich nach einem Ruhepunkt.

Ein triumphierender Zug überſchattete Georgs Geſicht, ... dann hielt er ihr die Hand hin und ſagte etwas unſicher:

„Es freut mich, daß Du mich heut' früh verſtanden haſt, ... ich hab' ſchon g'wartet auf Dich!“ . . . . .

Thereſe wollte ihm antworten, daß ſie nur gekommen ſei, um ihn zu bitten, ... ſelbſt auf den Knieen zu bitten, er möchte wieder ausziehen und durch ſeine Gegenwart ſie nicht in Verſuchung führen, ... aber ſie brachte keinen Laut heraus, ... es war, als ob ſie keine Luft mehr bekäme.

Der Sinn der Gattung, dieſer feine Kunſtkniff der Natur, begann auch in ihr rege zu werden beim Anblick des Mannes, den ſie einſtmals mit dem lohenden Feuer unüberlegten Jugendenthuſiasmus und der bizarren Feinfühligkeit des erwachten Weibes liebte.

Georg hatte ſchon damals eine unbegreifliche Gewalt über ihre Perſon, ſo daß ſie ihm in nichts zu widerſtehen vermochte, ... und dieſer geheimnisvolle Bann ſchien ſie nun wieder gefangen zu nehmen.

Jetzt ſpürte ſie ſeinen heißen, nach Tabak riechenden Atem an ihrer Wange.

„Theres,“ raunte Bender der jungen Frau zu, „ich habe viel mit Dir z' reden, ... komm, ſetz Dich zu mir!“

Er wollte ſie zu einem der beiden Holzſtühle führen, doch beide waren mit Kleidern und Wäſche belegt, die er eben ausgepackt hatte; . . . . . ſo ließ ſie ſich denn auf den Bettrand nieder.

Thereſe würde ſich gerne dagegen geſträubt haben, aber ſie war wie gelähmt.

Und Georg sprach ihr von der Zeit ihres ersten Zusammenlebens, ... er wiederholte alle jene intimen Kleinigkeiten, aus denen sich das Glück zweier Liebenden zusammensetzt, ... er wußte so geschickt verblichene Erinnerungen aufzufrischen, daß ihm Therese in die Vergangenheit folgen mußte, ... und dadurch war sie verloren ..... unrettbar verloren! ...

Der junge Mann rückte näher, ... er küßte sie, ... küßte sie immer wilder, ... dann sanken beide in die weichen zerknüllten Kissen zurück. .....

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vom Turme der Auerkirche schlug es sechs Uhr, als Therese Benders Zimmer verließ und das ihre betrat.

Sie sah müde aus, ... unter den Augen lagen tiefe Schatten.

Muck war ihr freudig entgegengesprungen, dann schnobberte er lange an ihr herum, ... aber sie hatte kein Wort für den Hund.

In ihrem Innern war eine unbeschreibliche Leere, eine skeptische Gefühllosigkeit entstanden, die ihr alles gleichgiltig machte..... Wäre in diesem Augenblick das Haus zusammengebrochen, sie hätte gar nicht versucht, sich zu retten.

Während sie ihr zerrauftes Haar in Ordnung brachte und den zerknitterten Rock glättete, hörte sie Georg pfeifend die Stiege hinuntergehen.....

Sie ärgerte sich nicht im mindesten, daß er auf so brutal-beleidigende Weise des gehabten Genusses sich freuen könne. .....

Als später Alois heimkam, war er besonders liebenswürdig mit Therese, ... er hatte nachmittags etwas viel Bier getrunken.

Die junge Frau nahm sein süßholzraspelndes Schmachten und seine dummen Späße ruhig entgegen, ... was lag ihr daran, ... wurde ihr doch vor wenigen Stunden das nämliche gesagt!

Da ihr Alois jetzt nicht mißzuverstehende Zeichen machte, stand sie auf und schritt mit dem Licht voran in die Schlafkammer, ... Bordenhammer aber folgte ihr, ... glücklich in dem Gedanken, dieses Weib zu besitzen .....

Welch' niederträchtigen Optimismus das Bewußtsein des menschlichen Glückes in sich schließt, ... es besteht einzig im Nichtwissen, ... in der Lüge!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Viele Monate dahin.

Es war Winter geworden.

Fußdick lag der Schnee auf den Dächern und den kahlen, übereisten Ästen der Bäume, die unter der schweren Last ächzten und krachten.

Digitized by Google

Ein scharfer, kalter Wind blies um die Ecken, und Menschen und Tiere waren förmlich in ihrem zu Dampf verdichteten Atem eingehüllt.

An den Fenstern hatten sich glitzernde Krystalle gebildet, welche die Scheiben immer mehr überzogen und nur ein kleines Stück des blei-grauen Himmels hereinblicken ließen.

Von der Straße herauf klang das monotone Geläute der Trambahnpferde.

Therese saß in der Nähe des Ofens, neben sich in einem Korbwagen ein zartes, blasses Kind.

Ihr Blick ruht auf dem kleinen Wesen, das sie mit seinen matten Augen fragend anschaute, ... als wollte es seine Mutter ob der schweren Schuld anklagen, der es seine Existenz verdankte. . . . . .

Therese graute es.

Das Verhältnis mit Bender hatte bis zu den letzten Monaten gedauert, dann war er ihrer überdrüssig geworden.

Seine überschwängliche Sinnlichkeit fand bei der sich mutterfühlenden reizbaren Frau keine Befriedigung mehr.

Auch Therese empfand einen nicht zu bewältigenden Ekel, ... sie fing an sowohl Georg als ihren Mann zu hassen, ... und dieses Gefühl nahm in dem Maße zu, als ihre Entbindung herannahte.

Alois, der seine Frau seit der Geburt des Knaben geradezu vergötterte, hatte sich anfangs an Bender angeschlossen. Doch die beiden lernten sich nie so recht verstehen, und es gab immerwährend Reibereien und Differenzen, die nur durch die Gutmütigkeit Bordenhammers wieder beigelegt wurden.

Seit aber Georg sich im Wirtshaus die frivole Bemerkung erlaubt hatte, kein Mann könne wissen, ob er auch wirklich der Vater seines Kindes sei, war es zwischen beiden aus.

Der Unschuldsmensch Alois war durch diesen Cynismus empört und er zeigte seine Abscheu vor einer solchen Denkungsweise dadurch, daß er seinen Zimmerherrn weder grüßte, wenn er ihn zufällig auf der Stiege traf, noch ein Wort mehr mit ihm sprach als unbedingt nötig war.

Bender beantwortete diese Nichtbeachtung, dieses Für-Luft-halten seiner Person regelmäßig mit einem beleidigenden Lächeln oder er sang auf seinem Zimmer anzügliche Lieder, deren Inhalt sich stets auf den Hahnrei zuspitzte.

Aber durch das Auf-sich-selbst-angewiesen-sein geriet er bald in seine frühere Lebensweise. . . . . Er verlegte sich aufs Spielen, trieb sich ganze Nächte mit liederlichen Frauenzimmern herum und sein Arbeitslohn war eher zu Ende als die Woche.

Zum größten Unglück kam er eines Tages mit seinem Meister in Streit und wurde infolgedessen sofort entlassen.

Nun ſchlug Georg ſich mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln durch die Welt. . . . . .

Thereſe litt unter dieſen Verhältniſſen entſetzlich. Bender forderte bei jeder Gelegenheit von ihr brutal Geld, und was ſie ſich vom Mund abſparen konnte, ſteckte ſie ihm heimlich zu; . . . . . auf der anderen Seite mußte ſie das Geſchimpf ihres Mannes auf Georg anhören, ... dazu die Schmerzen und die drückende Furcht vor der nahen Entbindung! . . . . .

Es war eine harte, ſorgenvolle Zeit für die junge Frau und mehr als einmal ſtand ſie auf dem Punkte, in der kalten Iſar dieſem quälenden Daſein ein ſchnelles Ende zu machen.

Als das Kind geboren war, wurde ſie zwar ruhiger, aber das inſtinktive Bewußtſein, daß die Kataſtrophe doch noch über ſie kommen werde, ... daß irgend etwas ſich noch ereignen müſſe, verließ ſie keinen Augenblick, ... die Geiſter der Vergangenheit waren nicht mehr zu bannen, ... ſie ſtreckten ihre langen, dürren Arme nach ihr aus, ſchlugen die ſpitzigen Krallen in ihr Herz und riſſen es ihr aus dem Leibe, ... das zuckende, warme Herz, ... und ſie fühlte an der Stelle, wo es ſonſt pochte, eine brennende Wunde, ... durchtränkt mit dem Gift der Sünde, das langſam ihren ſeeliſchen Organismus zerſtörte . . . . .

Thereſe ſprang entſetzt vom Stuhle auf.

Eine ſeltſame Beklommenheit hielt ſie umfangen, ... dieſes Grübeln brachte ſie noch zum Wahnſinn. . . . . .

Sie hatte gar nichts bemerkt, daß es bereits Nacht geworden war.

Während ſie die Lampe anzündete, fing das Kind zu weinen an.

Die junge Frau ſuchte es zu beruhigen, aber das Geſchrei artete zu einem Anfall aus. Das Geſicht des kleinen Kranken wurde blau und verzerrte ſich unter gräßlichen Zuckungen, ... dann trat Schaum aus dem Munde. Von den nach aufwärts gedrehten Augen war faſt nur mehr das Weiße ſichtbar; und die Arme und Füße verbogen ſich krampfhaft. . . . . .

Thereſe beſprengte die Bruſt und das Geſicht des Knaben mit kaltem Waſſer, und als er ſich erholt hatte, gab ſie ihm die Medizin, die der Arzt verſchrieben. . . . . Sie that dies alles mechaniſch, ... gewohnheitsmäßig, ohne ein Zeichen von Angſt. . . . . .

Unterdeſſen war Alois in das Zimmer getreten.

Er reichte Thereſe die Hand, dann beugte er ſich über das Bett ſeines Kindes, das bereits wieder eingeſchlafen war.

„Wie geht's ihm?“ frug er beſorgt, „ich hab' den ganzen Tag an den armen Wurm denkt!“ . . . . .

„„Ruh' iſt die Hauptſache, hat der Doktor g'ſagt,““ erwiderte die junge Frau, „„nur recht viel Ruh', ... ſonſt macht er's nicht durch!“ . . . .

Beide hatten ſich an den Tiſch geſetzt.

Bordenhammer ſah ſinnend vor ſich hin.

„Wenn mir das Kind ſterbet," hub er nach einer Pauſe an, „ich wüßt' net, was ich anfangen würde! Wie's nur unſer Herrgott ſo leiden laſſen kann . . . . . es iſt g'rad, als müßt es ſchon jetzt die Schuld büßen, daß es auf die Welt gekommen iſt!" . . . . .

Thereſe nickte mit dem Kopf. Sie erinnerte ſich plötzlich, einmal gehört zu haben, daß Kinder die Schuld ihrer Eltern büßen müßten. . . . . .

Dann ſprach ſie: „„Es iſt gut, wenn er ſchlaft, ... das richtet ihn doch wieder ein wenig zuſammen."" . . . . .

Muck wollte ſeine werte Perſon durch leiſes Winſeln geziemendſt in Erinnerung bringen, doch Alois drohte ihm ſo entſchieden, daß er ſchleunigſt unter dem Tiſch verſchwand.

Nichts rührte ſich in dem angenehm durchwärmten Raum; man vernahm nur das ſchwere Atmen des Kleinen.

Da ſchritt jemand, mit lauter Stimme vor ſich hinbrüllend, die Stiege herauf, ... dann wurde eine Thür heftig zugeſchlagen.

Bender war betrunken heimgekommen.

Das Kind fuhr bei dem Lärm erſchrocken zuſammen und ein ſchmerzliches Aufzucken ging über das müde, abgemagerte Antlitz desſelben.

„Der Lump," ſtieß Alois zornig hervor, „wie er in ſeinem Rauſch umhauſt, als ob er allein auf der Welt wär', und wir net ein krankes Kind da liegen hätten!" . . . . .

Thereſe wollte ihren Mann beſchwichtigen, aber als jetzt drüben ein Stuhl polternd umfiel und einige derbe Flüche laut wurden, eilte Alois wütend an die Thür, dieſelbe weit aufreißend.

„Können Sie ſich net wie ein ordentlicher Menſch aufführen," rief er, und der nur mühſam verhaltene Groll kam zum Ausbruch, „es iſt rückſichtslos von Ihnen, wo Sie wiſſen wie ſchlecht mein Kind dran iſt!" . . . . .

Georg ſtand in der Mitte des Zimmers, ſich an eine Ecke des Tiſches klammernd. Den Hut hatte er tief in die Stirne gedrückt und der eine Stiefel, den auszuziehen er eben im Begriff war, hing noch halb an ſeinem Fuß.

Mit ſtieren Augen blickte er auf den Sprecher.

„„Was geht denn mich der Bankert an,"" lallte dann der Betrunkene, „„das iſt mein Zimmer . . . . . und da bin . . . . . ich Herr! . . . . . Verſtehen Sie mich! . . . . . Sie . . . . . Sie!""

„Und ich duld' in meiner Wohnung keinen ſolchen Lärm," gab Bordenhammer zurück, „. . . . . und ein Bankert iſt deswegen mein Kind noch net, ... Sie b'ſoffner . . . . .!"

Bender versuchte einige Schritte vorwärts zu machen, aber er taumelte gegen die Wand, an der er sich festhielt.

Alois stieg ein scharfer Geruch von Schnaps und Tabak in die Nase.

Mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd, zischelte Georg jetzt in heiserem Tone: „„Bilden Sie sich fein nicht z'viel ein auf . . . . . das Kind, ... sonst red' ich auch . . . . . ein Wort, ... das Ihnen net angenehm ist!““ . . . . .

Bordenhammer stutzte, dann von einem furchtbaren Gedanken erfaßt, schrie er: „Was wollen Sie damit sagen! . . . . . Nur 'raus damit!“

Therese, die den ganzen Vorgang beobachtet hatte, erhob sich leichenblaß . . . . . die Stunde der Katastrophe war gekommen, ... wie sie es längst vorausgesehen hatte.

Alois packte den Betrunkenen bei der Brust.

„Soll ich am End' net wissen, ob ich der Vater von meinem Kind bin, elendiger Schuft!“ . . . . .

Bender, durch diesen Angriff in Wut versetzt, riß sich mit aller Kraft los.

„„Das weißt auch net!““ brüllte er, „„denn ich . . . . . bin g'rad so gut . . . . . der Vater, ... wie Du!! . . . . . Theres hat . . . . . mir schon früher . . . . . g'hört als Dir!““ . . . . .

Bordenhammer wurde plötzlich von einem Schwindel ergriffen: aber er raffte sich empor und langte mit zitternder Hand nach einem Stuhl.

„Das ist eine Lüg',“ raste er, „eine infame Lüg', ... dafür schlag' ich Dir den Schädel ein!“

Er holte mit dem Stuhl aus, um ihn auf Georg zu schleudern, dessen Magen sich eben des allzureichlich Genossenen entledigte, als sich die herbeigeeilte Frau schnell gefaßt in Bordenhammers Arm warf und so die That verhinderte.

Bender lachte schrill, indem er mit der Hand über den Mund wischte.

„„Frag' nur sie selber,““ gurgelte er, „„wenn Du's net glaubst, ... wir zwei haben . . . . . uns . . . . . schon gern . . . . . g'habt, ... vor sie . . . . . von Dir . . . . . noch was . . . . . g'wußt hat, ... also . . . . . mein Recht . . . . . ist älter . . . . . und . . . . .““

Ein neuer Erguß seines Magens machte der Rede ein Ende. . . . . .

Alois schnappte nach Luft . . . . . es wurde ihm so eng im Hals.

Therese brach in heftiges Schluchzen aus.

„Ich hab' net anders können, ... die Vergangenheit . . . . . Alois, Alois schau' net so gräßlich! . . . . . Jesses Maria und Joseph!“ . . . . .

Sie bedeckte schaudernd ihr Gesicht mit der Schürze.

Bordenhammers Augen waren weit aus den Höhlen getreten, ... ein konvulsivisches Zittern hatte seinen ganzen Körper überfallen; . . . . .

dann ſtürzte er ſich auf das Bett des Kindes, riß es heraus und warf es Thereſe vor die Füße. . . . . .

Dumpf fiel der kleine Körper auf die harten Dielen.

„Da nimm's wieder!“ . . . . . gröhlte er, „ich will's nimmer ſehen, ... das iſt net mein Fleiſch und Blut! . . . . . Du haſt mich um mein eig'nes Blut betrogen!“ . . . . .

Aus Naſe und Mund des röchelnden Kindes traten jetzt langſam rote Tropfen und befleckten die Hand der jungen Frau. . . . . .

Als Alois erkannte, was er gethan hatte, drückte er laut aufſtöhnend die Hände an die Schläfen, dann ſtürzte er wie wahnſinnig aus dem Zimmer.

Georg aber lag, vom Alkohol überwältigt, langgeſtreckt, laut ſchnarchend am Boden.

— —

Einige Wegarbeiter entdeckten am nächſten Morgen die ſchneebedeckte Leiche Bordenhammers in den Iſaranlagen unter einem dichten Geſträuch. . . . .

— —

Im großen Sitzungsſaal des Landgerichtes wurde in den erſten Tagen des März unter Ausſchluß der Öffentlichkeit ein verdächtig ausſehender Mann und ein verkommenes Weib, das die Zeichen der Schande und Liederlichkeit im Geſicht trug, wegen fortgeſetzten Konkubinats verhandelt und verurteilt. . . . . .

Bei Ablieferung in das Gefängnis vermerkte der Direktor in den Liſten: Zelle 26: Georg Bender, ... Zelle 48: Thereſe Bordenhammer . . . . .

Die Wahrheit über den 18. August 1870.

Eine Studie von Karl Bleibtreu.

(Schweiz.)

Militärs im Dienst sollten sich nur ausnahmsweise mit Kriegsschriftstellerei beschäftigen, da in beteiligten Kreisen eine nervöse Reizbarkeit herrscht, welche ein unbedachtes Wort schwer verzeiht. Aber auch Offiziere außer Dienst laufen stets Gefahr, ihre Feder mäßigen zu sollen, da ein unliebsames Wahrheitsprechen oft teuer zu stehen kommt. Hat doch Moltke selbst geäußert, man dürfe gewisse „Prestigen" nicht zerstören.

Zu den rücksichtslosesten Wahrheitsuchern unsrer modernsten Kriegswissenschaft gehört der Hauptmann a. D. Hoenig, bekannt als Autor bahnbrechender Studien über Reitertaktik und eines umfangreichen Werkes über Cromwells Feldherrnschaft, welchem wohl niemand seine Anerkennung versagen konnte. Neuerdings nun tritt der auch als Herausgeber der „Heereszeitung" einflußreiche Mann mit einer Studie auf den Plan: „24 Stunden Moltke'scher Strategie", worin er die Vorgänge des 18. August 1870 beleuchtet. (Berlin, Luckhardt, mit 2 Karten.) Von den 247 Seiten des Buches sind nur 78 Seiten allgemeineren — strategischen — Fragen gewidmet, während zwei Drittel des Gesamtumfangs eine bis ins Einzelne gehende Schilderung jener verwickelten taktischen Begebenheiten enthalten, die man als Schlacht von Gravelotte zu bezeichnen pflegt. Diese Kämpfe an der Mance-Schlucht zeichnet Hoenig klar und greifbar, öfters auch plastisch schön, mit der ihm eigenen Wärme. Trotz seines manchmal ungefügen Stils, da dieser überschäumende Soldatengeist mit der Fülle seines Stoffes und seiner Vorstellungen ringt, weiß der Verfasser zu packen und den Leser seiner wuchtigen Darstellungsweise zu unterwerfen. Besonders markig entwirft er das Heldenbild jener vier preußischen Batterieen, die unter zerschmetternden Verlusten bei St. Hubert standhielten, in der Flanke auf 300 Meter dem Chassepotfeuer ausgesetzt, und ununterbrochen gegen Moscou feuerten, jeden französischen Vorstoß im Keime erstickend. Für Kriegshistoriker wird ferner die wichtige neuentdeckte Thatsache festgestellt, im Gegensatz zum Generalstabswerk, daß die Steinbrüche von Rozerieulles thatsächlich von einzelnen versprengten Mannschaften der 39er und 40er genommen und von 7 bis 9 Uhr abends behauptet worden sind.

Ehe wir etwas näher auf die taktische Seite der Hoenig'schen Darstellung eingehen, welche den Fachmann gewiß sehr anregen mag, für das

größere Publikum aber wenig Interesse bietet, geziemt es sich, das historische Schlachtbild selbst in kurzem Umriß zu untermalen. Hoenig geht von der Ansicht aus, daß die sonstigen Begebenheiten dieser Hauptschlacht zu allgemein bekannt seien, wenigstens in Offizierkreisen, als daß er sie nochmals zu berühren brauche. Dies scheint uns irrig. Selbst wenn er seine Schilderung lediglich auf die Kämpfe bei Gravelotte beschränken wollte, mußte er den zeitlich nebenher laufenden Erscheinungen im Nordosten doch einige erläuternde Worte zuwenden und auch der II. Armee einen Blick gönnen, zumal er deren Leiter Prinz Friedrich Karl in so leuchtenden Gegensatz zu dem Leiter der I. Armee stellt. Sei uns daher gestattet, noch einmal Bekanntes zu berichten, wahrheitsgemäß, wie es sich nach strenger unparteilicher Forschung wirklich begeben hat. Die Gründe aber, warum so und nicht anders, fallen unter das Gebiet der strategischen Maßnahmen, das wir erst später behandeln wollen.

Die Entscheidungsschlacht des 18. August zerfällt in Hälften zu fast gleichen Teilen, die Kämpfe des deutschen rechten Flügels bei Gravelotte und des linken Flügels bei St. Privat, beide lose verbunden durch eine dritte Kampfgruppe, nämlich das IX. Corps als Centrum bei Verneville. Hinter diesem stand als Reserve das III. Corps, hinter dem linken Flügel das X. Corps und hinter dem rechten Flügel das in Eilmärschen über Rezonville heranmarschierende II. Corps. Die Garde und das sächsische Corps bildeten den linken Flügel, das VII. und VIII. den rechten, wozu am andern Moselufer noch das I. Corps Manteuffel mitwirken konnte. Die Übermacht deutscherseits war im ganzen also sehr bedeutend, da Bazaine diesen 9 Corps nur 5 entgegenzustellen hatte. Wenn man nichts Großes auszurichten vermochte, so konnte dies bloß an der Führung liegen.

Die I. Armee unter Steinmetz hatte am frühesten Fühlung mit dem Feind, dessen II. Corps Frossart vom Bois de Vaux bis St. Hubert die Höhen gegenüber den Hohlwegen von Gravelotte beherrschte.

Die preußische Artillerie ging in Stellung, doch kam es zu keinem ernsten Gefecht, bis um 12 Uhr ein heftiger Geschützdonner bei Verneville ertönte. Das IX. Corps, sich kaum dem Steinmetz'schen Corps anreihend, warf nämlich dort viel zu früh seine Artillerie an den Feind heran, ehe noch seine Infanterie in Masse aufmarschiert. Der kommandierende General v. Manstein glaubte den taktischen Vorteil der Überraschung sich nicht entgehen lassen zu dürfen, weil die Franzosen (das IV. Corps Ladmirault bei Amanvillers) mit der ihnen eigenen sträflichen Nachlässigkeit nirgends Vorposten ausgesetzt hatten und daher, wie später bei Beaumont, so auch hier bei der Mittagssiesta förmlich überfallen wurden, ohne jedoch in beiden Fällen die Fassung zu verlieren. Sie entwickelten sich vielmehr blitzschnell

mit großer Energie und Gewandtheit zum Kampfe, zerschossen die große Artillerielinie des IX. Corps, indem zugleich das III. Corps Leboeuf vom Bois de Genivaux rechts und das VI. Canrobert von St. Privat links rückwärts durch Batteriefeuer mitwirkten, und gingen sogar offensiv, obschon mit nicht hinreichenden Kräften, vor. Das ganze IX. Corps mußte sich von jetzt ab, brigadeweise anlangend, als Deckung dieser zu nah vorgeschobenen Artillerie tropfenweise verbrauchen. Verluste und Gefahren durch solch unvorsichtige Überstürzung heraufbeschwörend, verzettelte Manstein seine Streitkraft in vereinzelten Vorstößen, ohne nur die Vorstellungen Ladmiraults nehmen zu können. Die unerschütterlich unter unerhörten Verlusten standhaltende Artillerielinie bei Verneville mußte zurückgenommen werden, hingegen setzte man nördlicher bei Habonville das Feuergefecht gegen Amanvillers fort, während südöstlich das Gehölz Genivaux dem III. französischen Corps zum Teil entrissen wurde, indem jetzt das VIII. Corps Goeben dort heftig in die Aktion trat und eine lose Verbindung mit Corps Manstein herstellte. Seine 15. Division, durch Gravelotte vorgezogen, erstieg die Thalhänge des Mancethales und verdrängte die vorgeschobenen Abteilungen des III. französischen Corps Leboeuf, doch gleichfalls mit Verlusten bis zur Auflösung der Truppe. Das VII. Corps begnügte sich mit matten Angriffen bei St. Russine und Bois de Vaux, welche nur dazu dienten, sämtliche Bataillone zu zersplittern, ohne daß irgendwo etwas Nennenswertes erreicht wäre.

Die Auskundung am 17. war so mangelhaft gewesen, daß man vom wirklichen Standort des feindlichen rechten Flügels keine Ahnung hatte und denselben bei Amanvillers suchte. Erst das heftige Rückenfeuer von St. Privat her gegen das IX. Corps verriet die volle Wahrheit, während zugleich dem sächsischen Corps die bedeutsame Meldung über Besetzung von St. Marie zuging, gegen welches Dorf sich Kronprinz Albert in Bewegung setzte. Prinz Friedrich Karl, der bereits weit vorn auf der Höhe von Habonville hielt, gab nun rechtzeitig um 2 Uhr dem Gardecorps Befehl, auf St. Privat herumzuschwenken, mit der Weisung, das Gefecht nur hinhaltend zu nähren, bis das sächsische Corps von Norden her das französische Bollwerk umspannt haben werde. Der feldherrlich begabte Kronprinz von Sachsen hatte jedoch schon vorher scharfblickend die weite Bogen-Umgehung eingeleitet und selbständig durchgeführt auf Roncourt. Um $^1/_2$4 Uhr nahmen der rechte Flügel der Sachsen und die linke Flügeldivision der Garde (v. Pape) die vorgeschobene Stellung des VI. Corps Canrobert, St. Marie, in gemeinschaftlichem Anlauf weg, worauf bis nach 5 Uhr eine Art Gefechtspause eintrat, während die Sachsen langsam auf Roncourt vordrangen. Da das IX. Corps sich schon um 3 Uhr verbraucht hatte, wurde ihm die 3. Gardebrigade überwiesen. Um diese Zeit eröffnete der linke französische Flügel bei St. Hubert ein scharfes

Andrängen und das VIII. Corps mußte gleichfalls seine letzten Reserven vorziehen. Dem heftig aufflammenden Gefecht folgte um 5 Uhr, genau wie bei der Armee Friedrich Karls, eine Feuerpause, in welcher man sich gleichsam von der Überstürzung erholte und zur Besinnung kam, um die begangenen Versehen wieder einzurenken. Das eben anrückende II. pommersche Corps wurde von König Wilhelm selbst heranbeordert und arbeitete sich durch die breiartig zerquirlten Massen des VIII. Corps mühsam hindurch, als schon die Dunkelheit hereinbrach, gegen 7 Uhr. Auch dieser Schutzstoß, um die allgemeine Panik zu stoppen, scheiterte, und als erst gegen 10 Uhr das Feuer völlig erlosch, hatten die Franzosen ihre Stellung ruhmvoll behauptet. Desgleichen im Centrum bei Amanvillers, welches um $^1/_2$6 Uhr General Manstein nochmals anfiel, wobei die hier mitverwandte 3. Gardebrigade besonders schwer heimgesucht wurde.

Auch diesen so blutig abgeschlagenen Angriff hätte man sich sparen können, da Amanvillers ohnehin unhaltbar war, sobald St. Privat gewonnen. In voller Erkenntnis der Lage warf der siegreiche Verteidiger Ladmirault daher seine Division Cissey gegen das Gardecorps herum, um dessen Aufmarsch gegen Canrobert zu stören. Mit unübertrefflicher Tapferkeit drangen jedoch die preußischen Garden etwa um 6 Uhr allseitig vor, was in doppelter Hinsicht verfrüht. Denn erstens hatte die deutsche Artillerie, nachdem sie am Nachmittag die französische zum Schweigen gebracht, ihr Feuer *nicht* auf das Dorf konzentriert und den Sturm vorbereitet. Zweitens hätte man abwarten sollen, ob die Sachsen auch wirklich heran wären. Auch geschah der Angriff nicht einheitlich genug und anfangs gar in geschlossenen Kolonnen, welche freilich alsbald durch den entsetzlichen Chassepothagel in die nötige Plänklerkette zerrissen wurden. Unter grauenhaften Verlusten blieb man daher im freien Felde liegen, bis die Artillerie endlich heranfuhr und die Sachsen über Roncourt eingriffen, während zugleich das X. Corps als Reserve vorrückte. Gegen 8 Uhr fiel das immer noch hartnäckig verteidigte Dorf, schon lange in Brand geschossen, endgültig in deutsche Hände. Das Corps Canrobert wich ins Moselthal zurück, übel zugerichtet, unter dem Schutz der Reserve, welche Bazaine erst um 3 Uhr von den Metzer Forts bei Plappeville hierher in Marsch gesetzt hatte, zu spät, um rechtzeitig einzutreffen. Nach der Niederlage des VI. Corps vermochte auch das IV. sich nicht mehr zu halten, da nun die deutschen Artilleriemassen von St. Privat aus auch nach Süden feuerten. Unter kräftigen Vorstößen räumte Ladmirault allmählich seine Linien, welcher Bewegung sich in später Nacht auch der linke französische Flügel bei St. Hubert anschloß. Der Fall von St. Privat hatte die ganze Schlachtordnung erschüttert.

Dies sind die äußern Thatsachen in ihrem historischen Verlauf. Schon

aus dieser Übersicht ergiebt sich, daß die Bravheit der Truppen überall gut machen mußte, was die Führung verschuldet hat, sowohl im Einzelnen, als bei der Corpsleitung im großen. Allerorts Zersplitterung und grobe taktische Fehler. Außerdem erkennt selbst der Laie aus diesen Schlachtvorkommnissen, daß auch die Leitung der beiden deutschen Armeen mangelhaft gewesen sei, wofür wieder die Hauptschuld das Moltke'sche Hauptquartier treffen dürfte.

Hier wollen wir jedoch noch nicht ins strategische Gebiet abschweifen, sondern erst einmal die taktische Seite der Frage beenden.

Hoenig schließt kurz und bündig: „Der allgemeine Erfolg in der Schlacht von Gravelotte war ungeheuer gering. Drei Armeecorps wurden ganz gebraucht gegen etwas mehr als ebensoviel Divisionen, zum Teil sehr geschwächte, und man gewann damit nur die feindliche Vorstellung." So sah die Schlacht aus, wo Moltke persönlich anwesend kommandierte. Der Erfolg im Centrum war nicht größer, moralisch sogar noch geringer. Nur der Flankenstoß der Sachsen auf St. Privat hat die siegreiche Defensivschlacht der Franzosen zu ihren Ungunsten gewendet.

Die schweren taktischen Fehler der preußischen Führung hat Hoenig überzeugend nachgewiesen. Mit vieler Bitterkeit wird das Schweigen des Generalstabs-Werkes über die Einnahme der Steinbrüche in der linken französischen Flanke damit erklärt, daß „denkende Menschen sich angesichts solcher Vorgänge doch eigene Gedanken über unsere Führer machen könnten". Allerdings befremdet es schon in hohem Grade, auferzogen wie wir nun einmal sind in Illusionen über die unerreichte preußische Dienstgenauigkeit, daß nirgends Adjutanten aufgestellt waren, um die fechtende Linie mit der Leitung zu verbinden, was bei jedem Manöver ausdrücklich vorgeschrieben wird. Auch muß es billig Staunen erregen, daß die 24 Bataillone frischer Pommern nicht den mürben und an Zahl viel schwächeren Gegner, nachdem sie bis auf 200 m herangekommen, die Feuerzone schon hinter sich, einfach ohne Schuß mit dem Bajonett über den Haufen rannten. Statt dessen blieb man in Massen festgeschlossen (unglaublich, aber wahr) bis zum andern Morgen im Dunkeln vor den feindlichen Gewehrläufen stehen. Bei solcher Bewandtnis begreift man Hoenigs herbes Wort, daß dieser Tag „den Bankerott unserer Taktik" gesehen habe. „Man verstand nicht in Schützen zu fechten und verstand nicht, in Kolonnen und geschlossenen Linien zu fechten." Nur so scheint uns auch psychologisch jene beispiellose dreimalige Panik erklärbar, welche ein Viertel der Kämpfer in die Waldschluchten versprengte und wiederholt die deutsche Schlachtlinie lockerte, verdünnte, verkrümelte, zerbröckelte. Daß der abendliche Gegenstoß der Pommern nirgends über die alte Grenze beider Linien hinausgelangte, welche beide Parteien den Tag über inne

hatten, wird von Hoenig (p. 212) nochmals festgestellt. Es braucht kaum betont zu werden, daß der abfließende Strom der Flüchtigen den in tiefer Dämmerung sich entgegenwälzenden Strom der pommerschen Entsatz-Reserve von vornherein hemmte und in wirren Wirbeln begrub. Wiederholt hat es die preußische Führung dazu gebracht, die braven Truppen wehrlos, „in drangvoll fürchterlicher Enge" eingekeilt, auf schmaler Durchzugsstraße dem feindlichen Massenfeuer preiszugeben. Berühmt geworden in dieser Beziehung ist das Ausliefern seiner Artillerie und Kavallerie an den Feind, welches Steinmetz um ½4 Uhr so schneidig in Scene setzte, indem diese armen Schlachtopfer zugleich die preußische Infanteriefront am Feuern verhinderten. Es giebt zu denken, wenn ein preußischer Obergeneral so geringe Gefechtskenntnis besitzt, daß er das unheimliche Schweigen des französischen Feuers, zum Zweck sammelnder Vorbereitung zu einem großen Schlage mit Einsetzung der absichtlich noch verhaltenen ganzen Feuerkraft, als Niederkämpfung des Gegners auffaßt und zur „Verfolgung" vorbricht, — in dem Augenblick, wo der Feind sich grade anschickt loszudonnern und umgekehrt eine eigene Verstärkung erforderlich gewesen wäre! Wir mögen bei diesem traurigen Gegenstand nicht länger verweilen. Wohl aber möchten wir hervorheben, daß die entschiedene Niederlage der deutschen Übermacht auf diesem Flügel zum teil auch durch die vorzügliche Führung des General Frossart bewirkt wurde. Hoenig sagt schon von dem ersten Vorstoß (etwa 4 Uhr) mit Recht, daß er „mit außerordentlicher Thatkraft und Schnelligkeit, sowie mit vollständigem Erfolge" ausgeführt ward. Auch der abendliche Stoß in die Pommern hinein, welcher verfrüht und ohne Einheitlichkeit blieb, hätte die Deutschen fast überwältigen können, da er „ebenso geschickt als schnell" „mit vorzüglicher Ordnung" (p. 186) erfolgte. Auch so aber wirkte der Stoß genug, um das VII. und VIII. Corps thatsächlich aus dem Felde zu schlagen, obschon St. Hubert von den Resten voller 59 Kompagnieen mühsam gehalten wurde. Wäre vollends Leboeuf, der bis 3 Uhr die Heerreserve unmittelbar zur Hand und seine 4 Divisionen in der Hand hatte, zwischen dem VIII. und IX. Corps offensiv durchgebrochen (am Gehölz Genivaux), so konnte die Lage verzweifelt werden und nichts die Deutschen vor gänzlicher Niederlage retten.

Wir lassen jetzt noch Zahlen reden.

Die Franzosen büßten auf ihrem linken Flügel nur 2043 Mann ein, die Deutschen ebendort 5395 Mann, wovon 267 Offiziere. Davon kommen auf den kurzen Abendvorstoß der Pommern 1239 Mann. —

Die 15. Division vom VIII. Corps focht bis ½4 Uhr mit 10000 Gewehren gegen 16000 französische, aber unterstützt von 156 Geschützen gegen nur 90 französische. Sie verlor, den Hauptkampf tragend, von

den 3240 Mann Verlust des VIII. Corps volle 2331 Mann, während das II. Corps Frossart, welches die Hauptlast des Kampfes auf französischer Seite trug, nur 700 Mann einbüßte. Allerdings hat Hoenig Recht mit dem Urteil: „ruhmvoller haben kaum je französische Truppen gefochten, als das II. Corps, welches eigentlich nur noch aus Resten der Schlachten von Spicheren und Vionville bestand; und es hat dabei seinen Willen durchgesetzt, den der Deutschen vereitelt.“ Allein dies wurde nur ermöglicht durch die sorgfältig in Bereitschaft gesetzte „eingebuddelte“ Stellung, deren Wert für Zukunftsschlachten hiermit erwiesen. Andrerseits aber konnte die 15. Division, welche am Spätnachmittag nach Verkrümelung von 25% Versprengter auf 6000 Mann (bei 2000 m Grundlinie der Front) geschmolzen, den Kampf gegen anfängliche Übermacht nur deshalb aufrecht erhalten, weil weit stärkere Artillerie, an Zahl um drei Fünftel und an Geschoßwert ums Zehnfache überlegen, den numerisch schwächeren Angreifer unterstützte. Ein Plus von 66 deutschen Geschützen mehr entsprach hier dem Plus von 6000 Infanterie mehr auf Seite der Franzosen, so daß man fast die Formel aufstellen möchte: 6 Geschütze entsprechen ungefähr dem Gefechtswert von 600 Mann.

Die französische Artillerie schoß zwar ebenso gut wie die deutsche, doch ihre Granaten „sprangen nicht oder die springenden thaten wenig Schaden“ (Hoenig 93). Die Geschütze waren also nicht schlecht, sondern nur die Geschosse, was heute alles anders steht: die Artillerie würde beiderseitig in einem Zukunftskrieg ungefähr ebenbürtig sein.

Allein, trotzdem die deutsche Artillerie ihr Fußvolk so fruchtbar unterstützte, zumal man die französische Batterielinie auf beiden Flanken beschießen durfte, was dieselbe aus örtlichen Gründen nur in der Front auf 2000 m erwidern konnte, hat ein 7stündiges Bearbeiten der feindlichen Infanteriestellung dieselbe nicht zu erschüttern vermocht! Noch am späten Abend war das französische Fußvolk nicht niedergekämpft. Ein Beweis somit, daß überlegenste Artillerie keinen wirklichen Erfolg zu erringen vermag, so lange die Leistung des Fußvolks dahinter zurückbleibt. —

Das Corps Frossart hatte eine Division (Laveaucoupet) an die Besatzung von Metz abgegeben, dafür aber die hierher verschlagene Brigade Lapasset (vom V. Corps) erhalten, deren 3310 Gewehre die Gesamtstärke Frossarts auf 14 920 Gewehre erhöhen. Ferner focht hier vom III. Corps Leboeuf die Division Aymard mit 7950 Gewehren, und die Hälfte der Division Metman, etwa 3725. (Nach Berechnungen von Major Kunz.) Dies ergiebt 26 595 Gewehre. Davon nahmen nicht am Kampfe teil: das 67. und 84. Regiment, etwa 2600 Mann, wofür jedoch etwa 3000 Mann Gardevoltigeure als Reserve ins Gefecht traten, während etwa die gleiche Zahl in

Reserve blieb. Man mag also in runder Summe hier 33000 Franzosen annehmen, wovon 27000 thatsächlich fochten.

Ihnen standen das VII. Corps mit 20000, das VIII. mit 24500 Mann entgegen, wozu am Abend das II. mit ca. 26000 Mann stieß. Thatsächlich zum Schlagen kamen aber nur 44580 Mann mit 190 Geschützen, immerhin eine dreifünftel stärkere Angriffsmacht, wovon man fast dreimal so viel als der Feind einbüßte. Rechnet man die doppelte Übermacht der Deutschen an Geschütz hinzu, so ist das Ergebnis des Angriffs ein klägliches. Auch muß man festhalten, daß, in der Gesamtmasse gerechnet und die Scharmützel am andern Moselufer gegen das I. Corps Manteuffel dazu, hier vier deutsche Corps und entsprechende Kavallerie gefesselt wurden: die Steinmetz'sche Armee (ca. 48000 Mann, 180 Kanonen) das II. Corps (ca. 26000 M., 84. K.), das I. Corps (ca. 24000 M., 84. K.), also eine Truppenzahl von nahezu 100000 Streitern.

Verfolgen wir diese Berechnung auf die andern Teile des Schlachtfeldes. Centrum: Man muß die französische Division auf 7—8000 Mann durchschnittlich berechnen und das IV. Corps Ladmirault hatte am 16. August fast 2500 Mann eingebüßt, seine drei Divisionen mochten also etwa 20000 Mann betragen. Hierzu kam eine Division des III. Corps Leboeuf (Montaubon) und die Hälfte der Division Metman, vielleicht 11—12000 Mann. Die Division Ciffey des IV. Corps wirkte aber von Anfang an gegen das deutsche Gardecorps, so daß gegen das IX. Corps Manstein, welches 23600 Mann betrug, nur etwa ebenso viel Franzosen im Centrum fochten. Das IX. Corps hatte jedoch das III. deutsche Corps als Reserve hinter sich, das nach den herben Verlusten am 16. immer noch 17000 Mann zählte und mit seinen Geschützen auch eingriff. Rechnet man hinzu die 5. und 6. Kavalleriedivision (6800 Pferde, mit 18 Geschützen), so haben hier etwa 47000 Deutsche mit 130 Geschützen (das IX. Corps hatte allein 90) gestanden. Der eigentliche Kampf wurde allerdings hier mit ziemlich gleichen Kräften geführt; die Übermacht an Artillerie war jedoch auf deutscher Seite, wenn auch nicht im Anfang bei dem ersten Vorgehen der Manstein'schen Corpsartillerie. Das Verlustresultat ergiebt (inklusive 53 Mann andrer Verbände) für das d. IX. Corps 4140 Mann, für Ladmirault 4560 und für die Truppenteile Leboeufs, da dessen Corps im ganzen 2000 Mann verlor, wovon 1300 Mann für die Schlacht bei Gravelotte abgehen, etwa 700. Da aber der Hauptverlust Ladmiraults die Division Ciffey bei ihren abendlichen Offensivstößen gegen unsere Garde traf, so wird man nur 3000 Mann für Amanvillers rechnen können. Doch hält sich immerhin der beiderseitige Verlust hier die Wage.

Das VI. Corps Canrobert hatte am 16. etwa 5550 Mann eingebüßt, die

franz. Garde etwa 2200. Da wir von letzterer etwa 6000 Mann für den linken Flügel gerechnet haben, wollen wir das Gleiche für die Grenadierdivision rechnen, die nach dem Fall von St. Privat als Reserve eintrat, nebst der Reserveartillerie. Die 4 Divisionen Canroberts können wir nach obengenanntem Verlust auf 25000 Mann (wohl noch zu hoch) berechnen. Inklusive Kavallerie haben hier also vielleicht 35000 Franzosen gefochten, oder wenig mehr. Canrobert selbst hatte nur 74 Geschütze, wurde aber von Amanvillers aus stark unterstützt, und erhielt am Schluß die große Artilleriereserve. Er verlor 4470 Mann, wozu noch 1500 Mann für Division Cissey zu rechnen, sagen wir 6000 Mann. Der Gegner führte 31000 Garde, 31000 Sachsen ins Ernstgefecht, dazu das X. Corps mit 19000 Mann. Also 80000 Deutsche mit 270 Geschützen wurden hier gebraucht, das heißt eine doppelte Übermacht, welche 10500 Mann verlor. Das bedeutet den verdoppelten Verlust des Verteidigers, da die Franzosen am entscheidenden Punkte hier nur 5000 Mann einbüßten. —

Zu dieser Übersicht der Streitkräfte muß noch beigefügt werden: Division Nayral (Hoenig citiert wohl irrig „Nayard") vom Corps Leboeuf. Diese diente als allgemeine Corps-Reserve, tritt aber wohl dem linken Flügel zu, so daß dort, mit ihren 6820 Mann, etwa 38—40000 Mann massiert gewesen sein mögen. Die historischen Angaben über die Mitwirkung der einzelnen Truppenteile schwirren hier so unklar durcheinander, daß von Boguslawski in seiner „Entwickelung der Taktik", Band I p. 100 die Division Metman als Reserve genannt wird. Dieser sonst so verdienstliche Militärschriftsteller verübt freilich häufiger solche kleinen Schnitzer, wie er z. B. p. 66 Division Grenier richtig zum IV. und gleich darauf p. 67 irrigerweise zum VI. Corps rechnet! Peinlichste Genauigkeit ist aber bei kriegshistorischer Darstellung allemal geboten. So rechnet B. auch bei Gravelotte 59 schwächere französische Bataillone gegen 75 deutsche; es haben aber höchstens 56 inklusive der Gardevoltigeurbrigade dort gefochten, wovon 6 in Reserve blieben. —

Das Ergebnis unsrer Tabelle besagt also für den Flügel bei Gravelotte: inklusive Division Laveaucoupet bei Metz, sowie Reiterei und Geschütz, vielleicht nahe an 50000 Franzosen gegen 100000 Deutsche inklusive Corps Manteuffel, wovon jedoch für die eigentliche Schlacht nur 27000 Gewehre gegen 44000 in Betracht kamen. Für das Centrum bei Amanvillers: inklusive Cissey und Kavallerie, vielleicht 35000 Franzosen gegen 47000 Deutsche. Für den Flügel bei St. Privat: inklusive Reserve, etwa 35000 Franzosen gegen 80000 Deutsche, wovon etwa 65000 ernstlich fochten.

Deutscherseits, sobald wir das mitgerechnete I. Corps am andern Moselufer abziehen, stimmt die Addition dieser Summe genau mit der Angabe des Generalstabs-Werkes überein. Französischerseits würden aber hiernach,

inklusive der Division Laveaucoupet, nur 120000 Streiter herauskommen, was wieder zu niedrig gegriffen sein dürfte. Wir mögen daher überall entsprechende Prozente zulegen und die Kräfte Bazaines in der Schlachtlinie selbst von Roncourt bis Ruffine, inklusive Reiterei und Artillerie, rechnen: II. Corps 17000, III. Corps 33000, IV. Corps 25000, VI. Corps 30000, Reserve: 25000, womit wir freilich immer nur 130000 Mann Gesamtstärke erhalten, was auch allgemein als thatsächliche Stärke Bazaines angenommen wurde. Letzthin hat Moltke unfaßlicher Weise in seiner Hinterlassenschaftsschrift die Franzosen auf 180000 Mann berechnet, während in der Natur der Sache liegt, daß ihre anwesenden 30 Brigaden (dem VI. Corps fehlte eine und das II. Corps zählte nur fünf) selbst beim Ausrücken nur 120000 Mann ausmachen konnten! Wir verhehlen nicht, daß neben den tendenziösen Versuchen, die französische Stärke herabzuschrauben (es giebt Bücher, wo Frossart am 18. nur auf 6000 Streiter berechnet wird!) doch andererseits selbst unser obiger Ansatz noch zu hoch gegriffen scheint.

Deutscherseits haben etwa 30000 Gewehre nicht ernstlich teilgenommen, was französischerseits wohl nur für 15000 gelten kann.

Die Deutschen zählten überhaupt, laut Anlage 26 des G.-St.-W., 178800 Gewehre, 24600 Reitersäbel, 726 Geschütze. Die Reiterei kam beiderseits nicht zur Geltung. Die Franzosen hatten 15 Divisionen im Feuer, welche nach Abzug von 20—30000 Mann Verlust höchstens 90—100000 Gewehre ausmachen konnten. Auch verfügten sie wohl schwerlich über mehr als 400 Geschütze.

Das Ergebnis dieser Berechnung ist kein glänzendes für die Deutschen, der Eindruck nach unbefangener Betrachtung kein erhebender. Denn so hoch man auch die natürliche Festigkeit und Vorbereitung der französischen Stellung veranschlagen mag, so läßt sich doch andererseits nicht bestreiten, daß die an Zahl und Fähigkeit unendlich überlegene deutsche Artillerie von Anfang an diese Infanterieaufstellung mit vernichtender Treffsicherheit beschossen hat. Die Franzosen hielten aber acht Stunden lang in solchem Granathagel aus und die fluchtartige Panik, die wiederholt bei den Steinmetzschen Truppen entstand, findet auf Seite des Verteidigers kein Gegenspiel. Auch als St. Privat nach heldenmütiger Gegenwehr erstürmt wurde, gaben die Franzosen nicht nach, sondern stemmten sich nach Kräften. Um Canrobert zu entlasten und später den Rückzug Canroberts zu decken, unternahm Ladmirault ununterbrochene Offensivstöße, wie er denn gleich anfangs gegen Verneville vorgebrochen war. Frossart und Leboeuf gingen wiederholt zu entschlossenen Gegenstößen vor und warfen die Deutschen mehrmals aus der Feuerlinie zurück. Wenn daher bei einer fast ein Drittel betragenden Übermacht an Gewehren (es müssen 150000 Zündnadel gegen 100000 Chasse-

pot thatsächlich gekämpft haben) und einer fast doppelten Geschütz-Überlegenheit an Zahl und Material die Deutschen fast zwei Fünftel mehr an Gesamtverlust auf dem Schlachtfeld ließen, so stellt dies, zumal in Anbetracht der großartigen Leistungen einzelner deutscher Truppenkörper, den Franzosen ein glänzendes Zeugnis aus. An Tapferkeit ebenbürtig, übertrafen sie an Geschicklichkeit die Deutschen weit. Auch ihre Corpsführung — das Benutzen vorgeschobener Stellungen sei hier hervorgehoben, wodurch dem Angreifer viel Abbruch geschah — hielt sich im ganzen (trotz grober Unterlassungsfehler Canroberts), auf höherem Niveau als die deutsche, den Kronprinzen von Sachsen ausgenommen. Man darf behaupten, daß 5000 Deutsche (2000 bei Gravelotte, 3000 bei St. Privat) zu viel gefallen sind, infolge mangelhafter taktischer Leitung, die in reine Schlächterei ausartete.

Bei dem gegenwärtigen Stand der Waffenfrage und mit Rücksicht auf Zukunftsgestaltung kriegerischer Dinge, muß die Schlacht von Gravelotte unter allen Schlachten der Vergangenheit bisher als einzig maßgebend und lehrreich gelten. Nicht etwa wegen des örtlichen Umfangs und der verfügbaren Streitkräfte, was übrigens bei Königgrätz noch stärker hervortrat. Denn, obschon man allen Ernstes gedruckt zu lesen bekam, bei den vielfältigen Jubelhymnen der Moltke-Feier, vor Ihm habe noch niemand solche Massen zur Schlacht geleitet, so scheinen solche naive Militärhistoriker nicht zu wissen, welche Zahlenstärken sich bei Wagram, Dresden und Leipzig gegenüberstanden! — Vielmehr liegt das Vorbildliche des 18. August darin, daß hier zum ersten und bisher einzigen Mal zwei ebenbürtige Heere von so bedeutendem Umfang mit gleicher Hinterladerbewaffnung gegeneinander wirkten.

Diese größte Schlacht des großen Krieges stellt ferner den einzigen Vorgang dar, der unter normalen Bedingungen, d. h. bei ungefährer Abgewogenheit der gegnerischen Lagen, nicht wie bei Sedan unter abnormer Lähmung des angegriffenen Teils, stattfand. „Gravelotte-St. Privat" war ein planmäßiges Unternehmen. Die furchtbar blutigen Raufereien am 14. und 16. August, obschon ihre Improvisation aus dem Stegreif von relativ richtigen Standpunkten ausgehen mochte, verdienen nicht den Ehrennamen einer Schlacht, d. h. einer entworfenen und geleiteten Entscheidungshandlung. Ebensowenig Spichern und Weißenburg, auch Wörth nicht seinem thatsächlichen Verlauf nach, während der erst auf den folgenden Tag berechnete Schlachtplan Blumenthals wahrscheinlich ein strategisches Kunstwerk gereift hätte. So wie aber „Wörth" bekanntlich verlief, hat dieser Kampf eine gewisse Ähnlichkeit mit der Metzer Entscheidungsschlacht. Wie dort das V. Corps, greift hier das IX. Corps im Centrum verfrüht an, wodurch

dort das XI. Corps und hier die Steinmetzsche Armee in verfrühten Angriff verwickelt. Hier wie dort bleibt das zuerst anpackende Centrum numerisch schwach, während die starken Flügel zu Umgehungen ausholen. Die Entscheidung bringt der eigentliche Umgehungsflügel, aber erst spät: dort die Bayern und Würtemberger, hier die Sachsen.

Es drängt sich bei Betrachtung beider Vorgänge sofort die Vermutung auf, das Ergebnis würde ein besseres gewesen sein, wenn man nur auf die eine Seite der Schlachtordnung allen Nachdruck gelegt hätte, statt sich in gleichmäßigen Kämpfen auf der ganzen Linie zu zersplittern. Es scheint mindestens sehr unwahrscheinlich, daß auf beiden Flügeln eine Umgehung und Eindrückung der friedlichen Flügelstellung gelingen könne. Daher dürfte ein wahrer Feldherr immer nur auf einen Punkt die ganze Kraft vereinen, wie z. B. Napoleon bei Wagram seinen einen Flügel (Massena, ähnlich auch Oudinot bei Bautzen) absichtlich schwächte, und ihn dem Feinde preisgab um mit dem andern Flügel am strategisch entscheidenden Punkte zu siegen. Man hätte also am 18. keineswegs 3 Corps auf den feindlichen linken Flügel loshetzen brauchen, sondern lieber das pommersche Corps auch noch gegen St. Privat heranziehen sollen, um den entscheidenden Umgehungsflügel möglichst stark zu machen. Man hätte dann am Abend nicht nur das Corps Canrobert vernichtender, als geschah, aus dem Felde geschlagen, sondern hätte auch den Rückzug des Corps Ladmirault von Amanvillers in Flucht verwandeln können.

Ferner legt das zu schwache Centrum bei jenen beiden Schlachten, zumal es sich vorzeitig hier wie dort verbiß, ernste Bedenken nahe. Zwar würden Centrumsstöße, wie die Napoleons bei Austerlitz, heut schwerlich mehr gelingen können und die angeblich napoleonische Methode des centralen Durchbruchs darf man beileibe nicht buchstäblich nehmen, da z. B. bei Ligny und Waterloo diese Durchbruchsarbeit lediglich als Abänderung der ursprünglich geplanten Flügelabdrängung aus taktischen Gründen eintrat. Trotzdem wird ein zu schwaches Centrum selbst heute noch dem Gegner die Möglichkeit des Durchstoßens gewähren, wie denn bei Wörth ein kräftiger Vorstoß der Division Raoul gleich anfangs das deutsche Centrum arg gefährden konnte. Hätten Ladmirault und Leboeuf eine gemeinsame Offensive gegen das Bois des Geniveaux rechtzeitig verabredet, so wäre hier das deutsche Centrum vom rechten Flügel abgesprengt worden und letzterer in böse Lage geraten.

Unser Gardecorps auf dem linken Flügel stand vom Centrum zu weit entfernt ohne rechten Anschluß, infolge des weiten Bogens der Halblinksschwenkung auf St. Privat. Das III. Corps aber, das als Reserve hinter dem IX. im Centrum aufrückte, konnte infolge seiner Verluste und Kraft-

verzehrung am 15. nur noch als Schlacke gelten, da besonders der abnorme Prozentsatz gefallener Offiziere den inneren taktischen Verband gelockert hatte. Man hätte also das X. Corps noch einsetzen müssen, falls die Franzosen auch hier zur Offensive vorgingen; dadurch wäre aber Verzicht geleistet worden auf einen vollen Erfolg des linken umgehenden Flügels, welcher am Abend bei Erstürmung von St. Privat thatsächlich das X. Corps als Reserve bereithalten mußte.

Man darf also sagen, daß die deutsche Schlachtlinie nicht normal und mit weiser, aufsparender Kräfte-Verteilung angelegt wurde. Hinter das Centrum gehörte eine starke Reserve und die Pommern mit auf den (linken) Entscheidungsflügel, statt nutzlos an der Mance-Schlucht zu verbluten. Ebenso hätte freilich Bazaine seine ganze Reserve hinter Amanvillers massieren und dort vorstoßen sollen, oder von Anfang an bei St. Privat, mit der festen Absicht, von dort offensiv loszugehen, um dem Druck des deutschen Umgehungsflügels angreifend zu begegnen. Beides hätte, wenn auch nicht gerade einen Sieg der Franzosen herbeigeführt, so doch wenigstens die deutsche Heeresentfaltung gestört und die Entwickelung ihrer Absichten vereitelt. Als Ladmirault später zu Vorstößen schritt, richteten sich diese nur gegen den bereits vollzogenen Vormarsch der preußischen Garde. Er hätte aber sofort eine überraschende Angriffsbewegung mit Leboeuf und Canrobert kombinieren sollen, um das IX. Corps zu überwältigen und den Aufmarsch der Garde zu hindern. Canrobert mußte auch später noch sich zur Offensive ermannen und auf Roncourt vorbrechen, um die Sachsen vor ihrer Schlachtentwickelung zurückzuwerfen. Es fehlte hier eben überall an klarbewußtem Handeln und dreht sich französischerseits alles um die falsche Aufspeicherung der Bazaineschen Reserve, durch deren richtigen Einsatz recht wohl ein Erfolg der französischen Waffen hätte erzielt werden können. Denn man vergesse nicht, daß eine Bazainesche Offensive, etwa mit 6 Divisionen im ersten Treffen und 5 im zweiten (Garde, IV., VI. Corps und 2 Divisionen des III.), bis 1 Uhr mittags nur das deutsche IX. und Gardecorps auf der Linie Roncourt-Amanvillers vor sich hatte, welchen von beiden Flanken her das XII. und VIII. Corps nur allmähliche Hilfe bringen konnten. Selbst vorausgesetzt, daß solcher französischer Vorstoß, welcher übrigens in jedem Fall den dort noch nicht zu vollem Aufmarsch gelangten Deutschen bösen Schaden zufügte, zurückgeschlagen worden wäre, so wurde damit doch die große Umgehung nach Nordosten gehemmt oder gar verhindert; jedenfalls fiel St. Privat heute noch nicht und es bedurfte einer nochmaligen Schlacht am 19. Vielleicht aber zog Bazaine dann vor, sich der deutschen Auffassung seiner Lage anzubequemen, und rückte bei Nacht über St. Privat auf Etain und Briey ab. Die Behauptung Hoenigs, die

Franzoſen hätten, auch wenn das Ergebnis bei St. Privat nicht ſo durchſchlagend geweſen wäre, am 19. dennoch nicht die Schlacht erneuern können, weil *ſie* ſich aufgezehrt hätten, den Deutſchen aber noch das III. und X. und — man denke! — die „wieder geſammelte“ Steinmetzſche Armee zu Gebote ſtanden, zeugt nur für die patriotiſche Befangenheit ſelbſt ſo vorurteilsloſer Kriegsdenker, wie dieſer Autor ſich ſonſt zu geben pflegt. Wieder geſammelt — was heißt denn das! Sämtliche drei Corps des rechten deutſchen Flügels waren taktiſch ruiniert und das III. und X. Corps als „friſche“ Reſerve hatten den 16. Auguſt noch in allen Gliedern. Das Gardecorps war ruiniert, das IX. hart mitgenommen, nur das XII. noch ſchlagfertig. Hingegen hatte Bazaine noch das Gardecorps und ſeine Reiterei, die *er* defenſiv verwenden konnte, während der deutſchen das Gelände jede Entfaltung verbot, ſowie die Diviſion Nayral vom III. Corps faſt intakt. *Nur* das Corps Canrobert wurde thatſächlich am 18. zerrüttet, doch eben nur *durch* Erſtürmung von St. Privat, und wäre *ohne* dieſelbe natürlich im inneren Verbande unverſehrt geblieben. Die Behauptung Hoenigs iſt alſo leere Spiegelfechterei patriotiſch gefärbter Anſchauung.

Wir müſſen dies mit allem Nachdruck betonen, denn jetzt ſcheint der Augenblick gekommen, den berühmten „Metzer Plan“ in ſeine Beſtandteile zu zerlegen und die Legende, welche unverdroſſen hiſtoriſche Fälſchung fortſpinnt, auf ihr Wirklichkeitsmaß zurückzuführen.

Wir vermiſſen bei Hoenig zuvörderſt einen Überblick des inneren Zuſtandes beider Heere am Morgen des 17. Auguſt. Franzöſiſcherſeits hatten am 16. alle Corps mitgewirkt, doch war das III. Leboeuf faſt ganz friſch und unverſehrt geblieben. Schwer gelitten hatte das VI.; das II. hatte 19% ſeiner Iſt-Stärke verloren und zudem das Feld geräumt, durch und durch erſchüttert. Hierzu muß gleich eingeſchaltet werden, daß ein ſolcher einzelner Waffengang, wie der zwiſchen den Brandenburgern und Froſſart bei Rezonville, wo ein Corps das andre einfach über den Haufen rennt, ſich nicht wiederholt hat. Wenn alſo Boguslawski („Entw. d. T.“ I, 74) hieran die Schlußfolgerung knüpft: „Die Überlegenheit unſrer Infanterie iſt damit *endgültig* feſtgeſtellt“, ſo will dieſe ſtolze Behauptung doch erſt kühl erwogen werden. Denn die Leiſtung der Brandenburger an jenem glorreichen Tage war eben eine ganz *abnorme* und weit eher könnte man ſich zu der Übertreibung aufſchwingen: Die Überlegenheit des brandenburgiſchen Corps über alle andern deutſchen Truppen ſei hiermit „endgültig feſtgeſtellt“! Bei der durchſchnittlich kleineren Leibesgeſtalt der Brandenburger gegenüber andern norddeutſchen Stämmen erinnert dies an das, von Taine in ſeinem Napoleonbuch citierte, Urteil eines preußiſchen Offiziers nach Jena: Die Franzoſen ſähen ſo klein und ſchwächlich aus, daß man es mit Vieren aufnehmen könne; aber

auf dem Schlachtfeld verwandelten sie sich gleichsam in übernatürliche Wesen. — Wie wenig stichhaltig übrigens der ganz und gäbe Aberglaube, daß der Franzose leicht seine Sache verloren gebe und der Ausdauer entbehre, beweist ja dieselbe Corps Frossart, das nach solch blutigen Niederlagen bei Spichern und Vionville dennoch schon wieder am 18. so zähe und erfolgreich seine Stellung behauptet hat. —

Deutscherseits hatten das III. und X. Corps nicht nur ungeheure Verluste erlitten, sondern die Vernichtung ganzer Truppenteile, die enorme Einbuße an Offizieren und die beispiellose Überanstrengung sowohl in Marschleistung als tagelangem Gefecht hatten ihre Gefechtskraft gänzlich erschöpft. Sie konnten nicht mehr zur Entscheidung schlagfertig, sondern nur als Reserve bleiben. Dafür reihten sich auf dem einen Flügel drei, auf dem andern zwei frische Corps ein und das pommersche Corps wurde vermittelst Gewaltmarsch noch am 18. erwartet.

Für eine etwaige Erneuerung der Schlacht am 17. hatte sich Bazaine so ziemlich verausgabt, bis auf 3 Divisionen, während deutscherseits — allerdings erst *nach und nach* eintreffend — das Doppelte und Dreifache an frischen Truppen zur Verfügung stand. Er handelte also richtig, indem er in der Nacht und am andern Vormittag abmarschierte — mit vorzüglicher Sicherheit und Ordnung, wie Hoenig, dessen Darstellung chronologisch hiermit beginnt, gebührend hervorhebt. Die neue äußerst vorteilhaft gewählte Stellung, links an Metz gelehnt, rechts die Abmarschstraße nach Etain beherrschend, wurde sofort mit regem Eifer verschanzt und für die Entscheidungsschlacht vorbereitet. Die zielbewußte Thätigkeit des französischen Heeres am 17. bildet einen betrübenden Gegensatz zu den Zögerungen und saumseligen Unklarheiten auf deutscher Seite, wo besonders die — allerdings am 16. schwer angegriffene — Reiterei nur Ungenügendes that, in Folge dessen man von der Ausdehnung der französischen Stellung *nichts*, von den Absichten Bazaines, ob er abziehen oder standhalten wolle, *wenig* erfuhr. Das ganze Ergebnis der persönlichen Auskundung durch Steinmetz, während Moltke selbst sich nicht vom Flecke rührte, war ein „es scheint", daß der Feind auf dem Höhenrücken von Moscou bis Amanvillers sich in Defensiv-Bereitschaft setze. Daraufhin wurde denn der historische Befehl ausgefertigt, wonach ein staffelweiser Vormarsch, mit dem VII. Corps als Pivot auf der rechten Flanke, am 18. früh beginnen sollte.

Es nimmt Wunder, daß Hoenig nicht die Frage erörtert, was wohl geschehen wäre, wenn Bazaine am 17. dennoch den Kampf fortsetzte. Der Marschall führt in seinem Werke „L'armée du Rhin" als triftige Entschuldigung seinen Munitionsmangel an. Aber solche und ähnliche Gründe, besonders die Erschöpfung der Truppen, mußten deutscherseits erst recht ins Gewicht

fallen und die große numerische Überzahl Bazaines fiel entscheidend in die Wage.

Am 16. fochten die Franzosen, das einzige Mal in der ersten Hälfte des Feldzugs, mit mehr als doppelter Übermacht: 145000, von denen fast 17000 außer Gefecht gesetzt wurden, gegen 62000, von denen obendrein 25 Prozent verloren gingen, also blieben 128000 gegen 46000! Rechnet man nun alle Hülfstruppen hinzu, die im Laufe des 17. bis zum Abend eintreffen konnten (das pommersche Corps fiel hier natürlich ganz weg), so hätten die Deutschen jedenfalls bis Mittag in der Minderzahl gefochten und erst Abends ein numerisches Übergewicht erlangt. Uns will daher bedünken, als ob das deutsche Heer vor den schwerlich erfreulichen Folgen einer Schlachtfortsetzung nur durch jene geniale Maßregel Prinz Friedrich Karls gerettet sei, welche Moltke in seinem Buche so herbe tadelt: Dem Vorbrechen am späten Abend, thatsächlichen Verhältnissen zum Trotz und auf jede Gefahr hin. Denn obschon Bazaine diese überraschende Offensive verlustreich zurückschlug, so imponierte sie ihm offenbar so sehr, daß er Verstärkungen angekommen glaubte. Da nun seine Stellung nicht sonderlich stark, so hielt er es eben für geraten, die schon früher ins Auge gefaßte Linie jenseits der Hohlwege von Gravelotte schlachtmäßig zu besetzen. Zu welchem Zweck? Einfach aus demselben Grunde, weshalb er am 16. die Schlacht annahm, obschon er, wie deutscherseits allseitig zugestanden wird, noch recht wohl auf der Straße Metz-Etain abrücken konnte. Hiermit wird also nur bestätigt, daß der Abmarsch auf Verdun, den verlegt zu haben man sich rühmt, überhaupt nicht mehr zu hindern war! Schon am 14. rechtfertigte man die wirre Rauferei, bei welcher diesmal auch der taktische Erfolg ausblieb und wiederum, wie in allen bisherigen Treffen, die Kräfte brigadeweis vereinzelt in Kampf mit Übermacht verwickelt wurden, natürlich weit größere Verluste als der Gegner erleidend: man habe Abzugsbewegungen der Franzosen bemerkt und daher Bazaine „festhalten" wollen. In Wahrheit aber blieb bis heute unaufgeklärt, ob der französische Oberfeldherr wirklich, dem Drängen des bisher anwesenden Empereurs nachgebend, die Metzer Stellung aufgeben und nach Verdun marschieren wollte, wobei man ihn am 16. auf langsamem Marsche traf. Deutscherseits tadelt man herbe, daß er zu diesem Behuf die Straße über Mars-la-Tour nicht freimachte und seine Reiterdivisionen nicht südwärts aufklären ließ. Auch Frossart kümmerte sich wenig um die Nähe einer preußischen „Vorhut" bei Gorze und stürzte sich nicht rechtzeitig von der Rezonviller Hochfläche auf die in Engwegen steckenden Kolonnenspitzen des III. Corps, sondern wurde vielmehr in seinen Lagern völlig überrascht. Vor allem aber hätte Bazaine nicht den auf die Morgenfrühe festgesetzten Weitermarsch bis Nachmittag verschieben

sollen. — So sieht sich die Sache eben vom deutschen Gesichtspunkt an. In Wahrheit aber lösen solche Widersprüche sich psychologisch sehr leicht, sobald wir erraten, daß Bazaine gar nicht den bestimmten Vorsatz hegte, sich von Metz zu entfernen, vielleicht sogar nur demonstrierte, um seinem Kaiser sich gefällig zu zeigen, oder gar bewußtermaßen, um die deutschen Massen durch sein Hin- und Herziehen selbst anzulocken. Denn er wünschte sich nichts Besseres, als in selbstgewählten Stellungen vorerst einmal die Chassepot-Defensive auszunutzen. Deshalb boten die Franzosen auch am 18. in ziemlich befriedigter Stimmung aufs neue die Schlacht an, obschon sie doch am 17. recht gut nordwärts abrücken konnten, während sie am 16. sogar auf der andern — jetzt freilich versperrten — Straße nach Verdun über Mars-la-Tour mit Gewalt sich hätten Bahn brechen können. Daß Bazaine dies unterließ, wo er doch nach Vernichtung der 38. Brigade umklasternd über Bruville nachstoßen konnte und sollte, wird mit seiner Besorgnis für den linken Flügel (bei Gravelotte) erklärt, um nur ja nicht von Metz abgedrängt zu werden. Man übersah bisher den inneren Widerspruch dieser Behauptung: Dann also hat Bazaine überhaupt nicht an Abmarsch gedacht und die obengenannten Vorwürfe, daß er die Straße nach Verdun nicht gesichert habe, fallen in sich selbst zusammen. Nein, es ist kein Zweifel, Bazaine hielt stets an dem Gedankengange fest: man wolle ihn von Metz abdrängen. Deshalb durfte er noch am 19. triumphieren, daß solches nicht gelungen sei. Ob er übrigens nicht noch am 19. sich hätte den Weg nordwärts nach Briey eröffnen können, entzieht sich heute der Untersuchung. Die äußerst ernst gehaltenen Befehle Prinz Friedrich Karls von 8½ Uhr abends, dem „verzweifelten" Gegner, der gewiß durchbrechen wolle, mit allen Mitteln den Weg zu verlegen, zeugen jedenfalls dafür, daß man diese Eventualität nicht leicht nahm und sich noch auf einen harten Strauß gefaßt machte.

Das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit und das drückende Gefühl der Tragweite seiner Entschlüsse in solch weltgeschichtlich entscheidender Spanne weniger Tage — dies später auch Mac Mahon bei seinem Entsatzanmarsch hin und her rüttelnde Gefühl brachte Bazaine in jenes gefährliche Schwanken, wodurch die Feldzüge verloren gehen. Er wollte bei Metz bleiben und auch wieder nicht, insofern er dem Verdun-Plan des Kaisers nachgiebig Rechnung zu tragen wünschte. Am 17. und 18. aber wirft er gleichsam die Scheide weg und seine Unschlüssigkeit endet.

Vielmehr ist die von ihm gewählte Flankenstellung am 18. ebenso gewagt wie geistvoll. Er gab mit einer kühnen Drehung seines rechten Flügels all seine Verbindungen mit dem Innern preis, statt den Abmarsch nordwärts durchzusetzen, was bis zum Mittag des 18. noch

möglich war. Aber wenn die Deutschen sich an seiner „uneinnehmbaren“ Stellung („inexpugnable“ nennt er sie selbst in „L'armée du Rhin“) verbluteten, so verloren erstere ihrerseits ihre Verbindungen mit der Heimat. Er hingegen behielt jedenfalls die Anlehnung an Metz, und das Generalstabswerk selbst hat an einer Stelle mit wünschenswerter Deutlichkeit betont, daß den Franzosen ein „nicht zu unterschätzender“ Vorteil aus dieser Anlehnung an den starken Waffenplatz erwuchs. Uns will also scheinen, als ob Hoenig die Beweggründe Bazaines in seinem Einleitungskapitel doch nicht voll gewürdigt hätte. Denn wohl mag er Recht haben, daß eine Flankenstellung, wie die Napoleons bei Jena, nur dann Sinn hat, falls man zur Offensive übergehen will — soll heißen: sich auf die rückwärtigen Verbindungen des Gegners werfen kann. Wenn aber Bazaine dazu nicht die Fähigkeit fühlte, so übersehen alle Kriegshistoriker, unserer unmaßgeblichen Meinung nach, hierbei das punctum saliens: die große numerische Übermacht der Deutschen. Dieser Umstand macht überhaupt alle theoretischen Folgerungen in strategischer Hinsicht für die August- und Septemberwochen von 1870 hinfällig, da ein solcher Fall sich leider nicht mehr wiederholen wird. Schlug nämlich Bazaine am 16. die Deutschen aufs Haupt, was ja nicht ausgeschlossen scheint, weil er, auf der inneren Linie vereint, dort mit Übermacht auf das Centrum des deutschen Halbzirkel-Anmarsches stieß, oder that er dies am 17. oder gelang sogar am 18. ein offensives Vorbrechen auf Batilly gegen den linken deutschen Flügel, so standen den Deutschen immer noch genug Reserven zu Gebote, um den Nachteil auszugleichen. Denn das IV. Corps und die Landwehrdivision Kummer waren noch ganz frisch im Anrücken; auch konnte in solchem Notfall auch das I. Corps jetzt vom anderen Moselufer herbeigeholt werden; welch letzteres man beiläufig doch zu der deutschen Ordre de bataille vom 18. hinzurechnen sollte, da es mit einer Brigade wirklich das Schlachtfeld betrat und als Ganzes immerhin die französische linke Flanke bedrohte. Das G.-St.-W. (Anlage 26) unterläßt dies. Daß aber Moltkes eigenes Buch sogar die Deutschen zu 178,000 Mann berechnet, indem er nur die Gewehre zählt, nicht die anwesenden 25,000 Reiter, während er umgekehrt die Franzosen alles in allem rechnet und dabei noch 50,000 Mann zu hoch, das ist freilich ein Kunstgriff, für den uns das Verständnis fehlt.

Wir möchten Bazaines Gesamtverhalten somit billigen und auch seine selbst französischerseits so arg gerügte Zersplitterung seiner Reserven ist psychologisch entschuldbar. Denn wer weiß, ob Bazaine überhaupt schon am 18. die Entscheidungsschlacht vermutete! Nur sein linker Flügel bei Metz hatte — am Drehungspunkte Rezonville, von wo er so plötzlich und geistvoll seinen rechten Flügel nordöstlich herumbog — mit dem Feinde Fühlung. Da

nun das I. Corps am andern Moselufer manöverierte, so mochte er immerhin glauben, daß Moltke, um ihn von Metz abzudrängen, hierhin den Schwerpunkt verlegen werde. Freilich fällt hier der französischen Kavallerie, wie so oft in diesem Feldzug, zur Last, daß sie sich nicht vor der Front tummelte und den drohenden Anmarsch der Sachsen feststellte. Die Kavalleriedivision du Barail, welche Graf Haeseler bei Verneville am 17. erkundete, hätte ein geeignetes Feld gehabt, um hier längs St. Ail-Roncourt die Deutschen zu belästigen und auszukunden. Da aber die deutsche Reiterei an diesem Tage, ebenso wie am 15. vor der Vionviller Schlacht, gleichfalls nicht ihre Pflicht that, so braucht man dies dem Feinde nicht so schwer anzurechnen. Sobald aber Bazaine etwa um 1 Uhr erfuhr, daß die Deutschen in der Richtung auf Montigny la Grange vorrückten, zog er seine Reserve von der Linken hinter die Mitte und um 3 Uhr, als die Absichten auf St. Privat sich deutlicher aussprachen, setzte er die stärkere Hälfte dorthin in Marsch. Es ist Schuld Bourbakis, daß sie nicht rechtzeitig eintraf, und Schuld Canroberts, daß er zu spät die äußerste Gefahr erkannte. Selbst eine halbe Stunde früher in Marsch gesetzt, hätte die Reserve den Sieg der Deutschen verhindern können. Über die Wichtigkeit dieses entscheidenden Punktes war sich Bazaine sonst völlig klar, wie seine dringenden Einschärfungen schon um 10 Uhr vormittags an Canrobert, dessen rechte Flanke zu sichern, beweisen; auch, daß er sofort seine Stellung räumte, nachdem St. Privat gefallen, obschon er taktisch vielleicht die Verteidigungsschlacht am 19. fortsetzen konnte. Der Mangel an Auskundung und an regelmäßigem schnellen Meldedienst zwischen den Corpsstäben und dem Oberkommando hat hier bei beiden Parteien unendlichen Schaden gestiftet.

Denn, indem wir hier von der französischen Oberleitung scheiden und uns der deutschen zuwenden, wird das Bild eher noch trüber, als klarer. Jedenfalls verdient der verständige Bazaine, durchaus fähig, große Massen zu leiten, den Undank nicht, der seinen Namen befleckt hat, zumal auch politische Gründe ihn bewogen, seinem Kaiser sein bestes, stärkstes Heer zu erhalten, indem er sich in Metz einschloß. —

Hoenig redet in seinem Einleitungskapitel davon, Moltke habe die „innere Linie“ gewinnen wollen, indem er Metz südwärts umging. Wir wollen nicht die akademische Frage untersuchen, ob der Begriff „innere Linie“ in solchem Sinne unter solchen Verhältnissen anwendbar sei. Jedenfalls wäre es ein sonderbares Verfahren, die innere Linie durch Operieren auf äußeren Linien zu gewinnen, d. h. die Corps in endlosem Halbzirkel zu verzetteln durch konzentrische Märsche, was doch schnurstracks dem Konzentrationsprinzip der inneren Linie zuwiderläuft. Beabsichtigte Moltke wirklich klar und fest,

Bazaine auf diese Weise abzudrängen, so war wohl sicher das einfachste und richtigste, mit der gesamten übermächtigen Masse sofort südwestlich auszuholen und der III. Armee die Hand zu reichen, zu gemeinsamem, rastlosem Vordrängen auf Chalons, wodurch Bazaine ja ohnehin genötigt wurde, unter ungünstigen strategischen Umständen entweder eine Schlacht gegen solche Übermacht zu suchen oder aber eilfertig nach Montmédy auszubiegen, um Mac Mahon zu erreichen. Beide französischen Heere gerieten dann in böse taktische Bedingungen an den Defileen der Argonnen und wurden wahrscheinlich zur Schlacht mit verkehrter Front, Rücken nach Belgien, genötigt, ja möglichenfalls über die belgische Grenze geworfen.

Jedenfalls erreichte man den angeblich bestehenden Plan schwerlich auf dem Wege, daß man den angeblich abziehenden Feind überall einzeln anpackte und neckte, um ihm am 16. Gelegenheit zu geben, trotz der deutscherseits verfügbaren großen Übermacht, mit anfänglich dreifacher, noch am Abend mehr als doppelter Streitkraft auf Einzelteile zu fallen! Wenn hier von „innerer Linie" geredet werden darf, so paßt dies doch wahrlich nur auf Bazaines vereinte Masse, nicht auf die weitgedehnten äußeren Linien der Deutschen! Daß man so etwas wagte, kann nur durch das Bewußtsein so großer numerischer Überzahl und das Vertrauen auf die seltene Tüchtigkeit der Truppen entschuldigt werden. Solche zufällige Nebenumstände haben aber nichts mit der Theorie der Kriegskunst zu schaffen. Wenn die Karten so ungleich gemischt sind, daß man alle Trümpfe in der Hand hält, könnte auch ein Stümper, bei noch so unaufmerksamem Spiel, die meisten „Stiche machen".

Daß man am 17. den überlegenen Feind nicht durch neue Angriffe reizen wollte, ist nur zu erklärlich. Allein, das durfte man wohl erwarten, daß nun eine rastlose Thätigkeit entwickelt werde, um des Gegners Absicht zu erraten. Daß nichts dergleichen geschah, ist eine historische Thatsache, über welche nicht mehr debattiert wird. Statt selbst zu „sehen", ging das Hauptquartier nach Pont à Mousson zurück und erhielt erst abends die gewisse Meldung von Steinmetz, der Feind sei nicht abgerückt, sondern halte Stand. Dies war natürlich ein Augenblick von welthistorischer Wichtigkeit, und es galt jetzt geniale Intuition zu zeigen. Mit Recht erinnert Hoenig an das Verhalten des unerreichten korsischen Schlachtenmeisters in ähnlichen Fällen.

Hier setzt Hoenigs Einleitung ein mit den bezeichnenden Worten, man nehme allgemein an: „Der 17. und 18. August bildeten einen dunklen Punkt im Leben Moltkes und viele dunkle Punkte im Leben anderer; aus diesem Grunde sei es „inopportun", an diese Geschichte und Unterlassungen zu rühren. Man habe Rücksichten gegen verdiente Männer; es sei „un-

patriotisch" und „taktlos", Dinge zu erörtern, welche diesem oder jenem unangenehm sein müßten." Daß diese Befürchtung in der That begründet, hat Hoenig sofort erfahren müssen. Denn die „Kreuzzeitung" fiel mit wahrer Wut über ihn her, indem sie, ohne natürlich eine Zeile zu widerlegen, Auszüge herausgerissener Stellen brachte, um gleichsam die Dreistigkeit des Autors ad oculos zu demonstrieren und eine weithin sichtbare Warnungstafel auszuhängen. Wir brauchen für Unkundige, die sich von derlei dürftiger Autoritätsanbetung und Unfehlbarkeitserklärung blenden lassen, wohl nicht nochmals zu betonen, daß der Herr Verfasser keineswegs der erste beste ist, zumal er zu den wenigen gehört, die selbst als Offizier vor Metz gefochten haben. Befleißigen wir uns also lieber eines vornehmen, würdigen Tones und untersuchen wir ruhig seine Untersuchungen, welche beiläufig, um auch dies gleich einzuschalten, selber nicht ganz der Befangenheit in blinder Heldenverehrung entbehren.

Daß freilich gewisse Kreise, die an der Abfassung des Generalstabswerks beteiligt, sich durch Hoenigs Logik schwer verletzt fühlen, begreifen wir schon. Leider aber lauert wohl im Hintergrund der böse Wille, das einmal angenommene System nicht fallen zu lassen. Auch mag vielleicht verstimmen, daß dem Prinzen Friedrich Karl hier endlich sein volles Verdienst zugewogen wird, wenn auch zu überschwänglich in der Form. Denn einen Satz, wie „der Prinz ist an diesem Tage eine Feldherrnfigur, die vor einem Napoleon nicht aus dem Wege zu gehen braucht", sollte ein ernster Kriegshistoriker nicht niederschreiben. So umsichtig und thatkräftig dieser einzige Schlachtenfeldherr des modernen deutschen Heeres auch verfuhr, so selbständig er auch die ihm unklar gestellte Aufgabe bis zur äußersten Konsequenz entwickelte, so darf man eben nicht übersehen, daß die Richtung der II. Armee, also das eigentlich Entscheidende, ihm allerdings von Moltke vorgeschrieben war. Auch griffen die schönen Maßregeln des sächsischen Kronprinzen den verständnisvollen Befehlen Friedrich Karls schon vor. Dennoch bleibt bestehen, daß letzterer allein die verlorene Schlacht zu einem großen Erfolge umgestaltet hat durch die unbeugsame Sicherheit seiner Leitung seit 2 Uhr mittags, in klarer Erkenntnis der Sachlage und des nötigen zu erreichenden Zweckes.

Um $10\frac{1}{2}$ Uhr erhielt er den Befehl Moltkes, den feindlichen rechten Flügel zu umfassen, aber unter der falschen Voraussetzung, derselbe stehe bei La Folie. Von da ab hörte jede nähere Verbindung auf, kein neuer Befehl lief ein, sondern Friedrich Karl focht selbständig seine Schlacht bis zum Schlusse durch. Die Verhältnisse, die er fand, entsprachen nicht dem Wortlaut der Moltkeschen Anweisung. Und wenn auch Moltke den Grundgedanken gegeben hatte, so blieb derselbe doch ungar in der Befehlsform,

schattenhaft im Endzweck. Der Prinz aber erkannte sofort, daß es sich nur um völliges Absperren Bazaines von der Straße nach Etain nordwestlich handeln könne, und drängte daher schon um 12 Uhr, kaum daß man den Feind bei Verneville eingesehen, das sächsische Corpskommando, die Verbindungen Bazaines im Moselthal zu zerstören. Gegen 4 Uhr, wo die Gefechtslage reifer geworden, und um 6 Uhr sandte er nochmals dringende Befehle dazu. Vollends zeigten seine mündlichen Weisungen um 8½ Uhr abends, nach dem Fall von St. Privat, und am 19. früh 5 Uhr im Kreise der zu ihm bestellten Corpskommandos den prinzlichen Feldherrn als würdigen Abkömmling Friedrichs des Großen, wie denn die Hohenzollernfamilie in diesem vielverkannten genialen Manne eine ihrer bedeutendsten Imperatornaturen hervorgebracht zu haben scheint. In der genialen Auffassung der Sachlage kam der Prinz hier dem Chef des Großen Generalstabs zuvor und ordnete bereits an, was letzterer später genehmigte und dann etwas weiter ausbaute. Der Ruhm des Metzer Gesamterfolges geht in der Legende natürlich auf Moltkes Rechnung, aber die wirkliche That gehört dem Prinzen und ihm allein. (Vergl. G.-St.-W. II 682 und Anlage 23.)

Um 5 Uhr nachmittags erhielt Moltke die letzte Meldung von der II. Armee, deren Kampf sich unablässig weiter nördlich ausdehnte. Je weiter sich dieser Kanonendonner entfernte, wuchs Moltkes peinliche Ungewißheit. Erst nach Mitternacht erfuhr er die Siegesbotschaft von St. Privat und fühlte sich nicht länger als Geschlagener. Die Einwirkung des Oberstabschefs oder Höchstkommandierenden auf die gesamte Schlacht des 18. ist in direkter Hinsicht gleich Null. An die II. Armee hat er seit dem (infolge irriger Vermutung) unbrauchbaren Befehl von 10½ Uhr, auf Amanvillers umfassend vorzugehen, also zwölf Stunden lang keinen Befehl gesandt. Dies verschuldet mit die falsche Wahl des Hauptquartier-Standorts während der Schlacht, anfänglich weit hinten, später zu sehr nach rechts bei der I. Armee. Hoenig verbreitet sich schwerfällig über diesen Punkt, wobei das hohe Alter und der Mangel an Rüstigkeit bei König Wilhelm und Moltke ins Gewicht falle, und mißt dem viele Übel bei. Allein, die Vermutung dämmerte ihm wohl nicht, daß diese unbegreifliche Selbstlähmung Moltkes, wodurch jede übersichtliche Leitung ihm zwischen den Händen zerrann und die fünf Corps Friedrich Karls thatsächlich ihre eigene getrennte Schlacht bestehen mußten, vielleicht eine ebenso triftige wie leichte Erklärung findet. Erstlich hat Moltke nicht unbedingt an Entscheidungsschlacht an diesem Tage geglaubt, eben wegen der Ungewißheit über die feindliche Stellung, und zweitens scheint er thatsächlich den Schwerpunkt auf den Steinmetz'schen Heerteil gelegt zu haben. Denn nur so ist der Befehl erklärlich, vom Bois de Vaux, nämlich von der äußersten rechten Flanke her die Franzosen

anzugreifen. Daß Steinmetz diesen Moltke'schen Befehl von 10½ Uhr vormittags *nicht* ausführte, sondern nur einseitig in die Front von Gravelotte aus angriff, rechnet ihm Hoenig als schwerste Unterlassungssünde an. Nur deshalb sei hier nirgends ein Erfolg erzielt, weil die Moltke deutlich vorschwebende Umfassung nicht zum Ausdruck gekommen sei. Wir lassen dahingestellt, ob dies taktisch wirklich richtig gedacht. Doch zweifeln wir schier, daß ein Vordringen über Rozerieulles möglich gewesen, da hier vom andern Moselufer die Forts und dort postierte Gardebatterieen eine überwältigende Wirkung auf die deutsche Flanke üben konnten, sobald dieselbe vordringend in ihr Bereich geriet. Die französische Stellung war gerade hier außerordentlich stark. Ferner würde ein Zusammenziehen des VII. Corps gegen Rozerieulles notwendig die ausgedehnte Schlachtlinie des VIII. Corps geschwächt haben, so daß ein Vorstoß Leboeufs am Gehölz Genivaux viel Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Hingegen lud gerade in der Front die Mance-Schlucht ein, hier den Hauptangriff zu versuchen, da die waldigen Bodeneinschnitte dem Stürmer einige Deckung gewährten und der südwestliche Schluchtrand für Geschütze passende Stellung bot. Und gerade solche heftigen Frontalstürme würden den Zweck erfüllt haben, welchen das G.-St.-W. dem General Steinmetz zuschiebt: die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen. Wir gewinnen daher bei näherer Betrachtung den Eindruck, als ob auch Hoenig hier im Dunkeln tappe, wenn er Steinmetz' Hauptschuld eben darin sieht, daß er Moltkes Direktive einer Flankenumfassung nicht begriffen habe. Denn nur *dann* konnte Moltke darauf solchen Wert legen, wenn *hierhin* der entscheidende Accent gelegt werden sollte. Stimmt dies aber, so hat man bisher, wie Hoenig im übrigen auf S. 177 schon andeutet, die Aufgabe der I. Armee absichtlich entstellt und durch spätere Zuthaten verdunkelt, d. h. nach dem Gesamtverlauf jener von der II. Armee erzwungenen Entscheidung nachträglich zurechtgemacht. Denn Moltke hat dann augenscheinlich *gerade hier auf dem rechten Flügel* den Sieg gesucht und eben deshalb das Hauptquartier am Nachmittag dorthin verlegt! Und Hoenig selbst scheint der Entdeckung dieser Wahrheit, welche an Wahrscheinlichkeit gewinnt, je mehr wir sie betrachten, sehr nahe gewesen zu sein. Das Hauptquartier, schon von Flavigny um 2 Uhr nach Rezonville verlegt, ließ dort die große Armeereserve (das frische II. Corps) fürs erste verbleiben, doch verfügte offenbar schon darüber, daß es nach dem *rechten* Flügel rücken solle. Nun, gewöhnlich pflegt man die große Reserve nicht gerade nach *dem* Punkte abzuzweigen, wo man den Feind bloß hinhalten will! Um ½5 stellte Moltke sich nun direkt bei Gravelotte auf. Daher schreibt Hoenig (S. 175), es gewinne den Anschein, „als ob man *an die Entscheidung bei Gravelotte* geglaubt hätte und aus *diesem*

Grunde erſt den ſchlechtgewählten Standpunkt (Rezonville) verlaſſen, um der Entſcheidung ſelbſt nahe zu ſein".

Hoenig ahnt hier offenbar noch mehr, als er Wort haben will. Denn er fragt ironiſch, indem er die ungerechten Vorwürfe gegen Steinmetz im Generalſtabswerk entkräftet, deſſen falſche Darſtellung auch in chronologiſcher Hinſicht er ſchlagend nachweiſt: warum denn Moltke ſeit 12 Uhr, wo er die Weiſung ergehen ließ, Steinmetz möge nur „Artillerie zeigen", bis die II. Armee heran ſei, nie mehr etwas von ſich hören ließ?! Er hatte morgens 10½ Uhr befohlen, bei Gravelotte und Bois de Vaux anzugreifen; um 1¼ Uhr empfing Steinmetz die Belehrung, das „vereinzelte Gefecht bei Verneville" bedeute noch nichts, d. h. der „gleichzeitige" Angriff beider Heere müſſe noch verſchoben werden. Um dieſe Zeit aber wußte man bei der I. Armee ſchon genau, daß kein „vereinzeltes" Gefecht vorliege, ſondern das ganze IX. Nachbar-Corps hart bedrängt werde. Man trat alſo in die allgemeine Schlacht ein. Warum belehrte man denn Steinmetz, der ununterbrochen rechtzeitig über den Stand des Gefechts meldete, nicht darüber, was unter „gleichzeitig" zu verſtehen ſei? Warum hat er bis 5 Uhr nicht den leiſeſten Wink erhalten, wie doch das Generalſtabswerk S. 696 als Maßſtab ſeiner Aufgabe nachträglich betont, was unter „abwartendem Verhalten der Hauptkräfte" zu verſtehen ſei? Selbſt als Steinmetz um ½5 Uhr erklärte, er könne keine Fortſchritte machen, wenn nicht gegen den rechten franzöſiſchen Flügel etwas geſchehe — er glaubte wohl immer noch, die Stellung ende bei Amanvillers —, erhielt er keine Aufklärung. Warum? Weil das große Hauptquartier ſelbſt jede Leitung verloren hatte und ſich nach 5 Uhr von der II. Armee ſo völlig abgeſchnitten ſah, als ſechte dieſe größere Hälfte des deutſchen Heeres auf irgend einem andern Planeten. Um 6½ Uhr ermannte es ſich zu ſeiner einzigen direkten Willensäußerung an dieſem Tage: Der König befahl Steinmetz, indem er ihm das friſche II. Corps überwies, „alle noch verfügbaren Kräfte gegen die Höhen von Point du Jour in Bewegung zu ſetzen". Handelt man ſo, wenn man den Feind beſchäftigen will, damit der entgegengeſetzte Flügel, von welchem die Sorge des Gegners hierdurch abgezogen, leichter ſein Werk thue? Nein, ſo handelt man, wenn man gerade hier die Entſcheidung ſucht! Durch die ſpäteren Zurechtſtutzungen hat ſich freilich bisher noch jeder Kritiker blenden laſſen. So findet Boguslawski („Entw. d. Taktik" II 127) für Steinmetz' „verfrühten" Angriff nur die ſchwache Entſchuldigung: Das Hinhalten des Feindes müſſe früher oder ſpäter in ſolchen Lagen zum Feſthalten werden. — Allein, Steinmetz hat nicht verfrüht angegriffen, und vor allem, was uns das Wichtigſte: Ein bloßes Scheinangriffsverfahren war keineswegs beabſichtigt. Sondern man hat dies nachträglich, allen vorliegenden Weiſungen und Anordnungen

zuwider, als Plan dem Oberbefehl untergeschoben, um in die Verworrenheit einen Sinn zu bringen. Unstreitig beweist gerade Moltkes Betonen des Flankenstoßes, was laut Hoenig der arme Steinmetz nicht „begriff" (wir sprachen schon oben unsere Zweifel aus, ob dieser Flankenangriff wirklich den Verhältnissen entsprochen hätte), daß hier ernstlich angepackt werden sollte und daß somit ein Umfassen beider feindlichen Flügel in Moltkes Absicht lag. Nun versteht sich bei der heutigen Taktik die Umfassung in jedem Falle und an jedem Orte eigentlich ganz von selbst und man braucht von solch selbstverständlicher Absicht nicht ein Wesens zu machen, als ob es sich hier um eine tiefbedeutsame Idee handle! Wir haben aber schon an früherer Stelle betont, daß ein strategisches Umfassen beider Flügel sich schwerlich empfehlen dürfte, da hierdurch notwendig das Centrum zu arg geschwächt wird und man außerdem Gefahr läuft, seine Umfassungskraft auf zwei Punkte zu zersplittern, statt sie mit voller Wucht an einem strategisch wichtigsten Punkte einzusetzen. Um letzteren aber hat sich Moltke so wenig gekümmert, daß er, im Bann des örtlich nächstliegenden Standpunkts verharrend, sogar am 19. noch den König den historischen Schlachtbrief verfassen ließ, dessen Bericht dem Entscheidenden (Fall von St. Privat) nebensächliche und dem Geringwertigen höchste Bedeutung zumißt, vornehmlich den verfehlten Abendsturm der Pommern als Entscheidung betonend — ein Wahn, der selbst heute noch im Publikum spukt! Da liegt denn der Verdacht nahe, daß Moltke thatsächlich auf die Umfassung dieses feindlichen Flügels sich gesteift hatte. —

Die französische Stellung hatte eine Länge von 17000 Schritt; die Reserve stand 4000 Schritt entfernt dahinter.

Die Ausdehnung der deutschen Linie um 6 Uhr betrug 20000 Schritt, welche sich am Abend auf 16000 Schritt verengte, durch das Herumklappen des linken deutschen Flügels.

Der Aufmarsch geschah mit sicherer Methodik, gemäß dem Befehl Moltkes vom 17. um 2 Uhr mittags, Höhe von Flavigny. Das VII. Corps blieb stehen, das VIII. schwenkte rechts ein und diese Bewegung pflanzte sich dann bei der II. Armee fort, deren Abmarsch in Staffeln vom linken Flügel her erfolgte. Man marschierte also längs der feindlichen Front vorbei und hielt jedes einzelne Corps, sobald es den Feind vor sich sah. Da man über die Ausdehnung des feindlichen rechten Flügels von Stunde zu Stunde wechselnde Anschauung erhielt, so wurde die beabsichtigte Umfassung desselben nur ermöglicht durch immer weiteres Ausholen nach Norden. Hierbei trat eine Verschiebung des Garde- und XII. Corps ein, deren Kreuzung bei Mars la Tour erst um 9 Uhr morgens beendet war, was eine nachteilige Verzögerung für die Garde zur Folge hatte, weshalb sie ihren Auftrag zu

ſpät erfüllte, nach Amanvillers die Fühler auszuſtrecken und das IX. Corps zu decken. Dieſe traurigen Nachläſſigkeiten ohne erſichtlichen Zweck, welche noch das G.-St.-W. beſchönigt, hat Moltke in ſeinem Buche ſcharf gerügt. Auf dieſe Weiſe kam übrigens das Sächſiſche Corps anfänglich gleichſam in zweite Linie, links rückwärts der Garde, und es gehörte die eigene Entſchlußkraft des Kronprinzen Albert dazu, um ſo ſchnell und rechtzeitig die ihm zufallende Rolle zu übernehmen. Er ließ ſeine Kavalleriediviſion ſchon am 17. vorgehen, während die preußiſche ſich verſchnauſte, und trieb ſeine Avantgarde gegen Valleroy vor. Durch ſolch energiſches Auskunden war er daher bald in der Lage, den Befehl Friedrich Karls um Mittag, auf St. Marie vorzurücken, durch ſelbſtändiges Ausholen auf Roncourt zu verbeſſern. Dieſer Befehl, die Marſchroute eines ganzen Corps ändernd, verrät echtes Feldherrntalent, da man berechnen konnte, erſt ſpät abends werde dies Ausholen wirkſam werden, *ohne* dasſelbe aber werde überhaupt kein Erfolg zu erzielen ſein. Der Entſchluß des Kronprinzen Albert von 2 Uhr (G.-St.-W. 752) gelangte um 3 Uhr (G.-St.-W. 742) in Friedrich Karls Hände und mochte Letzteren wohl mit dem Hochgefühl durchdringen, daß zwei deutſche Fürſten diesmal als berufene Feldherren auftraten.

Nachdem wir nunmehr feſtgeſtellt, daß von einer Oberleitung am 18. Auguſt keine Rede war und jeder Anteil an den taktiſchen Vorgängen dem Hauptquartier entſchlüpfte, kommen wir zum letzten Endziel: Entſpricht der taktiſche Bankerott der Schlachtenleitung einem gleichen Verſagen der ſtrategiſchen Anlage?

Friedrich Karl gab 5½ Uhr morgens den zu ihm beſchiedenen Generalen mündliche Weiſungen, laut G.-St.-W. p. 682 nachſtehenden Inhalts am Schluß: „Der Feind iſt angeblich geſtern Abend *im Abmarſch auf Conflans* geweſen. Auch die geſtern im Bivouak bei Gravelotte beobachteten 3 Diviſionen werden vorausſichtlich abmarſchiert ſein, andernfalls aber vom General v. Steinmetz *angegriffen werden*, in welchem Falle dann das IX. Corps zunächſt zum Eingreifen kommen kann. Ob ſich aus dem Allen für die II. Armee eine Schwenkung nach rechts oder links ergeben wird, iſt noch nicht zu beſtimmen.“ In dieſen *mündlichen* Weiſungen findet ſich auch eingangs zum erſten Mal als ſchon „bisheriger Auftrag der II. Armee“ erwähnt, es gelte „den Feind von Verdun und Chalons abzudrängen“, wofür keinerlei *ſchriftliches* Zeugnis *vor* dem 18. abgedruckt werden kann; ſogar die Imperatorworte des Prinzen vom 18. abends und 19. früh, ähnlichlautenden Sinnes, werden uns nur als „mündlich“ erlaſſen mitgeteilt! Wir möchten alſo die Hiſtoriker der Zukunft darauf aufmerkſam machen, daß irgend ein ſchriftliches Zeugnis für den angeblich vorbedachten Metzer Plan *nicht* zu erbringen iſt, aus dem einfachen triftigen Grunde, weil er anfänglich gar nicht beſtanden hat und erſt nachträglich untergeſchoben wurde.

Deutsche Militärkritik bewundert natürlich den Aufmarschbefehl Moltkes als „klassisch". War der Feind im Abmarsch begriffen, so wollte man ihn anfallen und zur Schlacht zwingen; stand er noch bei Metz, so wollte man ihn von Nordwesten her nach Metz hineinwerfen; das Einschwenken, mit Vornehmen des linken Flügels, vereinte bewunderswert beide Zwecke. So lautet die offizielle Lobpreisung und das klingt ja recht schön. Wahr muß auch bleiben, daß Moltkes Befehl die Uridee des Tages, die Richtung des Erfolges, scharf und bestimmt skizziert hat. Aber mochte dies unter den obwaltenden Verhältnissen ein solches Kunststück sein?

Der linke feindliche Flügel stand noch am 17. Vormittags mit Nachhut westlich von Gravelotte, bei Rezonville. Das III. und X. Corps vermochten gegen ihn nicht mehr offensiv zu verfahren; dafür waren das IX. Corps rechts von Vionville und das VIII. Corps bei Gorze massiert. Steinmetz hatte dort schon bis abends enge Fühlung mit dem Feind, sein VII. Corps am Bois de Vaux. Es verstand sich also ganz von selber, daß letzteres am Feinde stehen blieb, das VIII. über Gravelotte vorrückte, das IX. nordöstlich von Rezonville sich entwickelte. Das XII. Corps hatte seine Vorposten gegenüber dem rechten französischen Flügel, wo besonders das IV. Corps gestanden hatte. Hier „fühlte" und „sah" man den Gegner nicht, in der Besorgnis, ihn durch Auskundung reizen zu können; doch trieb Kronprinz Albert seine Reiter nördlich gegen die Straße Conflans-Etain vor. Ohne sonderlichen Erfolg, siehe die Meinung des Oberkommandos noch am andern Morgen, daß Bazaine „angeblich gestern Abend im Abmarsch auf Conflans gewesen sei". Nun hatte aber schon bei Tagesanbruch des 17. dieser feindliche Flügel die Rückwärtsschwenkung vollzogen, 14 Kilometer von Bruville bis St. Privat, und stand schlachterwartend seit vorigem Nachmittag die Nacht hindurch dort fest. Der andere Flügel vollends hatte die 8 Kilometer von Rezonville bis Point du Jour schon mittags durchquert und bot abends den rekognoszierenden Stäben der I. Armee eine furchtbare Front.

Auch ein wenig geübter Heerführer hätte hier die Maßregel ergriffen, Steinmetz diesem Frontfeind gegenüber stehen zu lassen, da die Stellung bei Moscou ja die II. Armee überwachte und bedrohte, falls dieselbe den Hauptteil des französischen Heeres anfiel, der vermutlich nordwärts auf Briey oder Diedenhofen abgezogen war. Hier nimmt es schon Wunder, daß Friedrich Karl dennoch den westlichen Abmarsch auf Conflans voraussetzte, da die ihm bekannte südöstliche französische Stellung Verneville-Rozerieulles ja dann räthselhaft und sinnlos gewesen wäre, falls man sie als eine Art deckender Nachhut auffassen mochte! Außerdem dünkt uns wunderlich, daß obengenannte schmale Linie von höchstens 9000 Schritt

einem Techniker wie Moltke wahrscheinlich vorkam — als Stellungsraum für „125—150000 Mann", wie man laut G.-St.-W. die Franzosen schätzte!

Sprang aber die Unwahrscheinlichkeit dieser Stellung ins Auge, so mußte Moltke schon am 18. früh berechnen können, daß die französische Schlachtlinie sich weiter nordwärts ausdehne, und sein geübter Blick auf die Karte konnte ihm recht wohl St. Marie und St. Privat als notwendige Stützpunkte des rechten Flügels verraten, schon aus taktischen Geländegründen. Strategisch um so mehr, als dort die Straße nach Briey über Auboué sich abbiegt. Erriet er aber erst dies, was so nahe lag, so konnte auch nicht der geringste Zweifel über Bazaines Absicht obwalten, die Deutschen in dieser Schlachtstellung anrennen zu lassen. Alle Unklarheiten der Befehlführung, die am 18. so schwer sich rächten, schwanden hiermit. Thatsächlich aber haben die deutschen Hauptquartiere, siehe die obencitierten „mündlichen Weisungen" Friedrich Karls, an den Abmarsch Bazaines geglaubt, trotz der festgestellten Defensivlinie französischer Massen bei Moscou. So ergiebt sich denn das seltsame Bild, daß eine große Hauptarmee, am ersten Tage (16.) mit der feindlichen Hauptarmee sich mißt, am 17. ihre Gesamtmasse auf einem Fleck zusammenzieht, in nächster Fühlung mit dem langsam weichenden Feind, und am dritten Tage zu weiten Märschen ausholt, um die angeblich Abmarschierenden noch abzufangen, während die feindliche Gesamtmasse überraschend dicht vor ihr steht, zum Schlagen bereit! Die Kriegsgeschichte kennt keine ungünstigere Lage, nichts Ähnliches an Zeit- und Kraftverschwendung. Die äußeren Flügel beider Heere waren 16 Kilometer auseinander, also einen kleinen Tagemarsch unter normal ungestörten Verhältnissen. Das IX. Corps brauchte 6, die Garde 8, die Sachsen 10 Stunden Marsch, um die nötigen Angriffspunkte zu erreichen. Centrum und rechter Flügel standen seit 1 Uhr in heißem Kampf um die vorgesteckten Ziele, der Feuerkraft des französischen Gesamtheeres ausgesetzt, bis die Garde um 5 Uhr und die Sachsen fast eine Stunde später die Richtung auf ihr Angriffsobjekt einschlagen konnten! Man mag noch so viel zur Entschuldigung einer Schlachtentwickelung aus dem Aumarsch heraus anführen, die Theorie wird es unbedingt verwerfen müssen und der gesunde Menschenverstand sagt klar genug, daß man nicht seine frische Kraft in der größeren Hälfte des Tages zum Anmarsch vergeuden dürfe, um dann müde in der zweiten Tageshälfte gegen den ruhig wartenden ausgeruhten Feind den Entscheidungskampf aufzunehmen! Und wirklich wäre die Niederlage Bazaines gewiß verschärft worden, wenn St. Privat schon um 5 Uhr gefallen wäre, dessen Fall sich durch die Entfernungen der Umgehungsmärsche so lange verzögern mußte.

Die gegnerischen Linien bildeten einen Winkel, der sich innerlich berührte am Bois de Vaux. Liegt es nicht auf der Hand, daß Moltke dort

seinen Angriff durchzudrücken dachte? Alle von uns aneinander gereihten Thatsachen bringen uns zu dem Verdacht, daß man deutscherseits nicht an einen ernsten Hauptkampf der II. Armee gedacht hat. Eben deshalb wurde dort am 17. so arg durch fehlende Auskundung gesündigt, da sonst unbedingt Reiterei auf Anboué hätte vorgehen müssen, um wenigstens den vermuteten Abmarsch der Franzosen auf Briey festzustellen, da man im letzteren Falle doch jedes Gefecht dabei vermeiden konnte. Gerade weil die deutsche Oberleitung nichts erriet und nichts berechnete, auch weil der moralische Eindruck des Leichenfelds vom 16. ein ungünstiger war, verstrich thatenlos die unwiederbringliche Zeit am 17. und mußte der ganze Vormittag des Entscheidungstages erst geopfert werden, um überhaupt des Feindes habhaft zu werden, der doch ruhig und festen Fußes seit 24 Stunden auf seinem Platze stand, sich einbuddelnd und verschanzend.

Niemand ist allwissend. Aber von einem echten, genialen Feldherrn verlangen wir eben jene dichterische Vorstellungsgabe in divinatorischer Intuition, welche das Unsichtbare und Ungreifbare sieht und greift, die Situation sich klar veranschaulichend. In Erwägung der Umstände dürften Moltkes Operationsbefehle schwerlich die Ehrfurcht verdienen, welche noch Hoenig ihnen entgegenbringt, obschon nicht verkannt werden darf, daß aus ihnen der spätere Erfolg Friedrich Karls sich logisch entwickelt hat. Aber es waren Selbstverständlichkeiten, keineswegs das Ei des Columbus. Was richtig an diesem „Kunstwerk", war sehr einfach; was unklar und unsicher daran, zeugt von sehr geringer Kombinationsgabe. Napoleon hätte am 17. einfach Reiterei nach Conflans und weiter nach Aubous vorgetrieben; dann wußte er schon, woran er war, und konnte schon am Abend den Vormarsch auf St. Marie diktieren.

Hätte nicht der feldherrliche Kronprinz von Sachsen schon am 17. selbstständig in dieser Weise seine Kavalleriedivision verwandt und sich vermutlich schon damals seine eignen Gedanken gemacht — hätte er ferner nicht schon um 2 Uhr, abweichend von dem Angriffsbefehl auf St. Marie, die Umgehung über Roncourt gelenkt, so kamen selbst die verständnisvollen Befehle Friedrich Karls zu spät, und diese Entscheidungsschlacht des ganzen Krieges blieb verfahren von Anfang bis zu Ende.

Verringert sich somit auch die Anerkennung der strategischen Schlachtidee, so bleibt noch zu untersuchen, welchen Wert der berühmte Metzer Plan besessen habe, d. h. das Hineinwerfen Bazaines in die Festung. Dem Marschall war am 16. allerdings die Straße über Mars la Tour entrissen worden; die Straße über Conflans aber beherrschte er von Bruville aus noch vollkommen. Allein, dieser Abmarsch nach der rechten Flanke bot immerhin Fährlichkeiten. Blieb also, wenn er rückwärts nicht durch konnte

oder wollte, die Straße nordwärts nach Briey. Doch selbst diesen sicheren Ausweg, der bis zum 18. früh benutzbar blieb, gab er preis, denn die Straße befand sich bei St. Marie bereits im Kampfbereich der Deutschen, schloß sich also, falls sie die französische Stellung dort nach Osten abdrängten. Blieb ihm also nur noch die Straße nach Diedenhofen, die ziemlich senkrecht auf Metz zuläuft und in der Luftlinie einen spitzen Winkel mit Bois de Vaux bildet. Auch diese wollte ihm Friedrich Karl am 19. durch einen Stoß auf Woippy verlegen. Unnötig, denn sogar diese letzte Rückzugspforte verschmähte der Marschall, indem er einfach nach Metz aufs andere Ufer ging. Er hat sich somit geflissentlich jede Rückzugsstraße versperren lassen, die er an jedem der entscheidenden Tage benutzen konnte. Man nannte dies deutscherseits: unseren Absichten verblendet in die Hände arbeiten. Allein, wir wissen jetzt längst, daß dies wohlerwogene Absicht war, und Moltke spricht in seinem Buche (S. 38) geradezu die Absicht aus, nur „politische" Gründe hätten den Marschall schon am 16. zu dem Entschlusse gebracht, bei Metz zu verbleiben. Sobald wir aber erkennen, daß Bazaine freiwillig auf den Abmarsch nach Verdun verzichtete und in die angebliche Mausefalle Metz hineinging, zerrinnt die legendäre Bewunderung des Moltkeschen angeblichen Planes, ihn nach Metz hineinzumanövrieren, in eitel Dunst. Wir sehen ja aus den Befehlen Friedrich Karls am Morgen des 18. zur Genüge, daß ein solcher Plan gar nicht bestehen konnte, weil man Bazaine bereits nördlich nach Briey oder gar westlich nach Conflans entkommen glaubte, es also nur galt, die am 17. verlorene Zeit durch rasches Verfolgen dorthin wieder einzubringen. Erst am 19. früh entstand der Cernierungsplan, nachdem festgestellt, daß Bazaine sich cernieren lassen wollte!! (Vergl. übrigens G.-St.-W. I Schluß und II 920—23.)

Laut Telegramm des Marschalls von 2 Uhr mittags des 18. an Mac Mahon, scheint er sogar für seinen Rücken besorgt gewesen zu sein, wie Hoenig es auslegt. Doch kann man dies wohl auch so verstehen, daß er sich den Rückzug auf Diedenhofen freihalten und sichern wollte. Damals fabelte er auch von einer preußischen „Reservearmee" am rechten Moselufer, wo nur das I. Corps Manteuffel stand. Die charakteristische Folge und Gefahr jeder Defensive ist eben die Ungewißheit über die Angriffsrichtung des Gegners. Daß er also seine Reserve anfangs nahe an Metz hielt, entspricht seinem Gedankengange, die Deutschen müßten suchen, ihn von Metz abzudrängen. Allerdings trifft Hoenig unbedingt das Richtige, wenn er S. 28 folgert: „Der Marschall wollte weder von Metz abgedrängt noch in die Festung hineingeworfen werden, sondern lediglich in Verbindung mit ihr bleiben und, gestützt und angelehnt an sie, sich verteidigen und stärken." Allein, als nun am Abend des 18. die letzte Wahl an ihn

herantrat, ob er nicht dennoch einen ungeordneten Rückzug bei Nacht, gedeckt durch seine Reiterei, während die deutsche hier noch nicht brauchbar wurde, auf Diedenhofen antreten solle, zog er es dennoch vor, lieber „hineingeworfen" als „abgedrängt" zu werden und rettete sich nach Metz hinein. Also stand das Ziel, bei Metz zu bleiben, doch immer als bestimmend vor seiner Seele; seine Hoffnung, sich bloß anlehnen zu brauchen, die von dem Ausgang der Verteidigungsschlacht abhing, kam erst als zweite Rücksicht, welche der Taktiker in ihm auslöste. Als Stratege und Politiker drehte sich ihm alles um Behauptung von Metz. Wohl wahr, er hätte in der Richtung auf Gravelotte offensiv vorbrechen können, doch gesteht Hoenig selber zu, daß die Waldschluchten hier eine Offensive nicht begünstigten, sondern erschwerten. Und der napoleonisch großartige Gedanke, Metz sich selbst zu überlassen und sich auf dem rechten Moselufer auf die rückwärtigen Verbindungen der Deutschen zu werfen, Metz dann als Stützpunkt für seinen rechten (statt linken) „Flügel ausnutzend," verbot sich bei einem verantwortlichen General von selbst; ein Souverain hätte so handeln dürfen. Zudem konnte er befürchten, auf neue deutsche Reserven zu stoßen, bis ein eherner Ring ihn allseits von Metz abgedrängt und ihm vielleicht gar ein Sedan bereitet hätte. Ein Gleiches stand dem Abmarsch nach Norden im Wege, wo er, wenn rechtzeitig eingeholt, an die belgische Grenze gedrückt werden konnte. Und auch der ihm zugemutete Abmarsch auf Verdun sah nicht verheißungsvoll aus, wenn er ins Bereich der III. Armee geriet, ehe er Mac Mahon erreicht hatte. Man soll daher nicht die politischen Beweggründe Bazaines in den Vordergrund rücken, da auch rein militärische hier volles Gewicht hatten. In Anbetracht aller ihm drohenden Verlegenheiten, blieb es für ihn das Ratsamste, den Feind durch Defensivschlacht zu entkräften. Gelang dies in bedeutendem Grade, blieb ihm die Wahl, immer noch den Abmarsch nordwärts zu versuchen, diesmal ungestörter und wenig gefährdet. Doch glauben wir bestimmt, daß er trotzdem bei Metz verblieben wäre, angelehnt daran und auf beiden Moselufern drumherum operierend. Das Resultat des 18. war für ihn kein glänzendes, allein es sah sich französischerseits keineswegs so fatal an, wie die Deutschen, wenigstens die II. Armee, annahmen. Der Diakon Prinz Radziwill, der später nach Metz hineinging, hat bezeugt, daß die französischen Offiziere sich steif und fest für Sieger in den Metzer Schlachten hielten, trotz ihrer Rückzüge. Offenbar überschätzten sie sogar noch den deutschen Verlust; immerhin kosteten die Metzer Schlachten uns über 40000 Mann, während die Franzosen nur über 30000 einbüßten. Außerdem mußten aber die Gewaltmärsche der einzelnen deutschen Corps die Gefechtskraft derselben physisch vermindert haben. Dies alles hat Bazaine thatsächlich erreicht, also mit

seiner Absicht einen Erfolg errungen. Seien wir aufrichtig: Er ist im Grunde nicht strategisch, sondern nur taktisch gescheitert, insofern er die Stellung bei St. Privat für fester hielt als sie war, wenigstens gegen so ungewöhnliche Truppen wie die deutschen. Vor allem gab es dort keine „rückwärtigen Stellungen" (Brief an Canrobert, 10 Uhr morgens), auf die man sich nach dem Fall des Dorfes zurückziehen konnte, und hier lag gerade die Achillesferse der „uneinnehmbaren" Stellung. Unseres Erachtens irrt Bazaine auch, wenn er Canrobert vorwirft, nicht „in möglichst schmaler Front", wie ihm vorgeschrieben, gefochten zu haben. Im Gegenteil wäre es angezeigt gewesen, Roncourt und St. Marie viel stärker zu verteidigen.

Wir haben bis zum Überdruß erörtert, daß Bazaine nicht durch überlegene Feldherrnkunst Moltkes, wie die Legende will, nach Metz „hineingeworfen" wurde, sondern freiwillig auf den Abmarsch verzichtete. Jetzt erübrigt noch zu untersuchen, ob die Anordnungen des Großen Hauptquartiers den thatsächlichen Verhältnissen, nicht etwa dem erst am 19. untergeschobenen Cernierungsplan, entsprechen. Daß Bazaine am 17. weder westwärts noch nordwärts abgerückt wäre, selbst wenn er dies gewünscht hätte, beruht auf seinem totalen Munitionsmangel nebst Rücksicht auf Proviant, Verfuhrwesen, Kranke und Verwundete, was alles von Metz aus ergänzt und gebessert werden mußte. Doch konnte er damit bis 17. abends fertig sein, jedenfalls in der Nacht und am Morgen des 18. in bester Verfassung abrücken. Deutscherseits wurde dies allseitig angenommen, denn Moltke schreibt selbst auf Seite 48 seines Buches: die Meldung der sächsischen Kavalleriedivision, auf der Straße nach Etain sei nichts vom Feinde zu sehen, habe „jedoch nur" gezeigt, „daß am 17. die Franzosen den Abmarsch noch nicht angetreten hatten". Sie konnten also noch in der Nacht abziehen und, wie wir ja wissen, ging Friedrich Karl ursprünglich von dieser Ansicht aus. Es wird regelmäßig behauptet, die II. Armee habe bei ihrem Vormarsch den Feind in der Richtung zum Orne-Fluß auffinden und „stellen" können. Nun marschiert aber eine — notabene noch nicht geschlagene — Armee auf dem Rückzug naturgemäß schneller, als die verfolgende, welche aus guten Gründen immer in Schlagbereitschaft marschieren muß. Bei einem Vorsprung von mindestens 12 Stunden wären die Franzosen also gar westlich nach Etain entwischt, falls man sie bis zum 18. früh ungestört ließ, wie geschah. Nordwärts auf Briey aber hatte der französische rechte Flügel, der schon am 17. nachmittags bei Montigny la Grange und St. Marie Lager bezog, bis wohin die Deutschen am 18. noch viele Kilometer in der Richtung auf St. Ail zurücklegen mußten, einen Vorsprung von mindestens 24 Stunden und zwar nördlich geradeaus, ohne wie auf der Straße nach Etain in der Flanke bedroht zu sein! Der linke Flügel, dessen Überführung auf die

Straße nach Briey Schwierigkeiten gemacht hätte, konnte ja über Woippy die Straße nach Diedenhofen benützen; diese Teilung war nicht gefährlich.

Wir halten es somit für erwiesen, daß Bazaine *nicht mehr* eingeholt und an der Orne oder an der belgischen Grenze zum Schlagen gebracht werden konnte, daß er somit *seine Vereinigung mit Mac Mahon ohne besondere Fährlichkeiten vollzogen haben würde*. Im Lichte der späteren *Kapitulation* gesehen, könnte ein Unkundiger also, trotz allem früher Gesagten, den Abmarsch Bazaines für heilsam erachten, obschon auch die Vereinigung mit Mac Mahon, dazu gerechnet die mißliche Verwirrung und Ermüdung jedes Rückzugs, nur die Vereinigung der drei deutschen Heere nach sich zog, deren Übermacht die Franzosen nur um so *sicherer* nach Paris hineingestoßen hätte. (Franzosen inklusive Vinoy 300 000, Deutsche inklusive IV. und VI. Corps und Reservedivision Kummer 400 000 Streiter.) Bazaine jedoch *wollte* eben nicht abmarschieren aus politischen Gründen und aus allgemeinen militärischen Gründen, die wir sattsam erörtert haben. Außerdem aber — und das ist zur Beurteilung der *deutschen* Heeresleitung maßgebend — konnte er unmöglich an eine so heillose Unthätigkeit glauben, wie die Deutschen am 17. sie bewährten. Er *mußte* daher mit Bestimmtheit voraussetzen, daß man ihm auf den Leib rücken und seinen Abmarsch möglichst belästigen werde. So kommt es im Kriege vor, daß man die Gunst des Glücks verscherzt, weil man dem Feinde mehr zutraut, als er will und kann.

Daß aber am 17. die Deutschen sich ohnmächtig fühlten, weiteres fürs erste zu unternehmen, geschweige durchzusetzen, daran trägt doch lediglich die halbkreisförmige Verzettelung der Corps die Schuld, sowie die Überhastung von Anfang an. Der unnütze Frontalstoß von Steinmetz bei Saarbrücken hatte naturgemäß den rechten Flügel der Deutschen zu weit vorgebracht, in Folge dessen derselbe am 14. am rechten Moselufer schon an Metz heranstieß. Man traf die Franzosen dort scheinbar im Begriff, aufs andere Moselufer abzurücken, was beiläufig nicht den vollen Abmarsch nach Westen, sondern nur einen taktischen Stellungswechsel zu bedeuten brauchte. Unter schwersten Opfern wurde der Feind „festgehalten", ohne jedoch den Abmarsch selbst irgendwie verhindern zu können. Im Gegenteil blieb der rechte Flügel (I. und VII. Corps) jetzt südöstlich vor Metz festgebannt. So mußte denn die II. Armee das Abfangen Bazaines *allein* übernehmen, obschon sie natürlich, in Folge des verfrühten Losbrechens der I. Armee, noch nicht auf deren Höhe angelangt war und daher in endlosem Marschbogen südlich ausholen mußte. Wie am 14. nur der rechte Flügel *zum Teil* (3 Divisionen von 6) gegen die Hauptmasse des französischen Heeres verblutete, so am 16. das Centrum (III., IX., X. Corps) *zum Teil* (7 Brigaden von 12)

gegen das ganze französische Heer. Jetzt hätte als logisch nur noch gefehlt, daß auch der linke Flügel (Sachsen und Garde) am 17. früh schon so westlich herumgeschwenkt wäre, um das angeblich auf Conflans abziehende französische Gesamtheer allein anzufallen! Natürlich weit abwärts, etwa bei Parfondrupt! Dann hatten sich nacheinander sämtliche deutsche Corps in Einzelkämpfen gegen die feindliche Masse abgequält und abgenutzt, und für die Verluste flossen ja die Reserven (II. und IV. Corps) nach! „Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode."

Die grausame Ironie obiger Worte läßt sich nicht durch die Lehre ablehnen, daß ein strategischer Zweck — hier: den Abmarsch zu hindern — selbst mit taktischen Einbußen nicht zu teuer erkauft werde. Man wußte ja von Bazaines Absichten absolut nichts, konnte also die strategische Lage nicht so schlankweg von einem vorgefaßten Standpunkt aus beurteilen. Vor allem aber soll man gerade eine rein strategische Operation stets mit vereinter Kraft ausführen, zur Schlacht „jedes Bataillon heranbringen", wie Napoleon sagte. Denn gerade wenn und weil man keine sonstigen taktischen Rücksichten nimmt, wird man taktisch meist keine günstige Lage finden und muß sich daher auch auf das Scheitern des strategischen Planes gefaßt machen, falls man sich die Aufgabe noch erschwert. Das Erschwerendste aber ist das Nicht-Versammeln aller irgend verfügbaren Kräfte, da eine rein strategische Absicht fast immer taktisch nur durch Übermacht zu erzwingen ist. Außerdem befiehlt landläufige Strategie, am entscheidenden Punkte immer stärker zu sein als der Gegner. Denn, wie Bonaparte und Moreau gesprächsweise vereinbarten: „es ist immer die größere Masse, die die kleinere schlägt". Immer? Nein, allerdings hier nicht! Die unübertreffliche Tüchtigkeit des deutschen Soldaten machte alles wieder gut, was die oberste Führung verdarb. Jede andere Truppe der Welt wäre bei Spichern, Colombey, Vionville gänzlich geschlagen worden, wie auch keine andere Truppe jemals St. Privat weggenommen hätte. Mit solchen Mannschaften kann man die Welt erobern und nur das vielgeschmähte Heer des zweiten Empire war fähig, ebenbürtig damit zu ringen. Denn auch die Thatsache, daß die Besatzung von St. Privat noch eine Stunde lang nach der Erstürmung im Dorfe sich hielt gegen die Berserkerwut der norddeutschen Garde-Hünen, steht künftigen Geschlechtern als Beispiel hohen Soldatentums vor Augen.

Aus dem Münchener Kunſtleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Den Beſchluß der Wintermuſikzeit hat die königliche Akademie am Palmſonntag mit einem Konzert gemacht, dem durchaus der Stempel klaſſiſcher Größe aufgeprägt war. Das Programm umfaßte nur zwei Nummern: Händels Cäcilien-Ode und Beethovens neunte Symphonie. Die Ausführung des orcheſtralen wie des vokalen Teiles dieſer in jedem Betrachte monumentalen Werke erſten Ranges ließ nichts zu wünſchen übrig. Wenn als mitwirkende Geſangskünſtler Herr Vogl und Frau Weckerlin genannt werden, ſo iſt damit das höchſte Lob ſchon ausgeſprochen, und was die künſtleriſche Leiſtungsfähigkeit des Münchener Hoforcheſters anlangt, ſo wüßten wir nicht, ob es nicht geradezu als Geſchmackloſigkeit oder eher als journaliſtiſche Naivetät bezeichnet werden müßte, an den weltbekannten Ruf dieſes vorzüglichen Inſtituts noch Lobesphraſen zu knüpfen. Das Nämliche gilt von dem längſt bewährten Dirigenten Fiſcher, der als Leiter klaſſiſcher Muſikwerke zu den erſten Kapellmeiſtern zählt, die Deutſchland heute mit Stolz die ſeinen nennt. Nun will ich aber hinſichtlich der Beethovenſchen Neunten mit vollkommener Unbefangenheit eine Nuance meines perſönlichen Empfindens entſchleiern, womit ich mich bei allen orthodoxen Muſikfreunden wohl um allen Kredit bringen werde. Aber zur Not kann ein richtiger Menſch wohl ohne Kredit, aber niemals ohne rückſichtsloſe Wahrhaftigkeit gegen ſich ſelbſt leben. Alſo ſei's darum: ich kann den Tropfen Ketzerblut in meinem gläubigen Gemüte nicht überwinden — Beethoven ſei mir gnädig: der Schluß mit dem ſchwerfällig-ſchwülſtigen Freudenlied ſeiner Neunten wird von mir nicht mehr als eine Erhöhung der vorausgegangenen unvergleichlichen Inſtrumentalſätze, ſondern als ein minderwertiges Anhängſel empfunden. So oft ich die Neunte hörte — und ich habe im In- und Ausland keine Gelegenheit verſäumt, ſie zu hören, mit Andacht und Inbrunſt zu hören, zweimal allein in Paris unter Lamoureux und dem unvergeßlichen Pasdeloup — jedesmal derſelbe mit den Jahren ſich ſteigernde Eindruck: der Schlußſatz zeigt trotz aller Gewalt und Schönheit in einzelnen Zügen nicht Beethoven auf ſeiner vollen Höhe — es iſt ein Verlegenheitsſchluß, eine künſtleriſche Not zur Tugend gemacht. Die Wagnerianer mögen mich totſchlagen, der Meiſter überzeugt mich mit ſeiner an ſich wundervollen Interpretation des Schluſſes dieſes Beethovenſchen Geniewerkes nicht mehr. Bei der letzten Palmſonntag-Aufführung bin ich vor dem Schluß gegangen, weil ich den herrlichen Beethoven mit einem ungetrübten Eindruck, mit ſelig ſchwingender Seele verlaſſen wollte. Ich kann das Lied an die Freude in der Beethovenſchen Kompoſition nicht mehr hören.

Nach dieſem letzten Akademie-Konzert erſchien unſer Heinrich Porges, der nie genug zu rühmende, mit ſeinem Chor-Verein auf dem Plane, um die Frühlingsweltzeit einzuſingen und zu weihen. Winterſtürme weichen dem Wonnemond, wo Porges muſizieren läßt. Ein Porgesſches Chor-Vereins-Konzert iſt allen wahren Kunſtfreunden ein erſehntes Ereignis. So war auch diesmal der große Muſeumsſaal bis zum Erſticken überfüllt, und auf der letzten Stuhlreihe hatte Hans v. Bülow als Gaſt mit ſeiner Familie Platz genommen, eingekeilt in fürchterlicher Enge, und tapfer ausgehalten von der erſten bis zur letzten Note und darüber hinaus bis zum Verhallen des Beifallsjubels,

der dem Musikdirektor Porges zeigte, wie sehr er durch seine herrlichen Kunstgaben alle dankbaren Herzen verpflichtet. Das Konzert wurde eröffnet mit der Bachschen Motette „Ich lasse dich nicht" für Doppelchor, ein Werk, in welchem Innigkeit und Kraft der Empfindung sich mit der künstlerischen Fülle und Schönheit des Ausdrucks und der persönlichen Eigenart des Gläubigen und Künstlers aufs Glücklichste verschmelzen. Dann folgten vier Wanderlieder von Uhland, in Musik gesetzt von Julius Kniese, die sich in ihrer vollströmenden Weise recht gut nach dem großen Sebastian hören lassen konnten. Was hierauf folgte, war eine Reihe von Perlen neudeutscher Liedeskunst, eine kostbarer als die andere: drei Duette für Sopran und Bariton (aus op. 4 und 6) von Peter Cornelius, sehr gut vorgetragen von Fräulein Dreßler und Herrn Gura, zwei Lieder von Richard Wagner aus seiner schweren Pariser Zeit: „Schlaf, holdes Kind" und „Die Erwartung", hinreißend gesungen von Fräulein Dreßler; sowohl in dem süß Mütterlichen wie in dem stürmisch Temperamentvollen der Liebesleidenschaft traf die Sängerin in überwältigender Vollkommenheit den richtigen natürlichen Ton. Der Beifallssturm legte sich erst, als die eminente Künstlerin das zweite Lied wiederholte. Nach dem Intermezzo eines längeren Klaviervortrags (Stücke von Liszt — Petrarca-Sonette — Chopin und Weber) ausgeführt von dem vortrefflichen Pianisten Prof. Josef Giehrl, folgten vier Gesänge für Bariton von Peter Cornelius („Auf ein schlummerndes Kind" und „Auftrag") und Liszt („Die Vätergruft" und „In Liebeslust") von Eugen Gura mit tadelloser Meisterschaft vorgetragen, und zum Schlusse drei geistliche Chöre für gemischte Stimmen von Peter Cornelius: „Liebe, dir ergeb' ich mich", „Ich will dich lieben, meine Krone" und „Thron der Liebe", Werke, die in ihrem sechs- und achtstimmigen Satz schon so viele rein technische Schwierigkeiten bieten, daß nur hervorragend geschulte Sänger imstande sind, neben der sauberen und klaren äußeren Wiedergabe des polyphonen Themengewebes zugleich den tiefen gemütlichen Gehalt dieser Seelenergüsse edler Ton- und Versmeister zu erschöpfen und dem Zuhörerkreis wirksamst zum Mitempfinden zu bringen. Es giebt kein höheres Lob für den Porgesschen Chor-Verein, als die Versicherung, daß ihm die Lösung dieser Aufgabe in kaum zu übertreffender Weise geglückt ist. Damit ist zugleich die Stellung und Bedeutung dieses Vereins im Münchener Kunstleben fixiert: sie ist ersten Ranges. Doppelt wünschenswert wäre es daher, die Darbietungen desselben einem größeren Zuhörerkreis, als ihn der Museumssaal zu fassen vermag, zugänglich zu machen. Sollten sich in der reichen Kunststadt nicht die Mittel finden lassen, in einem der größten und akustisch besten Säle zu dem niedrigsten Eintrittspreis die Leistungen des Porgesschen Vereins den weitesten Kreisen in wahrhaft volkstümlichen Konzerten zugänglich zu machen? Welchen Erfolg hatte nicht der Volksbildungsverein mit seinen zwei versuchsweise veranstalteten Zwanzigpfennig-Konzerten im letzten Winter! Der große Saal vermochte die herbeiströmende Menge nicht zu fassen, Hunderte mußten wieder umkehren. Und es gab da doch nur einige klassische Kleinigkeiten für Klavier und Streichinstrumente zu hören. Aber so dankbar ist das Volk für jede ihm erreichbare gute Gelegenheit, aus dem Reiche der schönen Künste jene hehren Offenbarungen zu vernehmen, welche bei der heutigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung nur den mit Mammon reich Gesegneten zugänglich zu sein pflegen. Wann werden wir einmal so weit in sozialer Erkenntnis und christlicher Empfindung vorgeschritten sein, wir Klugen, Gebildeten und Eingebildeten des modernen Staates, daß wir die Kunst nicht mehr als Luxus für den schwersten Geldsack, sondern als Seelenbrot für jedermann spenden, der herzliches Verlangen danach trägt, er sei reich oder arm an irdischem Gut, er gehöre zu einem Stande oder einer Partei oder einer Kirche wie er wolle? Warum lassen wir das Gemüt des Volkes viel billiger und schlechter

Biermusik, in Tingeltangeln und ähnlichen korrupten Spekulationsjuxanstalten veröden und verblöden? —

Das Theater am Gärtnerplatz hat am 20. April ein neues „Original-Volksschauspiel", wie es ausdrücklich auf dem Zettel genannt wird, „Der Musterhof" von Richard Manz (Mitglied des Theaters) und Hans Loherstorfer (Kaufmann und Schriftsteller) mit Erfolg zur ersten Aufführung gebracht. Die Handlung spielt zur Abwechslung einmal nicht im Hochlande, sondern in einem Dorfe Niederbayerns. Erste Originalität. Die Figuren haben nicht, wie in den bayerischen Volksstücken üblich, einen Stich ins Sentimentale, sondern ins Verzwickte, wenn nicht Verrückte. Zweite Originalität. Die ländlichen niederbayerischen Schönen schwärmen für den „Fortschritt der neuen Zeit" und rempeln die dickschädeligen Bauern mit modern-wissenschaftlichen Phrasen an. Dritte Originalität. Martin Reiner, genannt der „Hunger Martl", ist in den ersten drei Akten ein vollkommener Trottel oder Depp, zwischen dem dritten und vierten Akt wird er von einem Stadtdoktor kuriert, so daß er im fünften Akt als Maschinengott auftreten, den Bösewicht entlarven und die Liebenden vor dem Standesamt, das nicht im Gemeindehaus, sondern unter freiem Himmel arbeitet, vereinigen kann. Vierte Originalität. Der Musterhofbauer Werner ist ein gelehrter Mann, der das eleganteste Hochdeutsch spricht, das man nur auf einer Bühne hören kann, jeder Zoll ein vollendeter Bildungsmensch des modernsten Maschinenzeitalters, dabei ermöglicht er jedoch unter seinem Gesinde so patriarchalische Gefühle und Verhältnisse, wie solche kaum in der romantischsten Biedermeierzeit bestehen mochten. Fünfte, aber noch lange nicht die letzte Originalität dieses niederbayerischen Volksschauspiels. Also, am Leben der Wirklichkeit gemessen, nichts weniger als eine echte, durch das Temperament eines Wahrhaftigkeitsdichters gesehene und nachgestaltete naturalistische Bauernkomödie. Ein Gemengsel von Echtem und Falschem, Naivem und bühnentechnisch Erklügeltem, Geradem und Schiefem. Aber da und dort eine frische Scene von packender Kraft und durchweg Aktschlüsse von flotter Wirkung. Die Inscenierung meisterhaft. Gespielt wurde auf der männlichen Seite vorzüglich — Herr Neuert bot als Hunger-Martl eine genlale Type seiner bekannten Specialität — auf der weiblichen Seite wurde stark in Puppenkomödie gemacht, d. h. die verehrlichen Damen waren in Kleidung und Gehaben, Geste und Gang nichts weniger als niederbayerische Dirndeln von echtem Schrot und Korn, sondern aufgeputzte, aufgeschminkte und salonbauernhaft zugerichtete Phantasiegeschöpfe, denen man die Komödiantinnen konventionellen Stils auf hundert Schritte ansah und anhörte, also ohne jede zureichende Fähigkeit, den Zuschauer kunstgerecht zu illusionieren.

Wenn wir von Fräulein Meittinger, dem verhältnismäßig urwüchsigsten Talent, und von Fräulein Noris, die ihren Gestalten immer noch künstlerische Physiognomie von einem gewissen modernen Reiz aufzuprägen vermag, absehen, hat das Gärtnertheater zur Zeit keine einzige Schauspielerin, die durch Frische, Originalität und starken Findergeist über das Durchschnittsmaß der Begabung hinausragt. Alle diese Weibchen wollen weniger charakteristisch, als pikant, gefällig, verführerisch aussehen und offenbaren damit nur, daß ihre feminine Eitelkeit größer ist, als ihre künstlerische Begabung. Fräulein Amalie Schönchen war die letzte bedeutende Schauspielerin von Eigenart und Wagemut, die das Gärtnertheater besessen.

Überhaupt will mir scheinen, daß in München die Entwickelung der Schauspielkunst mit der Entwickelung der übrigen Künste nicht Schritt gehalten habe. Als Herr Possart jüngst in einem sechsabendlichen Gastspielcyklus am Hoftheater seine weltbekannten Effektrollen vorführte, merkte man ganz deutlich, daß sich in den sechs Jahren seiner Abwesenheit nichts, aber auch garnichts verändert habe. Er war der alte Virtuos, als

welcher er München verlassen hatte, unverändert geblieben, und seine Mitspieler gaben den nämlichen Rahmen, ohne jede künstlerische Überraschung durch irgendwelchen neuen Zuwachs. Eine stille, stehen gebliebene Welt.

Und das ist auch gar nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß die Entwickelung der Schauspielkunst an die Entwickelung der dramatischen Dichtung gebunden ist von uralters her, und daß die Schauspielerei nur an neuen schauspielerischen Aufgaben, die ihr eine neue Poesie stellt, sich lebendig erhalten und in kräftiger Safterneuerung fortschreiten kann. Verschließt sich die Bühne den neuen dichterischen Idealen, sinkt sie, wie Max Bernstein sich treffend ausdrückt, zu einer „Huldigung an die Vergangenheit" herab oder verknöchert im „Dienst der Gegenwart", dem Alltagspublikum zu billigem Gefallen, statt an die „Vorbereitung der Zukunft" zu denken, so verliert sie mit der Luft zugleich die Kraft zu höheren Zielen.

In einem solchen Dekadenz oder Ermattungs Stadium verwandelt sich der Schauspieler in einen einfach handwerksmäßigen Rollendarsteller (das Gegenteil von dem dichterisch-schöpferischen Gestalten-Verkörperer), der einzig und allein auf die Bühnenwirkung, auf Augenblickserfolge hinarbeitet, d. h. auf komödiantischen Effekt spielt. Damit ist der ideale Mensch großen Stils so gut wie der charakteristische Wirklichkeitsmensch von der Bühne verschwunden und der Schauplatz der weltbedeutensollenden Bretter wird von den Puppen, den homunculis theatralicis mehr oder weniger virtuos belebt, zur großen Befriedigung der auf ihre „Fächer" eingeschworenen und eingepaukten Künstler und ihres anspruchslosen Publikums. Und diese große Befriedigung ist ohne große Anstrengung zu haben, denn im Grunde spielen diese fachkünstlerischen Herrschaften, die „Salondame", der „Bonvivant", die „Naive", die „Heroine" u. s. w. u. s. w. nur sich selbst, ihre eigene liebe Persönlichkeit in wechselnden Maskeraden, und das gute Publikum hat kein größeres Maß von Aufmerksamkeit, Grütze und Nachempfindung aufzuwenden als im Zaubersalon eines Taschenspielers. Es handelt sich nicht mehr um schwere Kunst, sondern um angenehme Kunststückchen, um Theatralik.

In einem solchen Dekadenz- oder Ermattungs-Stadium, wie ich's oben nannte, sind Schauspieler wie Possart, Barnay, Sonnenthal u. a. natürlich große Künstler. Ich unterschreibe Wort für Wort die Charakteristik, die Heinrich Hart von Sonnenthal entwirft, denn sie gilt von der ganzen Gattung dieser Bühnengrößen: „Was die bloß theatralische Darstellung an starker äußerer Wirkung hervorzubringen vermag, das leistet sein Spiel im höchsten Grade. Jeder Zug in Augenaufschlag, Handbewegung, Mienenspiel ist genau auf seine Wirkung berechnet, und ebenso jeder Ton des weichen Organs, niemals wird das Auge des Zuschauers durch eine allzuhastige Bewegung, niemals das Ohr durch einen grellen Schrei verletzt. Der Darsteller wahrt stets jene vornehme Ruhe, wie sie nur auf dem Theater, im Leben höchstens als Ausnahme möglich ist. Und das Publikum überkommt von der Bühne her ein Gefühl unendlicher Sicherheit; es folgt den Einzelheiten des Spiels wie den Vorführungen eines gewandten Zauberkünstlers, es empfindet mit Behagen, daß der Darsteller niemals einen faux pas machen wird, und mit wohligem Staunen verfolgt es all die kleinen Kunststücke, aus denen der Künstler seine Rolle zusammenbaut, so offen und durchsichtig, als wolle er sagen: Passen Sie auf, Verehrteste, so wird es gemacht, und doch wird's mir keiner nachmachen können. Aber auch die Grenzen der Wirkung, die diese Darstellungsweise zu erzielen vermag, treten bei Sonnenthal klar zu Tage. Im Grunde genommen spielt er immer sich selbst — ob er nun den Bolz in Freytags „Journalisten" oder den „Grafen Waldemar" oder den wahnsinnigen Lord in dem alten Vexierstücke „Wahn und Wahnsinn" agiert; jedesmal wiederholen sich die Schattierungen des Mienenspiels

und die berückenden Anschwellungen der Stimme in gleicher Weise. Und niemals kommt der Zuschauer zu der Illusion, einen lebendigen Menschen, wirkliches Leben auf der Bühne zu sehen; stets bleibt ihm gegenwärtig, daß er nur eine Rolle sieht. Und so kommt es, daß man von Sonnenthals Darstellung, z. B. dem Spiel in „Wahn und Wahnsinn", äußerlich bis in alle Nervenspitzen hinein erschüttert werden kann — und zugleich innerlich über die Wahrheit der Rolle *lächelt*."

Lächelt! Im heutigen München kaum. Ich habe gefunden, daß man bei uns dieses vieux jeu wieder krampfhaft ernst nimmt, ernster, als für den kritischen Sinn eines Isarathener gut ist.

Daraus erklärt sich auch, daß die dramatisierte Erzählung von Adolf Wilbrandt „*Der Lootsenkommandeur*" bei ihrer Erstaufführung im hiesigen Hoftheater am 27. April eine so warme Aufnahme finden konnte. Dieses rührselige Konflikts- und Zufallsstück mit seiner dürftigen, gleich auf den ersten Schlag durchsichtigen Handlung steht weit unter den älteren dramatischen Arbeiten Wilbrandts. Helmuth Nordmann, der Lootsenkommandeur der Rettungsstation an einem kleinen deutschen Ostseehafen, widmet seiner bildschönen aber von einem dämonischen Taugenichts verführten, in Schande, Not und Tod getriebenen Schwester einen schwärmerischen Kult. Der opferfähigste, gütigste Mensch, wandelt ihn der Haß in einen blindwütenden Berserker, wenn er jenes Elenden gedenkt und er schwört ihm höllisches Verderben, sollte er ihn je in seine Fäuste bekommen. Das wird sich freilich nicht leicht machen, denn der betreffende Herr lebt als reicher, angesehener Kaufmann in Mexiko. Das alles erfahren wir erzählungsweise in der ersten Scene aus einem Gespräch zwischen dem Lootsenkommandeur und dem Doktor Fritz Döring, der gekommen ist, um den mit zwei Töchtern gesegneten Nordmann um die Hand seiner Jüngsten zu bitten. Kaum ist die Sache zu größter Befriedigung aller Beteiligten erledigt, so ertönen Hilferufe von der heftig tobenden See her und der Lootsenkommandeur muß schleunigst seines Rettungsamtes walten. Unterdessen erscheint die älteste Tochter, die hyperromantische Korallina, eine mystisch angeflogene Senta-Natur, auf der Bildfläche, und hält merkwürdige Monologe, um vor den Zuhörern ihre Seele zu entschleiern. Inzwischen wird der gerettete Schiffbrüchige ins Nebenzimmer geschleppt. Bald ertönt von daher die berückende Melodie eines alten Liebesliedes auf dem Klavier, Korallina lauscht wie hypnotisiert und singt traumverloren die Schlußworte mit. Die Thür geht auf, der gerettete musikalische Fremdling tritt in Gestalt eines schwärmerischen schwarzäugigen und schwarzgelockten Jünglings herein in dezentem Negligé, verwundertes Anstarren, blitzartiges gegenseitiges Verlieben — und prompter Hinauswurf mit Donner und Doria, denn der Herr Papa entdeckt in dem netten jungen Herrn keinen Geringeren, als den Sohn seines bestgehaßten Feindes in Mexiko. Damit schließt der erste Akt. Der zweite Akt bringt die Flucht der Korallina mit dem Mexikaner und den Hinauswurf des Doktors Döring, der bei dem Lootsenkommandeur im Verdachte steht, das Liebesabenteuer begünstigt zu haben. Der dritte Akt zeigt Verzweiflung auf der ganzen Linie, bis sich plötzlich alles in helle Freude auflöst, da der Kommandeur aus dem Mastkorb eines gescheiterten Schiffes in Nacht und Nebel keine Geringere herabholt, als seine unvergeßliche Korallina, die heim wollte, um den Segen des Vaters für eine korrekte eheliche Verbindung mit dem als brav und treu befundenen Mexikaner zu erflehen. Doktor Fritz Döring, der vollkommene Biedermann und Schwiegersohn, erhält schließlich auch vollkommene Genugthuung für den erlittenen Hinauswurf u. s. w. Diese rührsame Geschichte war sehr wirksam inscenieret und wurde fast durchweg auch sehr wirksam gespielt. Herr Schneider, dem die Titelrolle ausgezeichnet lag, gab eine seinem „Erbförster" und

seinem Pastor Flrle in „Die neue Zeit“ ebenbürtige Gestalt; Herr Keppler als Doktor Fritz Döring hatte gegen den Schluß einige tüchtige Momente, war aber doch zu schwächlich und fast weinerlich, wo er erschütternd gefühlvoll und tief sein sollte, seine Vorliebe für die französische Schule hat ihm den Weg in die deutsche Empfindungs- und Gemütswelt von ursprünglicher Überzeugungsgewalt nun schließlich doch verrammelt, wie es scheint. Deutsche Schlichtheit und Pariser Glanzlack sind eben Wesensgegensätze. Von den weiblichen Rollen — Rollen! — interessierte noch am meisten die von einer stark begabten Anfängerin (Fräulein Hofmann) gespielte Korallina, aber auch hier ist der Dichter nicht imstande gewesen, der Darstellerin mehr als das Schablonen-Gemisch von Phantastik, Träumerei, Wildheit und Sentimentalität in backfischlicher Vereinigung zu geben, statt einer lebensechten Mädchenindividualität. Kurzum, der Dichter blieb hinter seiner Aufgabe zurück, und es ist mit den Schauspielern nicht zu hadern, wenn sie auch nicht über ihre aitgewohnten Rollen hinauskamen. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Das Ewiggestrige. Keine Witterung von Morgenluft. Wilbrandt ist alt geworden, also kann er auch nicht als Verjünger wirken.

Anders rumort es in der Münchener Künstlergenossenschaft, wo das Moderne nicht nur im Künstlerischen, sondern auch im Geselligen und Ausstellungsmäßigen nach Freiheit vom Bann des Alten, nach neuen Ausdrucksmitteln und Lebensformen ringt. Die neue Seele will sich einen neuen Leib bauen. Da vollzieht sich ein Entwickelungsgesetz — die Scheidung der Jungen von den Alten war also nicht mehr aufzuhalten. Ob alles dabei so reinlich und zweifelsohne im Komplex der Motive war, ist eine andere Frage. Ich werde in einem nächsten Bericht auf den Vorgang zurückkommen.

In der Neumannschen Kunsthandlung hat die erste Ausstellung des Vereins deutscher Aquarellisten stattgefunden. Der Hervorragendste, neben Liebermann und Skarbina, war Hans v. Bartels mit seiner großartigen „Sturmflut“.*)

Leipziger Theater.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Das Leipziger Stadt-Theater schläft gegenwärtig; — hoffen wir wenigstens, daß es ein Dornröschen-Schlaf sei, von dem es umfangen, und daß über kurz oder lang irgend ein Prinz Wunderhold erscheinen möge, der es erwecke zu neuem, lenzfrohem Leben.

Wenn ich sage, das Leipziger Theater schlafe, so meine ich das nicht äußerlich, das versteht sich von selbst, sondern geistig. Nein, äußerlich herrscht reges Leben und Treiben. Es wird viel, ja sehr viel gemimt: täglich in zwei Häusern, den Winter über sogar stellenweise in dreien! Die von der Direktion beschäftigten, zum Teil sehr tüchtigen Kräfte können sich also keineswegs über allzugroße Muße beklagen. Im

*) Unsere Zeitschrift hat schon vor sechs Jahren das Bild des Künstlers gebracht und ihm einen ersten Platz in der modernen Kunst eingeräumt. D. Sch.

Gegenteil, wenn man die Rollen- und Spielabende der einzelnen Künstler zählt, so muß man schon vor ihrer rein physischen Leistungsfähigkeit allen Respekt bekommen. Und doch gleicht diese ganze Geschäftigkeit einem Traumwandeln in längst ausgetretenen Geleisen, in den Bahnen der Vergangenheit.

Von der neuen Zeit ist kaum ein Hauch zu verspüren, und der getreue Abonnent und tägliche Besucher des schönen Hauses am Augustusplatz wird aus seinen Theaterereignissen kaum erfahren, daß sich die Kunstanschauungen in den letzten Jahren total geändert haben; den großen Umschwung der Geister, der sich besonders auch auf dem Gebiete der dramatischen Kunst mit aller Macht zu bethätigen beginnt, den haben wir Leipziger einfach verschlafen. —

Zwar tönten natürlich auch in unsern Schlummer seiner Zeit die Trompetenstöße von Sudermanns „Ehre" hinein. Aber sie wurden für unser Bühnenleben nicht zum Weckruf. Sie verklangen traumhaft in Baron von Roberts „Satisfaktion", um bald wieder in die altgewohnten Tonarten der Wildenbruchiaden, Gottschalliaden und unterschiedlicher Berliner Possen hinüber zu modulieren — und das theatralische Leipzig legte sich aufs andere Ohr und schnarchte weiter.

Nur wie eine störende Brummfliege im friedlich stillen Schlafgemach surrte einmal, vor mehr als Jahresfrist, der unbequeme Name Henrik Ibsen auf — des struppigen Norwegers altbekanntes und wenigstens in seinem rührseligen, sadkonventionellen Schluß nicht allzusehr gegen alte, liebe Gewohnheiten verstoßendes Stück, „Die Stützen der Gesellschaft", war wieder ein paarmal aufgeführt worden —; doch auch dieser „peinliche" Brummer, der den Schläfern schon frech um die Nasen flog, kam wieder zur Ruhe, als der hochweise und für die seelische Ruhe seiner Pflegebefohlenen stets so besorgte akademische Senat der durch das Gesurr und Gebrumme jenes kecken Unholdes beinahe aufgeweckten Studentenschaft, von einer geplanten privaten Aufführung der „Gespenster" in väterlicher Weise abriet.

Seitdem blieb alles still und friedlich. — —

Es giebt demnach kaum etwas weniger Aufregendes, etwas Beruhigenderes, als einen Leipziger Theaterbericht; ein solcher wirkt darum auf unsere leider so nervöse Zeit wie ein heilsames Arkanum, wie schmerzstillendes Opium oder wenigstens wie süßlich-weichliche Fleur d'oranger.

Ich rate daher den jungen Dramendichtern, allzu feurigen Poeten, hypermodernen Gemütern und überhaupt allen aufgeregten Leuten, recht fleißig sich mit dem Leipziger Theater zu befassen, die wohlthuende Wirkung dieser Beschäftigung werden sie bald verspüren.

Den so unerquicklichen Namen Ibsen lesen wir, wie gesagt, niemals auf den Theaterzetteln und von Gerhardt Hauptmann rauscht es nur wie eine alte, halbverklungene Sage zu uns herüber, daß ein Mann dieses Namens irgendwo in Deutschland lebe und manchmal auch Theaterstücke schreibe, die merkwürdigerweise, trotz ihrer hochgradigen „Unerquicklichkeit", in Berlin, München, Wien und anderen von der Moderne stark angefeuchten Städten sogar schon aufgeführt worden seien — — — Gott sei Dank, recht weit weg von uns!

Woher kommt diese Ruhe, dieses absolute Regieren, dieses völlige Übersehen alles Neuen, Frischen und Starken, dieses mangelnde Interesse für das wahrhaft Lebendige? Liegt es in dem etwas spießbürgerlichen Charakter des Leipzigers? Zum Teil vielleicht — aber doch nur zum Teil; denn in Theaterangelegenheiten hört, oder hörte wenigstens früher, selbst bei den sanftesten Bliemchenseelen die Gemütlichkeit auf. Wir haben ein eifriges, ja sogar ein leidenschaftliches Theaterpublikum, wir sind ja die Stadt der viel-

berühmten — oder berüchtigten Theaterskandale. Woher also die gegenwärtige Schläfrigkeit und Indolenz?

Den größten Teil der Schuld trägt wohl die Leipziger Musikduselei. Die Musik ist gewiß eine hohe und schöne Kunst, wer wollte das leugnen? Aber sie wendet sich einseitig an das Gefühlsleben. Je besser die Musik als solche, um so stärker betont sie das Gefühlsmoment, um so mehr negiert sie den Gedanken (Gedankenmusik = Programmmusik!). Beim schaffenden musikalischen Künstler bleibt diese starke Erregung der Gefühlsseite deshalb ungefährlich, weil die ernsthafte Ausübung seiner Kunst eine gewaltige Geistesarbeit bedeutet und so den ganzen Menschen völlig in Anspruch nimmt. Beim schaffenden Musiker, bei einem Beethoven, Wagner ꝛc., kann also von einer „Einseitigkeit" nicht die Rede sein, der Komponist erscheint, infolge der beständigen starken Gefühlserregung, höchstens etwas reizbarer, etwas nervöser, als andere Leute; aber er bleibt ein ganzer Mensch, ein Künstler, in dessen Werken sich das vollständige Weltbild wiederspiegelt. Bedeutend ungünstiger stellt sich die Sache schon beim Virtuosen, am allerungünstigsten beim Dilettanten und beim nur genießenden Musikschwärmer. Bei letzteren tritt der immerwährenden Gefühlserregung keine gleich starke Geistesthätigkeit, keine geistige „Arbeit" gegenüber, die jener die Wage halten könnte. Der Virtuose, der Dilettant, der Musikschwärmer verweichlichen durch die ewige Schwelgerei in nicht einmal eigenen, sondern fremden Gefühlen, ein klar und bestimmt ausgesprochener, starker Gedanke ist ihnen peinlich, unerquicklich, thut ihnen weh, sie verlernen das Denken überhaupt — und so gilt denn von ihnen der bösklingende, aber in dieser Beziehung nur allzuwahre Satz: Die Musik verdummt.

Diese verdummende und einschläfernde Musikduselei legt sich wie ein Meltau auf unser geistiges Leben. Das einzige wirkungsvolle Gegengift gegen dieses schleichende Opiat wäre meines Erachtens eine gesunde, derbe und kräftige Schauspielbühne, und es wäre deshalb die ehrenvollste Aufgabe für unsere Theaterleitung, durch ein solches gesundes, im guten Sinne „modernes" Schauspiel der allgemeinen Musikverschlammung und Musikverdummung nach Kräften entgegen zu wirken. Aber allerdings reichen dazu Gottschalls „Maria de Padilla", Wildenbruchs „Neuer Herr" oder gar die saloppen Berliner Possenmachwerke, Schwänke ꝛc. nicht aus.

Deshalb könnte die Oper doch genügend gepflegt werden, denn die wahre Dichtkunst thut der guten Musik keinen Abbruch — und ich freue mich auch immer wieder aufs neue, daß die Oper bei uns gut gepflegt wird. Unser prächtiges Orchester hat von seinem Glanze noch nichts verloren, und die gegenwärtig am Stadttheater wirkenden Gesangskräfte sind, wenn sich auch außer Schelper (Bariton) und Frau Baumann (Sopran-Coloratur) gerade keine Sterne erster Größe darunter befinden, doch fast allesamt tüchtige Leute und brave Künstler. In Paur hat unsere Opernbühne einen vorzüglichen Dirigenten, der höchstens einmal durch allzugroße Gewissenhaftigkeit sündigt und, im Bestreben jede Einzelheit der Partitur möglichst präcis und „schön" herauszubringen, den dramatischen Fluß an einzelnen Stellen durch etwas zu langsame Tempi beeinträchtigt. — Diese peinliche Genauigkeit wäre — in Parenthese gesagt — im Konzertsaale ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug, nur bei Bühnenwerken, wo der dramatische Fluß doch immer die Hauptsache bleibt und wo infolgedessen mehr al fresco gemalt werden muß, kann sie manchmal — weil sie dann wie Ängstlichkeit erscheint — vom Übel werden. Deshalb schreibt der Komponist auch freier für die Oper als für den Konzertsaal; denn er weiß wohl, daß im Theater, wo Handlung, Dekoration und der ganze Bühnenapparat neben der Musik auf den Hörer — der eigentlich hier ebenso sehr „Schauer" ist — wirken, eine kleine musikalische Unregelmäßigkeit, wenn sie nur

nicht allzugrell hervortritt und geradezu in „Fehler“ ausläuft, weniger unangenehm und störend empfunden wird als eine noch so leise Beeinträchtigung des dramatischen Flusses. —

Daß die Oper nicht viel Neues bringen kann, liegt in der Natur der Sache. Erstens giebt es nicht viele Opernnovitäten und zweitens sind Experimente auf diesem Gebiete mühevoll und — besonders wenn sie mißglücken — äußerst kostspielig. Eine gewisse Reserve in der Einstudierung neuer Opern kann man also besonders der Direktion eines Stadttheaters, der keine reichen Subventionen zufließen und die aus eigenen Mitteln wirtschaften muß, nicht verdenken.

So wurde uns denn auch seit der „Cavalleria rusticana“, die immer noch volle Häuser macht, außer Verdis „Othello“ keine Opernnovität vorgeführt. Die Schönheiten dieses Werkes, das sich bereits alle Bühnen erobert hat und zu dessen Aufführung Leipzig relativ spät schritt, sind allzubekannt, um hier noch einmal aufgezählt zu werden. Jedesmal, wenn man das Werk wieder hört, wundert man sich von neuem über die Jugendfrische des italienischen Altmeisters und über den gediegenen Ernst dieser Partitur. Vom Trovatore über Aida bis zum Othello, welche Wandlungen, aber auch welche Läuterungen hat Verdi durchgemacht! Und wenn wir nun vollends hören, daß der Maëstro gegenwärtig an einer Oper „Falstaff“ schreibt — also sich zuguterletzt an einen hoch humoristischen Stoff heranwagt, zu dessen Bewältigung geniale und überlegene Charakterisierung alles, italienische Pose aber garnichts beitragen kann, so muß man nur wiederum über diese geradezu phänomenale Unverwüstlichkeit staunen. Und wahrhaftig, nach diesem Othello traue ich dem alten Verdi auch noch einen Falstaff zu, der sich sehen lassen kann. — Die Leipziger Inscenierung und die Aufführungen des „Othello“ sind nur zu loben. Die Rollen der Desdemona (Fr. Baumann) und Jago (Schelper) sind geradezu vortrefflich besetzt, das Werk ist in allen seinen Teilen sorgfältig durchgearbeitet, das Zusammenspiel klappt flott, im ganzen haben wir also hier eine sehr gute Leistung der Oper zu verzeichnen.

Doch ich wollte ja vom Schauspiel sprechen und gerate nun selber in die Musikduselei. Die Leipziger Luft ist eben ansteckend und — vom Schauspiel ist so rührend wenig zu berichten. Possen — Schwänke, Schwänke und Possen, das ist alles! Darunter auch ein sogenanntes „Lustspiel“: „Gewagte Mittel“ von Francis Stahl. Der Baurat Frischmuth — warum dieser merkwürdige Ehekrüppel nur Frischmuth heißen muß? — und seine Gattin Hedwig streiten sich um die Führung des bekannten Pantoffels, bis der Gatte dieses Symbol der häuslichen Oberherrlichkeit schließlich durch die ebenso unmögliche wie läppische Simulierung einer Krankheit für sich erobert.

Als Prototyp der „Schwänke“ mag „Sein bester Freund“ von Fritz Brentano und Karl Tellheim genannt werden. Hier streift — wie bei so vielen modernen Theaterfabrikaten, die dem Volke an Stelle der „im Schmutze wühlenden“ modern-realistischen Meisterwerke eines Ibsen, Hauptmann ꝛc. vorgesetzt werden — die Albernheit an schmierige Immoralität. Wenn da der Herr Thimotheus Friedel, als langjähriger Busenfreund und Hausgenosse des Herrn Sebastian Schnabel und zugleich als ehemaliger Anbeter der Frau Caroline Schnabel, bei jeder Gelegenheit ausruft: „Deine Frau — sie sollte eigentlich meine Frau sein“ oder „Deine Tochter Luise — sie sollte eigentlich meine Tochter sein“, so steckt da weder Witz noch Humor dahinter, es ist einfach eine Schweinerei. Und wenn das Publikum solche Dinge belacht anstatt bepfuit und auszischt, so beweist das nur, in welchen Sumpf uns die zahme, sittsame, unrealistische Theaterlitteratur bereits geführt hat. Der dritte Akt, in welchem der leichtsinnige, eben vom Gerichtsvollzieher Kahl ausgepfändete Neffe des

Herrn Friedel mit Hilfe von ein paar Kisten, Brettern und Draperien sein Atelier vor den Augen des Publikums in einen sehr stilvollen, glänzend möblierten Wohnraum umwandelt, bildet übrigens the great attraction des Stückes. Dieser Scherz, der allerdings mit der „dramatischen" Kunst verdammt wenig zu thun hat, wird von den Herren Hänseler, Geidner und Raabe flott durchgeführt.

Von den Possennovitäten habe ich mir „König Krause" von Julius Keller und L. Herrman angesehn. Dieses Stück ist insofern von einigem Interesse, als es sich hier um eine ins Berlinische übersetzte Lear-Parodie handelt. Die Sache ist harmlos und als Posse läßt man sie sich gefallen. Allerdings sollte der Parodist sich an poetischem und sittlichem Gehalt mit seinem Vorbild messen können. Ein Aristophanes darf einen Sophokles, ein Platen darf die Schicksalstragödie parodieren — aber wenn sich die Herren Keller u. Herrman an einen gewissen Shakespeare heranwagen, so lächelt man eben — aber nicht über Shakespeare, sondern über die Herren Keller u. Herrman.

Nur eine der inletzter Zeit auf geführten Novitäten kann vom litterarischen Standpunkt auf Beachtung Anspruch machen, es ist das von den Schiedsrichtern der Preisbewerbung am Deutschen Volkstheater zu Wien mit dem ersten Preise gekrönte vieraktige Lustspiel „Der Ring des Osterdingen" von Wilhelm von Wartenegg. Wir haben es hier mit einem Versuch zu thun, altdeutsche, romantische Motive für das Lustspiel zu gewinnen, ein Lustspiel zu schaffen, daß gewissermaßen stilvoll und doch dabei echt volkstümlich sein soll. Das zum Teil in Versen geschriebene Stück ist eine brave Arbeit, der Aufbau ist nicht übel, die Sprache ist edel, die Verse fließend — und doch muß ich den Versuch als mißlungen bezeichnen. Betrachten wir es als historisches Sittenbild, so ist das Zeitkolorit kaum getroffen. Die Charaktere sind nach der bekannten stilvollen Schablone gezeichnet, die Bürger erweisen sich als die aus Wolf und Baumbach zur Genüge bekannten Typen — von dem Dörpertum zeigen sie keine Spur, der Hofton ist modern-salonmäßig. Und wie interessant hätten gerade in einer Dichtung, deren Hauptfigur Heinrich von Osterdingen, der bekannte „Heini von Steyer", bildet, das Dörpertum und das höfische Leben einander gegenübergestellt werden können. Und dann kann ich mir selbst den alternden Heini von Steyer eben nicht als so zahmen Salonritter vorstellen. Das eigentliche Lustspielmotiv, daß der Wunderring Meister Klingsors infolge des naiven Aberglaubens der Burgbewohner in der Hand des geistig überlegenen Osterdinger wirklich Wunder wirkt, ist hübsch erfunden, auch die Steigerung, wie dieser Glaube an des Ringes Wunderkraft, von der Enkelin des Burgwartes ausgehend, allmählich Hofdame, Prinzessin und Herzogin ergreift, ist gefällig und echt lustspielmäßig: aber das Motiv ist doch zu modern, um nicht das Zeitkolorit zu stören und zu fein, beinahe zu spitzfindig, um echt „volkstümlich" wirken zu können. Dieses Lustspielmotiv ist, wenn es auch den breitesten Raum einnimmt, in der eigentlichen Oekonomik des Stückes doch die Nebensache. Der Schwerpunkt liegt in einer politischen Intrigue. Der Reichsverweser, Graf Eberstein, will aus selbstsüchtigen Absichten die Verbindung der Erbin Gertraud von Oesterreich mit dem Markgrafen Hermann von Baden vereiteln. Der letztere aber zieht als Minnesänger in Begleitung Heinrichs von Osterdingen auf die Burg der Geliebten, deren Herz er unerkannt, als Bote des Markgrafen, gewinnt. Diese politische Intrigue, der eigentliche Hauptnerv des Stückes, war bei der Aufführung leider — total gestrichen! Der Reichsverweser Otto Graf Eberstein und sein Genosse Ortulf, Komtur des Deutschen Ritterordens, blieben ganz und gar hinter den Coulissen stecken — während die ersten auf den Eintritt dieser Gestalten und auf die Exposition der Intrigue vorbereitenden Scenen des Vorspiels stehen blieben! Dadurch wurde die ganze Handlung für den Zuschauer einfach unver-

ständlich. — Im übrigen war die Inscenierung hübsch und besonders war der lästige Dekorationswechsel in den drei ersten auf Burg Mödling spielenden Akten durch sogenannte Nebeneinanderlegung der Örter äußerst geschickt vermieden. Gespielt wurde gut. Besonders das meisterhafte Zusammenspiel von Frl. Flössel (Burgwartstöchterlein Elsi) und Herr Hänseler (Knappe Kuno Greif) bot einzelne ganz entzückende Bilder, ähnlich denen, wie sie Fritz Kaulbach zu malen liebt. — Der „Ring des Osterdingen" wirkt wie ein romantischer Traum, den man wohl einmal, wenn man gerade die richtige Märchenstimmung mitbringt, über sich ergehen läßt, um sich nachher wieder in den Strom des modernen Lebens zu stürzen. Ein eigentliches „Volksstück" aber müßte meines Erachtens anders dreinschauen. —

Kritik.

Romane und Novellen.

Stasi. Eine Geschichte aus dem bayerischen Walde, erzählt von Otto v. Schaching. Deutsche Verlags Anstalt 1891.

Dieses hübsch ausgestattete Buch ist „Sr. Kgl. Hoheit Dr. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern in tiefster Ehrfurcht" gewidmet. Trotz aller Abneigung, auf nebensächliche Dinge Gewicht zu legen, erwähne ich diese Widmung, weil sie je nach der Denkweise der verschiedenen Bücherfreunde Erwartungen erregen — oder auch zerstören wird. Anzengruber'scher Geist spricht nicht aus diesem Buche. Die völlige Beherrschung und getreue Wiedergabe des Dialekts läßt erkennen, daß der Verfasser aus der Gegend stammt, in der seine Geschichte spielt. Leider gelingt es dem Autor nicht, das Allgemein-Menschliche von dem Typisch-Nationalen zu sondern, weil er eben selbst zu sehr „Waldler" ist und daher dieses Unterschiedes zu wenig gewahr wird. Wer die specifischen Eigentümlichkeiten, die charakteristische Eigenart im Denken und Empfinden bei einem Volksstamme schildern will, muß verschiedene Volksstämme studiert und sich selbst gewissermaßen entheimatet haben, weil ihm erst dadurch die unterscheidenden Merkmale klarer bewußt werden. Die Personen in der Erzählung „Stasi" könnten, abgesehen von ihrem Waldlerdialekte, jeder anderen Gegend unseres weiten Vaterlandes ebensogut angehören. Bei Schilderungen aus dem bayerischen Walde erwartet man, daß die Personen nicht bloß waldlerisch reden, sondern in ihrem ganzen Fühlen und Streben als Waldler erscheinen. Wahnsinnsausbruch, Mord, Brudermord, Selbstmord, Erpressung, Einbruch — läßt der Erzähler in raschem Wechsel sich abspielen, so daß der Leser mit Furcht und Bangen an dies durchaus nicht Gruseln erregende wirkliche Waldlervolk denkt. Dem Verfasser muß übrigens nachgerühmt werden, daß er gewandt erzählt und anmutig schildert.

J. G. St.

Unterwühlter Grund. Roman v. Anton Freiherrn von Perfall. Deutsche Verlagsanstalt. 1892.

Eine Erzählung aus dem bayerischen Oberlande, welche den schlimmen Einfluß

der industriellen Entwicklung mit ihren unausbleiblichen, die Menschen vom Boden trennenden und in heimatlose Proletarier verwandelnden Folgen auf die ländliche Bevölkerung schildert. Wir sehen das Ringen eines zähen, knorrigen Gebirgsbauern, den Tochter, Sohn und Weib durch trügerische Vorspiegelungen verführt, verlassen, indem sie, aus ihrem Lebens- und Arbeitskreise heraustretend, einem müheloſen Erwerbe nachstreben, bis sie zuletzt verarmt zum bejahrten Vater zurück kehren, der unterdessen mit seinem kargen Austragsbesitztume emsig gewirtschaftet und eine neue Heimstätte errungen hat. Der Autor versteht es, den Leser durch anziehende Schilderungen und ergreifende Darstellung seelischer Vorgänge zu fesseln. Seine weltmännische Bildung, sein Einblick in die sozialen Verhältnisse, sein Verständnis für die Eigenart der allmählich aussterbenden Oberländer Bauern befähigen ihn, die Wurzeln des Denkens und Fühlens bei den Menschen der verschiedensten Lebensstellungen bloß zu legen und so die Handlungen der Personen, wie die Ereignisse selbst ohne Zuhilfenahme außerordentlicher Zufälligkeiten und Unwahrscheinlichkeiten als notwendige Ergebnisse erscheinen zu lassen. Als Ausbeuter und korrumpierende Elemente lediglich Juden vorzuführen, hätte der Verfasser vermeiden sollen. Zu tadeln ist auch, daß der Autor durch zu große Produktivität verhindert wird, auf die sprachliche Ausfeilung mehr Sorge zu verwenden. Die Interpunktionszeichen sind mit einer aller Logik spottenden Prinziplosigkeit angewendet. J. G. St.

Klumpe Dumpe und andere Märchen v. Hanna Schomaker. Hamburg. 1892.

Die Litteratur läßt sich mit einer Wiese vergleichen, auf der neben vielen augenfälligen Blumen manches unbeachtete liebe Blümlein blüht, das erst genau beguckt werden muß, damit man seiner Reize gewahr wird. Ein solches Litteraturblümlein ist das Märchen, für welches die jetzige, entsetzlich nüchterne und praktische Menschheit wenig Interesse zeigt. Es gehört wahrlich viel Mut dazu, Märchen drucken zu lassen; doch wahre dichterische Begabung besiegt viele Hindernisse. Unbefangene Leser, deren Phantasie durch den trüben öden Daseinskampf noch nicht abgestumpft ist, werden an den drei reizenden Märchen, welche dieses Büchlein enthält, sich herzlich ergötzen. Die Sprache sprudelt so frisch und hurtig daher, wie ein klares Gebirgsbächlein. Innige Empfindung, warmes Gemüt und sieghafte Lebensfreude klingen anheimelnd uns entgegen und reizen an, mit der Erzählerin zurückzuflüchten in die beseligende Traumwelt der Jugend, wo dem Sehnen des Herzens sich keine harte Unmöglichkeit entgegenstellt. J. G. St.

Das Doppelbändchen 2871, 2872 der Reklam'schen Universalbibliothek enthält drei neue Novellen von Alfred Friedmann. Sie sind benannt: Der letzte Schluß — Die Erzählung des Henkers von Bologna — Ein Kind seiner Zeit.

Die erste Erzählung wird vom Autor als Arbeiternovelle bezeichnet, trotzdem Arbeiter darin nicht auftreten. Sie läßt kalt; es ist zuviel Künstelei, zu wenig Natur und Kunst darin. Im Tragischen des letzten Schlusses liegt zuviel Komik. In Arbeiterkreisen werden Friedmanns Arbeiternovellen wegen der gehässigen Tendenz gegen die Arbeiterbewegung Erbitterung erregen und so gerade das Gegenteil von dem bewirken, was ihr Verfasser anstrebte. Friedmanns Talent, zu fabulieren, verdient alle Anerkennung, seine Erzählungen sind partienweise äußerst packend; aber er vermengt Wahrheit und Dichtung, Mögliches und Unmögliches so sehr, daß das Ganze abstoßend wirkt. Dies ist um so bedauerlicher, als man sich immer wieder versucht fühlen wird, seine Schriften nicht ungelesen aus der Hand zu geben, vielmehr aufs neue zu forschen, ob der Autor nicht doch noch zu vollendeteren Schöpfungen sich emporringt. J. G. St.

„In junger Sonne.“ Novellen und Skizzen von Karl Busse. (München 1892, Druck und Verlag der Münchner Handelsdruckerei M. Poeßl.) — Ich weiß nicht, wie ich mich zu diesen Novellen und Skizzen stellen soll. Die feste Überzeugung, daß sie ein Dichter geschrieben, ein Dichter von eminent lyrischer Begabung, als welchen ich Karl Busse schon lange kenne, kann mir das Buch wert machen. Und doch! Ich habe keine rechte Befriedigung. Vielleicht weil ich schon so wie so kein Storm-Verehrer bin, an dessen Schöpfungen manches hier ebenbürtig anklingt. In den Gedichten in Prosa und in den Federstrichen namentlich liegt ungemein viel Talent. Ein Meister der Stimmungsmalerei hat hier den Pinsel geführt. Will man die selbständige Existenzberechtigung solcher intimen Kunstwerke zugeben, dann kann man Busse auch als Meister darin anerkennen. Nicht die gewaltige Wucht der Pinselführung ist es, die Staunen erweckt, sondern jener Zug ins Kleine, Stimmungs- und Gemütvolle, der, weil er durchaus echt ist, auch wiederum der Größe nicht entbehrt. Ja, Busse ist ein Stimmungsmaler von gewaltiger Begabung. Er kann die Natur, ein Stück Landschaft, ein Stückchen thörichter oder leidenschaftlicher Liebe mit Worten malen, daß es sich ausnimmt wie ein Bild. Und hier in seiner Größe, die etwas rein-lyrisch Großes an sich hat, etwas Überwältigendes und Erschreckendes zugleich, weil man instinktiv fühlt, daß die Stimmung hier zu einer tyrannischen Herrschaft über ein Dichtergemüt gelangt ist, hier in seiner Größe, liegt auch seine Schwäche, gerade so wie in der „Symphonie“. Das ist das oft allzu weichlich Lyrisch-Zerfloſſene, das zu oft Wiederkehrende in den Stimmungen und die oft unausstehlich werdende romantische Schönrednerei. Das Bemühen Busses gerade, realistische Intimitäten (wie z. B. in dem Hahnenfuß-Gedicht und viele andere Prosastellen) dem Leser vor Augen zu führen, läßt diese romantische Schönrednerei gerade doppelt stark und gerade unleidlich hervortreten. Ich weiß nicht, ob Busse das nicht selbst fühlt. Dann klingen die Stimmungen oft nicht gerade unwahr, aber gesucht wie allzu eigenmächtige Schöpfungen einer schönheitsdurstigen Phantasie. Das ist, was mir an dem Buche nicht gefällt, was mich zeitweilig sogar abgestoßen hat. Wie jedes Werk eines echten Dichters ist mir aber das Buch auch lieb. Es offenbart an sehr vielen Stellen eine künstlerische, meist rein lyrische Gestaltungskraft, die an Plastik und Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der Hauch sinnender Melancholie, die stimmunggesättigte Schwüle des Sommertages oder der müde Glanz der Abendröte, die Nacht mit ihrer starrenden Klarheit, die instinktive Ahnung von der Nichtigkeit alles Menschlichen, nicht pessimistisch als Überzeugung ausgesprochen, doch wie ein leiser Grundton alle diese Blätter durchzitternd, und dann Momente, Stunden reinsten Friedens, beobachtender Gleichgiltigkeit — das alles sind Eigentümlichkeiten dieser Novellen und Skizzen, in denen Busses große Gestaltungskraft sich sattelfest fühlt. Busses bislang wenigstens rein lyrische Subjektivität, die in ihrer immensen Tiefe und Vollendung zugleich etwas Tragisches in sich verkörpert, mag auf dem Gebiete der lyrischen Bildmalerei ihre große Stärke gefühlt haben und, obwohl ich kein großer Freund des selbständigen lyrischen Genrebildes bin, kann ich doch diesen Schöpfungen meine Achtung nicht versagen. Manches, wie z. B. No. 3 der Augsburger Skizzen, ist die höchste Vollendung. Und gerade in ihnen liegt die Stärke und die Anziehungskraft des Buches, nicht in den novellistischen Vorwürfen, die an und für sich keine allzugroße Bedeutung beanspruchen können.

A. v. Sommerfeld.

Otto Götze. „Aus dem Leben eines Nähmädchens“. Realistische Novelle München 1891. M. Poeßl. Preis 1 Mark.

Da haben wir wieder einmal einen

„Auch"-Realisten. Herr Götze denkt, wenn er zur Hetdin ein Nähmädchen nimmt, das sich verführen läßt, eine Frühgeburt zur Welt bringt, zur Dirne herabsinkt und sich schließlich vergiftet, so sei er ein famoser Realist. Nein, so einfach ist die Sache denn doch nicht. In Wahrheit sind diesem realistischen Herrn Götze noch nicht die einfachsten Anfangsgründe unseres neuen, echt künstlerischen Realismus zum Bewußtsein gekommen. Die Charakterisierung ist oberflächlich, schablonenhaft; die Personen handeln recht oft ohne Begründung und Folgerichtigkeit. Neben dem leichtsinnigen Nähmädchen spielt natürlich der unvermeidliche „Künstler" mit dem „geistreichen" Gesicht, statt des althergebrachten Malers diesmal ein Musiker, die Hauptrolle. Zur Charakterisierung benutzt Herr Götze die durch die Hausdichterinnen der Gartenlaube bis zum Erbrechen satt bekannten allgemeinen Phrasen; z. B. „der Künstler hatte etwas Fesselndes in seinem Wesen" . . . . „eine Menge von Gefühlen wogte in ihrem Innern". . . . . Warum bethätigt Herr Götze seine realistischen Absichten nicht, indem er als echter Realist das „Fesselnde" und die „wogenden Gefühle" zu ergründen und zu analysieren sucht?

Für „realistisch" scheint es Herr Götze auch zu halten, wenn er erzählt, daß sich Marie vor dem Zubettgehen allmählich langsam vollständig bis auf das „Hemd entkleidet". Beim Himmel, so ist es! Soll sie etwa mit Rock und Stock, mit Stiefel und Sporn schlafen gehen, oder sich ihre Kleider mit einem einzigen riesigen Ruck vom Leibe reißen?! Oder hält es Herr Götze überhaupt für etwas Auffallendes, wenn man im Hemd zu Bett geht? Außer schwer Bezechten pflegen doch alle Menschen diese Gewohnheit zu haben! Sollte Herr Götze vielleicht oft — — — na na!! — — —

Der Stil des ganzen Büchleins ist durchweg mangelhaft, gänzlich unkünstlerisch; die Novelle liest sich wie ein Schulaufsatz. Geist, Frische, Individualität werden gänzlich vermißt. Doch liebt Herr Götze zuweilen höchst wichtige und gänzlich unbekannte Belehrungen oder Aufschlüsse einzuschalten, z. B. „Bürger besaß wirklich tiefes Gefühl für die Natur, wie dies für einen echten Künstler ein Haupterfordernis ist". Ach ne, wirklich? Wie nett und lieb heißt es an einer anderen Stelle: „Bürger, — es war der uns bekannte Bürger" — — — Nein, so eine Kalendergeschichtenmanier!

Die Interpunktion ist haarsträubend falsch und schlecht. — Gehen Sie in sich, Herr Götze, und bessern Sie sich! Sie haben sicher den besten Willen, aber mit solchen Novellen schaden Sie dem Realismus. Und „die erreichte Kunst entscheidet, nicht der Wille zur Kunst," wie mir vor Jahren einmal unser M. G. Conrad schrieb. —

Dr. Traugott Pilf.

Lyrik.

Im Banne der Musen und Grazien. Ein Gedichtbuch von Eduard Romanowski. Norden, 1890. — Alte abgedroschene Phrasen: das war alles, was ich bis jetzt an Kritikäußerungen über dies seltsame Buch las. . . Zunächst die „Präludien": allerdings nicht gerade Vertrauen erweckende Heineismen, sabelhaft deutliche Anklänge an Volkslieder, wie sie Freiherr von Diskurth u. a. ausgruben. . . . Dann aber „Aus der Fremde", Nachdichtungen Autrans, Blanchemains, Chateaubriands, Mussets, Prudhommes u. s. w., welch eine Leutholdsche Meisterschaft atmen sie! Und S. 78 ff. dieser Cyklus „Menda Sunetius", ist er nicht gleichsam ein in Poesie gesetztes Kapitel aus Kraft-Ebings Psychopathia sexualis?

„Du brancefarbener Inder
Sunela, Centanese."

Dann S. 143 ff. der Abschnitt „Gestalten". Einzelnes ist da geradezu eines Meisters würdig, z. B.:

Die schöne Jüdin Rahel,
Die Sascha, ist pikant:
Wie Palmen schlank der Sabel,
Versengend wie Wüstensand.

Ich wollt, ich wär ein Poſcha
Im fernen Türkenland
Und Rohel ſamt der Soſcho
Mein Weib mit Herz und Hand

Flüchtig ſchwebt auf leichten Sohlen
Coro, die feſche Tänzerin,
Ihre Augen brennen wie Kohlen:
Magiſch berückt ſie Herz und Sinn!

Alles tanzt ſie, Freude und Trauer,
Tanzt der Seele Dur und Moll,
Tanzt der Liebe unendliche Schauer,
Tanzt den tiefſten Haß und Groll.

Aber lieber noch mag ich ſie ſchauen,
Wenn ſie leblos, ein Bild aus Thon,
Einſam ſitzt, die ſchönſte der Frauen,
In der Seele Schwermut und Hohn:

Wie ſie lacht ob all dem Flitter!
Wie ihr die Augen übergeh'n!
Dies ſchaurige Ungewitter
Ihrer Seele iſt wunderſchön

Alles in allem: wo der Verfaſſer ſelbſtändig ſich giebt, offenbart ſeine Natur eine an Theophile Gautier gemahnende Exotik und farbenſchwelgende Phantaſtik.

W. Arent.

Kreuz und Quer. Lieder eines Handwerksburſchen von Rudolf Liebiſch. Großenhain und Leipzig. (Baumert und Ronge.) 1892. — „Es muß auch ſolche Käuze geben," dies Fauſtiſche Motto des Verfaſſers enthält eine feine Selbſtcharakteriſtik und Selbſtironie. Der Verfaſſer iſt als fahrender Sänger reſp. fechtender Handwerksburſche durch ganz Schleſien gezogen: überall einen guten Trunk und ein paar friſche Mädchenlippen nicht verſchmähend. Die Widmung des Büchleins gilt dem trefflichen warmherzigen Paul Barſch, dem bekannten Förderer ſchleſiſcher und vaterländiſcher Dichtkunſt überhaupt, und ſchlägt warme Töne herzlicher Dankbarkeit an. Dies nimmt ſofort ſehr für den Verfaſſer ein. Sollen Einzelheiten hervorgehoben werden, ſo ſei auf die trefflichen Genrebilder „Aus der Huſarengarniſon Leobſchütz", auf die treffliche Legende „Drei Dichter", auf Ichbeichten wie „Die Pflicht", auf die „Momentbilder" S. 64 ff. hingewieſen. Liebiſch iſt ein neues ſympathiſches und friſches Talent, ein echter Lyriker, deſſen Sang vom Herzen kommt und zum Herzen geht.

H. Derlon.

Gedichte von Clara Forſtenheim. (Dresden und Leipzig, E. Pierſons Verlag, 1892.) — Selten erbt ſich poetiſche Begabung fort. Aber Clara Forſtenheim ſcheint mir eine glückliche Ausnahme von dieſer Regel zu machen. Ein dichteriſches Gemüt, ungeſtüm und engelfromm, wie die frühentſchlafene Verfaſſerin des „Menoli", die unvergeßliche Anna Forſtenheim, hebt hier zum erſten Male die Schwingen. Ein junges Herz muß für die Lyrik echte Töne haben. Auch unſere Lyrikerin hat ſie, wenn ſie ſingt:

„Hoch Wein! Hoch Weib! Geſang!"
Du ſollſt die Drei nicht meſſen!
Der Becher Wein iſt ſchnell geleert,
Das Lied iſt bald vergeſſen.

„Hoch Wein! Hoch Weib! Geſang!"
Kein größ'rer Schmerz auf Erden,
Als gleich dem Liede, gleich dem Wein,
Von Dir vergeſſen werden!

Johannes Faſtenrath.

40 Lieder von einem Deutſchen. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß, 1891. — Ich weiß nicht, ob der Verfaſſer des geſchmacklos ausgeſtatteten Buches mit dem helldunklen Rembrandtſchwärmer identiſch iſt. Jedenfalls iſt der arg enttäuſcht, der es in dem Glauben vornimmt, hier würden nun wieder einmal die Worte und Gedanken nur ſo durcheinanderſtieben, wie etwa der Sand, den der Hund, andächtigen Eifers voll, mit den beiden Hinterpfoten in die Höhe wirbelt. Hinter jedem Gedicht lugt ein ödes Philiſtergeſicht hervor, bald ernſthaft biedermänniſch, bald grinſend ekelhaft, bald lächerlich erhaben. Ich muß immer an meinen Schuſter denken. Wie hübſch und gefällig würde er nicht, auf ſeinem Schemel ſitzend, das kryſtallklare Gedicht von der Quelle vortragen!

Sie lodt den Blick, ſie lodt den Mund,
Sie fließt dahin ſo rein;
Sie muß für jedermann geſund
Und herzerquickend ſein.

Und ſanfte Wehmut würde in ſeinen kleinen Schweinsäuglein glänzen, wenn er „Vorbei“ recitierte:

Schon entblättert iſt die Roſe,
Man beklagt ſie ſehr;
Man bedauert und beſpöttelt —
Endlich zuckt man dann die Achſeln
Und ſpricht leiſe:
Sie war ſchön.

Und ein anderes Bild. Mein Schuſter ſitzt auf der Bierbank in der „grünen Eiche“; die Bierbäuchlein rücken eng zuſammen; denn das ewig junge Thema Coitus iſt aufs Tapet gekommen. Und die verſammelte Intelligenz ſtreicht, vergnügt ſchmunzelnd, mit den Händen über die ſchwammigen Schenkel; denn der Schuſter macht ſeine Sache gut. Er bittet ſeine Freunde, im Geiſte ihm zuzugucken: „Säht erſch, ſo hawwichs gemocht, ach, das war ſcheene!“ Und die Philiſterſchweine grunzen. Es iſt kaum glaubtich: in Deutſchland iſt wirklich ein Kritiker aufgetreten, der die erotiſchen Gedichte des Buches mit poetiſchen verglichen hat. Der däniſche Buchhändler, der das Buch vertrieb, während es verboten war, konnte ſich öffentlich auf die Kritik berufen. Wenn Goethe ein geſchlechtliches Abenteuer beſingt, ſo erzählt er ſchlicht und wahr. Der Verfaſſer der 40 Lieder hat die Frechheit, durch ein „Siehſt Du?“ ſeinen Leſer aufzufordern, bei einer Hochzeitsnacht den ſaumiſch-grinſenden Zuſchauer zu machen. Elendes Philiſterſchwein! G. M.

Nachſchrift der Redaktion: Soeben fällt mir ein Zeitungsblatt in die Hände, darin zu leſen ſteht: „Am Dienstag nun erſchien der Herausgeber Glöß unter der Anklage eines Vergehens in der Richtung von § 184 des Reichsſtrafgeſetzbuches vor der 3. Dresdener Strafkammer. Die Verhandlung fand unter Ausſchluß der Öffentlichkeit ſtatt und endete mit der koſtenloſen Freiſprechung G.s, womit auch die Aufhebung der Beſchlagnahme der Gedichte verknüpft iſt. In dem Urteil war betont, daß die in den Gedichten geſchilderten Thatſachen zwar geeignet ſeien, ſinnlichen Reiz zu erregen, daß dieſelben aber andererſeits einen künſtleriſchen Zweck verfolgen und ſich durch eine ſchöne poetiſche Form auszeichnen.“

Die Leſer der „Geſellſchaft“ erinnern ſich zweifellos noch an den bekannten Leipziger Realiſtenprozeß. Einem Conradi, einem Walloth konnte das Leipziger Gericht leider keinen „künſtleriſchen Zweck“ und keine „ſchöne poetiſche Form“ zuerkennen, und ſo wurden denn die Autoren beſtraft und ihre Bücher ſind konfisziert und verboten innerhalb der Grenzpfähle des deutſchen Reiches bis auf den heutigen Tag. — Es iſt nur gut, daß wir armen Poeten jetzt nach dem Dresdener Urteil wenigſtens ungefähr wiſſen, wie die künſtleriſche Form beſchaffen ſein muß, die vor den Augen unſerer Richter Gnade findet.

Wer ſich aber die nunmehr richterlich ſanktionierte Dichtungsart nicht anzueignen vermag und das Verſemachen doch nicht laſſen kann, der ſchüttle den Staub von ſeinen Pantoffeln und wandre in die Ferne, z. B. nach Smyrna, das der Rembrandt-Deutſche in einem ſeiner berühmten 40 Lieder ſo ſchwungvoll, hochpoetiſch und verlockend ſchildert:

Schön muß es in Smyrna ſein'
Datteln, Wachteln, Trauben, Wein,
Blaugeaugte Griechenkinder,
Breitgeſtirnte fromme Rinder —
Alle dieſe Herrlichkeit
Wartet dein zu jeder Zeit!

Steige, Freund, denn raſch zu Schiff'
Fürchte Stürme nicht noch Riff;
Segel führen dich nach Süden,
Hoffnungslicht erquickt den Müden —
Lande, liebe, lebe dort
An dem allerſchönſten Ort'

Dramen.

Cyrus. Schauſpiel in fünf Aufzügen von Alberta von Puttkamer. Erſte Aufführung am Straßburger Stadttheater.

Die hervorragende Lyrikerin verleugnet ſich auch in dieſem ihrem dramatiſchen Erſtlingswerk nicht: Tiefe der Empfindung, Glanz der Sprache, Wucht und Prunk der Schilderung erheben das Jambenſtück zu

einer wertvollen litterarischen Erscheinung. Allein es ist in der That mehr, als ein fesselndes Lesedrama, wie die erfolgreiche Aufführung bewiesen hat, obwohl im Buche die Schönheiten rein litterarischer Art genußreicher zur Geltung kommen mögen. Die Dichterin hat den Cyrus zu einer interessanten Theaterfigur gestaltet unter gewissenhafter Benutzung von Historie und Legende, ohne bei Entrollung ihrer farbensatten Lebensbilder in Pedanterie zu verfallen. Wo es anging, hat sie mit den knappsten Ausdrucksmitteln zu charakterisieren versucht und dem dramatischen Vorgang sein Recht stürmisch fortschreitender Handlung voll gewahrt. C.

Gestern. Studie in einem Akt in Reimen von Theophil Morren (Loris). („Moderne Rundschau" IV., 2 und 3.)

Die treffliche Zeitschrift, in der die Studie erschien, ist leider vor nicht langer Zeit eingegangen. Ihr Bestehen krankte an demselben Übel wie viele ähnlichen modernen Unternehmungen: an der Teilnahmlosigkeit des Publikums. Und nun nimmt sich in Wien nur mehr die Litteraturzeitung des Dr. Bauer so recht unserer aufkeimenden Produktion an. Die Wiener Freibühnler müssen nun ihre Geisteskinder in den Schutz der befreundeten Berliner „Freien Bühne" stellen. Manch schönes Talent hatte in dieser „Rundschau" eine Heimstätte, einen Fruchtboden gefunden, das größte und — jüngste war Theophil Morren, der sich auch Loris nennt und unter diesem Namen einiges über moderne französische Litteratur und über Herrmann Bahr, den Linzer Franzosen, geschrieben hat. Von Theophil Morren aber ist „Gestern". Der Vorgang geschieht in Italien zur Zeit der großen Maler, im Hause des reichen Andrea. Der Charakter dieses Mannes bildet die „Studie". Es steckt ein gutes Stück Psychologie in dem Gedicht. Andrea ist Feind des Begriffes „Gestern", Feind des ausgeführten Entschlusses, des geschaffenen Dinges. „— — — Das Gestern lügt und nur das Heut ist wahr!" Ganz richtig begreift und versteht ihn sein Freund, der Dichter Fantasio, wenn er sagt: „— — — — Du trägst die Stimmung nicht, du läßt dich tragen!" Und Andrea entgegnet:

„Ist nicht dies „Tragenlassen" auch ein Handeln?
Ist es nicht weise, willig sich zu wandeln,
Wenn wir uns unaufhaltsam wandeln müssen?"

(Ein kostbarer Gedankensplitter!) An einer Stelle sagt Andrea: „— — —, weil meine Schöpferkraft am Schaffen stirbt und die Erfüllung stets den Wunsch verdirbt" und dann wieder, zu seinen Freunden:

„Ihr sollt mir raten Denn ich taste kläglich,
Wenn mich die Dinge zwingen zum Entscheiden:
Mich zu entschließen ist mir unerträglich,
Und jedes Wählen ist ein wahlloS Leiden."

Nur wollen, nicht wählen! Er wechselt mit jedem Tage seine Launen und kann keinen Entschluß zur Ausführung bringen, zum Ärger der Freunde, von welchen er sagt: „Wie mich's zuweilen ekelt vor der Schar! Nimmt keiner doch des Augenblicks Verlangen, den Geist des Augenblickes keiner wahr!" Ähnlich später:

„Sein selbst bewußt ist nur ein Augenblick
Und vorwärts reicht kein Wissen noch zurück'
Und jeder ist des Augenblickes Knecht,
Und nur das Jetzt, das Heut, das Hier hat Recht!"

Und ein ganz eigenartiger Zug seines Charakters spricht sich in seinen Worten aus:

„Ich liebe Schurken, ich kann sie verstehen,
Und niemand mag ich lieber um mich sehen.
So gern mein Aug' den wilden Panther späht,
Weil niemals sich der nächste Sprung verrät,
So haß ich die, die ihre Triebe zähmen
Und sich gemeiner Ehrlichkeit bequemen.
Es ist manchmal so gut, Verrat zu üben'
So reizend: grundlos, sinnlos zu betrüben'
Der grade Weg liegt manches Mal so fern'
Wir lügen alle und ich selbst — wie gern' — — —"

Wie wohl man eigentlich bei der kleinen Dichtung von Handlung nicht sprechen kann, denn sie soll nichts weiter als eben psychologische Studie sein, so hat das Gedicht gleichwohl Entwickelung, einen „Umschwung". Und dieser liegt in der Entwickelung, die das Liebesverhältnis des Andrea zu Arlette nimmt. Die Sentenz des Fantasio:

„Daß manchmal Worte, die wir täglich ſprechen,
In unſre Seele plötzlich, leuchtend brechen“ –

bewahrheitet ſich an Andrea, ſie bringt ihn plötzlich zur Erkenntnis, daß ihn ſeine Arlette nicht mehr liebt, daß ſein Freund Lorenzo ihm ihr Herz geraubt hat.

Doch ſoll ſie ihm alles ſagen, er will wenigſtens wiſſen, „ob ſie ſich ihm verſchenkte, er ſie nahm“ und er wird dann vergeſſen, weil es bereits geſchehen iſt, er wird mit ihr unbekümmert um die Vergangenheit das Leben, den Augenblick genießen.

„Und was mich heute quält wie dumpfe Pein,
Wird eine Wonne der Erinnerung ſein.“

Und ſie erzählt von geſtern, geſtern, da Andrea nicht bei ihr weilte, und da, zum erſten Male kann ſein Sinn über „Geſtern“ nicht hinüber kommen und er weiſt ihr die Thüre und blickt ihr lange nach und kämpft mit aufquellenden Thränen.

Die großartige Pſychologie darin, für deren Reproduktion die Bühne wohl ein zu rohes Werkzeug wäre, wird in Gedanken ausgeſprochen, die wahrhafte Gedankenperlen ſind, wie man ſie bei einem „anerkannten“ Klaſſiker ſuchen muß: faſt jeder Vers ein Gedanke von unergründlicher Tiefe, von unſagbarer Schönheit. Vers und Reim von Meiſterhand behandelt, keine Zeile, die gemacht klingen würde, kein Reim der dem Dichter Schweiß gekoſtet haben mag. Die Sprache, ſo ſchön, ſo edel, ſo natürlich-ungezwungen, wie auf das Kolorit der Scenerie geſtimmt, ſo klaſſiſch-ruhig.

Als Arlette geſteht, ſpricht Andrea:

„O wie mich das empört,
Dies Geſtern' deſſen Atem ich nach fühle
Mit ſeines Abends feuchter, weicher Schwüle.
Da war's. Da' wie ich fort war. Da, tag ja!
In blauem Dufte lag der Garten da ....
Die Fliederdolden leuchteten und bebten ....
Der Brunnen rauſchte und die Falter ſchwebten ...“

Arlette (ſuchend):

„So war's, allein ... der Garten ... und das Haus,
Das war ja anders ... ſah ſo anders aus“

Andrea:

„Am Himmel war ein Drängen und ein Zieh'n,
Des Abends Atem wühlte im Jasmin,
Und ließ verträumte Blüten niederweh'n. — — —“

Das iſt rechte Poeſie, da liegt Stimmung, das fühlt man ſo alles mit, man verſetzt ſich ſo recht hinein, man verſpürt den lauen „Atem“ der Abendluft, man halluciniert auch den beſtrickenden Duft von Jasmin und Fliederdolden.

Das kleine Poem hat Aufſehen erregt. Herrmann Bahr vergöttert geradezu den jungen Loris. Überſpannt und zu Übertreibung geneigt, wie der geniale Bahr nun einmal iſt, ſtellt er aber an Loris phyſiognomiſche Studien an. Jede Schule, jede Kunſtrichtung hat, wie er ſagt, Loris gleich als den ihren bezeichnet. Man ſollte ſich aber nicht den Genuß einer echten Dichtung durch Klaſſifizierung derſelben trüben. Naturaliſtiſch iſt ſie ſicher, ſchon die Studie iſt das Naturaliſtiſche, und jedes gute Werk muß naturaliſtiſch, muß natürlich ſein. „Der echte Dichter wird immer als Naturaliſt geboren,“ ſagt Liliencron. Hier iſt ein allerdings lebensfähiger Zwitter: Naturalismus in klaſſiſcher Form vollendung: Eine pſychologiſche Studie, die den Dichter vielleicht zufällig zu dramatiſcher Form, zu Vers und Reim führte. Eine „Überwindung des Naturalismus“ aber kann ich in dem Werke nicht erkennen, ſo ſehr ſich auch manche Mühe geben, eine ſolche analytiſch ad oculos zu demonſtrieren. „Überwindung des Naturalismus!“ da hat man denn wiederum ein neues Schlagwort glücklich herausgebracht, nach dem man nun künftig definieren wird. Die Studie Morens muß lebenswahr ſein, man ſieht, es giebt manche Leute, die ſolche Andreas ſind, die von „Geſtern“ nichts wiſſen wollen. Sie haben jeden Tag eine andere Laune, jeden Tag ein anderes „Neues“, ein anderes fin de siècle, ihnen iſt „morgen Moder, was heute Mode“. Neuidealiſten, Symboliſten nennen ſie ſich, ihr Centrum iſt Frankreich, ihr Haupt Maurice Maeterlinck in Brüſſel, und nach Deutſchland weht ein Zipfel ihres Banners und an dieſem hängt Herrmann Bahr, der echteſte Andrea der Litteratur. Sie mögen ſich tröſten, der Naturalismus iſt noch lange, lange kein

ausgetretener Pfad, nicht im Norden oder in Frankreich, wo er allerdings schon über ein halbes Jahrhundert alt ist, viel weniger in Deutschland; die Hauptmanns und die Holz-Schlaf mit ihrem konsequenten Realismus sind noch lange nicht ganz verstanden und gewürdigt. — Doch bei uns, in Österreich an eine Überwindung des Naturalismus denken, wäre schneidende Ironie, ein luftiges Paradoxon. Den Naturalismus, den wir noch nicht haben, schon nicht mehr haben: es hieße: weggeben, was man nicht besitzt und wir, wir haben litterarische Schulden! Nein, vorher die starren Fesseln der Konvention und Schablone abstreifen und die Tyrannei überwinden, die sich die Kritik und autoritatives wie metaphysisches Ästhetikertum lider die Köpfe angemaßt hat, dann den Naturalismus gewinnen, ihn lange, recht lange besitzen, ihn durchleben, bis man zu Höherem reif ist — wenn anders es ein Höheres giebt, das ich aber in Maeterlinck durchaus nicht verkörpert sehe. Vorläufig aber seien wir froh, daß wir einen Dichter wie Loris Morren den unsern nennen dürfen, Morren, von dem ich mit seinen eigenen, dem Andrea in den Mund gelegten Worten mit Beziehung auf Schablonen- und Traditionswirtschaft sagen kann:

„Ich bin ihm dankbar: er hat mich gelehrt,
Wie sehr man freveit, wenn man Totes nährt'"

Karl Krauß.

Philosophie und Geschichte.

Unser geschätzter Mitarbeiter, Dr. jur. Ludwig Huberti, der unseren Lesern hauptsächlich durch seine prägnanten und trefflich geschriebenen Besprechungen rechts- und staatswissenschaftlicher Werke bekannt ist, läßt soeben im Verlag von C. Bürgel & Sohn in Ansbach ein großes rechtsgeschichtliches Werk erscheinen, das nicht nur für Fachkreise, sondern auch für ein größeres Publikum von Interesse sein dürfte. Das auf drei starke Bände berechnete Werk führt den Titel: „Studien zur Rechtsgeschichte der Gottesfrieden und Landfrieden." Der erste Band behandelt „Die Friedensordnungen in Frankreich". Es hat sich bis hereln in unsere Zeit ein altes Sprichwort erhalten, das da lautet: „daß man dem Landfrieden nicht trauen dürfe". Es wirft dieser Sprachgebrauch, „der ja immer philosophisch sein soll", ein eigentümliches Schlaglicht auf jene Friedenssatzungen des Mittelalters, die man gemeinhin unter den Namen „Gottesfriede" und „Landfriede" zusammenzufassen pflegt. In Verfolgung dessen, was diesen Worten des Volksmundes thatsächlich zu Grunde llegen mochte, ist der Verfasser gegenüber den bisherigen Anschauungen zu teilweise entgegengesetzten Resultaten gekommen, die für die deutsche Rechtsgeschichte wie für die Weltgeschichte nicht ohne Interesse sein dürften. Es geschieht zum ersten Mal, daß die Lösung auf solchem Wege versucht wird. Zwar fehlt es nicht an Bearbeitungen einzelner Materien, wohl aber an einer die sämtlichen Ergebnisse und Streitfragen auf diesem Gebiete zusammenfassenden und kritisch abwägenden Darstellung. Vorliegende Arbeit ist ein Versuch, diese Lücke auszufüllen. Ihre Aufgabe ist also: „die rechts- und universalhistorische Entwicklung der mittelalterlichen Friedenssatzungen, im besonderen der sogenannten Gottesfrieden und Landfrieden darzustellen.

Lange in seiner Geschichte des Materialismus sagt: „Selbst der Mißbrauch der bloßen Macht des Kapitals auf der einen Seite gegenüber dem Hunger auf der anderen ist ein neues Faustrecht, wenn es sich auch nur darum handelt, die Nichtbesitzenden immer abhängiger zu machen." Der Verfasser hat daher mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß ein Vergleich zwischen der mittelalterlichen Friedensbewegung und der gegenwärtigen sozialen Bewegung statthaft ist. Daher auch der moderne Begriff „sozialer Friede", der seit den Erlassen des deutschen Kaisers vom 4. Februar 1890 eine so große Rolle spielt! In der „Einleitung" anknüpfend an die gegenwärtige

soziale Bewegung, giebt der Verfasser im „ersten Buche“ des auf drei Bände berechneten Werkes den ersten Einblick in ein interessantes Stück kirchlicher und königlicher Sozialpolitik im Mittelalter. Das vorliegende erste Buch behandelt die Friedensordnungen in Frankreich; das zweite wird sich befassen mit den Friedensaufrichtungen in England, Normandie, Flandern, Italien, Spanien; das dritte mit den Gottesfrieden und Landsfrieden in Deutschland. Die wichtigsten Belegstellen aus den Quellen sind in ihrem vollen Wortlaut angeführt, um eine Prüfung des Vorgebrachten zu gestatten, ohne jeweils die mitunter recht schwerfälligen und oft schwer zugänglichen Folianten herbeiziehen zu müssen. In der Namhaftmachung der Litteratur hat sich der Verfasser um möglichste Vollständigkeit bemüht. Eine am Schlusse des Buches angefügte Karte zeigt die geographische Verbreitung der Friedensbewegung.

Diese Friedensaufrichtungen bilden, wie schon Schroeder hervorgehoben hat, einen Teil der Rechts- und Verfassungsgeschichte des Mittelalters, der zu den wichtigsten gehört. Sie haben den Ausgangspunkt für die mittelalterliche Reichs- wie Landesgesetzgebung gebildet. Sie erscheinen das ganze Mittelalter hindurch als der eigentliche Kern der Gesetzgebung, um den sich allmählich immer weitere Materien legen, die in mehr oder weniger losem Zusammenhange mit Friede und Fehde stehen, zum Teil eines solchen Zusammenhanges ganz entbehren. Und doch sind bisher nur einzelne diesbezügliche Materien einer eingehenderen Erörterung unterworfen worden, ohne daß dabei die rechts- und universalhistorische Entwicklung der Gottesfrieden und Landfrieden in ihrer Einheit und Eigenartigkeit zum vollständigen Ausdruck gelangt wäre. Abgesehen von traditionellen Unrichtigkeiten stößt man bei genauerer Untersuchung noch auf eine Masse ungelöster Fragen. So über die Ursache dessen, daß man gerade diesen eigentümlichen Weg der Befriedung einschlug, so über die Arten dieser Friedenssatzungen, im besonderen über den Zusammenhang und den Unterschied der Gottesfrieden und Landfrieden, dann über die Art und Weise ihrer Entstehung und ihres Verschwindens, über ihre geographische Ausbreitung, über ihren Zusammenhang mit früheren Rechtsinstituten und ihre Fortentwicklung in späteren, über ihre Wirksamkeit und ihren Erfolg. Was hat das Mittelalter durch diese Friedenssatzungen zu erreichen gesucht und was hat es wirklich erreicht?

Als das Ergebnis der Forschungen des Verfassers läßt sich in Kürze bezeichnen: Die in der Rechtsgeschichte des Mittelalters eine so eigentümliche Stellung einnehmende Friedensbewegung erscheint als ein „Kampf ums Recht“. Jene zahlreichen und in unendliche Schattierungen sich zersplitternden Friedensordnungen suchten jenes Gebiet, das bislang der persönlichen Macht zum Schutze überlassen war, mit einem Worte das ganze Gebiet der „Selbsthilfe“ mit all ihren Begleiterscheinungen zu verdrängen und dafür einen allgemeinen rechtlich geschützten Zustand zu schaffen, in dem alle wichtigen menschlichen Beziehungen rechtlich geregelt sind, und jede Eigenmacht und Selbsthilfe möglichst ausgeschlossen erscheint. Verfasser kommt somit, wenn auch auf anderem Wege, zu demselben Resultate wie Nitzsch. Es läßt sich dieses Resultat mit Jastrow dahin zusammenfassen, „daß in den Friedenssatzungen des Mittelalters der Schlüssel zu dem größten Problem zu finden ist, das die Geschichte des deutschen Strafrechts bietet: der Verdrängung des alten Fehde- und Bußensystems durch die Idee der öffentlichen Strafe.“ X. Y. Z.

Hie gtänbig! Hie modern! Modernisierung der zehn Gebote. Eine Scheidung der Geister von Curt Grottewitz. Berlin W. 1892. H. Conitzers Verlag. — Herr Curt Pfütze aus Grottewitz ist einer jener unglückseligen Menschen, denen die schönsten Gedanken immer dann ein-

fallen, wenn sie ein anderer schon ausgesprochen hat. Um aber dieses Zuspätkommen nicht allzu auffällig zu machen, versichert er jedesmal mit verblüffender Naivetät, daß vor ihm noch Keiner die neuen Wahrheiten, die er austischt, gefunden habe. Man erinnere sich nur an seinen kritischen „Sonnenscheln", mit dem er das Chaos der deutschen Litteratur bestrahlte, nachdem die Gebrüder Hart, Bleibtreu, Conrad, Bölsche und meine Wenigkeit ihm den Staar gestochen hatten.

Diesmal hat es ihm Nietzsches „Umwertung aller Werte" angethan, und flugs ist die „Modernisierung der zehn Gebote" fertig, ein seltsames Gemengsel aus den von Nietzsche so verlachten „modernen Ideen" und übermenschlichen Zarathustraphantasieen, eine scholastische Versöhnung des Curt Eisnerschen „Werdet weich!" und des Nietzscheschen „Werdet hart!", vorgetragen mit dem Selbstbewußtsein des Abschreibers, der sich für den Erfinder der abgeschriebenen Gedanken hält. Man merkt bei jeder Zeile, daß Curt Pfütze aus Grottewitz bei Wundt im Kolleg gesessen hat, und man kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß er außerdem in Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse" — geblättert hat. Aber sowohl die Wundtschen wie die Nietzscheschen Gedanken, die sich auf Leben und Tod befehden, werden im Munde dieses Wiederkäuers so verwässert und verschleimt, so „populär" im schlechtesten Sinne des Wortes, daß man sie gar nicht mehr von einander unterscheiden kann! Was bleibt also von Wundt und Nietzsche übrig? Eine Anzahl moralischer Gemeinplätze, die jeder Gymnasiast, dessen Gläubigkeit den ersten Stoß erlitten, sich mit Leichtigkeit zusammenbraut. Und das nennt unser bescheidener Gesetzgeber einen „Bau von architektonischer Schönheit, eigenartig und modern, aber schön für unsere Zeit, ebenso wie der Bau der christlichen Ethik eine große Pracht gewesen war für frühere Jahrhunderte."

Daß der zweite Moses, der uns die finaltischen Tafeln in zweiter verbesserter Auflage überreicht, für einen so tief unter ihm stehenden Geist wie Friedrich Nietzsche nur ein mitleidiges Lächeln hat, versteht sich von selbst. Gehört doch Nietzsche, wie Curt Pfütze aus Grottewitz uns versichert, bloß „zu der revolutionären Gruppe der Ludwig Büchner (!) und Max Nordau (!), Männer, die gegen das Alte Front machten und es mit schlagender Dialektik zerstörten, aber nichts Neues schufen. Denn sieht man näher zu, so ist Nietzsche sich über seine Anschauung durchaus nicht klar, er schwankt hinüber und herüber und widerspricht sich oft."

Nietzsche und Büchner! Warum nicht Nietzsche und Curt Pfütze aus Grottewitz? Das schmerzverzerrte Antlitz des in ewigen Widersprüchen sich auseinanderleidenden und auslebenden Menschengeistes und das selbstzufriedene, plebejische Schmunzeln des seichten Aufklärungsphilisters, der mit seinem Speichel Christentum und Antichristentum in einen magenstärkenden Brei zusammenrührt — welch prächtiger Vorwurf für den Künstler, der die große Komödie unserer untergehenden Kultur schreibt!

Doch genug! Man thäte Herrn Curt Pfütze aus Grottewitz zu viel Ehre an, wollte man seine ebenso banalen wie selbstverständlichen moralischen Gemeinplätze auch noch breittreten. Daß es ein Unsinn ist, einem, der an keinen Gott glaubt, die Verehrung anderer Götter oder den Mißbrauch des Gottesnamens zu verbieten, dürfte wohl jedes Kind begreifen. Und daß an die Stelle des Gottideals das Menschheitsideal zu treten habe, hat schon Feuerbach viel überzeugender gepredigt, als der neue Moses aus Grottewitz. Wenn man aber das Gebot „Du sollst Vater und Mutter ehren" vom Standpunkte der modernen Ethik mit der Behauptung zu widerlegen sucht, daß man „kein Mädchen zwingen könne, ihren Vater zu ehren, der einen unsittlichen Angriff auf sie macht", so freut sich gewiß niemand so sehr über diesen logischen Blödsinn als die Schar

derer, die Herr Pfütze durch seinen Schlachtruf „Hie gläubig!“ herausgefordert hat. Mit demselben Rechte könnte man das Gebot „Du sollst nicht töten“ mit dem Ausnahmefall der berechtigten Notwehr oder die Forderung unbedingter Wahrhaftigkeit mit dem Ausnahmefall der berechtigten Notlüge widerlegen! Hat denn unser großer Gesetzgeber keine Ahnung davon, daß sich jenes Gebot, das später mißverständlich auf die durch die Stimme des Bluts und das Gefühl der Abhängigkeit bedingte kindliche Pietät gedeutet wurde, ursprünglich lediglich auf den Ahnenkult der Urzeit bezog, und daß die Verehrung der verstorbenen Stammesmutter und später des verstorbenen Stammvaters durch tägliche Opfer für die Urvölker allerdings eine von der Selbsterhaltung gebotene Pflicht war? Doch fragen wir lieber nicht weiter! Wüßte Herr Pfütze aus Grottewitz etwas von der Genealogie der Moral, so wäre seine neueste Offenbarung ungeschrieben geblieben. Edgar Steiger.

Vermischte Schriften.

Sicilianische und andere Streifzüge. Von Siegfried Samosch. Minden in Westf., 1892. — Wieder einmal eine der mit Recht so unbeliebten „italienischen Reisen“, mit denen der deutsche Büchermarkt alljährlich überschwemmt wird. Mir scheint, das ganze Buch ist bloß der Einleitung halber geschrieben, in der der Verfasser „seinem lieben Freunde, dem Maler Professor Fritz Werner“ das Weihrauchfaß schwingt. Im übrigen flott geschrieben, leichte Feuilletonware. —r.

Geschichte der Schulbibel. Von Dr. Fr. Dix. Gotha. Emil Behrend. 1892. — Eine gedrängte Übersicht über den Gebrauch der Bibel beim Unterricht und über die verschiedenen zu Schulzwecken veranstalteten Bearbeitungen des Bibelwortes von Luthers Zeit bis auf unsere Tage, ein für jeden Pädagogen und Freund des Jugendunterrichts interessantes und belehrendes Schriftchen. —r.

Thierschutz und Vivisektion oder das dunkelste Brandmal moderner Gesittung. Von Adalbert Mann. St. Gallen. Busch u. Co. Etwas weniger sittliches Pathos und etwas mehr wissenschaftliche Kühle hätte meiner Ansicht nach überzeugender gewirkt. Ich ehre gewiß das allumfassende Mitleid, das die gesamte fühlende Lebewelt umspannt und alles Leiden lindern und, wenn irgend möglich, abschaffen will. Aber solange wir Menschen unter uns dem Massenmord im Krieg und Frieden huldigen, habe ich für die schwärmischen Bemitleider der Pferde, Hunde und Kaninchen nur ein spöttisches Lächeln. Ein einziges Menschenkind, das im Maschinensaal der Fabril langsam zu Tode gemartert wird, gilt mir eben mehr als ein paar hundert geschundener Kaninchen. Zäumen wir doch die edle Stute „Mitleid“ nicht am Schwanze auf!

Heinrich Freimund.

Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine, Oberin der Barmherzigen Schwestern im St. Johannishospital zu Bonn. Von Christine Freiin von Hoiningen-Huene. 4. Aufl. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1891. — Ein prächtiges Charakterbild aus dem katholischen Leben der Gegenwart, ein von dem frischen Duft des Persönlichen durchwehtes Aktenstück aus den bewegten Tagen des letzten römischen Concils, ein schönes Zeugnis weiblicher Charakterfestigkeit und Überzeugungstreue inmitten einer Zeit, da die Männer, an der Spitze die Bischöfe, in Deutschland sich feige unter das Unfehlbarkeitsdogma duckten, somit ein kulturgeschichtlich wie psychologisch gleich interessantes Buch. —r.

Die Pflicht zur Urkunden-Edition in dogmengeschichtlicher Entwickelung. Von Dr. jr. Max Apt. Berlin 1892. — Eine fleißige Studie, voll juristischen Scharfsinns, aber wieder so recht geeignet zu zeigen, woran unsere ganze Jurisprudenz krankt. Unsere Theologen kommen

mir den juristischen Orthodoxen gegenüber fast wie Freigeister vor. Was dort die Bibel, bedeutet hier das römische Recht, nur daß die Juristen von heute noch viel „rechtgläubiger" sind als die Theologen. —r.

Die Seehäfen des Weltverkehrs. Dargestellt von Jos. Ritter von Lehnert, Johann Holeczek, Dr. Karl Zehden, Dr. Theodor Cicalek, Ernst Becher ꝛc. ꝛc. unter Redaktion von Alexander Dorn. Wien 1892. Alexander Dorn. — Dieses Prachtwerk, das jetzt in zwei reich illustrierten Bänden abgeschlossen vor uns liegt, entrollt vor uns eine Reihe von meisterhaften Kulturbildern aus allen Ländern und Zonen. Gerade in unseren Tagen, da wir im Zeichen des Weltverkehrs stehen, war ein solches Buch ein dringendes Bedürfnis. Alexander Dorn hat es verstanden, eine stattliche Truppe hervorragender Mitarbeiter, weltumsegelnde Kapitäne sowohl als gelehrte Professoren, um sich zu versammeln, und ihrer vereinten Thätigkeit ist es gelungen, ein Meisterwerk zu Stande zu bringen, das sowohl den Verfassern als dem Verleger alle Ehre macht. Die Illustrationen sind dem Texte ebenbürtig. —r.

Französische Litteratur.

Alphonse Daudet, Rose et Ninette. (Paris, Flammarion.) — Daudets neuer Roman behandelt das Thema von der Stellung der Kinder in geschiedenen Ehen. Soll eine unglückliche, in sich zerfallene Ehe vor den Augen der Welt aufrecht erhalten werden, oder liegt es nicht vielmehr im Interesse der der Ehe entsprossenen Kinder, wenn eine gerichtliche Scheidung die losen Fäden, die eine solche Scheinfamilie noch notdürftig zusammenhalten, zerreißt? Das war die Frage, die Daudet in „Rose et Ninette" beantworten wollte. Es ist indessen beim bloßen Wollen geblieben, denn psychologisch ist die ganze Frage kaum gestreift worden. Auch in der Charakterzeichnung der Hauptpersonen hat der berühmte Autor diesmal keine glückliche Hand gezeigt. Da ist in erster Linie der unglückliche Held des Romans, Régis de Fagan, eine haltlose Drahtpuppe, wie nur je eine durch ein Buch gezerrt wurde. Mit diesem schmachtlappigen Schwachmatikus als Wortführer war freilich eine reinliche Klarlegung des Problems ein Ding der Unmöglichkeit. Daudet ist hier ein Opfer seines Helden geworden resp. hat sich mit ihm in eine Sackgasse verrannt.

In der Hauptsache und den Hauptpersonen ist daher „Rose et Ninette" als durchaus verfehlt zu bezeichnen; nur an der feinen Ausführung des Details und der glänzenden Behandlung der Sprache erkennt man, daß ein Meister wie Daudet die Feder geführt hat. Summa: Ein interessantes, aber kein bedeutendes Buch, minderwertig vor allem, wenn man die früheren Schöpfungen Daudets zum Vergleiche heranzieht. Die Verlagshandlung hat das Buch aufs glänzendste ausgestattet; sie eröffnet mit dem Bande eine neue Sammlung, die in Preis und Ausstattung der allbeliebten „Kollektion Guillaume" ebenbürtig an die Seite tritt.

„Un Héritage" von Lucien Macaigne (Paris, Savine) ist eine behäbige Tugendsalbaderei in einer stark gewässerten Tendenzbrühe gar lieblich angerichtet. Der Verfasser, der sein frommes Kinderbüchlein gar trutziglich Sozialroman nennt, trampelt den uralten Gemeinplatz von dem Segen der Arbeit und dem Fluch des Müßiggangs noch einmal gehörig breit und versteigt sich am Schlusse zu der auch nicht mehr ganz neuen Sentenz, daß Hochmut vor dem Fall komme. Der moderne Mensch steht solchen Harmlosigkeiten mit einem Gefühl des Neides gegenüber. Wie glücklich sind doch jene unschuldigen Menschenkinder, die an derartiger Lektüre noch Erbauung und Genuß finden! — Gleichfalls bei Savine erschien unter dem Titel „Gueule noire" ein Eisenbahnroman von Alexandre Lacoste. Man merkt

es an der Art, wie hier das innere Weſen des Bahndienſtes geſchildert iſt, daß der Autor vom Fach iſt und Erlebniſſe aus ſeinem eigenen Berufsleben erzählt. Im übrigen bewegt ſich auch Lacoſtes Roman in den ausgefahrenen Geleiſen jener altehrwürdigen Erzähltechnik, die gang und gäbe war, als der Großvater die Großmutter nahm. Der ideale Herr Verfaſſer hält es in ſeiner Gewiſſensangſt nichtsdeſtoweniger für angezeigt, im Vorwort laut und feierlich zu erklären, daß ſein Roman mit Zolas „Bête humaine“ nichts weiter als den Stoff gemein habe. Was für naive Leute es doch noch in der Welt giebt.

Henry Gréville häuft Schmöker auf Schmöker und ſchreibt ſich im Intereſſe der zahlreichen Kundſchaft die Finger wund. Noch iſt ihr letzter Roman nicht völlig der verdienten Vergeſſenheit anheimgefallen, ſo erſcheint auch ſchon ein neues Opus unter dem Titel „Le mari d'Auretto“ (Paris, Plon). Und angeſichts dieſer unheimlichen Fruchtbarkeit giebt es noch immer Leute, die es nicht glauben wollen, daß Henry Greville ein echtes und rechtes Genie iſt!

Als Novitäten auf dem Markte der Leihbibliotheksbelletriſtik, wie ſie von ſchreibgewandten Handwerksfabuliſten beiderlei Geſchlechts maſſenweiſe konfektioniert zu werden pflegt, nenne ich Fortuné du Boisgobey, „Acquittée“, Ch. Moreau-Vauthier, „La Vie d'Artiste“, François Villars, „Le Passé de Soeur Monique“, alle drei bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erſchienen. Ein kritiſches Wort iſt bei dieſer mittelmäßigen Eintagslitteratur nicht am Platze.

Wenn man all das banale Zeug, das ich vorſtehend kurz erwähnte, pflichtſchuldigſt durchblättert hat, freut man ſich doppelt, ein Buch wie den neuen Roman von Gustave Guiches, „Philippe Destal“ (Paris, Tresse & Stock), in die Hände zu bekommen. Hier hat man es doch wenigſtens nicht mit dem gedankenloſen Wiſchiwaſchi eines geſchwätzigen alten Weibes zu thun, ſondern hört wieder einmal das ernſte Wort eines geiſtvollen, von neuen Ideen erfüllten Mannes, der auf Beſſeres bedacht iſt, als gelangweilten Philiſtern die Zeit zu vertreiben. Es iſt ein hochintereſſanter Beitrag zur Pathologie der Liebe, den uns der Autor in ſeiner realiſtiſchen Sittenſtudie liefert. So ſeltſam das erotiſche Problem, das hier entwickelt wird, auch anmutet, und ſo verblüffend die Löſung im erſten Augenblick auch erſcheint, ſo wirkt das Ganze doch überzeugend und menſchlich wahr, dank der großartigen Seelenanalyſe, die uns in Guſtave Guiches von neuem den ſcharfſäugigen, zielbewußten Wahrheitsſucher ſchätzen läßt.

Jane Dieulafoy, Volontaire (1792 bis 93). (Paris, Colin & Cie.) Eine treffliche geſchichtliche Erzählung, die den Kampf ums Daſein der jungen franzöſiſchen Republik lebhaft und anſchaulich ſchildert. Der Roman bildet den neueſten Band der ſo raſch beliebt gewordenen „Bibliothèque de romans historiques“ und reiht ſich ſeinen Vorgängern als gleichwertiger Genoſſe würdig an.

Die „Bibliothèque franco-étrangère“ der bekannten „Collection Hetzel“ (Paris, Hetzel & Cie.) bringt in ihrem letzterſchienenen Band den von Robert de Ceriſy aus dem Engliſchen überſetzten Roman „La Fille a Lowrie“ der Amerikanerin Frances Hodgson Burnott. Th. Bentzon hat der intereſſanten amerikaniſchen Schriftſtellerin eine eingehende kritiſche Studie gewidmet, die dem Roman als wertvolle Beigabe angehängt iſt.

Le Baron Heckedorn, Guillaume II., son peuple et son armée à la fin de 1891 (Paris, Dentu). — Wenn ich vorausſchicke, daß Baron Heckedorn — offenbar ein Deckname — ein blindwütiger Chauvin iſt, der ſich ſeinen Haß gegen das böſe Deutſchtum in dieſer giftgeſchwollenen Satire vom Herzen geſchrieben hat, ſo wird man ermeſſen können, in welcher Art hier über Kaiſer Wilhelm und das deutſche Volk geurteilt wird. Es gehört die kraſſe Ignoranz

und der Kinderglaube eines Pariſer Revanchemannes dazu, um all die albernen Märchen, die hier mit wenig Witz und viel Behagen erzählt werden, für bare Münze zu nehmen. Baron Heckedorn iſt ein unfreiwilliger Witzbold, der von keinem verſtändigen Menſchen ernſt genommen wird. Grade deshalb eben wird ſein Buch bei den franzöſiſchen Radaupatrioten, für die allein es beſtimmt iſt, einen großen Erfolg haben.

Die Ruſſomanie der Franzoſen zeitigt recht abſonderliche Blüten. Da hat jetzt Alfred Rambaud ein Buch herausgegeben, in dem er die mehr oder weniger wichtigen Berichte von Zeitgenoſſen des ruſſiſchen Feldzuges Napoleons von 1812 und des Krimkrieges nach der mündlichen Überlieferung geſammelt und fein ſäuberlich aneinandergereiht hat (Français et Russes. Moscou et Sévastopol. Paris, Berger-Levrault & Cie.). Die hiſtoriſch nicht unintereſſante Dokumentenſammlung ſoll den Beweis dafür erbringen, daß ſich Franzoſen und Ruſſen, ſelbſt wenn ſie ſich in den Haaren lagen, ſtets geliebt und geſchätzt haben. Weshalb auch nicht? Wenn man die Sympathien der Völker nach der Methode, die Rambaud hier befolgt, feſtſtellen will, kann man all und jedes beweiſen; heute das und morgen, wenn ſich die politiſche Konſtellation geändert hat, irgend etwas anderes. — „Charges héroiques“ nennt George Bastard ſein neues Buch, das, mit Zeichnungen von Charles Morel geſchmückt, bei Savine in Paris erſchienen iſt. Es handelt ſich hier um die glänzenden Waffenthaten der fünf Regimenter der ruhmreichen Diviſion Margueritte am denkwürdigen 1. September 1870. Mit einer ungewöhnlichen Geſtaltungs- und Darſtellungskraft ausgeſtattet, entwirft der bekannte franzöſiſche Schlachtenſchilderer hier grandioſe Bilder, die uns das wogende Kampfgetümmel mit unheimlicher Realität vor Augen führen. Baſtard verſteht es ausgezeichnet, Leben und Stimmung in das hiſtoriſche Gemälde zu bringen, die Sprache iſt von prächtiger Gedrungenheit und männlicher Energie.

Unter dem Titel: „Les Enfants en prison. Etudes anecdotiques sur l'enfance criminelle“ veröffentlichten der Journaliſt Guy Tomel und der Advokat Henri Rollet bei Plon in Paris eine gehaltvolle, dokumentenreiche Arbeit über die brennende Frage der ſtrafrechtlichen Behandlung jugendlicher Verbrecher, die das ſtrafmündige Alter noch nicht erreicht haben. — Ebenſo intereſſant für den Kriminalpſychologen iſt auch die neue Sammlung berühmter Kriminalfälle aus der jüngſten Vergangenheit, die Maurice Talmeyr bei Plon erſcheinen ließ (Sur le Banc, 2e Série). Man findet hier die nach den Akten gefertigten Berichte über die hervorragendſten Strafprozeſſe, die ſich in letzter Zeit vor den Pariſer Gerichtshöfen abgeſpielt haben.

Contes allemands du temps passé traduits par Félix Frank et E. Alsleben avec une introduction par Ed. Laboulaye (Paris, Perrin & Cie.). — Die vorliegende Sammlung enthält die ſchönſten Märchen von Jakob und Wilhelm Grimm, Simrock, Bechſtein, Franz Hoffmann, Winter, J. Schanz, Muſäus, Tieck und Guſtav Schwab in vortrefflicher franzöſiſcher Überſetzung. Den Kindern wird hier ein prächtiges Märchenbuch geboten, das im Intereſſe der jugendlichen Leſer mit zahlreichen Illuſtrationen geſchmückt iſt, die zahlreichen Einleitungen, Kommentare und Fußnoten, vor allem aber die den Band beſchließende „Notice sur la légende de Lorelei et sur l'esprit de féerie en Allemagne et en France“ bergen gleichzeitig aber ein reiches wiſſenſchaftliches Material, das die Sammlung auch dem Folkloriſten und Völkerpſychologen wertvoll macht.

Émile de Laveleye, der jüngſtverſtorbene berühmte franzöſiſche Soziologe und Nationalökonom, hat uns als letzte Frucht ſeines arbeitsreichen Lebens ein

zweibändiges Werk „Le Gouvernement dans la démocratie“ hinterlaſſen (Paris, Alcan). Die „ſozialen Forderungen“ und die „religiöſe Frage“ ſind nach Laveleye die beiden Kardinalpunkte, die das öffentliche Intereſſe faſt vollſtändig abſorbieren. Darüber iſt ſehr zu Unrecht die politiſche Seite der Frage vernachläſſigt worden, obwohl gerade die politiſchen Staatseinrichtungen die Mittel darſtellen, durch die der ſoziale Zweck zu erreichen iſt. Dieſe in den Hintergrund gedrängte Seite der Frage behandelt unſer Autor in dem vorliegenden Werk, das die Forſchungsergebniſſe langer und geduldiger Specialſtudien in ſich ſchließt. Auch hier wieder erweiſt ſich Laveleye als ein Liberaler im wahren Sinne des Worts, der ſich durch kein Parteiſyſtem und kein doktrinäres Vorurteil beirren läßt. Man wird bei der Lektüre des Buches nicht immer der Anſicht des Verfaſſers ſein, man wird aber ſtets ſeiner Aufrichtigkeit, der durchdringenden Schärfe ſeines Blickes und ſeiner umfaſſenden Kenntnis der Materie Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſen. — In der gleichfalls bei Alcan erſcheinenden „Bibliothèque d'histoire contemporaine“ veröffentlichte J. Bourdeau eine gehaltvolle Arbeit über den „Socialisme allemand et le nihilisme russe“. Der gut unterrichtete Autor giebt zunächſt ein treues Bild der ſozialen Lage und des Lebens der Induſtriearbeiter in Deutſchland und beſpricht ſodann die politiſche Agitation und das Programm der parlamentariſchen Vertretung der deutſchen Sozialdemokraten. Hieran anſchließend giebt Bourdeau einen gedrängten Grundriß der Geſchichte des Sozialismus und zeichnet die Charakterporträts der bedeutendſten modernen Verkünder ſeiner Lehre, wie Karl Marx, Ferdinand Laſſalle und Michael Bakunin. Eine geiſtvolle Parallele zwiſchen dem deutſchen Sozialismus und dem ruſſiſchen Nihilismus ſchließt das intereſſante Buch, das der Beachtung beſtens empfohlen ſei. A. G—tze.

Polniſche Litteratur.

Der moderne Entwickelungskampf des Lebens ſpiegelt ſich immer deutlicher in der neupolniſchen Litteratur ab. Zu den talentvollen Dichtern der Moderne, deren ich in meinen vorhergehenden Berichten erwähnte, geſellte ſich jüngſt wieder ein begabter und geiſtreicher Sänger — Stanislaw Roſſowski. Seine eben erſchienenen „Gedichte“ („Poezye“, Lemberg bei Altenberg) zählen zu den niedlichſten, die die polniſche Litteratur aufzuweiſen hat und enthalten trotzdem manchen bitterernſten Gedanken, der die moderne Lebensanſchauung des Dichters in ſchönſter Weiſe zur Anſicht bringt. In dem hübſch ausgeſtatteten Büchlein finden wir keine Spur romantiſcher Sentimentalität, von welcher die früher (im Jahre 1886) erſchienene Gedichtſammlung ſtrotzte, ſondern frohe und kräftige Lieder und zuletzt ein realiſtiſches Poëm „Die Wohnſtube“ (Stancya), das das Elend des ſtädtiſchen Proletariers in grellem Lichte vorſtellt. Ein leiſer Anflug von Shelleyanismus, dem die Mehrzahl der jung polniſchen Dichtergeneration jetzt huldigt, und der ſich bei Roſſowski in ſichtlicher Vorliebe für Abſtraktionen ausdrückt, verleiht ſeinen Gedichten einen eigentümlich ernſten und philoſophiſchen Zug. Auch muß hier die vollkommene Formenbildung, welche Roſſowskis Verſe auszeichnet, rühmlichſt hervorgehoben werden; ſie hebt eben auch den Wert ſeiner zweiten, gleichzeitig herausgegebenen Gedichtſammlung „Tempi passati“ (ebendaſelbſt), die übrigens — was ihren inhaltlichen Wert anbelangt — keineswegs der vorigen gleichgeſtellt zu werden verdient.

Roſſowskis ſchriftſtelleriſche Thätigkeit gab ſich auch in proſaiſchen Erzählungen kund. Sein Novellenbuch „Vom Lebenspfade“ („ze sciezek zycia“) betitelt, enthält verſchiedenartige „Eindrücke und Betrachtungen“, die größtenteils von großer Vorliebe des Verfaſſers für die lichten Seiten des menſchlichen Daſeins zeugen.

Unter dem Titel: „Philoſophiſche

Studien und Essays" („Studya i szkice filosoficzne", Warschau) ließ unlängst der bekannte und beliebte Kritiker Cezary Jellenta eine Sammlung kritischer und philosophischer Aufsätze erscheinen, in denen er die Hauptwerke der größten zeitgenössischen Philosophen und Sozialpolitiker, wie Wundt, Spencer, Schäffle, Lilienfeld u. a. einer eingehenden Kritik unterbreitet. In einem Schlußkapitel legt er endlich sein eigenes philosophisches „credo" auseinander (zarys syntezy), das in der „Ethik des Willens" gipfelt. Gründliche Kenntnis des behandelten Themas und ein geistreicher Vortrag und Stil verleihen dem Buche — auch in rein litterarischer Hinsicht — einen großen Wert. Auch wurde Jellentas Buch von der berufenen Kritik freundlichst aufgenommen.

Unter der vielverheißenden Aufschrift: „Die Revolution des Geistes in Polen" („Przewrot umystowy w Polsce"; Warschau) gab der bewährte Schriftsteller Wladyslaw Smolenski eine wertvolle Studie über die polnischen Zustände im 18. Jahrhundert heraus. Das Werk verdient zweifellos als eins der besten Erzeugnisse der zeitgenössischen polnischen Historiographie betrachtet zu werden.

Die 25jährige Jubiläumsfeier der schriftstellerischen Thätigkeit Elise Orzeszkos, der größten und beliebtesten Dichterin Polens, gestaltete sich fast zu einem großartigen allgemeinen Nationalfeste. Ungeachtet aller Chikanen und Verfolgungen, denen seitens der russischen Censur in Warschau sich jeder Redakteur und sogar jeder einzelne Schriftsteller aussetzte, sobald er seine Huldigung der Dichterin darbringen wollte: erwies sich die gesamte polnische Schriftstellerwelt in anerkennenswerter Einigkeit bereit, der gefeierten Dichterin die größte Ehrerbietung öffentlich zu zollen. Da aber die russischen Behörden jegliche Festveranstaltungen strengstens verboten und die Censur die Herausgabe eines Sammelwerkes zu Ehren Orzeszkos sistierte und in den lokalen Blättern die leiseste Andeutung strich; — so mußte man sich auf die Herausgabe einzelner Gedenkschriften und auf private Ehrengeschenke beschränken. So erschien der Reihe nach eine Festnummer des Lemberger „Ojczyzna" (Das Vaterland, Organ des israelitisch polnischen Vereines „Agudas Achim"), der Krakauer Illustration „Swiat" (Die Welt), der Petersburger Wochenschrift „Kraj" (Das Land) u. s. s., für welche Beiträge geleistet wurden von: P. Chmielowski, Badouin de Courtenay, W. Gomulicki, H. Glinski, M. Konopnicka, J. Kotarbinski, W. Marreno, L. Meyet, M. Szeliga u. v. a. Eine biographisch-kritische Studie über Elise Orzeszko brachte die Krakauer Zeitschrift „Mysl". — Eine unzählige Masse von wissenschaftlichen, litterarischen und verschiedenen anderen Vereinen ernannte die Dichterin zu ihrem Ehrenmitglied, und die galizischen Universitätshörer brachten ihr im Namen der gesamten polnischen Studentenschaft ihre herzlichsten Glückwünsche und Huldigungen dar.

Ignaz Sueßer.

Vermischtes.

Ich schlage den 1. Sammelband der ausgewählten Abhandlungen, Kritiken und Aphorismen aus den Jahren 1854—1879 von Karl Heinzen auf, geordnet und herausgegeben von Karl Schmeman in Milwaukee (Freidenker-Verlag) und finde S. 100 folgende Aufzeichnung:

„Julius Fröbel schreibt, wie ich aus dem von ihm redigierten ‚San Franzisko Journal' ersehe, jetzt für die ‚demokratische Partei', die Partei der Sklavenhalter . . . Daß auch ein so edler Geist wie Fröbel der politischen Pest erliegt, ist eine der trostlosesten Erfahrungen, die ich in diesem Lande noch gemacht habe. Ich hätte nie geglaubt, den Verfasser der ‚Sozialen Politik' einmal als politischen Gegner und zwar auf der Seite der Sklavenhalter behandeln zu müssen. Aber er hat sein Urteil selbst unterschrieben und ich verrichte bloß das traurige Geschäft,

es weiter bekannt zu machen.“ Der radikale Karl Heinzen hat von Julius Fröbel so hoch gedacht, daß er im Falle der Errichtung einer deutschen Republik nur einen einzigen Mann für würdig erachtete, den ersten Präsidentenstuhl einzunehmen — Julius Fröbel! Und nun schlägt sich dieser nämliche Fröbel in Amerika auf die Seite der Sklavenhalter! Und nach achtjährigem Aufenthalt in der neuen Welt schlägt er sich bei seiner Rückkehr nach Europa in der alten Heimat gleichfalls auf die Seite der Sklavenhalter: er tritt 1858 in den Dienst der österreichischen Regierung, er, der rote Achtundvierziger! Die einseitigen Idealisten einer Wolkenkukuksheimer Transcendentalpolitik hatten allerdings nicht Hände genug, um sie ob solcher Wandlungen eines „so edlen Geistes“ über dem Kopf zusammenzuschlagen. Und doch ging alles mit sehr natürlichen und verhältnismäßig sittlich sehr reinlichen Dingen zu. Es gehört zu den angenehmsten und belehrendsten Gelegenheiten, solche Umschläge und Umwertungen im Leben bedeutender Männer aus deren eigenem Munde berichten zu hören. In diesem Sinn ist der zweite Band von Julius Fröbels Selbstschau: Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) womöglich noch interessanter, als der im vorigen Dezemberheft bereits besprochene erste Band dieses ausgezeichneten Lebensgeschichtswerkes, denn dieser zweite Band führt uns mitten in die Kreise der heimlichen und öffentlichen Macher jener Vorgänge, welche in Deutschland die Ereignisse von 66 und 70 reifen halfen. Der alte Gemeinplatz von der geringen Weisheit, mit welcher angeblich die Welt regiert wird, findet selbstverständlich auch in diesen Aufzeichnungen seine Bestätigung. Was man so pompös Regieren zu nennen gewohnt ist, nimmt sich eben in der historischen Maschinerie des Staatsalltagslebens sehr viel weniger großartig aus. Eine Unsumme von persönlichen Lumpereien und Intriguen spielen sich in allen Ecken und Winkeln der politischen Werkstatt ab. Aber mehr als für den Politiker fällt bei dem Studium des Fröbelschen Lebenslaufes für den Individual- und Sozialpsychologen an wichtigen Einblicken ab. Nur daß das beste nicht immer in, sondern zwischen den Zeilen zu lesen ist, wozu freilich einigermaßen geübte Augen gehören. Für die Geschichte der Wagnerschen Kunst enthält der Abschnitt VI: Stellungen und Wirksamkeit Fröbels in München, sehr viel Bemerkenswertes. Aber wie die Kunst der Politik, wie der Geist der Materie überlegen ist! Alles politische Wischiwaschi der sechziger und zum Teil auch schon der siebziger Jahre ist in neuen Strömungen und Gestaltungen versunken, während das Geisteswerk des echten Künstlers in Kraft und Schönheit dasteht wie an seinem Schöpfungstag. M. G. Conrad.

In Nr. 4 der „Wiener Litteratur-Zeitung“ finden wir wieder eine hübsche Probe von der kritischen Lebensart, deren sich die vornehmen Idealisten im Umgange mit den sogenannten Naturalisten zu bedienen pflegen. Schreibt da Frau Karola Bruch-Sinn, laut Litteraturkalender Redaktrice des „Damen-Salon“ in Wien, in einer Besprechung Tovotes: — „Fehlt diesem Salonpleinairisten das Rüppelhafte und Schmutzige, so mangelt ihm dafür nicht die trostlose Herzensöde . . . der Modernen. Er verekelt uns das Dasein ebenso gut . . . wie irgend einer aus der wüsten Bande, der mit schmutzigen Pfoten um sich schlägt und dem passierenden Leser auf die Kleider spuckt.“ Das ist ebenso wohlerzogen und elegant im Ausdruck wie die Vergleiche der Naturalisten mit „Nachtkönigen“, „Kloakenräumern“ u. s. w., die seinerzeit in den idealistischen Papieren „Kölnische Zeitung“, Berner „Bund“, „Allg. Zeitung“ u. s. w. zur Vornehmheit kritischer Rechtspflege gehörten. M. G. C.

„Für das Deutschtum im Auslande.“ So betitelt sich jetzt das von

dem verdienstvollen Deutschösterreicher Karl Pröll in Berlin geleitete Organ des „Allgemeinen deutschen Schulvereins". Die Bestrebungen desselben sind uns im hohen Maße sympathisch und es kommt uns von Herzen, wenn wir dem Vereine und seinem vortrefflich geleiteten Organe den besten Erfolg wünschen. Wir sind aber auch mit dem Kopfe dabei und unterschreiben jedes Wort, das Karl Pröll in seinem „nationalpolitischen Einmaleins" mit mannhafter Überzeugung hinsetzt:

„Der Traum, daß die Menschheit mit jedem Jahre eine höhere Lehrstufe erreiche, stets wohlgeratener werde, weicht der nüchternen modernen Betrachtung, welche in den volkswirtschaftlichen Zuständen, in den realistischen Machtfaktoren die Bedingungen für die Blüte und den Verfall der Völker erschaut. Die vergessenen Ideale, welche von diesen Kraft- und Stoffhistorikern nicht mehr gewürdigt werden, schleichen sich indeß unter den Masken von Massenleidenschaften ein, die teilweise bis zur Fratze verzerrt sind. Dagegen kommt der Deutsche mit seinem angeborenen Erhaltungstrieb, der sich an Herd, Haus, die selbstgepflügte Scholle, die selbsterworbene Frucht knüpft, nur schwer auf. Er will nur den eigenen Besitz bewahren, nicht diesen durch fremdes Gut vergrößern, das er an sich reißt. So steht er eigentlich moralisch höher, als die Nationen, in welchen die alte Raubgier weiter lodert. Aber er entbehrt auch einer wuchtigen Waffe in dem endlosen Daseinskampfe der Völker. Zusammengeschlossen hat sich zwar die Mehrzahl der deutschen Stämme vor zwei Jahrzehnten zu einer staatlichen Organisation, welche den feindlichen Stürmen Trotz bietet. Allein diejenigen Glieder der Nation, welche sich außerhalb des ehernen Waffenringes befinden, sind in fortdauernde Existenzkämpfe verwickelt, welche sie schwächen und der Gefahr nahebringen, aufgerieben zu werden.

„Deutschland befindet sich seit der Schaffung des Reiches in der politischen Abwehr, an der seine Leiter mit Ängstlichkeit festhalten. Wenn diese Politik der Abwehr und Vorbeugung auch mit Meisterschaft durchgeführt wird, so kann sie uns doch nicht wachsende nationale Verluste ersparen. Und deshalb beschleicht verschiedene ernste Beobachter der zeitpolitischen Vorgänge der trübe Gedanke, ob diese staatskluge Selbstbeschränkung nicht unvorteilhafte Folgen für die Zukunft nach sich ziehen wird. Es giebt Versäumnisse, die kaum mehr einzubringen sind.

„Gegenwärtig entschleiert sich der Plan der russischen Gewaltregierung, nach der Knebelung und vorbereiteten Entnationalisierung der baltischen Provinzen, auch mit der Austreibung der deutschen Kolonisten in Südrußland zu beginnen. In Ungarn sehen wir die Magyaren am Werke, das Deutschtum, das sie politisch nicht gänzlich beugen konnten, durch eine soziale Blockade zu unterwerfen. In Österreich haben die Deutschen einen zweifelhaften Waffenstillstand mit der ihnen keineswegs wohlwollend gesinnten Regierung erlangt, dessen weitere Ergebnisse niemand voraussehen kann. Allen diesen Ländern hat die deutsche Kultur als Lichtöffnung gedient. In kurzem werden wir nur mehr eingeschlagene oder erbtindete Scheiben sehen, hinter welchen die ungemilderte oder geschminkte Barbarei schrankenlos waltet. Solche Ahnungen erfüllen wenigstens viele nationstreue Herzen.

„Diese sollten sich immer zahlreicher in deutschen Hilfs-Genossenschaften sammeln, welche bestrebt sind, dem Absterben des auswärtigen Deutschtums einigermaßen entgegenzuarbeiten. Einer davon ist der „Allgemeine deutsche Schulverein". Er zählt gegenwärtig 33000 Mitglieder, das heißt eines auf je 15000 Seelen. Das ist sehr wenig und unser Bestreben muß unablässig dahin zielen, diesem „Treubunde des Deutschtums" stets neue Bekenner zuzuführen. Wer sein Vaterland liebt, darf bei dieser Arbeit nimmer ermüden!"

Diese Arbeit muß aber durch die heute

ebenſo wichtige, wenn nicht wichtigere, ergänzt werden: Wiederbelebung des Deutſchtums im Inlande ſelbſt bis zur heldenhaften Oppoſition gegen alles, komme es von den höchſten Stellen, was irgendwie unſere nationale Erziehung gefährden könnte. Leider ſind ſolcher Gefährdungsmomente durch Eindringung des preußiſchen Volksſchulgeſetzentwurfes eine wahrhaft unheimliche Menge entſchleiert worden. Daß dieſe Gefährdung von dem führenden Staate im Reiche ausgeht, iſt eine jener grotesken Anomalien, an welchen unſere Geſchichte ſo reich iſt. Ein ſchlimmerer Mangel an klarer Einſicht in die Aufgaben, welche dem deutſchen Volke durch die heutige allgemeine Weltlage geſtellt ſind, iſt nicht leicht denkbar. Da gewinnt eine Schrift geradezu aktuelle Bedeutung, die, im vorigen Sommer erſchienen, jetzt in 2. Auflage vorliegt: Unſere nationale Erziehung. Von einem Oberdeutſchen. (Berlin, H. Reuther. 167 S. Preis 1 Mk.) Die direkte Bezugnahme des Verfaſſers auf gewiſſe Forderungen Paul de Lagardes u. a. gereicht ſeinen geiſt und gemütvollen Ausführungen nicht zum Nachteile. Wir kommen auf dieſes vorzügliche Buch zurück.

M. G. Conrad.

Unter dem Titel „Die Schmach des Jahrhunderts" giebt Karl Schneidt in Berlin eine Zeitſchrift heraus, deren Ziel die Bekämpfung des Antiſemitismus iſt. Die erſte Nummer liegt uns vor und zeigt uns, daß wir künftig von einer Beſprechung dieſes Organs abſehen dürfen. Herr Schneidt verſpricht den Kampf mit geiſtigen Waffen loyal zu führen. Iſt es nun loyal, die antiſemitiſchen Führer ohne weiteres als Verführer hinzuſtellen und mit Angriffen auf Perſonen vorzugehn? Und warum begeht der Herausgeber, der doch geiſtig hoch über der Gegenpartei zu ſtehn meint, dieſelbe Thorheit wie die Antiſemiten, daß er zwei chriſtliche Schurken an den Pranger ſtellt, die auch von jedem Nichtjuden verurteilt werden, damit der Jude ſich ſagen kann: Seht, ſo ſchlecht ſind die Nichtjuden, unſre Leute ſind doch beſſer? Wenn ferner der Antiſemitismus bekämpft, d. h. doch wohl als unberechtigt dargethan werden ſoll, dann haben doch wohl die Semiten das Beſtreben, in den Augen der Nichtjuden als achtungswert dazuſtehn. Glauben ſie nun das dadurch erreichen zu können, daß ſie mit ſchnodderigen Redensarten um ſich werfen? Herr Schneidt führt aus, daß Chriſti Wiege nicht unter dem heiligen Eichbaume geſtanden habe, obwohl man das daraus, daß Öchslein und Eſelein bei ſeiner Geburt zugegen geweſen, recht wohl ſchließen könne. Mit ſolchen öden Redereien erwirbt ſich das Judentum nirgends Achtung. Und auch damit nicht, daß das Judentum auf Koſten der Wahrheit in den Himmel erhoben wird. Niemand ſoll toleranter ſein als der Jude. Beweis ſei, daß die Juden das chriſtliche Weihnachtsfeſt mitfeiern. Allein iſt es denn tolerant, wenn z. B. ein Konſervativer die ſozialdemokratiſche Maifeier mitfeiern wollte? Ich meine, es wäre charakterlos; die Juden haben nun einmal, ſo lange ſie Juden ſind, mit dem Weihnachtsfeſt nichts zu ſchaffen, und zu behaupten, daß die jüdiſchen Kinder, die die Feier mitmachen, einen weſentlichen Anteil an der Poeſie des Feſtes haben, das iſt mindeſtens lächerlich. Es ſollte mich nicht wundern, wenn die Antiſemiten gerade aus dieſem Organ die beſten Waffen für ihre Sache holen. Und gerade das ſollten doch die Gegner des Antiſemitenweſens vermeiden. Wenn die Juden den Leuten auch nicht den leiſeſten Anlaß zu ihren Angriffen geben wollten, dann würde die leidige antiſemitiſche Krätze bald verſchwunden ſein; durch eine Zeitſchrift wie die vorliegende wird ſie nur gefördert.

G. Morgenſtern.

Der Münchener Journaliſten- und Schriftſtellerverein hat zu ſeinem zehnten Stiftungsfeſt eine von ſeinem 2. Vorſitzenden Karl Wetzſtein verfaßte Denkſchrift ausgegeben, die mancherlei

Daten von Wert über das kämpfereiche litterarische Vereinsleben an der Isar enthält. Der persönlichen Fehden und Intriguen endlich müde, hat der Verein mit voller Kraft das Gebiet des praktischen Versorgungswesens für Kranke und Invalide in Angriff genommen und damit bereits die glücklichsten Ergebnisse erzielt. Die interessante Wetzsteinsche Denkschrift verdient auch in außermünchenerischen Kreisen Beachtung. C.

Litterarisches Jahrbuch Nordwestböhmens und der deutschen Grenzlande. Herausgegeben von Alois John in Eger. II. Band. 92 S. Mit 2 Illustr.

Sehr beachtenswert sind namentlich die Erinnerungen an Jean Paul von Dr. Adam Wolf und die Gestalten aus Wallensteins Umgebung von Dr. Hallwich. Wertvoll ist auch Johns Schilderung des Karlsbader Lebens im Herbst. Die Ausbeute an Modernem ist noch ziemlich mager. Die Grenzorte des Gebietes: Nürnberg, Bayreuth und Prag sollten intensiver beigezogen werden. Auch gegen Süden gäbe der bayerische Wald mit Regensburg und Passau gewiß manchen kulturhistorisch wie modern anregenden Beitrag. Wir wünschen dem interessanten Unternehmen kräftige Entwickelung. C.

Von Paolo Mantegazza, dem Verfasser von „Physiologie der Liebe", „Hygiene der Liebe" und vielen anderen, auch in Deutschland vielgelesenen Büchern erscheint in der von Joseph Kürschner herausgegebenen Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ein neues Werk. Es ist betitelt: „Die Kunst zu heiraten" und behandelt in geistreicher Weise alle Fragen, die bei dem wichtigsten Schritt im Leben des Menschen in Betracht kommen. Mantegazza äußert seine Ansichten und Erfahrungen ohne Scheu, die Ergebnisse seiner umfassenden Beobachtungen und Studien freimütig, ohne jede Zurückhaltung, und er kann das ruhig thun, denn bei dem sittlichen Ernst, der aus allen seinen Werken spricht und in seiner Eigenschaft als Ausländer darf er wohl erwarten, daß auch diese neueste Arbeit in keiner Weise in Deutschland verdächtigt wird. In Deutschland ist es bekanntlich nur dem deutschen Schriftsteller verwehrt, in den wichtigsten Lebens- und Gesellschaftsfragen sich vollkommen freimütig zu äußern. Der Ausländer ist in unserem Schrifttum ein durchaus freier Mann, denn der von jeher national schlecht erzogene Reichsphilister sieht in ihm einen Menschen höherer Gattung, dem er keine Knechtsgesinnung und kein Knechtsbenehmen zuzumuten wagt. Wenn deutsche Lehrer, Professoren, Schriftsteller über das Liebes- und Eheleben in der Weise des italienischen Professors und Senators Mantegazza geschrieben hätten, würden sie sich um Ehre und Stellung gebracht haben. Aber dem Italiener wird das, was dem Deutschen bei Deutschen Schmach brächte, in Deutschland zum Ruhme gerechnet. So sehr sind wir um moratische Selbstachtung und Feinheit gekommen, so sehr ist unsere soziale und nationale Moral auf dem Hund.

M. G. C.

Die freie Volksbühne in Berlin veranstaltet im August dieses Jahres zur Feier ihres zweijährigen Bestehens ein Waldfest, als dessen Hauptstück ein kleines Festspiel aufgeführt werden soll. Der Verein ladet Dichter, die ihm Freund sind, ein, eine geeignete Dichtung zu verfassen und setzt zu diesem Zweck einen Ehrenpreis von 100 Mark aus, wobei jedoch das Eigentum des Werkes dem Dichter verbleibt. — Das Festspiel soll höchstens eine halbe Stunde spielen und sich für eine improvisierte Bühne im Freien eignen; alles übrige bleibt dem Dichter überlassen. — Die Stücke müssen, anonym, mit einem Sinnspruch versehen und mit einem verschlossenen Couvert, das denselben Sinnspruch als Aufschrift trägt und den Namen des Autors enthält, bis spätestens 15. Juni an Bruno Wille in Friedrichshagen eingesandt werden. X.

In der flottgeschriebenen und mutvoll für echt moderne Kunst eintretenden „Revue d'art dramatique" findet sich ein geistreicher Aufsatz aus der Feder Adrien Wagnon's über die letzte Theatersaison in Wien, Berlin und München. Was der Verfasser über l'Obstacle von Alfons Daudet sagt, und die gerechte Würdigung, die er einem Gerhardt Hauptmann, Bleibtreu, und Ibsen zu teil werden läßt, beweist uns, daß die Franzosen gar nicht die Chauvinisten sind, als welche sie uns von einer hyperpatriotischen Presse unermüdlich dargestellt werden. Im Gegenteil, Lob und Tadel werden in so ruhiger und gerechter Weise verteilt, daß sich mancher deutsche Kritiker ein Beispiel daran nehmen könnte. M—n.

Unter verschiedenen Eingängen fällt mir folgendes charakteristisches Cirkular in die Hände: „Zur geneigten ernsten Beachtung. Die Mai-Ausgabe 1892 der „Kritischen Rundschau auf dem Gebiete der Unterrichtslitteratur," herausgeg. von Dr. J. Moltmann; mit Anhang: „Central-Anzeiger für die deutsche Lehrerwelt" mahnt! Kostenfreier Versand an 1000 deutsche Lehranstalten. Honorar für Besprechungen von 10—15 Zeilen 4 Mk., von 25—30 Zeilen 8 Mk., von 50 und mehr Zeilen 15 Mk. Geiegentliche Wiederholungen gratis. Insertionsgebühr pro Halbzeile 30 Pf., pro Ganzzeile 50 Pf. Gefällige Aufträge werden baldigst erbeten. Man adressiere an Moltmanns Verlag, Hamburg-Hohenfelde." Das ist wenigstens klar und deutlich, und die Leser dieser „Kritischen Rundschau" wissen demnach, was die Besprechungen dieses Organs wert sind. M—n.

Ein litterar-psychologisches Problem. Im vorjährigen Novemberheft dieser Zeitschrift machte Herr Max Hoffmann gelegentlich einer Besprechung der „Episoden" dem Verfasser derselben, Herrn Richard Zoozmann, den Vorwurf, in seinen Publikationen hie und da allzu eifrig nach fremden Mustern zu arbeiten. Als Beleg dafür wies er auf einen Zyklus der betreffenden Sammlung hin, betitelt „Ein Dichter", der seiner Meinung nach eine derartige Ähnlichkeit mit meinem „Phantasus" zeigt, daß er nicht Anstand nahm, folgenden Satz niederzuschreiben: „Nicht nur in der Idee, sondern auch in Einzelheiten ist Zoozmann durch dieses Original beeinflußt worden." Sodann, als Versuch eines Beweises für diese Behauptung, folgte eine Gegenüberstellung von je 8 Stellen beider Zyklen in der Anzahl von zusammen 76 Zeilen.

Im Dezemberheft der Breslauer „Monatsblätter" (!) beeilte sich dann Herr Richard Zoozmann, diese Ähnlichkeiten, von denen übrigens Herr Max Hoffmann noch ausdrücklich bemerkt hatte, daß sie nicht die einzigen gewesen wären, die ihm aufgefallen, nur „einige" und „äußerliche" zu nennen und einem etwaigen häßlichen Verdachte von Seiten Böswilliger, deren es ja allerdings leider nie mangelt auf dieser schlechten Welt, zumal in solchen Fällen, schon dadurch zuvorzukommen, daß er darauf hinwies, wie ja seine „Neuen Dichtungen", in denen sein betreffender Zyklus zum ersten Male veröffentlicht ward, wenn freilich auch nur erst in außerordentlich abgekürzter Form, bereits „in demselben Jahre" erschienen sei, wie mein „Buch der Zeit"; nämlich 1885.

Dazu bemerke ich: erstens, daß ich zu meinem wirklich aufrichtigen Bedauern Herrn Richard Zoozmann, der die von Herrn Max Hoffmann angeführten Ähnlichkeiten zwischen unseren beiden Zyklen nur „einige" und „äußerliche" nennt, nicht recht beistimmen kann. Ich finde sie im Gegenteil geradezu außerordentlich! Und ich muß gestehen, daß sich dieses Gefühl in mir nicht gerade abschwächte, als ein genauer Vergleich beider Zyklen mir die Überzeugung aufdrängte, daß ich im Notfalle die Zahl der Beispiele des Herrn Max Hoffmann nicht allein mühelos würde verdoppeln können, sondern bequem mit drei multiplizieren. Und, man wird mir

das nicht übel auslegen, aber das schien mir denn doch des Guten zu viel! Sozusagen Alles, was recht ist! Doch mag meinetwegen dergleichen, wie man es nennt, „subjektiv" sein und ich lege daher keinen Wert darauf. Aber nicht ganz so wertlos und bei Seite zu schieben scheint mir das zu sein, was ich noch als Zweites auf dem Herzen habe. Nämlich daß Herr Zoozmann, während er damals seine Erklärung niederschrieb, dabei so bedauerlich wenig von seinem Gedächtnis unterstützt wurde, daß er den Erscheinungstermin seines betreffenden Buches ohne Weiteres um ein volles Jahr zurückdatierte; 1886 war es erschienen und 1885 gab Herr Zoozmann an. Ein „Druckfehler", wie er mir schrieb. Schade! Und weswegen, wenn man fragen durfte, war dieser „Druckfehler" 4 Monate lang unberichtigt geblieben? Soo? War er das? Herr Zoozmann mußte sich sehr darüber wundern. Er hatte der Redaktion eine betreffende Notiz sofort zugehen lassen! Sie konnte also nur „fortgelassen" sein; „vermutlich," wie Herr Zoozmann meinte, „wegen Platzmangel". Drei Zeilen!! Pech! Und damit sollte ich mich also zufrieden geben? Ganz und gar nicht! Herr Zoozmann war durchaus bereit, alles zu thun, was in seinen Kräften stand. Er wollte sofort noch einmal schreiben! Schön. Damit war die Sache abgethan. Also ein „Druckfehler"! Dagegen ließ sich nichts einwenden. Solche passieren. Nur frage ich Herrn Zoozmann, weswegen dann überhaupt jene „Erklärung"? Mit „Druckfehler", damals, entkräftete sie den Verdacht, gegen den sie sich richtete, ohne „Druckfehler", heute, fordert sie ihn ganz im Gegenteil geradezu erst heraus! Denn ich bitte Herrn Zoozmann, durchaus berücksichtigen zu wollen, daß sein „Druckfehler" nur insofern einer war, als er sich auf sein eigenes Buch bezog, auf seine „Neuen Dichtungen": denn das „Buch der Zeit" ist thatsächlich 1885 erschienen, ganz wie Herr Zoozmann angiebt, und zwar, falls das interessieren sollte, bereits im Juni. Mithin, wozu, frage ich, damals jene Erklärung? Was für einen Zweck hatte sie?

Dann fällt mir heute das diesjährige Januarheft dieser Zeitschrift in die Hände, und — wer beschreibt mein Erstaunen? — ich ersehe aus ihm, daß Herr Zoozmann, dem die Kritik des Herrn Max Hoffmann nicht gerade angenehm gewesen zu sein schien, auch diesem versichert hat, seine „Neuen Dichtungen" wären bereits „in demselben Jahre" erschienen wie mein „Buch der Zeit". „Ende 1885." Groß und breit steht's da. Seite 134. Oder hat auch der betreffende Setzer der „Gesellschaft" sich wieder vergriffen? Und zwar genau wieder an derselben Stelle und mit genau wieder derselben Zahl? Herr Richard Zoozmann wird mir hoffentlich zugeben, daß dieses für ihn zum mindesten fatal ist. In beiden Erklärungen, in zwei verschiedenen Zeitschriften, an ein und derselben Stelle ein und derselbe „Druckfehler"! Und noch dazu, ich wiederhole das, ein Druckfehler, der, wenn man ihn rektifiziert, genau das Gegenteil sagt von dem, was, wie mir scheint, hatte gesagt werden sollen. Deprimierend!! —

Zum Schluß, um jedem etwaigen Mißverständnisse auch nur ja aus dem Wege zu gehen! Ich behaupte nicht, daß Herr Zoozmann von mir, wie er sich ausdrückt, „abgeschrieben" hat. Das wäre zu unhöflich. Herr Zoozmann hat eben bereits ausdrücklich versichert, daß das nicht der Fall gewesen, und das genügt mir. Aber was ich behaupte, ist, daß ich diese ganze Geschichte mit unsern beiden Zyklen nicht begreife! Daß sie mir echappiert! Daß sie mir meine Psychologie über den Haufen rennt! Und, man verzeihe mir, aber das beschämt mich! Beschämt mich tief! Angesichts einer derartig kleinen und, was weiß ich, vielleicht höchst simplen Affaire ein derartiges Geständnis. Welch ein testimonium für meine Intelligenz!

Berlin, 30. März 1892.

Arno Holz.

Die Alkoholfrage. Ein Vortrag von Dr. med. G. Bunge, ord. Professor der physiologischen Chemie an der Universität Basel. Nebst einem Anhange: Ein Wort an die Arbeiter. Basel, Verlag des Vereins zur Bekämpfung des Alkoholgenusses. 1891. 31 S.

Nächst der Schrift „Aus dem Tagebuche eines Enthaltsamen“ (Dresden, Pierson, 50 Pf.) von dem Dichter M. v. Stern gehört dieser Vortrag des Professors Bunge wohl nicht bloß sachlich, sondern auch litterarisch zum Bedeutendsten, was bisher in deutscher Sprache über die Alkoholfrage erschienen ist. Es ist zweifellos eine Pflicht aller Edelgesinnten, dieser Frage die ernsteste Aufmerksamkeit zu widmen, wenn die Rede von der Wiedergeburt und der geistigen und sozialen Zukunftsbedeutung unseres Volkes nicht eine leere Phrase bleiben soll. An dem Gezeter der pfäffischen Temperenzler wie an den polizeimäßigen Ausklüglern von Trunksuchtsgesetzen, denen nur an neuer Bedrückung und Freiheitsberaubung der Gesellschaft gelegen ist, geht der gebildete Mann und Menschenkenner mit Verachtung vorüber, während er dem Naturforscher, dem Arzt, dem Dichter und Menschenfreund willig Gehör schenkt. Wir empfehlen dabei auch die Beilage zu diesem Hefte geneigter Aufmerksamkeit. Prosit! M. G. C.

Neues Preisausschreiben.

Unser herzlieber alter Landedelmann im Norden sendet uns eine zweite Preisgabe im Betrage von **vierhundert Mark**. Dieselbe soll, zerlegt in 250 und 150 Mark, den beiden besten Arbeiten über **die zweckmäßigsten Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse** zuerkannt werden. Trotz aller civilisatorischen Fortschritte ist das Menschenmaterial minderwertig geworden. Es hat sich eine förmliche Kulturkrankheit herausgebildet, die uns körperlich und geistig mehr und mehr herunterbringt. Das trostlose Bild, welches die heutigen sozialen und politischen Zustände gewähren, ist zum nicht geringen Teile auf die psychophysiologische Entartung der herrschenden wie der dienenden Klassen zurückzuführen. Wir laden unsere Mitarbeiter und Freunde ein, uns in einer kurzen, klaren Arbeit — nicht über einen Druckbogen der „Gesellschaft“ — rückhaltlos ihre Gedanken zu entwickeln, **wie hier Besserung zu schaffen**, damit wir zu einem **erziehungswürdigen Geschlechte gelangen, das den großen Aufgaben der Zukunft gewachsen ist und uns über das Dekadenzelend der Gegenwart in eine gesündere, freudigere Lebensepoche hinüberleitet.**

Die Arbeiten sind in der üblichen Form bis zum 31. Oktober 1892 an die Redaktion der „Gesellschaft“ einzusenden. Das Preisgericht wird aus einem Mediziner, einem Soziologen und einem Philosophen bestehen, die Verkündigung des Spruchs und Auszahlung der Preise am 1. Januar 1893 erfolgen. Die preisgekrönten Arbeiten werden in der „Gesellschaft“ veröffentlicht.

München, Februar 1892. **Dr. M. G. Conrad.**

☞ Wir bitten, fortan **sämtliche Manuskriptsendungen** u. s. w. **ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft“,

K. K. Hofbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

Form 9584